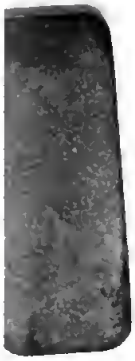
Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck

Ger 45.1.30



HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

XVII. Jahrgang.

Kiel 1907.

Druck von A. F. Jensen.

Digitized by Google

Gen 45.1.30
✓

HARVARD COLLEGE
OCT 2 1939
LIBRARY
Ingraham fund

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem Stern bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

Andresen, L., Die goldenen Hörner von Gallehus. XXIX.
Hansen, P., Der Hirtenstein 272.
*Konstmann, F., Die historischen Runensteine aus der Umgegend Schleswigs 153.

Biographien.

*Brügge, K., Julius Wichmann, ein plattdeutscher Dichter und Dramatiker. 267.
Bruhn, E., Johann Rist aus Wedel 57.
—— Rechenmeister Jochim Klindt in Ahrensburg 167.
Dücker, J. Fr., Eine interessante Persönlichkeit aus den Jahren der Erhebung (Helgesen) 82
*Hansen, R., Menna Simonis in Holstein 101.
*Jessen, W., Der Alchymist Graf St Germain 40.
*Kammerhoff, E., Prinz Emil von Schoenaich-Carolath 273.
*Magnussen, H., Christian Karl Magnussen 225
*R., Franz Christopher Reimers 201.

Erzählungen, Skizzen.

Brüdt, J., Trina Treede. 15.
Möller, V. P., Das Theater in Keitum. 259.
*Witt, G., Badeleben in Wyk auf Fähr im Sommer 1906. 129.

Gedichte.

Dethleffs, S., Schleswig-Holsteins Gegenwart. 72 (vgl 125).
Mewis, M., Der Warnspruch. 88.
—— „Gratmodder, hüpp!“ 109.
P, J., Unser Glück daheim 170.
Schröder, G., Unser Land und unser Lied 8
—— Stimmen der Heide. 191.
Schweim, A, Das Heidehaus 141
Suck, J, Mein Vaterhaus. 208. Weihnachtsfrieden 282.
Tränckner, Chr, Heidemädchen. 113.
R A., Saga aeterna. 167.

Geschichte.

Christiansen, D. R., Der Große Kurfürst in Sonderburg. 97
Detlessen, Die ältesten Nachrichten über den deutschen Norden 1
v. d. Wahl, C., Vom dreißigjährigen Krieg in Nordfriesland. 142.

Kulturgeschichte.

*Bohnsack, K., Taufe und Begräbnis in den Vierlanden um das Jahr 1850. 53 (vgl. 152).
Fuchs, Die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert 249.
Hinrichsen, Altdeutscher Kulturrest auf den Halligen. 118
Hoeck, J, Gerichtsverfahren aus Angelns alten Tagen. 125.
Jensen, Chr., Was man um 1670 an Vieh, Hausgerät usw in einem Sylter Predigerhause fand 221.
*Jessen, W., Der Alchymist Graf St. Germain 40.
Körner, R., Aus der Sammlung hamburgischer Altertümer. 126.
—— Tischgebet eines Grobianus 126.
—— Lebensmittelpreise in Hamburg im Jahre 1662 152.
—— Notiz aus der handschriftlichen hamburgischen Chronik Hannibals. XXIX (vgl. 224).
Lembke, W F., Hochdeutsch und Plattdeutsch 114. 137 186.
Mittgaard, Die Musikantenwirte in Weesby. 291 (vgl. 209).
Nannsen, W, Eine Anfrage des Magistrats in Tondern vom 18. August 1607 betr. Zauberei. 96.
Radunz, Einiges über die Anfänge der Dampfschiffahrt in der Ostsee 282.
*Rathje, J., Die Musikantenwirte in Weesby 209 (vgl. 291).
Rosenkranz, Woldemar Freiherr Weber von, Schleswig-holsteinischer Adel in Märchen und Sage. 256
Schnack, E, Münzfunde auf Kirchhöfen 124 (vgl 176).
Schröder, G., Aus der Zeit der Leibeigenschaft. 25 (vgl 76). 51. 75. 93.
—— Zu Urgroßvaters und Großvaters Zeiten. 104.
Schröder, Die Fremdentrauungen auf Helgoland 121.
Seitz, Was vor etwa 150 Jahren in der Herrschaft Breitenburg zum Abschied ausbedungen wurde. 245.
—— Zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts 272.
Studt, Der Bureutlaas in Westerau. 292.
Stütz, Ein historisches Denkmal. XLVI.
Wiedenfeld, F., Eine Kindtaufe in Nordschleswig vor 40 Jahren 191.

Kunstgeschichte.

Lorentzen, F, Eine Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde 95.
* —— Eckernförder Fayencebecken. 209 (vgl 218). Ein Silberschälchen mit Inschrift. 294
*Magnussen, H, Christian Karl Magnussen. 225.
Schölermann, Farbige Kieler Häuser. 170.

Landeskunde.

*Andresen, L., Troiburg. 179 (vgl 248).
*Büchel, C., Hamburgs Wälle und Wallanlagen in ihrer Entwicklung vom 17. bis zum 20. Jahrhundert 212. 234.
Diestelhorst, F, Die Rathmannsdorfer Schleuse des Eiderkanals. XXXIII.
*Gisewsky, R., Drei Naturdenkmäler bei Königsförde. 123.
Das offizielle Bestehen der Harden im Kreise Tondern. 126.
Hartnack, C., Vom Nordstrander Dammbau 150
*Kack, Chr, Die Königsburg. 10.
*Körner, R., Das Nordseebad Sankt Peter. 77.

Literaturgeschichte.

*Brügge, K., Julius Wichmann, ein plattdeutscher Dichter und Dramatiker. 267.
Bruhn, E., Johann Rist aus Wedel. 57.
Fischer-Benzon, R. von, Die schleswig-holsteinische Landesbibliothek in Kiel. 177.
*Kammerhoff, E., Prinz Emil von Schoenaich-Carolath 273.
*Lodsien, W., Wilhelm Jensen zum 70 Geburtstag. 29
Tränckner, Chr., Zwei dänische Volksballaden. 242.

Märchen, Sagen.

Carstens, H., Gah tom Düwel! 240.
Hoeck, J., Angler Sagen. V.
Petersen-Kühn, Der wunderbare Ring. 45.
Studt, G. Fr., Slyngsteen. Eine Sage aus Nordschleswig.

Naturkunde.

Christiansen, A., Pflanzen- und Tierleben im Knick. 34 66.
Christiansen, H., Die Halligflora 194
Grundsätze für die Wirksamkeit der Naturdenkmalpflege in Preußen. 185.
Hinrichsen, Die Herstellung des Brennmaterials auf den Halligen. 72
*Lorentzen, F., Die Streifenbarbe. 247
— Der Schwertfisch 271.
— Aus der Vogelwelt. XXXVII. Der Eichsenhecht 290.
Magnussen, H., Ortssinn bei Enten 125.
*Philippsen, Naturgeschichtliche Studien im Treibsel der Nordsee. 88. 110
Schnack, E., Massenweises Auftreten der Holztauben 97.
— Ein eigenartig geformter Eichenzweig. 125.
— Volkskundliches über Pflanzen und Pflanzennamen im nördlichen Angeln. 175.

Plattdeutsch.

Meyer, G. F., Hirtenreime. 173.
— Neckreime 147.
— Tanzreime 92
— Plattdeutsche Redensarten von kirchlichen und religiösen Dingen. 23.
Carstens, H., Gah tom Düwel! 240.

Volkskunde.

Carstens, H., Himmelsbriefe. 174.
Christiansen, H., Eine eigenartige Sitte auf Nordstrand. 223.
Feste und Spiele des deutschen Landvolks. 223.
Meyer, G. F., Wolf (Fuchs) und Schafe (Gänse). 218
Hirtenreime. 173. Neckreime 147. Tanzreume. 92.
Plattdeutsche Redensarten von kirchlichen und religiösen Dingen 23.
Schnack, E., Volkskundliches über Pflanzen und Pflanzennamen im nördlichen Angeln. 175
Studt, Der Burenklaas in Westerau 292.

Verschiedenes.

Laß, J., Stiftungsfest der plattdeutschen Vereinigung Quickborn. 151.
Eingegangene Bücher. II. VI. IX. XXX. 28. 128. 153. 248. 296.
Anfragen. 100. 223. 293
Bücherschau.
Braeß, M., Jahrbuch für Vogelfreunde 52
Dücker, J. Fr., Bilder aus der schleswig-holsteinischen Geschichte. 96.
Fehrs, Maren. 295
Harzen-Müller, A. M., Plattdeutscher Liederkatalog 224.
Hornig, H., In Schummern alleen. 76.
Kammerhoff, Paul Gerhardt 294.
Kinder, J., und Stüben, P., Das Nordseebad Büsum 100.
Klein, L., Charakterbilder mitteleuropäischer Waldbäume. 127.
Körner, M., Historische Streifzüge im Flußgebiet der Bille 127.
Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zu einander und zur Pflanzenwelt XXX.
Kuhnert, Farbige Tierbilder. XLVII.
Mandée, M., Jahrbuch für Aquarien- und Terrarienfreunde. 52
Michael, E., Führer für Pilzfreunde. 248.
Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. 18 Heft. 127.
Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, 22. Heft. 100
Aus der Natur. Zeitschrift für alle Naturfreunde. II.
Oldekop, Topographie des Herzogtums Schleswig XLVI.
Osten, H. H von, Schleswig-Holstein in geographischen und geschichtlichen Bildern. 52
Petersen, Kiekinnewelt. 294.
Plehn, M., Die Fische des Meeres und der Binnengewässer XLI.
Raben, J., Führer durch das Wittstedter Gräberfeld. 224
Radunz Hundert Jahre Dampfschiffahrt 1807—1907. XLVI.
Schlantjer, E., Mein Freund Niels und anderes 76.
Schleswig-holsteinische Trachtenbilder 176.
Westphal, C., Schlump Geschichtliches und Kulturgeschichtliches. 99 (ogl 128).
Wulf, E. L., Gedichte 76
Vereinsangelegenheiten.
Vereinsgabe I. 28 V. IX. XIV. XXI. XXV. XXIX. XXXIII. XXXVII. XLI.
Zur Nachricht II. VII XIV. XLII.
Generalversammlung XIV.
Mitglieder III VII. X. XIV. XXII. XXVI. XXX. XXXIV. XXXVIII. XLII. XLVII.
Satzungen VI.
Nachruf. XIII.
Bericht über die Generalversammlung. 288.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 1. Januar 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 2800.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Detlessen, Die ältesten Nachrichten über den deutschen Norden. — 2. Schröder, Unser Land und unser Lied (Gedicht.) — 3. Kock, Die Königsburg. (Mit Bildern.) — 4. Brüdt, Trina Treede. — 5. Meyer, Plattdeutsche Redensarten von kirchlichen und religiösen Dingen. — 6. Schröder, Aus der Zeit der Leibeigenschaft. — 7. Vereinsgabe (Bild). — 8. Eingegangene Bücher.

Kassennotiz: Zur gef. Benutzung für die Einsendung des Jahresbeitrages für **1907** ist den auswärtigen Mitgliedern mit dem **Januarhefte** der „Heimat" ein **Postanweisungsformular** überwiesen worden. — Um Angabe der den Adressen vorgedruckten **Mitgliedsnummern** wird dringend gebeten. — Allen Geldsendungen wolle man das **Postbestellgeld** hinzufügen.

Vereinsgabe 1907

Als

bieten wir unsern Mitgliedern auf vielseitigen Wunsch wieder ein heimatliches Landschaftsbild an, die in Heft 1 der „Heimat" 1907, S. 28, in Abbildung gezeigte prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Uglei see.

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.** resp. in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, resp. **1,60 M.**

Jedem Mitgliede steht der Bezug je eines Exemplares der Größe I und II zu. Bei Bestellung mehrerer Bilder gilt für die angelegten Exemplare nur der Preis wie bei der Entgegennahme in Kiel. Die neue Vereinsgabe, die wir noch vor Weihnachten zum Versand bringen konnten, ist bereits in **70**, bezw. **20** Exemplaren bezogen worden. Die erfreuliche Aufnahme des neuen Heimatbildes läßt noch zahlreichere Bestellungen erwarten. Dieselben sind unter postfreier Einsendung des Betrages an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel**, Adolfstr. 56 p., zu richten.

Kiel, den 27. Dezember 1906. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

Von unserer **Vereinsgabe 1906**
C. L. Jessen, „Sitzung einer Gemeindevertretung"
stehen unsern Mitgliedern nur noch **einige wenige** Exemplare zum bisherigen bekannten Vorzugspreise zur Verfügung. Nach Verkauf derselben wird diese Reproduktion, die dann in **400** Exemplaren abgegeben ist und nicht allein in unserer Provinz und im

Digitized by Google

deutschen Reiche, sondern auch in Nordamerika und Südafrika unter unsern Vereinsmitgliedern Freunde gefunden hat, nur noch im Kunsthandel (Ladenpreis 10 ℳ) zu beziehen sein.

Dem Schöpfer des schönen volkskundlichen Bildes, unserem Mitgliede Herrn **C. L. Jessen** in **Deezbüll**, der unserer Anregung gern folgte, die Reproduktion veranlaßte und die Bilder unserm Verein zum Vorzugspreise zur Verfügung stellte, sei auch an dieser Stelle für sein freundliches Entgegenkommen der Dank unseres Vereins ausgesprochen.

Kiel, den 27. Dezember 1906. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

Bücherschau.

Aus der Natur. Zeitschrift für alle Naturfreunde. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Dr. W. Schoenichen, Schöneberg-Berlin. 1. Jahrgang 1905/06. Mit 13 farbigen und 10 schwarzen Tafeln, sowie 544 Abbildungen im Text. Leipzig: Erwin Nägele (1906). XII u. 768 S.; 8°. Geb. 9 ℳ. — Naturwissenschaftliche Zeitschriften kommen und gehen. Heutzutage bedingt in erster Linie die illustrative Ausstattung den Wert einer solchen Zeitschrift; an tüchtigen, arbeitsfrohen Mitarbeitern ist im Deutschen Reiche kein Mangel, wenn dem Redakteur nur ein leistungsfähiger und opferungsfreudiger Verleger zur Seite steht, ein Verleger, der sich auch sonst durch gute Verlagswerke in der Geschäftswelt und unter Bücherfreunden einen klangvollen Namen erworben hat. Vorliegende Zeitschrift ist unter einem besonders glücklichen Stern geboren, und ihr Verleger, Erwin Nägele, allein durch die Schmeilschen Werke sattsam bekannt, hat sie nicht betrogen. Ich kenne keine andere Zeitschrift, welche bei aller Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit den wahrhaft volkstümlichen Ton so zu treffen weiß, welche sich — trotz unserer Zeit — vor spekulativen Naturbetrachtungen so zu hüten versteht, welche zudem so prächtig und reichhaltig (13 farbige Tafeln!) ausgestattet, in Umschlag, Papier und Druck so vorzüglich ausgerüstet ist, wie gerade diese, von der ich nur wünschen kann, daß sie namentlich in Lehrerkreisen recht weite Verbreitung finden möchte. Auf Einzelheiten einzugehen, ist wegen Raummangels nicht zulässig. Es gereicht der Zeitschrift zu einem besonderen Verdienst, daß sie auch die sonst leider vielfach so stiefmütterlich bedachte Geologie in weitem Umfange berücksichtigt. Meine Erfahrungen als derzeitiger Herausgeber der naturkundlichen Zeitschrift „Nerthus" lassen nur eines noch zu wünschen übrig: den Ausbau der „Kleinen Mitteilungen," des „Sprechsaales" und des „Briefkastens"; denn gerade durch diese Institutionen einer Zeitschrift wird es möglich, die Leser zu eigenen Beobachtungen, zum eigenen Nachdenken, zu regem Wissensdurste zu erziehen. Sammler und Naturliebhaber wünschen sicherlich auch noch in dem Umschlage einen breiteren Tummelplatz ihrer Interessen zu sehen. Die Zeitschrift erscheint zweimal monatlich und wird hiermit allen Naturfreunden aufs wärmste empfohlen.

Barfod.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig: Helene Waldaestel, Neue Gedichte; Karl Bienenstein, Aus Traum und Sehnsucht, Neue Gedichte; Eduard Bacher, Die letzte Schrift, ein Rückblick in das Leben eines Vergessenen. — Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Hermann Graef: Annette v. Droste-Hülshoff, Wilhelm Hauff, Pareival und Faust, Friedrich Hebbel, Ulrich Braeker, Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker, Robert Reinick, Friedrich Nietzsche als Lyriker, K. E. Knodt, die Dorfgeschichte in der modernen Literatur, der lutherische Charakter in Goethes Faust, Nikolaus Lenau, Peter Rosegger, das Erwachen und Werden des Dichters in Schiller. — Aus Seyferts Verlag in Dresden: Amalie Jessen, Die bürgerliche Küche für alle Tage des Jahres, ein zuverlässiges und leichtfaßliches Lehrbuch der Kochkunst. Preis 3,50 ℳ.

Ellerbek bei Kiel. Eckmann.

Zur Nachricht.

1. Von vorliegender Nummer unserer Monatsschrift stehen unsern Mitgliedern Exemplare für Werbezwecke zur Verfügung; auch ist die Expedition bereit, Probehefte an uns aufgegebene Adressen zu versenden.
2. Die diesjährige Generalversammlung wird in der Pfingstwoche in **Kappeln** tagen. Anmeldungen auf Vorträge, Mitteilungen, auf Satzungsänderungen und sonstige unser Vereinsleben betreffende Wünsche nimmt der Unterzeichnete entgegen.
3. **Wer versäumt hat, seinen Austritt bis zum Ende dieses Jahres (1906) anzumelden, ist laut § 8 unserer Satzungen auf ein weiteres Jahr zur Mitgliedschaft verpflichtet.**

Kiel, Ende Dezember 1906. Der Schriftführer:

Geibelallee 2. H. Barfod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 1. Januar 1907.

Die ältesten Nachrichten über den deutschen Norden.

Vortrag auf der General-Versammlung zu Glückstadt am 9. Juni 1906

von dem Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Detlefsen in Glückstadt.

Der älteste Geschichtschreiber, der eine ausführliche Schilderung Deutschlands entworfen hat, ist der Römer Tacitus (100 n. Chr.) Er hielt die Germanen für eine ungemischte Rasse, im eignen Lande entstanden, ohne Zuschuß aus der Fremde; denn wer in alten Zeiten seinen Wohnsitz verändern wollte, sei nicht zu Lande, sondern zu Schiff ausgezogen, und noch zu seiner Zeit werde der unendliche, Germanien bespülende Ozean nur selten vom Mittelmeer aus befahren. „Wer hätte überhaupt, abgesehen von den Gefahren des rauhen und unbekannten Meeres, Asien oder Afrika oder Italien verlassen mögen, um Germanien aufzusuchen, dessen Länder wüst, dessen Klima rauh, dessen Kultur und Aussehen traurig sei; höchstens könne das einer tun, der von dorther stamme."

Von der Art, wie sich die Völker der Urzeit verbreitet haben, macht sich Tacitus und seine Zeit noch keine klare Vorstellung; er denkt nur an die Besiedelung der Mittelmeerküsten durch Phönizier, Kleinasiaten und Griechen. Wenn er hinzufügt, daß höchstens ein Germane aus dem Süden wieder nordwärts ziehe, so boten ihm Beweise dafür die deutschen Söldner, die zu seiner Zeit in der Leibwache der römischen Kaiser dienten und nach abgeleisteter Dienstzeit mit Ehrenzeichen geschmückt und mit römischem Gelde abgelohnt in die Heimat entlassen wurden.

Und doch scheint Tacitus darin Recht zu haben, daß er die älteste Einwanderung der Völker in den Norden zur See geschehen ließ; er ahnte jedoch nicht, inwiefern er das Rechte traf. Ganz Norddeutschland, auch zum Teil das östliche, sowie Dänemark und Südschweden, ferner aber England, Nordfrankreich, Portugal und Westspanien sind reich an unter- und überirdischen Steinbauten, die hauptsächlich als Gräber, zum Teil aber wohl auch als Wohnungen dienten. Sie bestehen aus Steinblöcken, manchen von sehr beträchtlicher Größe, und gehören einer Urzeit an, aus der jegliche geschichtliche Erinnerung fehlt. Aus derselben Zeit stammen die großen Anhäufungen von Muschelschalen, besonders an den Ostseeküsten unserer Länder, die Überbleibsel von Mahlzeiten, die dort Jahrhunderte lang von den Umwohnern gehalten wurden. Sie gehören der Steinzeit an; denn meistens aus Stein, daneben jedoch aus Knochen, Holz, Bernstein sind die Werkzeuge und Schmucksachen verfertigt, die man in ihnen findet. Es ist nur eine der Wahrheit sich nähernde Vermutung, wenn dänische

Gelehrte die Dauer der Steinzeit von ungefähr 3000 bis gegen 1000 vor Christi Geburt ansetzen. Aber welchem Volke jene Werke zuzuschreiben sind, und welcher Rasse es angehört hat, ist uns völlig unbekannt. Da sich jedoch dieselben Bauwerke längs der ganzen Nordküste Afrikas finden, und zwar nirgend in größerer Menge als eben da, so ziehen neuere Forscher den naheliegenden Schluß, daß die Erbauer der Steindenkmäler von dort ihren Ausgang genommen haben, und daß sie zur See längs der Küsten von Afrika und Westeuropa bis in unser Land vorgedrungen seien.

Auf die Steinzeit folgte der Gebrauch der Bronze, die von einem andern Volke, wahrscheinlich den einwandernden Germanen, von Südosten her aus den alten Kulturländern Asiens eingeführt wurde. Geschichtliche Kunde haben wir auch von dieser Zeit noch nicht, deren zum Teil kunst- und geschmackvolle Arbeiten, auch in Gold, zahlreich in unserm Lande gefunden werden. Die Gelehrten setzen ungefähr das Jahr 400 v. Chr. G. als die Zeit an, in der das Eisen den Völkern des Nordens bekannt wurde. In dieser Zeit beginnt die Geschichte unseres Landes langsam aufzudämmern.

Ein auch mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüsteter Kaufmann Pytheas aus der griechischen Kolonie Massilia (Marseille) war der erste, dem wir eine Kunde von der Nordsee und den sie umgebenden Ländern verdanken. Er suchte hier die schon den Karthagern bekannten Ursprungsländer des seltenen und kostbaren Zinns und des Bernsteins. Pytheas umfuhr um 325 zuerst Britannien bis zu den Shetlands, hinter denen sich ein träges, geronnenes und gefrorenes Meer ausbreite, dann das deutsche Festland vom Kenter Vorgebirge längs der Scythenküste (so hieß damals noch das ganze Gebiet östlich von der Rheinmündung). Er nennt sie ein 6000 Stadien = 150 M. langes aestuarium, d. h. ein von der Flut bald mehr, bald minder bedecktes Flachland, eine unbedeichte Marsch mit zahlreichen Wasserläufen.

Eine eingehende, wohl noch auf ihn zurückgehende Schilderung dieser Küste verdanken wir dem römischen Schriftsteller Mela aus den ersten Jahrzehnten nach Chr. G. „Die Ufer nehmen in ihrem Schoße das Meer auf, das sich nirgendwo weit ausbreitet und nirgendwo einem Meere ähnlich ist; es fließt vielmehr in einzelnen Wasserläufen durcheinander, die oft über die Ufer treten und wie Flüsse zügellos ineinander übergehen. Näher der Küste wird es von den Ufern nicht weit voneinander entfernter Inseln eingeschlossen und verläuft überall in ziemlich gleicher Breite wie eine enge Straße; allmählich bildet es eine Bucht und wendet sich in einem weiten Bogen um." Man erkennt die zwischen den Inseln und Halligen sich verzweigenden Priele und Wasserläufe, die mit der Flut sich allmählich füllen, ganz wie wir es noch jetzt an der schleswigschen Westküste betrachten. Doch gab es damals wohl noch mehr über die gewöhnliche Flut hervorragende Strecken als jetzt. Aber auch die dithmarsische Küste sowie die Länder um die Mündungen der Weser, der Ems, des Rhein und der Schelde müssen, bevor sie eingedeicht waren, denselben Eindruck gemacht haben.

Noch im 1. Jahrhundert schildert uns der römische Schriftsteller Plinius, der als Offizier die Wesermarsch kennen gelernt hatte, in anschaulicher Weise deren Aussehen:

„In weiter Bahn ergießt sich dort zweimal im Verlauf eines Tages und einer Nacht der Ozean über das Land und wird in ungemessener Weite vorwärts getrieben, ein wechselsweise umstrittenes Gebiet der Natur bedeckend, von dem es zweifelhaft ist, ob es ein Teil des Landes oder des Meeres sei. Dort wohnt ein elendes Volk auf hohen Wurten wie auf Bühnen, von Menschen-

händen aufgeworfen nach den Erfahrungen von den Erhebungen der höchsten Flut; darauf sind ihre Hütten erbaut; Schiffahrern gleichen sie, wenn die Wasser die Umgebung bedecken, Schiffbrüchigen aber, wenn sie zurückgewichen sind, und um ihre Strohdächer machen sie Jagd auf die mit dem Meere entfliehenden Fische. Ihr Los ist, kein Vieh zu besitzen, sich nicht von Milch zu nähren wie ihre Nachbarn, nicht einmal mit wilden Tieren zu kämpfen, da Strauchwerk erst fern von ihnen vorkommt. Aus Schilf und Sumpfbinsen flechten sie sich Stricke zu Netzen, die sie den Fischen in den Weg spannen, und indem sie den mit den Händen aufgefangenen Schlamm mehr in den Winden als an der Sonne trocknen, wärmen sie mit Erde ihre Speisen und den vom Nordwind starrenden Magen. Kein anderer Trunk ist da als vom Regenwasser, das in Gruben im Innern des Hauses aufbewahrt wird. Und diese Stämme sagen, fügt der Schriftsteller hinzu, wenn sie heute vom römischen Volke besiegt werden sollten, sie würden Sklaven! Ja, so ist es, viele verschont das Glück zu ihrer Strafe."

Auch die Erzählung vom Rückzug eines römischen Heeres durch die Marsch des holländischen Friesland im Jahre 15 n. Chr. G. möge hier hinzugefügt werden.

„Vitellius marschierte anfänglich über trockenen Boden, ohne durch die mäßig ansteigende Flut beunruhigt zu werden. Bald aber wurde der Heereszug durch einen Nordsturm, der mit der Tag- und Nachtgleiche zusammenfiel, zu welcher Zeit der Ozean am stärksten anschwillt, auseinander gerissen. Das Land wurde vom Wasser überströmt, Meer, Ufer, Felder hatten dasselbe Aussehen, und man konnte das Unsichere vom Festen, das Seichte vom Tiefen nicht mehr unterscheiden. Die Soldaten wurden von den Fluten niedergeworfen, von Strudeln verschlungen, Zugtiere, Gepäckwagen, leblose Körper schwammen umher, stießen aufeinander. Die Züge der Soldaten wurden durcheinander gemischt, bald ragten sie nur noch von der Brust an, bald nur noch mit dem Kopfe über die Flut empor, schließlich sank ihnen der Boden unter den Füßen weg, sie wurden voneinander gerissen und vom Wasser begraben. Worte und gegenseitige Ermunterung nützten nichts gegen das feindliche Gewässer; der Strebende unterschied sich nicht vom Trägen, der Verständige nicht vom Unverständigen, die Überlegung nicht vom Zufall; alles wurde umgarnt von derselben Gewalt des Elementes. Endlich führte Vitellius die Überbleibsel des Heeres mit großer Anstrengung auf eine höhere Stelle."

Diese Schilderungen geben uns ein offenbar der Wahrheit entsprechendes Bild von der noch ungezähmten wilden Natur unserer Nordseeküste vor dem Beginn des Deichbaus. So sah sie schon Pytheas, der aber eine Reihe bedeutsamer Angaben seiner Beschreibung hinzufügt.

Er hat uns auch den Namen dieses Küstenlandes genannt, wie er ihn ohne Zweifel aus dem Munde der Bewohner gehört hat. Er lautet nach der besten Überlieferung Metuonis und ist, wenn wir die griechische Endung is wegschneiden, unzweifelhaft deutschen Ursprungs. Metuon ist ein Plural und entspricht dem friesischen mede, altenglischen medewe, neuenglischen meadow und bedeutet „Mäheland, Wiesenland." Das Wort ist noch jetzt in zahlreichen Ortsnamen auf der ganzen Strecke des in Frage stehenden Landes erhalten. Auf Sylt zerfiel das Medeland in einzelne Meden, auf Föhr gibt es ein Medeland in Boldixum, den Flurnamen Woldmede in Ording, ein Meede in Midlum, auf Amrum eine Flur Medewalken, im eiderstedtschen Utholm ein Meedehoop, in Westerhever ein Medensham, bei Lunden an der Eider einen Ort Mahde, bei Zennhusen Mehde, bei Wollersum Metzmark, in Dithmarschen sonst noch eine Schmale Meede im Kirchspiel Wesselburen, bei Süderdeich ein

Nordmeede und Reimers Meede, in Hohenwöhrden ein Niemede und Huelkemeede, bei Büſum die Norder- und Südermeede.

Gleichartige Namen ſetzen ſich auf der hannoverſchen Elbſeite fort, wo bei Altenbruch die Medemau in die Elbe fällt, im Lande Wurſten die Flurnamen Meda, Medawecken und Medenhamme vorkommen, und ſo geht es weiter über Oldenburg und Oſtfriesland bis nach Weſtfriesland und der Provinz Holland.

Die Bewohner der Metuonis nennt Pytheas nach der beſten Überlieferung Guiones, was durch einen Fehler der Abſchreiber oder vielleicht ſchon des Pytheas ſelbſt ſtatt Inguiones verſchrieben zu ſein ſcheint; denn von Goten, die man in der bisherigen Lesart Gutones erkennen wollte, kann in dieſen Gegenden nicht die Rede ſein; ſie wohnten fernab an der Oſtſee. Der Name der Inguionen iſt uns dagegen auch ſonſt noch wohl bekannt; er bezeichnete einen die Nordſeeküſte bewohnenden Völkerbund, der ſich von den Bünden der Iſtväonen am Rhein und der Herminonen des deutſchen Binnenlandes unterſchied. Der Name iſt bei uns und in Dänemark noch in den Perſonennamen Ingo, Ingwer, Inge und Ingeborg erhalten.

Pytheas nennt in der Meeresbucht auch die eine Tagreiſe vom Feſtland entfernte Inſel Abalus, auf der Bernſtein gefunden werde, der an die Bewohner der gegenüber liegenden Küſte verkauft werde. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt unter der Inſel das gegenwärtige Helgoland zu verſtehen, das im Laufe der Zeit mehrmals ſeinen Namen geändert hat, vermutlich weil es vorübergehend verödet und dann von neuem beſiedelt wurde. Es hieß nacheinander Basilia, dann Farria, dann Fosetisland, ſchließlich Heiligland und Helgoland.

Weiter erzählt Pytheas, die Bewohner dieſer Inſel verkauften den geſammelten Bernſtein an die des nächſten Feſtlandes, die Teutonen, die dem Zuſammenhange nach einen Stamm der Guionen bildeten. Sie werden in Dithmarſchen und wohl auch noch an der Weſtküſte von Schleswig gewohnt haben. Daß ſie zwei Jahrhunderte ſpäter mit den Cimbern auswanderten, iſt weiter unten zu berichten; doch wird ein Reſt von ihnen im Lande verblieben ſein; denn der Geograph Ptolemäus zählt unter den Bewohnern unſeres Landes auch die Teutonoarier auf, die dem Zuſammenhange nach in Dithmarſchen geſeſſen zu haben ſcheinen, vielleicht auch ihren Namen dem Lande gaben.

Die Nachrichten des Pytheas vom Norden haben für ungefähr 200 Jahre keine weſentliche Erweiterung erhalten. Doch wird der einmal gefundene Weg in die Nordſee nicht wieder verloren ſein. Einiger Schiffsverkehr wird geblieben ſein, und daher ſtammen gewiß einige Schiffermärchen, die von angeblichen Völkern des Nordens reden. Die Namen dieſer ſind aber nicht wirkliche einheimiſche, ſondern von der aufgeregten Phantaſie der Schiffer erdichtet und griechiſchen Urſprungs. Die Ōonen bedeuten Eiereſſer. Der Name weiſt darauf hin, daß das Uferland, wie noch jetzt die Außendeiche, die Brutſtätte ungezählter Vogelſchwärme waren, deren Eier den Anwohnern zur Nahrung dienten. Die Hippopoden bedeuten Pferdefüßler; ſie mögen hohe Waſſerſtiefeln aus Pferdehaut getragen haben und danach von den griechiſchen Matroſen benannt ſein. Noch kühner ſcheint die Phantaſie im Namen Panotier, der Ganzohren, geſpielt zu haben, der dahin erklärt wird, daß die Ohren dieſes Volkes ihren ganzen Körper bedeckten. Sie mögen große Südweſter mit weit herabhängendem Rande oder lange Kapuzen getragen haben, wie ſie bei den frieſiſchen Frauen noch bis in die Neuzeit im Gebrauch waren. Im ganzen ſcheinen dieſe Leute aber friedlicher, harmloſer Natur geweſen zu ſein; denn wir hören nichts von Unholden und Menſchenfreſſern, wie man ſolche an anderen

Küsten des Ozeans gefunden hatte. Noch lange aber ist der Seeverkehr vom Mittelmeer nach der Nordsee von geringer Bedeutung gewesen.

Erst um 125 v. Chr. wird uns wieder ein Grieche Xenophon von Lampsacus genannt, der eine Beschreibung des nördlichen Ozeans gegeben hat. Er kannte bereits eine Insel Balcia, 3 Tagereisen von der scythischen Festlandsküste entfernt. Wahrscheinlich ist Südschweden darunter zu verstehen.

Eine größere Bedeutung erhielt der Norden für die Griechen und Römer, als im Jahre 113 v. Chr. plötzlich Völkerschwärme von dort an den östlichen Alpenpässen erschienen. Der Hauptschwarm nannte sich Cimbern d. h. Kämpfer, ein zweiter Teutonen, deren Namen bereits Pytheas kannte. Eine große Wasserflut sollte sie aus ihrer Heimat vertrieben haben, als welche man bald unser Land erkundete, dem man seitdem den Namen der cimbrischen Halbinsel beilegte. Daß die oft angezweifelte Erzählung von der Wasserflut wohl auf Wahrheit beruhen konnte, lehren die zerstörenden Fluten der späteren Zeiten; ehe das Land bedeicht war, müssen sie noch weit verheerender gewirkt haben. Wie von den Teutonen, so blieb auch von den Cimbern ein Teil in der alten Heimat zurück. Die späteren Berichterstatter setzen ihn in den äußersten Norden unserer Halbinsel, und noch jetzt heißt dort eine Landschaft im Stift Aalborg an der Südostseite des Lymfjord das Himmerland.

Das Erscheinen der nordischen Schwärme an den Grenzen Italiens weckte die Aufmerksamkeit der Griechen und Römer. Erst jetzt erkannte man in ihnen die besonderen Eigenschaften eines von den Nachbarn scharf unterschiedenen Volkes. Man benannte es mit dem Gesamtnamen Germanen, und wenn man bisher das Land östlich der Rheinmündung zu dem als Scythien bezeichneten, wenig bekannten Nordosten Europas gerechnet hatte, so kam ungefähr seit dem Jahre 80 v. Chr. der Name Germanien in der Literatur in Gebrauch.

Seitdem muß der nördliche Ozean öfter von Schiffen aus dem Mittelmeer besucht sein, neue geographische Namen erscheinen dort, und man gelangt bald bis in die Ostsee. Die Spitze von Skagen, der Green, wird richtig als eine lange Landzunge beschrieben und Tastris benannt. Ihr gegenüber liegt das Vorgebirge Rubeae, wahrscheinlich das Kap Lindesnäs an der Südspitze Norwegens. Das von da sich nordwärts erstreckende Kjölengebirge wird Saevo genannt; noch jetzt soll ein Zug desselben der Säwerücken heißen.

Südwärts von diesen Punkten erstreckt sich ein Meerbusen, der sinus Codanus, aus welchem Namen wohl der des Kattegat abzuleiten ist. Er kommt in verschiedenen Gegenden vor; im 16. Jahrhundert heißt so ein Wasserlauf bei dem uns benachbarten Seestermühe, im 17. ein Weideplatz auf einer der Hamburger Elbinseln. Verwandt ist der Name Katsund, den wir als Straßennamen in Schleswig, Flensburg und Hadersleben finden. Die Bezeichnung als Sund wird wohl daraus zu erklären sein, daß diese Straßen an Stelle zugeschütteter Wasserläufe an der Küste der Meerbusen getreten sind. Mit Katzen haben diese Namen nichts zu tun, sondern sie sind aus dem noch jetzt, wenn auch nur selten, gebrauchten Worte quad zu erklären. Es bedeutet so viel wie böse, arg, häßlich, schmutzig; auch das Wort Kot hängt damit zusammen; denn das qu von quad geht oft in k über. Also Katsund bedeutet ursprünglich einen schmutzigen Wasserlauf und Kattegat eine enge, gefährliche Gasse; denn Gat, womit auch jetzt noch Wasserläufe in den Watten bezeichnet werden, entspricht dem hochdeutschen Gasse.

Die als Verlängerung des Codanus zu denkende Ostsee wird einmal auch als ein Meerbusen des Namens Cylipenus bezeichnet, während das Kattegat der Meerbusen Lagnus genannt wird. Beide Namen sind bisher nicht erklärt.

Sonst heißt es noch, der Zugang zum inneren Meerbusen sei durch eine dicht gedrängte Inselgruppe gesperrt, unter der die dänischen Inseln zu verstehen sein werden. Eine derselben, vermutlich die größte, Seeland wird Latris genannt. An den Codanus stößt eine Insel Scatinavia von unerforschter Größe, wie es heißt, auf der allein die Hilleviones, d. h. die Klippenbewohner, angeblich 500 Gaue inne hätten. Neben dem Namen Scatinavia kommt auch Scandia vor, bisweilen in der Mehrheit, also von mehreren Inseln gebraucht. Er ist noch im Namen der südschwedischen Provinz Schonen erhalten, während die Wissenschaft den Namen Skandinavien jetzt für die ganze nordische Halbinsel verwendet.

Die zuletzt besprochenen Nachrichten und Namen sind der Ertrag von Handels- und Entdeckungsfahrten, die bis um die Zeit von Christi Geburt vom Mittelmeer aus nach dem Norden unternommen wurden. Zur selben Zeit hatten die Römer unter Cäsar die Grenze ihres Gebietes zu Lande bis an den Rhein vorgeschoben. Unter Augustus wurde auch das Küstenland vom Rhein bis zur Elbe gewonnen. Bis zur Ems wohnten dort die Friesen, von da bis zur Elbe der Stamm der Chauken. Auch die westfriesischen Inseln wurden besetzt, die den Griechen bereits unter dem Namen der Electrides, d. h. der Bernstein-Inseln, bekannt waren. Es werden damals dort noch bedeutende Bernsteinfunde gemacht sein. Die Römer nannten sie Glaesarlae nach dem deutschen Worte glaes = Glas, das den Bernstein bezeichnete. Daneben hießen sie auch Fabariae, d. h. Bohneninseln, nach dem lateinischen Worte faba, die Bohne, weil die Soldaten dort zahlreiche, wie sie meinten, wildwachsende Bohnen fanden. Auch kommt einmal der entsprechende, aus dem Deutschen stammende Name Baunonia vor. Einzelne dieser Inseln werden Burcana, d. i. Borkum, Austcravia = Osterinsel und Actania genannt. Man zählte im ganzen ihrer 23; gegenwärtig sind vom holländischen Texel bis Neuwerk in der Elbmündung noch 19 erhalten; also scheinen seitdem 4 fortgeschwemmt und zu Sanden geworden zu sein.

Zu diesen Nachrichten über die norddeutschen und skandinavischen Küstengebiete kommt noch das Bruchstück einer poetischen Beschreibung einer um Christi Geburt vom älteren Drusus in die Nordsee unternommenen Entdeckungsfahrt. Neue geographische Kunde bringt es zwar nicht, doch ist der Ausdruck der Empfindungen, die den Römer beim Befahren des rauhen Meeres ergriffen, von eigentümlicher Lebendigkeit. Die Fahrt wird von der Rheinmündung ausgegangen und schon tagelang nordwärts fortgesetzt sein, ohne auf Land zu treffen. Ein Nebel ist eingetreten. Die Schiffsmannschaft beginnt ängstlich zu werden:

Längst schon seien im Rücken der Tag und die Sonne gelassen,
Längst schon irre man fern den bekannten Grenzen des Festlands
Tollkühn über verbotene Wogen dahin durch das Dunkel
Zu des Abends Behausung, den äußersten Enden des Weltalls.
Unter den trägen Fluten die scheußlichen Ungeheuer
Bergend, erhebe der Ozean selbst mit den Scharen der Haie
Und der Hunde des Meeres sich schon, um die Schiffe zu packen.
Schreckliches Krachen erdröhnt; schon glaubt man, daß Flotte und Mannschaft,
In der schlammigen Masse gefangen, den Tieren des Meeres
Hülflos und widerstandslos zum blutigen Fraße bestimmt sei.
Hoch vom Schiffsbug herab bemüht sich ein Wächter zu spähen
Und die finstere Luft mit scharfem Blick zu durchbrechen;
Doch nichts kann er erkennen, so fern dem Lande entrissen,
Und die beklommene Brust ergießt sich in folgende Worte:
„Wohin treiben wir? selber der Tag entfliehet, der Schöpfung
„Grenzen hüllen in Finsternis ein den verlassenen Erdkreis.

„Streben wir Völkern zu unter anderem Pole gelegen?
„Und einer anderen Welt, die völlig der unseren fremd ist?
„Hören wir doch auf den Ruf der Götter, die sterblichen Augen
„Aller Dinge Ende zu schauen verbieten! Was dürfen
„Wir mit dem Ruder die Wogen verletzen, die andern gehören,
„Und der Götter friedliche Wohnungen stören?

Die Zeitgenossen hielten diese Schilderung des Ozeans für besonders anschaulich; wir werden von ihr wohl zunächst den Eindruck haben, daß der römische Dichter, wie überhaupt seine Landsleute, wenig seemännisch fühlte; die Angst vor den Haifischen und Seehunden erscheint uns eher komisch. Eigentümlich ist die schon hervortretende Ahnung von einer neuen Welt, die erst 1½ Jahrtausende später entdeckt wurde. Den Gedanken zu verwirklichen hindert die Römer noch die Scheu, ein von den Göttern versagtes Gebiet zu betreten. Man hatte auch noch genug damit zu tun, das den heimischen Erdkreis verhüllende Dunkel zu lichten.

Noch Kaiser Augustus ließ eine Kundschafterfahrt längs der cimbrischen Küste ausführen, die bis zur Spitze von Skagen gelangte und mit den Cimbern, Charuden, Semnonen und andern Stämmen der Germanen friedliche Verbindungen abschloß. Von den Charuden scheint das westjütische Hartheshyssel seinen Namen erhalten zu haben. Im übrigen erfuhr man nur, daß das Meer sich noch unendlich weit nach dem kalten Norden erstrecke.

Nach der Schlacht am Teutoburger Walde sank der Einfluß der Römer in Norddeutschland wieder. Nur die Friesen blieben ihnen noch längere Zeit getreu; unter ihnen ausgehobene Truppen nahmen noch im nächsten Jahrhundert an der Bewachung des gegen die freien Bewohner Schottlands in Nordbritannien aufgeworfenen Grenzwalles teil. In der neuesten Zeit fand man dort noch die Reste eines Heiligtums, das die friesischen Soldaten ihren heimischen Göttern errichtet hatten.

Im Jahre 16 n. Chr. lief eine römische Flotte von 1000 Schiffen unter dem Oberbefehl des jüngeren Drusus vom Rhein aus längs der deutschen Küste und in die Ems ein. Auf einem Zuge von da aus ins Binnenland wurden die Umwohner derselben geschlagen, aber auf der Rückfahrt zerstreute ein Weststurm die Flotte, und zahlreiche Schiffe wurden an unsere Küsten geworfen. Tacitus berichtet darüber Folgendes: „Ein Teil der Schiffe ging unter, die Mehrzahl wurde an weiter entfernte Inseln geworfen. Da sich nirgendwo Spuren menschlicher Kultur fanden, mußten die Soldaten verhungern, wenn sie sich nicht von dem Fleische der gestrandeten Pferde ernähren konnten. . . . Nach und nach kehrten einige von da zurück. Die, welche aus weiter Ferne kamen, erzählten Wunderdinge von der Gewalt des Sturmes, von unbekannten Vögeln, von den Ungeheuern des Meeres, von Wesen, die aus Menschen- und Tiergestalten zusammengesetzt seien, mochten sie sie nun wirklich gesehen haben, oder in der Furcht gesehen zu haben glauben." Von den Bewohnern oder von Eigentümlichkeiten des Landes selbst wird dagegen nichts berichtet, auch kein Orts-, Land- oder Inselname genannt, nur wird hervorgehoben, daß einige Schiffe an Felsen zerschellt seien. Das einzige wirkliche Felsenufer, das sich in dieser Gegend findet, ist das der Insel Helgoland, von der schon oben als von einem Fundort des Bernsteins die Rede war. Die Insel war damals beträchtlich größer als jetzt, wo sie nur aus der einzigen roten Klippe besteht, neben der in kurzer Entfernung eine Düneninsel liegt. Letztere war noch bis in die neuere Zeit durch einen über die Flut emporragenden Steinwall mit der Klippe verbunden; erst in der Neujahrsnacht 1720/1 zerriß ihn eine Sturmflut. Die Düneninsel trug ursprünglich ebenfalls eine Klippe, aber

aus weißem Kalkstein, von ovalem Umriß und ungefähr derselben Höhe wie die rote Klippe. Auf der Meyerschen Karte von 1649, die sich in Danckwerths Landesbeschreibung findet, ist sie noch gezeichnet und mit letzterer verbunden. Die Helgoländer waren so töricht, den Kalkstein der weißen Klippe zu Bauzwecken zu verwenden und sogar an Fremde zu verkaufen, so daß die Klippe allmählich abgetragen wurde. Der letzte Rest von ihr verschwand in einer Sturmflut des Jahres 1711. Wenn man ehemals, also zur Zeit der Römer, die Insel von Süden her ansegelte, sah man die rote und die weiße Klippe wie zwei Säulen nebeneinander stehen, ein überraschender Anblick im einsamen Meere; man glaubte, Herkules habe sie errichtet, wie die am Eingange des Mittelmeeres.

Auf die kriegerischen Regierungen des Augustus und Tiberius folgte an der deutschen Grenze eine längere Friedenszeit. Da mehrten sich die Handelsbeziehungen zwischen dem römischen, linksrheinischen Gebiet und den Germanen. Manche von dort eingeführte Erzeugnisse des Handwerks aus Bronze, auch aus Silber, römische Münzen, eiserne Schwerter, Gläser, besonders häufig aber feine Tonwaren haben sich diesseits des Rheines auch in unserer Provinz, in Jütland, auf den dänischen Inseln, selbst noch im südlichen Schweden bald in Gräbern, bald frei in der Erde, wiederholt auch in größeren Mengen am Grunde von Mooren gefunden. Manche sind mit Stempeln der Fabrikanten versehen, besonders die Tonwaren, die zum größten Teil aus gallischen Fabriken, einige auch aus italischen stammen. Wir können sogar feststellen, welche Fabrikanten besonders diesen Handel betrieben haben, ja, sogar die Reste einiger Fabriken mit ihren Brennöfen, noch erhaltenen Gefäßformen und massenhaften Scherben zerbrochener Gefäße sind an verschiedenen Stellen Frankreichs gefunden.

Schon im ersten Jahrhundert n. Chr. scheint ein Bund der Bewohner des nordwestlichen Deutschlands entstanden zu sein, dessen Teilnehmer sich nach ihrer Hauptwaffe, dem langen Messer (Sachs) die Sachsen nannten. Bald kehrte sich ihr Verhältnis zu den Römern um, aus den Angegriffenen wurden die Sachsen zu Angreifern, die erst als Seeräuber die Nordküste Galliens verheerten und besetzten, bald im Bunde mit den Angeln und Jüten Britannien eroberten und damit die Periode der Völkerwanderung einleiteten, in deren Verlauf allmählich die Länder des weströmischen Kaiserreichs in germanische Königreiche verwandelt wurden.

Unser Land und unser Lied.

(Zum 18. Januar.)

Wenn je Alldeutschlands Ehrentag wir feiern,
Den Tag, der eine Kaiserkrone schuf,
Wenn freudig wir den Treueschwur erneuern
Für Fürst und Vaterland, und in den Ruf
Einstimmen: „Heil dem Kaiser, Heil dem Reiche,
Dem Manne Dank, der's in den Sattel hob,
Und Preis dem Heer, vor dessen Schwertes Streiche
Der Feinde Schwarm wie Spreu vorm Wind zerstob:
Wenn so, umkränzt von lichten Ruhmesstrahlen,
Manch hehres Bild vor eurem Aug' aufging,
So wollt verzeih'n, wenn ich, ein Bild zu malen
Von einfach schlichter Art, mich unterfing.

„Nicht seht ihr trotz'ge Bergesriesen ragen,
Nicht streben stolze Burgen kühn empor,
Der Großstadt Lärm, ihr immerwährend Jagen
Und Hasten nach Gewinn dringt nicht ans Ohr.
Nein, sanftes Rauschen nur in Buchenwäldern,
In allen Hecken muntrer Vogelsang,
Ein leises Klingen ob den Ährenfeldern
Wie Sichelton und Feierglockenklang.
Und aus der Wälder, aus der Hügel Kranze
Schaut still ein klarer See zum Himmel auf,
Und fernhin rollt im hellen Sonnenglanze
Der blauen Wogen nimmermüder Lauf!"
Und wollt ihr mich um dieses Bild befragen,
Welch eine Unterschrift es möchte tragen, —
Das Ländchen ist's, einst viel und gern besungen:
Mein liebes Schleswig-Holstein meerumschlungen!
Wohl ist es klein, mein Land, und von den Gauen
Des mächt'gen Preußens bald der kleinste schier;
Und doch sah eine Welt auf uns man schauen,
Doch ward gelegt des Reiches Grundstein hier!
Denn als dort draußen die Begeistrungsflamme
Für Deutschlands Einheit schon erloschen schien:
Bei uns, bei dem „verlass'nen Bruderstamme,"
Blieb unter Druck und Drang sie immer glüh'n.
Getrennt vom Reich, dem fremden Volk verpflichtet,
Was deutsch sich gab, belegt mit Bann und Acht,
Ward nimmer doch die deutsche Art vernichtet,
Blieb stets hier deutscher Sitte hohe Wacht!
Ja, deutsche Treue war es, die vor Jahren
Das Schwert dem Jüngling in die Hand einst drückt';
Es zeugen's uns die Männer, grau von Haaren,
Aus deren Aug' der alte Mut noch blickt,
Die Lust, dem Feind auf seine Haut zu schreiben —
Denn anders leuchtet's ihm doch nimmer ein —
Das Wort: „Wir wollen echte Deutsche bleiben,
Und ungeteilt soll Schleswig-Holstein sein!"
Und wenn auch ihnen nicht der Wurf gelungen,
Das „Los von Dän'mark!" noch blieb unerreicht,
Und fremdes Joch den Nacken wieder beugt',
Lebend'ges Mahnen waren sie uns Jungen:
O Jugend, wahre treu, was schwer errungen!
Denn nicht umsonst war's, daß die Helden sanken
Auf Jütlands Au'n und dort vor Friedrichstadt;
Sie riefen wach den Vaterlandsgedanken
Ihr Opfertod war neuen Deutschtums Saat!
Wie lauschten doch wir Knaben den Berichten
Von jenem Sieg bei Kolding und Gudsö,
Wir zählten zu den herrlichsten Geschichten
Die: „Christian der Acht' fliegt in die Höh'!"
Wie ballten dann im Zorne wir die Hände,
Wenn man Friederiz und Idstedt sprach,
Und hörten wir gar „der Erhebung Ende,"
Ging's uns ans Herz wie selbst erlitt'ne Schmach.
Wir blieben deutsch, getrost und unverzagt
Ausharrend, bis ein schön'rer Morgen tagt'.
Und siehe da, er tagt'! Als Sterbeglocken
Dem siebten Friedrich hallten Grabgesang,
Tönt's nicht hindurch wie heimliches Frohlocken,
Ward Trauerläuten nicht zum Jubelklang?
War's nicht, wie wenn des Frührots erstes Strahlen
Erglimmt nach bang durchwachter, dunkler Nacht,
Als aus dem tiefen Schlaf, dem es verfallen,
Das deutsche Volk zu unserm Heil erwacht'?
An unserm Feuer hat es seins entzündet,

Zu unsrer Rettung eilt' es nun herbei,
Und bald ward allerorten es verkündet,
Daß unsre Heimat frei für immer sei;
Und glücklich fühlte sich als deutsches Land
Mein teures Schleswig-Holstein stammverwandt.
Zwar ist es anders worden, als wir meinten;
Doch als auch uns es rief zur Wacht am Rhein,
Als alle deutschen Stämme dann sich einten,
Da wollten nimmer wir die letzten sein.
Wie, wenn die Sonn' auftaucht am Himmelsrande,
Ein Flammenmeer die Luft erfüllt, die Flut:
So ging ein Leuchten auch durch unsre Lande,
Ein jedes Herz entbrannt' in heil'ger Glut.
Und voll erstrahlte uns die Morgensonne,
Versöhnt ward, wer noch schmollend abseits harrt',
Als nun, geschmückt mit güldner Kaiserkrone,
Das Landeskind uns Landesmutter ward. —
So bleibe denn in allen fernen Stunden
Dem deutschen Reich, dem Kaiser du verbunden,
Was kommen mag, bleib' treu du unverwandt,
Steh' fest und wanke nicht, mein Vaterland!

G. Schröder.

Die Königsburg.

Von **Chr. Kock** in Bohnert.

Unweit des Ortes, wo die Schlei ihre blauen Fluten ostwärts in das Ornumer Noor entsendet, liegen auf Schwansener Seite im Gebiete der Gemeinde Bohnert die stattlichen Reste einer alten Burganlage, der Königsburg. Nahezu ein halbes Jahrtausend ist seit dem Tage ihrer Gründung entschwunden, die uns in den langwierigen Krieg um Schleswig 1410—35 zurückversetzt.

Die tüchtige, aber arglistige Dänenkönigin Margarete war 1412 gestorben und ihr Neffe, Erich von Pommern, ihr Nachfolger geworden. Mit voller Energie betrieb er die Fortsetzung des Krieges gegen die Grafen von Holstein. Zunächst schien das Glück ihm hold zu sein. Im Jahre 1415 war er seinen Feinden gegenüber im Vorteil. Fast ganz Schleswig hatte er ihnen entrissen und zum Schutze seiner Stellung eine Anzahl Burgen angelegt: im Westen die Fresenburg, in der Mitte des Landes die Feste Wellspang. Besonders war die Schlei durch eine Reihe fester Punkte gesichert. Im Osten schuf man die Verteidigungsanlagen von Grödersby (Arnis), denen die Schwonsburg bei Karlsburg in Schwansen wahrscheinlich zuzurechnen ist. Weiter westwärts war an der Schlei das feste Lindau erstanden. Dem gegenüber lag am Schwansener Ufer die bischöfliche Burg Stubbe. Bischof Johannes Scondelef hatte sie den Dänen ausgeliefert. Gleichfalls in Schwansen, auf halbem Wege von Stubbe nach Schleswig, gründeten die Dänen im Jahre 1415 noch einen Verteidigungspunkt, den sie ihrem Könige zu Ehren „die Königsburg" nannten. [1])

Der Platz war gut gewählt und für damalige Verhältnisse außerordentlich stark befestigt. Eine zum Teil dreifache Wallanlage mit vorgelagerten Gräben umfing die Burghöfe derart, daß jedesmal der innere Wall den äußeren be-

[1]) Langebek, Scriptores rerum Danicarum VII, S. 278 ff., sowie Sejdelin, Diplomatarium Flensburgense I, S. 264/65 und I, S. 296.

herrschte. Im Westen und Norden sicherten die Wogen der Schlei gegen Überfälle. Aber auch an den anderen Seiten war die Stätte für Angreifer schwer zugänglich. Sumpf und Gräben verhinderten das Näherkommen. Noch vor einem Menschenalter war das die Burg umgebende Wiesengelände an manchen Stellen nur in der trockensten Zeit des Jahres zu betreten. Noch jetzt erhebt sich die Wiesenfläche kaum ½ m über den gewöhnlichen Wasserstand und wird bei höheren Fluten überschwemmt. So schien die Burg förmlich auf einer

Plan der Königsburg, gezeichnet von Herrn Bildhauer Sünksen in Schleswig.

Insel zu liegen. Die innere Burgfläche befindet sich 5½ m überm Wasserspiegel. Die zu den Wällen erforderlichen Erdmassen dürften, wie der Augenschein vermuten läßt, von einer nordöstlich von der Burg belegenen Koppel in Kähnen herbeigeschafft worden sein.

Über die späteren Geschicke der Königsburg ist recht wenig bekannt. Wie

[1]) Die schmale, flache Landzunge zur Linken hinter der Königsburg heißt „Finsterstern." Hier stand früher eine als Wallfahrtsort bekannte Kapelle „Unserer lieben Frauen." Angeblich wurde aus dieser 1250 der Priester gerufen, der König Erich Plogpennig vor seiner Ermordung auf der Schlei das Abendmahl reichte.

Nordöstlicher Teil der Königsburg, vom Lustberge aus gesehen.[1])
Aufnahme von Herrn Bildhauer Sünksen in Schleswig.

bestimmt nachweisbar ist, blieb sie bis 1417 in der Hand der Dänen. In der Versammlung der Hanse, die 1416 vom 11. August bis 10. September in Lübeck tagte, waren die Sendboten der Hansestädte bestrebt, zwischen Dänenkönig und Holstenherren zu vermitteln. König Erich zeigte sich einem Friedensschlusse nicht abgeneigt. Es wurde geplant, die holsteinischen Grafen sollten zum 1. Mai 1417 ihre Abgesandten nach Eckernförde schicken. Erich mit seinen Vermittlern, nämlich dem Herzog von Pommern, der Herzogin Ulrike von Mecklenburg und den Sendboten der Hansestädte Lübeck, Stralsund, Greifswald und Stargard, wollten zum gleichen Zeitpunkte in die Königsburg kommen. Die ablehnende Haltung der Holsten machte den Vergleich scheitern.[1]) Im Juli 1417 suchten erneut die in Lübeck tagenden Ratssendboten einen Vergleich zustande zu bringen, über den am 15. August an denselben Orten, Eckernförde und Königsburg, verhandelt werden sollte. Diesmal durchkreuzte der Däne die guten Absichten.[2]) Noch vor Ende des Jahres 1417 kam es vor der Königsburg zu blutigem Ringen. Die Schleswig-Holsteiner erhielten von den Herzögen Bernhard und Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und dem Grafen Otto von Hoya sowie von der Stadt Hamburg Beistand. Die Hamburger sandten 600 Schützen gegen Gottorf, denen ein starkes Aufgebot folgte. Angeblich mit 600 Gewappneten und 20 000 Mann Fußvolk griff man die Dänen bei der Königsburg an, die mit 1500 Reisigen und 30 000 Fußgängern sich zur Wehre setzten und den Angriff der Deutschen zurückwiesen. Diese

[1]) Koppmann, Hanserezesse VI, S. 261 ff.
[2]) Ebenda.

wandten sich darauf gegen Stubbe, nahmen es ein und zerstörten es bis auf den Grund. Wenn man auch geneigt ist, hinsichtlich der Mannschaftszahlen eine starke Übertreibung anzunehmen, wird es andererseits durch die Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg belegt, daß vor der Königsburg ein Zusammenstoß stattgefunden hat, an dem Hamburger beteiligt waren und Verluste erlitten. [1])

Vermutlich haben die Dänen, als der Krieg für sie einen ungünstigen Verlauf nahm, die Burg freiwillig geräumt. 1421 und 1423 ist sie im Besitz der Holstenherren. Fernerhin scheint die Königsburg in der Geschichte keine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Auf der Meyerschen Karte vom Jahre 1649 in Danckwerths „Newe Landesbeschreibung" ist sie noch aufgeführt. Vielleicht war sie damals schon eine Ruine. Nach der Überlieferung soll sie in einem Kriege von dem Hügel „Lustberg," nordöstlich der Burg, mit

Graben an der Ostseite der äußeren Burg, von Süden nach Norden gesehen.
Aufnahme von Herrn Willers Jessen in Eckernförde.

Kanonen zusammengeschossen sein. Wie die Sage uns glauben machen will, besaßen die Edelherren der Burg auf dem nahen Lustberge ein Lustwäldchen. Mit den Materialien der Burg wurde angeblich die Kirche in Rieseby ausgebessert. —

Jahrhunderte vergingen. Die Burg wurde vergessen. Selten betrat eines Wanderers Fuß den entlegenen Ort. Der Landmann entführte die letzten Trümmer von Turm und Haus, um sie daheim in Stall und Wohnung zu friedlichen Zwecken zu verwenden. Der Pflug ebnete die Burgplätze. Doch die Wallreste und die Gräben, mit Gestrüpp, Busch und Baum bewachsen,

[1]) Koppmann, Hanserezesse VI, S. 479, Fußnote: „Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg 2, — — — 1419 Exposita, S. 30. Heynoni Rugen 16 ℔ pro 5 equis et curru quos perdidit in gwerra dominorum contra regem Danorum ante Koningesborch."

blieben der Nachwelt erhalten. Noch heute beträgt die durchschnittliche Tiefe der Gräben 2—3 m. An der Südseite ist der innere Graben über 4 m tief. Allerdings ist der Fortbestand der stattlichen Reste jetzt gefährdet, nachdem ein reicher Privatmann im Jahre 1902 den Platz erwarb und sich eine Villa darin erbaute. Zwar hat der jetzige Besitzer sich verpflichtet, Wälle und Gräben zu schonen. Was aber nach einem neuen Wechsel des Besitzers das Los der Burganlage sein wird, läßt sich schwer bestimmen. — Deutlich unterscheidet man noch jetzt eine äußere und innere Burgfläche.[1]) Erstere ist ein unregelmäßiges Fünfeck, dessen größte Länge 212 m, dessen größte Breite 150 m beträgt. Eine doppelte Umwallung schirmte diesen Teil der Burg. Wie die Karte ausweist, scheint der äußerste Wall nicht überall durchgeführt zu sein. Zum Teil ist er von den Fluten hinweggespült. Die innere Burg ist ein Quadrat mit etwa 50 m Seitenmaß. Hier befindet sich an der Südspitze der höchste Punkt, 7,40 m überm Wasserspiegel. Westlich von dieser höchsten Erhebung fand man in der inneren Burg im Jahre 1902 beim Bau der Villa die Fundamente eines runden Turmes, bestehend aus Findlingen. Der Oberbau des Turmes hatte aus Ziegeln bestanden, von denen noch einige Reste zu Tage kamen. Es waren dies große, rote Backsteine, wie sie für die Bauten jener Zeit charakteristisch sind. Auch wurde an verschiedenen Stellen eine größere Anzahl Hufeisen, ein Schwertknauf und ein Steigbügel im Erdreich entdeckt. Ein früherer Besitzer, Parzellist Brammer in Bohnert, soll vor Jahren in der inneren Burg Silberplättchen ohne Inschrift gefunden haben, die nach Kopenhagen gekommen sind.[2])

Die Königsburg im Dichterwort.

I. Die Fahrt auf der Schley.

Am 22. Julius 1854.

Von Friedrich Hoffmann.

Siehst du das kleine Gehöft, von grünendem Buschwerk umgeben,
Auf dem Hügel, der sanft zur plätschernden Flut sich hinabneigt?
Da erhob sich in Pracht vor Zeiten die Burg eines Königs,
Erichs; Gräben und Turm und festes Gemäuer umschloß sie;
In den Hallen erklang das Lied zum Spiele der Harfen,
Tönte der Becher Geläut, erscholl der Waffen Getöse:
Tot ist alles und hin; erschüttert sind Zinnen und Mauern;
Niedergestürzt ist der Turm, verklungen sind Harfen und Lieder,
Waffen und Becher verrostet. So sinket, was Staub ist, in Staub hin.

II. Die Königsburg.

Von Hermann Green.[3])

Des trocknen Farnkrauts braune Blätter
Im sanften Winde heimlich rauschen,
Und Haselstrauch und Brombeerranken
Mit leisem Säuseln Grüße tauschen. —
Hier ragt' in altersgrauer Zeit
Ein mächtig Bauwerk himmelan,
Und ob verklungen fast die Kunde:
Sein Name lebt im Volksmunde
Durch die Jahrhunderte hindurch:
Die Königsburg.

Ein König hatte sie erbauet
Zum Schutz an seines Landes Marken;
Ob Feindes Schar sie hart bedrängte:
Die Mauern spotteten des Starken.
Hell scholl der Kampfruf längs dem Strande,
Und blutig färbte sich die Flut.
Doch stolz und frei im Schlachtgetümmel
Erhob der Turm sein Haupt gen Himmel,
Und krächzend tönte von der Schlei
Der Möven Schrei.

[1]) Im November und Dezember 1902 ist die Königsburg durch Herrn Ingenieur Wünsche, Oberlehrer an der Königlichen Baugewerkschule in Eckernförde, genau vermessen. Die nach der Vermessung gefertigte Karte besitzt das Museum vaterländischer Altertümer in Kiel. Längen- und Höhenangaben habe ich nach dieser Karte bestimmt.

[2]) Zweiter Bericht der Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer, S. 8.

[3]) Mit gütiger Erlaubnis des Dichters.

Er deutet Unglück. — Hört Ihr's rauschen?
Dort naht ein Nachen auf den Wellen.
O stolzer König, bete, bete!
Sie sind's, des Bruders Mordgesellen!
Ein zweites Boot in schneller Fahrt
Dem ersten an die Seite eilt.
Schon blitzt der Dolch in Mörders Händen.—
Wird keinen Strahl der Himmel senden?
Und krächzend tönte von der Schlei
Der Möven Schrei.

Die Zeiten flohen ohn' Verweilen.
Wo sind die Mauern, sind die Türme,
Die fest und trutzig standgehalten,
Wenn brausend drohten Schlachtenstürme?
Wo ist der Saal, vor dessen Pracht
Geblendet sich das Auge schloß?
Wo sind die Krieger, deren Scharen
Unsterblich, unbesiegbar waren?
Sie weihte der Vergessenheit
Die flücht'ge Zeit.

Wo sonst der Waffenlärm erdröhnte,
Da klingt der Pflug in lock'rer Erde;
Da streut der Sämann seinen Samen,
Daß er zur gold'nen Ähre werde.
Und wo der Turm sich stolz erhob,
Da streckt der Eichbaum seine Zweige.
Kein Kriegshorn ruft mehr zu den Waffen
Die wilden Streiter friedlich schlafen;
Wo einst die Harfe lieblich klang,
Schallt Vogelsang. —

Um jene wunderbaren Orte,
Um jene heldenhaften Tage,
Da spinnt mit reichen, bunten Farben
Ihr duftig Netz des Volkes Sage.
Sie deutet Dir der Möven Schrei;
Sie kündet Dir der Blätter Rauschen. —
Die Burg zerfiel; die Türme schwanden;
Die wilden Krieger Ruhe fanden. —
Und murmelnd an Trümmern eilt vorbei
Die blaue Schlei.

Trina Treede.

Von **Johann Brüdt** in Sande.

Trina Treede wird es ja wohl nicht übelnehmen, wenn sie ihren Namen durch Zufall gedruckt sehen sollte. Wenn sie es dennoch tut, so will ich in den nächsten Ferien bei ihr vorsprechen und als zerknirschter Sünder um Verzeihung bitten. Ich hoffe, daß mir die zuteil wird, und will dann auch gern eine Strafpredigt über mich ergehen lassen. Sie ist mit ihren 70 Jahren nämlich noch regen Geistes, und ebenso lebhaft ist ihre Zunge, das unruhige Glied, wie sie Sankt Jakob im dritten Kapitel seiner Epistel nennt. Aber der hat mit Weiberzungen entschieden schlechte Erfahrungen gemacht. Trina Treedes Zungenfertigkeit neigt mehr nach der guten und frohen Seite des Lebens und kommt besonders auf dem Bergfelder Buttermarkt und beim Grütze- und Mehlholen zur Geltnng. Auch hat sie mit diesem unruhigen Glied schon manche Ehe in die Wege geleitet, die sich in den Stürmen des Lebens als sicher erwiesen hat. Wer sich davon überzeugen will, möge einmal bei dem Nachtwächter Eggert Harms vorsprechen.

Sie heißt eigentlich garnicht Trina Treede. Als der Bergfelder Hauptpastor ihren Namen zum erstenmal in das Kirchenbuch eintrug, stand auf der ersten Reihe der zweitletzten Seite dieses altehrwürdigen Buches: Katharina Mathilde Treede. Als dann Pastor Pünjer, sein Nachfolger, nach 25 Jahren ihren Namen in ein anderes Buch eintrug, stand da Katharina Mathilde Riek, geborene Treede. In Ladendorf beherrscht die Arbeit das Leben, und bei harter Arbeit sind dreisilbige Vornamen etwas unbequem. Deshalb nannte man sie Trina Treede, und weil ihr Mann schon nach zweijähriger Ehe starb, hat sie ihren Mädchennamen bis ins Alter behalten.

Sie hat in ihrem Leben, soweit es die Ladendorfer feststellen können, nur zweimal ernstlich geweint, einmal beim Tode ihrer Mutter und dann, als ihr Mann der Lungenentzündung erlag. Als ihr Sohn Johann den Tod gefunden hatte auf dem Riff von Skagen, war der Schmerz so groß, daß die Tränen ihre befreiende Wirkung versagten.

Um ihren Vater hat sie nicht geweint. Der ließ den Grogkessel nicht kalt werden, litt in den letzten Jahren stark an der Gicht und war ein Quälgeist für sie und den alten Knecht Jürgen Peters, der sich von dem kleinen Bauernhof nicht trennen mochte, obgleich es ihm an Aussichten nicht fehlte. Timm Treede hatte eine sogenannte Zweipferdestelle, konnte aber der trocknen Kehle wegen nicht vorwärts kommen.

Es war wahrhaftig kein Staat zu machen mit dem alten Bauernhaus unter den mächtigen Ulmen. Das morsche Fachwerk neigte an einigen Stellen schon bedenklich nach der Seite, und das alte Dach glich einem Strohdiemen, dem die Novemberstürme in die Flanken gefahren sind. An der schlimmsten Stelle mußte sogar eine alte Egge die morschen Strohlagen zusammenhalten.

Da konnte einmal in einer rauhen Märznacht das alte Dach dem Druck des Windes nicht mehr widerstehen und sank mit der alten Egge durch das zerwurmte Lattenwerk auf den Boden. Am andern Morgen humpelte Timm Treede an seinem Krückstock um das Haus und rief mit seiner heiseren Grogstimme nach Jürgen Peters. Aber der war diesmal mit seiner Kunst zu Ende, und so mußte Trina Treede den Dachdecker Hans Riek um Rat und Hülfe angehen.

Jürgen Peters sollte den Kamp für die Hafereinsaat zurichten, und deshalb wurden der Tochter des Hauses die Handlangerdienste beim Dachdecker zugewiesen. Das Klettern an der Leiter und das Hantieren mit den Strohbündeln stand dem hand- und beingewandten Mädchen garnicht schlecht an. Und Hans Riek verstand auch sein Geschäft. Wenn er die Strohlagen trotz des steifen Windes glatt und sicher auf die Latten zwang, sah man ihm die Freude am eignen Können ordentlich an den Augen ab. Er mochte bei seiner Arbeit aber auch gern ein wenig Schnickschnack machen, wie er sagte, und fand darin bei Trina Treede eine treffliche Partnerin. So kam es denn ganz von selbst, daß sich die beiden arm- und zungengewandten jungen Leute dort oben im frischen Märzwind etwas tief in die blauen Augen sahen. Sie hatten dabei den Vorteil, daß durch die gegebenen Umstände unberufene Lauscher ferngehalten wurden; der gichtgeplagte Timm Treede fühlte sich natürlich wohler beim Grogglase, als daß er sich die rauhe Frühjahrsluft um den zermürbten Körper streichen ließ.

Als dann im Juni das Ringreiten gefeiert wurde, tanzte der flotte Hans Riek am meisten mit Trina Treede. Und als sie nach Mitternacht zum erstenmal zusammen auf der Steinbank am Dorfteich saßen und die Erlenblätter so eigenartig rauschten und flüsterten, da schlang der Dachdecker Hans Riek seinen Arm der Bauerntochter um die Schultern, legte seinen heißen Kopf an ihre Wange und preßte seine Lippen auf ihre Lippen. Und dann fragte er ganz leise, als könnten die Frösche im Teich es hören, ob sie seine liebe kleine Frau werden wollte. Und sie antwortete ebenso leise: „Ja, Hans Riek, das will ich.“ Dann wieder Wangen- und Lippendruck. „Ja, Hans Riek, das will ich!“ sagte sie da noch einmal, aber diesmal lauter, daß sie vor ihren eignen Worten erschrak. Und ein Wasserfrosch, der gerade nach einer Mücke schnappen wollte, erschrak auch und plumpste mit großem Geräusch in den Dorfteich. „Ja, Hans Riek, das will ich,“ sagte sie in derselben Nacht zum dritteumal, als er unter der Ulme an der großen Tür von ihr Abschied nahm.

Sie wollte es wirklich und hat ihre Sache garnicht schlecht gemacht. Am andern Morgen fragte sie nämlich ganz gegen ihre Gewohnheit den Vater, ob sie ihm zum Frühstück einen schönen Grog machen dürfe. Als er sich dann in

erträglicher Laune an den Tisch setzte, kündigte sie ihm ganz vorsichtig an, daß der Dachdecker ihn nächstens in ganz bestimmter Absicht besuchen werde.

Da kam er wieder hoch, so schnell es die morschen Sehnen erlaubten. „Du kriegst ihn nicht! Ich sage es dir, du kriegst ihn nicht!“ krächzte er, humpelte dabei um den runden Tisch herum und stieß mit dem Stock auf den Fußboden. Seine Tochter ließ ihn ruhig gewähren und sagte, als er sich endlich setzte, ganz freundlich aber sicher: „Ich kriege ihn doch, Vater!“ Da wurde er erst recht wild und wäre sicherlich im Trab um den Tisch gelaufen, wenn seine treue Begleiterin, die Gicht, die Beine nicht zahm gemacht hätte. Er ließ an dem Morgen sein Leibgetränk stehen und schlarrte in verdrießlichster Stimmung im Garten von einem Steig in den andern.

Als Jürgen Peters nach dem Mittagessen die Wohnstube verlassen hatte, sagte Timm Treede scheinbar ruhig zu seiner Tochter: „Trina, ich sage dir, es wird nichts daraus, nie und nimmer; eine Bauerntochter kann keinen Dachflicker brauchen!“ Und sie antwortete in demselben Ton: „Es wird doch etwas daraus, ich will gern eine Handwerkerfrau werden!“ „Dann stoße ich mein Testament um und enterbe dich,“ fuhr er drohend fort. „Es wird wohl nicht viel zum Erben übrig bleiben,“ war ihre Antwort, „und Hans Riek nimmt mich auch ohne Erbschaft.“ Timm Treede ließ den ganzen Nachmittag vor Ärger das Grogglas nicht verschwinden.

Als Trina Treede zum zweitenmal bei Hans Riek auf der Steinbank am Dorfteich saß, hätte sie entsagen müssen, wenn sie die Befolgung des väterlichen Willens als ihre Kindespflicht betrachtet hätte. Aber die beiden jungen Leute gaben sich die Hand darauf, daß sie warten wollten, bis ihre Zeit kommen werde.

Und sie haben in aller Geduld gewartet. Wie oft sie in den drei Jahren auf der Steinbank am Dorfteich gesessen haben, wissen sie selber nicht. Der einzige, der darum Bescheid wußte, hat kein Buch darüber geführt. Das war der Vorgänger von Eggert Harms, und der war in solchen Angelegenheiten verschwiegen wie seine Gefährtin, die Nacht.

Am Ende des dritten Jahres schmeckte Timm Treede der Grog nicht mehr wie gewöhnlich, auch wollte er das Bett nicht mehr verlassen. Da sagte er eines Tages zu seiner Tochter: „Trina, es wird nicht mehr lange dauern, ich möchte noch etwas mit Pastor Pünjer besprechen; du kannst zu ihm gehen und fragen, wann Jürgen Peters anspannen soll.“ Schon am folgenden Tage fuhr der Knecht den Pastor nach Ladendorf. Was die beiden Männer miteinander verhandelt haben, weiß Pastor Pünjer allein. Aber die Hauptsache für Trina Treede war, daß sie an das Bett gerufen wurde und in Gegenwart des Geistlichen die Zustimmung des Vaters zu ihrer Verheiratung mit Hans Riek erhielt. Drei Tage darauf schloß Timm Treede in leidlichem Frieden mit dieser unvollkommenen Welt die Augen.

Das verschuldete Bauerngewese wurde im Lauf des Jahres versilbert, und mit dem geringen Nachlaß hielt dann Trina Treede als Mathilde Katharina Riek ihren Einzug in die Dachdeckerkate. Nun folgten nach der langen Zeit des Wartens zwei Jahre des Glücks. Hans Riek machte die Ladendorfer Strohdächer widerstandsfähig gegen den Wind, der vom Süderholz her so gern mit vollen Backen blies, und seine Frau trieb nebenbei den Handel mit Brot, Mehl und Grütze, wie das in derselben Kate auch schon das frühere Geschlecht getan hatte.

Da zog im zweiten Jahr der Ehe, um die Mitte des März, einmal ein fürchterliches Gewitter über das Süderholz daher und fraß ein großes Loch

durch die Westseite der Tischlerkate. Der Eigentümer war gegen diesen Feind alter Strohdächer machtlos und ging Hans Riek um sofortige Hülfe an. Der hatte sich in seinem Garten in Schweiß gearbeitet, ging aber sofort mit und zwang mit kundigem Griff und unsäglicher Anstrengung den Wind unter seine Gewalt.

Schon am Abend zogen ihm kalte Schauer über den Rücken; am andern Morgen konnte er nicht aufstehen, und nach hartem Kampf erlag er in einigen Tagen der Lungenentzündung. Da mußten ihn die Ladendorfer hinausfahren unter die Linden des Bergfelder Friedhofes, und nun hatte Pastor Pünjer wieder ein Wort im Leben Trina Treedes zu sprechen. Und das muß ein hohes, sicheres Wort gewesen sein; denn die Tränen versiegten allmählich und die Augen blieben auf dem Sohn in der Wiege ruhen, der den Namen des Vaters noch nicht sprechen konnte. Und sie nahm sich vor, ihn zu hegen und zu pflegen, wie je eine Mutter ihr Kind gehegt und gepflegt hat.

Die rasche Zunge war für ein Jahr lang ruhiger geworden. Sie scherzte nicht mehr mit den Handwerker- und Arbeiterkindern, die Mehl und Grütze holten; sie zeigte ihnen aber ihren Johann und freute sich, wenn sie mit ihm anfingen zu scherzen und zu plappern. Und das Plappern verstand er garnicht schlecht, und wie das immer bunter und lustiger wurde, trug auch Trina Treede den Kopf wieder gerade auf den Schultern.

Im folgenden Jahre fing sie an, jeden Freitag nach dem Bergfelder Wochenmarkt zu gehen, und wer von den Ladendorfern etwas Besonderes für den Keller oder die Küche brauchen mußte oder sonstwie Besorgungen hatte, machte ihr tags vorher seinen Besuch. Am Freitagnachmittag ging sie dann von Haus zu Haus und ersetzte den Ladendorfern die Lokalzeitung. So war sie als regelmäßige Post zwischen Stadt und Land bald eine bekannte und vielgeschätzte Persönlichkeit.

Eines Sonntags, in der Dämmerstunde, erhielt sie Besuch von Paul Pump. Dem wollte die Zunge beim Sprechen garnicht zu Willen sein, er stotterte heftig und mied deshalb die Gesellschaft der jungen Leute. „T—T—Trina," begann er, „du k—kannst ja g—gut sp—sp—sprechen" — „Ja, Paul," nahm sie ihm das Wort ab, „das kann ich, hast du etwas Wichtiges in Bergfeld zu besorgen?" „N—Nein, in N—Niendorf bei F—F—Franz Mohr."

Nun wußte sie gleich, was die Glocke geschlagen hatte. „Das ist recht, Paul Pump," sagte sie, „ein Bauer muß eine Frau haben, mit einer Haushälterin ist es nichts Rechtes. Und Wiebke Mohr hat das rechte Alter für dich, und tüchtig arbeiten kann sie, und auch hat sie allerlei in die Milch zu krumen. Ich will Freitag in Niendorf vorsprechen und mein Bestes tun." Paul Pump machte bei diesen Aussichten ein pfiffiges Gesicht, zog seinen Geldbeutel hervor und fragte, was er dafür schuldig sei. „Nichts, Paul, nichts," sagte sie, „wir wollen es erst mal abwarten, und wenn ich es zurecht kriege, kannst du dafür mal an meinen Johann denken, wenn er groß ist." Er drückte ihr beim Abschied aber doch zwei Taler in die Hand, und sie stellte sie selbst für ihren Johann auf die hohe Kante.

Am Freitag war sie auf dem Bergfelder Wochenmarkt. Sie wußte ihre Geschäfte so einzurichten, daß Franz Mohr aus Niendorf sie auf dem Heimweg zum Mitfahren einlud. So konnten schon unterwegs die nötigen Vorbesprechungen erledigt werden, und in der Familie Mohr setzte sie dann ohne großen Widerstand den Schlußpunkt auf ihr erstes Ehegeschäft.

Sie hat in ihrem Leben dann noch manches ähnliche Geschäft gemacht, und wenn man sie zum Schluß nach der Schuldigkeit fragte, pflegte sie in den

ersten Jahren zu sagen: „Nichts, mein Lieber, nichts, du kannst mal an meinen Johann denken, wenn er groß ist.“ Sie nahm aber alles an, was man ihr in die Hand drückte, und sorgte so am besten für ihren Jungen.

Bei ihrem Johann waren all ihre Gedanken. Er hatte von seiner Mutter die rasche Zunge und das bestimmte Wollen und von seinem Vater die gewandte Hand und den hellen Kopf geerbt. Deshalb hatte er in der Schule unter seinen Altersgenossen immer den ersten Platz. Einige Jahre vor der Konfirmation überholte er sogar einen ganzen Jahrgang.

Er unterschied sich auch sonst von den meisten seiner Spielgenossen. Die Geheimnisse, die das Süderholz in Kratt und Heide bot, genügten ihm nicht lange; er kletterte, wenn sich abends die Sonne neigte, in eine alte knorrige Eiche, die der Südwest ganz allmählich aus der Richtung gedrängelt hatte, und spähte mit seinen suchenden Augen über die Niendorfer Höhen hinweg nach dem Bergfelder Hafen und konnte sich an den Masten der Schiffe und an dem in der Ferne flimmernden Meer nicht satt sehen. Wenn seine Kameraden am Sonntag im Mielbach badeten und Weißfische fingen und diese hinter dem Knick im Wallfeuer schmorten, machte er mit einigen Freunden die weite Tour nach dem Bergfelder Hafen, ließ sich von den Schiffern in die Geheimnisse ihrer Behausung einweihen und trieb sich dann stundenlang im Watt umher.

Von seinem hellen Kopf und seiner raschen Zunge gab er den Ladendorfern einen Beweis auf der Schulprüfung in seinem 15. Lebensjahre, ein Jahr vor der Konfirmation. Da sollte Kantor Kühl das siebente Gebot behandeln. Er hielt es unter seinen Ladendorfern mit einer praktischen Religion, machte sich nicht zum Sklaven eines Buches, sondern gab sich selbst und damit etwas innerlich Erlebtes.

Er berührte es nicht, wenn die Ladendorfer Jungens in jugendlichem Heldenmut einmal Äpfel und Pflaumen stahlen, dagegen hatte er, wenn es sein mußte, ein Rezept in seinem Schulschrank. Er sprach mit den Kindern über den Wert des Eigentums, das dem Menschen erst die rechte Heimat gibt, und weil das Eigentum den größten Wert hat, das sich jeder Einzelne im Schweiße seines Angesichts erwirbt, könnte man für das Wort von Sinai auch sagen: Schütze das Eigentum und die Arbeit!

Das waren Gedankenreihen, die in einem Ladendorfer Gehirn nicht auf Widerstand stießen, das war etwas Festes, das man sicher anfassen konnte. Die Finger flogen denn auch tapfer in die Höhe, und Johann Riek war am tapfersten von allen. Seine Mutter saß in einer Ecke und konnte vor lauter Freude ihre Zunge der Nachbarin gegenüber kaum bemeistern. Denn in ihrer Nähe hatte sich Thies Hennings plaziert, und der gab seinem Nachbarn Hermann Kröger einen leichten Rippenstoß, deutete mit seinem Daumen nach ihrem Johann hinüber, und sie hörte mit ihrem scharfen Ohr noch eben, daß er ihn einen Hauptkerl nannte. Jawohl, ein Hauptkerl war Johann Riek, er wurde Ostern noch garnicht konfirmiert und war der erste Schüler der Klasse.

„Gestatten Sie, Herr Kantor, daß ich auch noch einige Fragen stelle?“ sagte da Pastor Pünjer. Und nun spann er die Gedanken des Lehrers weiter von Ladendorf nach dem See von Kapernaum und ließ den Gründer des Christentums auftreten unter den Bauern, den Kaufleuten, den Schiffern und Fischern, die auch um das Eigentum und die Arbeit sannen und sorgten. Und er schloß damit, daß unser Herrgott seine Freude habe an den Menschen, die seine Gaben ehrlich wandeln und bewegen. Und zum Schluß sagte er den Kindern einige Worte der Anerkennung und legte Johann Riek seine Hand auf den blonden Kopf und sagte ihm, daß er sich freue, ihn nächstes Jahr in der Konfirmandenstunde zu sehen.

Digitized by Google

Als die Kinder entlassen waren, blieben einige Zuhörer noch einen Augenblick sitzen, denn sie wußten, daß Pastor Pünjer noch seinen Rundgang hielt. Er gab dann jedem die Hand, fragte hier nach dem Korn und Vieh, dort nach dem offenen Bein oder schlechten Magen und hatte für jeden ein freundliches Wort. Er wußte alles und kannte alles und war mit seinen sechzig Jahren Herr des Wortes und jeder Lebenslage.

Und nun trat er an Trina Treede heran. Sie stand sonst vor keinem Menschen auf. Wenn Pastor Pünjer auf der Ladendorfer Schulprüfung an sie herantrat, erhob sie sich. „Frau Riek," sagte er, „Ihr Johann ist ein tüchtiger Junge, ich mag ihn leiden. Möchten Sie nachher auf einige Minuten zum Kantor hinüberkommen? Wir wollten noch etwas mit Ihnen besprechen."

„Gern, Herr Pastor, gern, Herr Pastor!" kam es rasch und freudig von ihren Lippen. Und eine Blutwelle schoß jäh über das Gesicht der kleinen Frau.

Beim Kantor war das Schulkollegium versammelt. „Frau Riek," redete sie Pastor Pünjer an, „hat Ihr Johann wohl Lust, Lehrer zu werden?" Wieder schoß die Blutwelle über das Gesicht. „Das wäre fein, Herr Pastor, das wäre fein!" sagte sie freudig. Aber dann mit einer gewissen Entsagung: „Nein, das kann er mit meinen paar Talern doch nicht werden." Da legte der Pastor seine Hand auf ihre Schulter und sagte ganz zuversichtlich: „Dafür wollen die Herren hier und der Kantor und ich schon sorgen." Da merkte sie, daß es Ernst mit der Sache werden könne, und antwortete rasch und freudig: „Denn man zu, denn man zu!" Die Frau Kantor präsentierte ihr nun noch eine Tasse Kaffee, und dann ging sie wieder so freudig bewegt durch Ladendorf wie damals, als sie zu Hans Riek in die Dachdeckerkate zog.

„Johann, mein Junge, du sollst Lehrer werden!" so begrüßte sie vor der Tür ihren Sohn. „Was soll ich?" fragte der ganz trocken. „Du sollst Lehrer werden, Junge, der Pastor und Kantor und Thies Hennings und Hermann Kröger wollen dir helfen." „Das ist garnicht nötig," fuhr er ebenso trocken fort. „Ich habe keine Lust, Lehrer zu werden. Das kostet viel Geld, und nachher verdient man nur wenig. Ich mag auch nicht in der engen Schulstube herumstehen; ich möchte gern etwas von der Welt sehen, wenn du nichts dagegen hast." „Was willst du denn, mein Junge, du hast bisher doch noch nichts darüber gesagt?" „Ich will Matrose werden und auf die See hinaus."

Nun wurde sie ganz still. Sie wußte, wenn ihr Johann das so ruhig sagte, dann war er stärker als sie. Und er blieb stärker als seine Mutter, obgleich sie ihm den Tod des Ertrinkens immer wieder mit all seinen Schrecken ausmalte. Als sie den Kantor um Rat fragte, hatte auch der die Ansicht, daß ihr Sohn nach seiner Neigung wählen müsse, und daß er keinen Druck auf ihn ausüben wolle. Mit der Gefahr sei es nicht schlimm; er könne die Steuermannsschule besuchen und würde bei seinen Anlagen sicherlich schnell vorwärtskommen. So wurde denn Johann Riek nach seiner Konfirmation Schiffsjunge auf einem Schoner, der von Hamburg auf Riga fuhr.

Nun folgten für Trina Treede stille Tage. Als endlich ein Brief eintraf, lebte sie ordentlich wieder auf; denn ihr Johann war guter Dinge und schrieb ihr von den Eindrücken der Fremde. Er rechnete ihr schon vor, wann er wieder in Hamburg sein könne und daß er sie dann in Ladendorf besuchen wnlle. Sie wartete und wartete. Da traten eines Tages Kantor Kühl und Thies Hennings mit ernsten Mienen in ihre Stube und mußten ihr die Nachricht bringen, daß ihr hoffnungsvoller Sohn am Riff von Skagen seinen Tod in den Wellen gefunden hatte. Die beiden Männer wollten sie trösten, aber sie lehnte alle Trostesworte ab. Sie wollte mit keinem Menschen sprechen,

vergaß ihr Geschäft und den Bergfelder Wochenmarkt und verlor ganz das innere Gleichgewicht. Sie war zerfallen mit sich selbst und der ganzen Welt und kündigte sogar ihrem Herrgott den Kontrakt, den sie in der Konfirmation mit ihm geschlossen hatte.

Da klopfte Pastor Pünjer an ihre Tür; aber sie erhob sich nicht, als er eintrat und ihr die Hand entgegenhielt. Er setzte sich aber neben sie, faßte ihre Hand und sprach zu ihr, zart und fein am Anfang, aber dann fester und eindringlicher. Und das gebeugte Haupt kam immer etwas höher, langsam zwar, aber trotzdem und alledem. Als er dann eine Pause machte und von ihr irgend eine Frage erwartete, sagte sie ganz ruhig: „Weshalb hat mir denn unser Herrgott all mein Glück genommen? In dem Buch dort steht doch: er ist die Liebe; ich kann das alles nicht begreifen." „Darauf," sagte Pastor Pünjer, können wir kleinen Menschenkinder eine kurze, sichere Antwort nicht geben. Aber darf ich das Buch einmal vom Eckbord herunternehmen?" Sie nickte. Er schlug das erste Kapitel des Hiobgedichtes auf und las ihr die zweite Hälfte des 21. Verses sanft und langsam vor, dann den 5. Vers des 37. Kapitels des Psalmdichters.

„Und nun, Frau Riek," fuhr er fort, „wollen wir dies Buch nicht wieder auf das Eckbord legen, sondern auf die Kommode." Dort hing ein Porträt, das sie und ihren Mann als Brautleute zeigte. „Und in der obersten Kommodenschieblade," fuhr er fort, „liegt ein Schulbild, wie mir Kantor Kühl gesagt hat, darauf sitzt ihr Johann neben seinem Lehrer." „So ist es," antwortete sie und die Augen wurden heller. „Das Bild geben Sie mir mit nach Bergfeld, ich will einen Rahmen dazu aussuchen, wie er um Ihr Bild ist, und dann soll es seinen Platz auch auf der Kommode haben. So haben Sie Ihren Mann und Ihren Sohn immer vor sich, und wenn es Ihnen gar zu weh um das Herz wird, schlagen Sie das Bibelbuch auf und lesen die beiden Verse; ich will Ihnen einen Papierstreifen hineinlegen." Das tat er dann auch, und die matten Augen wurden wirklich heller, und beim Abschied gab sie ihm das Versprechen, daß sie ihn am Sonntag in der Kirche besuchen und sich das Bild abholen wollte. Als sie dann wieder in die Stube trat, lag neben der Bibel ein Briefumschlag mit der Aufschrift: Aus dem Vermächtnis von Friedrich Busch für Katharina Riek. Was darin lag, hat Trina Treede keinem erzählt, und Pastor Pünjer richtete sich in solchen Dingen nach seinem großen Meister, der allen, die öffentlich in Woltaten machen, das Wort von der linken und rechten Hand ins Stammbuch geschrieben hat.

Am andern Tage lud Frau Hennings sie zum Mitfahren in die Kirche und zum Mittagessen ein. Das nahm sie an und wechselte zum erstenmal wieder freundliche Worte mit einer Ladendorferin. Am Sonntag saß sie zwischen dem Gemeindevorsteher und seiner Frau in der Kirche. Pastor Pünjer predigte über das Gleichnis von der Stillung des Sturms auf dem See von Kapernaum. Mitten in der Predigt zuckte Trina Treede zusammen. Da sprach er von ihr und ihrem Sohn und seinem traurigen Ende. Er nannte keine Namen; aber all die Ladendorfer und Niendorfer und Bergfelder wußten es, daß er jetzt zu der tiefgebeugten Mutter redete, hier in dem großen Gotteshause, mitten in der Predigt. Und sie hätten ihr alle still die Hand drücken mögen und litten mit ihr das dunkle Leid von den Skagener Sandbänken. Aber das fühlte auch die kleine schwarzgekleidete Frau in dem alten Kirchenstuhl, und dieses Mitdenken und Mitfühlen machte sie stark, das düstere Leid als tapfere Frau zu tragen.

Als die Kirche zu Ende war, fuhr sie wieder mit Thies Hennings nach Ladendorf; das Bild hatte er inzwischen holen lassen. Alle Leute, die ihnen

begegneten, grüßten freundlich; denn alle wußten, um was es sich handelte, und dankten in der Stille dem Gemeindevorsteher Thies Hennings, daß er der schwergeprüften Mutter auf diesem Wege das Geleit gab. Als sie nachmittags in ihr Stübchen trat, hing sie das Schulbild über die Kommode, und als das stille Weh sie übermannen wollte, suchte sie den Weg, den die beiden Papierstreifen in dem alten Buch ihr zeigten. Und auf diesem Wege hat sie das innere Gleichgewicht auch wirklich wiedergefunden und ist wieder an ihre Arbeit herangetreten. Das alles aber hatte Pastor Pünjer in die Wege geleitet, er war ein rechter Seelsorger, ein Starkmacher, wie ihn Kantor Kühl nannte; denn er konnte schlummernde Menschenkräfte wecken und mobilmachen.

Trina Treede stand im 43. Lebensjahre, als sie das Schulbild, auf dem ihr Johann neben seinem Lehrer saß, über die Kommode hing. Heute, in ihrem 70. Lebensjahre, hängen die beiden Bilder noch an derselben Stelle, das Bibelbuch liegt darunter und dieselben beiden Papierstreifen, die Pastor Pünjer hineinlegte, liegen noch darin, sehen aber ganz gelb und vergriffen aus. Die beiden Sprüche kann sie seit ihren Kindertagen auswendig; aber es hilft nicht, sie muß sie aufschlagen und lesen, dann erst vermeint sie die Brücke zu finden zu dem Allgewaltigen, Ewigen, der ihr einmal alle Rätsel des Lebens lösen soll.

Die Ladendorfer kennen ihre Leidensgeschichte; aber wer geschäftlich bei ihr vorspricht und vor den beiden Bildern stehen bleibt, dem erzählt sie in schlichten Worten und ohne alle Rührseligkeit das Stück Menschenleben, das sich von einem Bild zum andern und dann hinab zu den beiden Papierstreifen spinnt. Das ist in den 27 Jahren oft geschehen, und alle, die es hörten, schieden mit Hochachtung von dem einfachen Stübchen, in dem eine Frau so tapfer kämpfte und in dem Kräfte wirkten, die die Menschen aufrichten und befähigen, fest und sicher durch die Stürme des Lebens zu gehen.

In Ladendorf wird alle zwei Jahre das Ringreiten gefeiert; das war früher Trina Treedes größter Freudentag im Jahre. Seit dem Tode ihres Mannes hat sie nicht wieder teilgenommen an diesem großen Fest des Sommers. Nur in den letzten Jahren geht sie in der Dämmerstunde die Dorfstraße entlang und setzt sich ein Viertelstündchen auf die Steinbank am Dorfteich. Wenn dann im Dorfkrug die Paare kreisen und die Punschgläser klirren, lebt sie der Erinnerung an vergangene Tage, nicht verbittert oder wehleidig, sondern wie jemand, der alle Klippen des Lebens kennt und überwunden hat. Dann gesellt sich wohl der Wächter Eggert Harms zu ihr, und die beiden wissen dann manches gute Wort über die Gegenwart und Vergangenheit ihres Dorfes zu sagen und zu fragen. Der Wächter begleitet sie dann vor die Tür, und sein „Gute Nacht, Trina, schlafe auch gut!“ klingt so teilnehmend, wie man das dem harten Manne der Ordnung garnicht zutrauen möchte. Und ihr „Danke, Eggert, es hat wohl nichts zu sagen!“ klingt nicht minder zuversichtlich. Sie schläft mit ihren 70 Jahren noch wirklich gut, und ein Traum schleicht dann wohl unter den grauen Haaren dahin. Sie sitzt wieder mit Hans Riek auf der Steinbank am Dorfteich und er legt seinen Arm um ihre Schultern und fragt sie, ob sie seine liebe kleine Frau werden will. „Ja, Hans Riek, das will ich,“ sagt sie dann wieder, hört den Frosch plumpsen und wacht auf.

Träume weiter, Trina Treede, träume den kurzen Glückstraum deiner Jugend. Morgen mußt du den Bergfelder Wochenmarkt besuchen; aber vergesse nicht, bei Kantor Kühl vorzugehen, dort hat sich Besuch angemeldet, und dem will die Frau Kantor einen guten Tropfen vorsetzen. Das ist ein Mann von der Schreiberzunft, der mag dich und deine Art leiden und will dich in die Zeitung bringen, sich selbst und andern zur Freude. Nichts für ungut, Trina Treede.

Plattdeutsche Redensarten von kirchlichen und religiösen Dingen.[1])

Zusammengestellt von **H. F. Meyer** in Kiel.

1. Uns Herrgott is de beste Mann.
2. Uns Herrgott kiekt nich na'n Rock.
3. Uns Herrgott is keen Richter to'r Stunn.
4. Wer Gott vertrut, de mangelt nich.
5. Man mutt uns Herrgott nich in't Handwark fuschen.
6. Wat de leev Gott natt makt, dat makt he ok wöller drög.
7. Wen Gott leev het, den gifft he't in Ligg'n.
8. Du mußt din'Gott nich in de Ogen griepen.
9. Gott vom höchsten Thron,
   ik befehl di minen Drom.
10. Gott kann uns ni selig maken, wenn wi ni wüllt.
11. Gott gifft uns woll de Ossen, man wi mött se bi de Hörn in't Hus trecken.
12. Gott fürchten un driest sin.
13. Gottesfürchtig un dummdriest.
14. Wer slöppt, deit keen Sünn.
15. Dat is all een Sünnvergęb'n.
16. Sovęl Soltkörn du spillst, so vęlmal mußt du an de Himmelsdör kloppen.
17. Dat ręg'nt bi Sünnschien, da kömmt 'n Snider in 'n Himmel.
18. Nu makt se da daben all wöller ruge Arbeit. (Es schneit in großen Flocken.)
19. De Engel plückt Fellern un Dunen. (Es schneit.)
20. Wenn een Pracher dem annern wat gifft, so freut sik de Engel im Himmel.
21. Nüms mutt mehr Undank erfahrn as uns Herrgott.
22. Hol di an 'n Tun, de Himmel is hoch.
23. He lött Gott eenen goden Mann sin.
24. He lęvt as Gott in Frankriek.
25. De Bur is am dichsten bi uns Herrgott.
26. Wenn uns Herrgott em nich bęter kennt, kümmt he nich in 'n Himmel.
27. Wenn't all is, wenn't up is, bescheert uns Gott mehr; wenn de een dot is, staht tein anner all wöller vör de Dör.
28. De kann solang lęb'n as he will, den het uns Herrgott vergęten (von einer steinalten Person).
29. He is bi 'n leeven Gott in't Ellernbrook (ist gestorben).
30. Im Beenhus un in Gottes Riek
    sind wi eenanner alle gliek.
31. Ik verlat mi up Gott un up min Fru ehr Tagheit.
32. De selig will starb'n,
    de mutt sin Got gęb'n an de rechten Arb'n.
33. Wenn Gott een Dör tomakt, makt he de anner wör apen.
34. Uns Herrgott will ok wat Gods hem. (Ein Kind ist gestorben.)
35. Wahr di vör den, den Gott tekent het!
36. Gifft Gott Gesundheit,
    so gifft he ok woll Arbeit; Antj, tapp in!
37. Gott verlett de Sienen nich, sä de Mordbrenner, as he von 'n Galgen wör rünner keem, wiel he begnadigt weer, tiedlebens in de Kar to gahn.
38. Wi bliest woll bi eenen Gott, awer nich bi eenen Koop.
39. He is so dun, dat he von sin' Gott nicks weet.
40. He weet von sinen Gott nicks.
41. He weet nicks von Gott un sin Wort.
42. He weet von Gott keen Steenstrat.
43. De is uns Herrgott sin Niz (Null).
44. He süht den Himmel för'n Dudelsack an.
45. Gotts Kerl un noch een!
46. Helpgott, alltied,
    lang to mit Fliet!
47. Helpgott is got,
    lang to vör'n Dot.
48. Ik heff noch nich „Helpgott" seggt.
49. Dat weet Gott un Lotte.
50. Dat is so gewiß as Gott in'n Himmel is.
51. Gottlos vör hier! sä de Mann, da leeg he in de Torfkul.
52. Up 'n Grund wahnt uns Herrgott! (Wenn 't Grütt un Plumm gifft.)
53. Uns Herrgott het Heudag (sonniges Wetter).
54. Et ward uich ehr Sommer, bet uns Herr de Föt von de Er het. (Himmelfahrt.)
55. He is en knökern Heiland (ist sehr mager).
56. Bęt'n scheef het Gott leev,
    allto grad is ok man schad.
57. He het Moses un de Propheten. (Geld.)
58. Moses het keen Balken ünnerleggt. (Eis.)
59. Sprick du mit Mosen, Aron het 'n Snöv. (Schnupfen.)
60. Hörst du to de nien oder to de oln Propheten. (Zu einem Wettermacher.)
61. De oln Propheten sind dot un de nien weet da nicks af.
62. Tröst di mit Hiob un smęr di mit Sirup!
63. Du kümmst as Nikodemus in de Nacht.
64. Spann din Apostelpeer man an! (Geh zu Fuß.)
65. Se schickt em von Pilatus na Herodes.
66. Geschwind as Lukas sin Vagel.
67. Du kannst di up mi verlaten as up 't Evangelium.

---

[1]) Die häufig recht derben plattdeutschen Volksausdrücke über die Kirche und ihre Diener stammen unzweifelhaft aus der dunkelsten Zeit des Mittelalters. Das sei ausdrücklich vorbemerkt, um falschen Schlußfolgerungen zu begegnen. M.

68. He mutt bi Petrus Gös (Schap, Swien) höden.
69. He mutt bi Petrus Kegel upſett'n.
70. Petrus kegelt! (Es donnert.)
71. Petrus ſmitt alle Nęggen.
72. Petrusis bi de Sprütt. (Es regnet ſtark.)
73. Schick mal na Petrus, dat he de Luken dicht makt.
74. Petrus is verreiſt (bei andauerndem Regenwetter).
75. Ik heff bi Petrus got Wędder beſtellt.
76. Petrus makt ſin Bett up. (Es ſchneit.)
77. Petrus wędert ſin Bett ut.
78. Se ſüht ut as Mudder Maria, von de de Goldſchum affkleit is. (Kränklich.)
79. Dat di Sankt Velten hal!
80. Steen un Been (alte Sitte — Reliquien) ſchwören.
81. Dat Wędder is ganz katholſch!
82. He is ganz katholſch!
83. He is 'n witt'n Jud'n.
84. Dat is de reine Judenſeel'.
85. Raus mit 'n Jud'n, het Speck frętt'n!
86. De Jud deit den Chriſt keen Got.
87. He weet keenen Salm to ſingen.
88. He hölt dat mit 'n kort Gebet un lange Bratwurſt.
89. Man kann em dat Vaderunſer dörch de Backen blaſen!
90. So mennig Kind, ſo mennig Vaderunſer.
91. Bę vör mi mit. (Vor dem Kirchgang.)
92. He will hen un will in de Höll kieken. (Zur Kirche.)
93. He verklagt den Dütwel! (Geht zur Beichte.)
94. To Gottes Diſch gahn. (Abendmahl.)
95. Karkengahn ſümt nich,
Bibelleſen hinnert nich.
96. De flitigſten Karkgaers ſünd nich ümmer unſern Herrgott ſin beſten Kinner.
97. Se geiht nich to Kark noch to Mark.
98. De Kark is keen Has. (Se löppt nich weg.)
99. Up 'n Danzſal un in't Komedihus is de Platz knapper as in de Kirch.
100. Sünndags hinkt keen Deern.
101. He het eenen Stand mit 'n Paſtoren. (Er geht nicht in die Kirche.)
102. Wie ſchall ik weeten, wat de Preeſter predigt het, ſä de Deern, as ſe ut de Kirch keem, he het mi dat nich ſeggt un ik heff em nich darna fragt.
103. De wull woll, dat et alle Dag Sünndag un Ęten un Drinken en Handwark wär.
104. Se ſpinnt Mettwuſt (an Feiertagen).
105. Wat man Sünndags ſpinnt, höllt nich.
106. Wenn't unner de Predigt ręg'nt, ręg'nt de ganze Week.
107. Wenn et ręg'nt ünner de Miß,
is 't de ganze Week gewiß.
108. Dat is ſo gewiß,
as et Amen in der Karken is.
109. Dat is ſo gewiß as Amen in de Kirch.
110. He weet dar ſovęl aff as de Kreih von 'n Sünndag.
111. He fiert Pingſten vör Paſchen. (Er weiß nicht Beſcheid.)
112. Eenen tom Tempel herut jagen.
113. Uns Herrgott is wunderbar,
ut en Oſſen makt he en Karkenſwar.
114. Es is en Papſt-Herrgott (ein wohlgenährter Geiſtlicher).
115. Propſt un Priör ęten von eenen Töller.
116. Min Dochter, wenn du frien wollt, ſo nimm di eenen Papen, de kann ſin Brot mit Snacken verdeen', denn kannſt du lange ſlapen.
117. Gotts Wort vom Lande. (Ländl. Paſtor.)
118. Da hebt wi Gottes Wort ſwart up witt, ſä de Bur, da ſeeg he den Preeſter up 'n Schimmel.
119. En livländſche Ap! (Lizentiat.)
120. Dat glänzt as den Paſter ſin Näsdröpel.
121. Arbeit macht reich, ſeggt de Paſter, is aberſt nich wahr, ſünſt wiern wi Daglöhners alltohop rieke Lüd.
122. Wat de Sög woll för Farken kriegt, ſä de Swinjung, as de Paſter anfüng, em to vermahnen.
123. Wi gat in de Będſchol, ſä de Jung, dar ſeet he in 'n Paſter ſin Appelbom.
124. Ganz richtig, ſä Johann Ernſt, da ſmeet he den Preeſter in 'n Graben.
125. Das tu ich für euch alle, ſä de Paſter, un ſop den Brannwin alleen ut.
126. Alles mit Maaten, ſä de Preeſter, da drünk he den Köm ut 't Litermaat.
127. Ei is 'n Ei, ſä de Preeſter, da lang he na 't Goosei.
128. De Goos is 'n leiri'n Vagel, ſä de Preeſter, een is to wenig un twee tovęl.
129. Dat harr gefährlich holpen, ſä de Paſter, harr för 'n Kranken bęt, de weer dot blęb'n.
130. Dat kümmt von baben, ſä de Preeſter, da weih em 'n Dackpann up 'n Kopp.
131. So leb denn wohl, ſä de Preeſter to 'n Deef, da ſchull he hängt ward'n.
132. Datt ſegg ik mit Se, Herr Paſter.
133. Eenmal predigt de Preeſter man.
134. Warum deiſt du dat? — Globens halber, dat de Papſt nich dull ward.
135. Wie heeſt du? — So as de Preeſter mi döfft het!
136. Wat du weeſt, weeſt du ebenſo got as 'n Preeſter, bloß nich ſo vęl.
137. De Dütwel is unſers Herrgotts Ap.
138. Dat weer de Dütwel, ſä de Jung, da ſeeg he en ſwatt'n Hund.
139. Twiſchen twölf un een
ſünd de Dütwels to Been.
140. Man mutt den Dütwel ok mal 'n Kerz upſett'n.
141. De Dütwel bleekt ſin Großmudder. } Es regnet bei
142. In de Höll hebbt ſe heili'n Dag. } Sonnenſchein.

Digitized by Google

143. Düwel achter Düwel, wenn de een weggeiht, kummt de anner wedder, sä de Jung, as de Sünn dal- un de Mand upging.
144. Na, nu seh ik 'n Düwel, sä de Jung, da harrn's em dat Og utslag'n.
145. Wat tosam schall, kümmt tosam, sä de ol Fru, un schull de Düwel dat ok up de Schuftar tosamkarn.
146. Da's baschen Tabak, sä de Düwel, as de Jäger em in't Mul schaten harr, un spogt de Hagelkürn ut.
147. Wer 'n lang het, lött 'n lang häng, sä de Düwel, da tröck he den Swanz ut de Büx.
148. Wer 't lang het, lött 't lang häng, sä de Düwel un bünn sik 'n Latt an 'n Steert.
149. Verännerung mutt sin, sä de Düwel, da streek he sin Steert grön an.
150. Wenn de Düwel verreist, lött he sin Peerfot to Hus.
151. Gliek un gliek gesellt sik gern, sä de Düwel un keem bi 'n Kahlnbrenner. (Schlechte Leute finden sich.)
152. Wenn de Düwel Not het, fritt he Fleegen, un wenn he se ok noch fülm fangen schall.
153. Beter wat as garnicks, sä de Düwel, da freet he 'n Mück.
154. Dat is en anner Krey, sä de Düwel, as he sin Großmudder in de Fischreus füng.
155. Dat sünd mi schöne Christen, sä de Düwel, as he 'n Kar voll Poggn harr, wenn he vör een upsett, sprüng achter twee wöller raff.
156. Vel Geschrei un wenig Woll, sä de Düwel, da scher he 'n Swin.
157. Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, sä de Düwel un sett sik in 'n Immenswarm.
158. Dat Krut kenn ik, sä de Düwel un sett sik in de Netteln.
159. Wat de Welt doch up un dal geiht, sä de Düwel, da seet he up 'n Pumpenswengel (Sootswanz).
160. Ruhe, du büst gut, sä de Düwel, da harr he Segeberg dragen.
161. To wenig un to vel is den Düwel sin Spel.
162. Vör Geld kann man den Düwel danzen laten.
163. Wenn man sik in de Hänn spütt, freut sik de Düwel.
164. Geschwind, ehr de Düwel datwischen kümmt.
165. Man kann ok den Düwel Unrech don.
166. Een Düwel is ümmer öwer den annern.
167. Man brukt den Düwel nich to ropen, he kümmt von sülbn.
168. Wenn man von 'n Düwel snackt, is he nich wiet.
169. Wenn jeder don kunn, wat he wull, much de Düwel Herr wes'n.
170. De Düwel is naganern.
171. Allen wohl und keinem übel,
wer dat nich will, den hal de Düwel.
172. Bi'n Düwel to Bich kamen.
173. He geiht bi'n Düwel to Bich.
174. He glöv, dat de Düwel sin Ohm is.
175. He lurt as de Düwel up de Seel.
176. He sitt up em as de Düwel up de Seel.
177. He gifft den Düwel keen Picklich.
178. He is 'n Kerl, de nich vör'n Düwel bang is.
179. He löppt herüm as de Düwel in en torzten Nett.
180. He kümmt in des Düwels Kök.
181. Nu gah mit Gott un nimm 'n Düwel up de Nack, denn bemött he di nich.
182. De is den Düwel to klok.
183. Du fühst en Düwel lieker as en Kramsvagel.
184. Dat weer een, sä de Düwel, kreeg'n Snider bi't Been.
185. Ik kann nich ankamen! — Dat sä de Düwel ok, as he sin Großmudder beween' schull.
186. Ik scher mi den Düwel an em.
187. Dat is tom Düwelhaln!
188. Gott straf den Düwel!
189. Nu sla Gott den Düwel dot!
190. Wo kart de Düwel di denn nu her? (kommt unverhofft).
191. De het den Düwel sin Humpstock un Pumpstock herschickt.

Aus der Zeit der Leibeigenschaft.

1. Der Freibrief. Zur Zeit des schwarzen Todes und späterhin im dreißigjährigen Kriege ward gar manches Dorf „wüste"; in den adeligen Gütern wurden danach die Dorfländereien vielfach zum Hoffelde geschlagen. Damit es den Edelleuten nun bei der Bewirtschaftung ihrer so sehr ausgedehnten Ländereien nie an Arbeitskräften fehlen möchte, so gaben sie mit landesherrlicher Genehmigung den Befehl, daß alle Untergehörigen lebenslänglich im Gute verbleiben, also an die Scholle gebunden sein sollten. Dazu kamen weitere persönliche Beschränkungen und Frondienste aller Art. Hin und wieder versuchte ein Leibeigener, dem harten Drucke zu entrinnen; ward aber ein entwichener Höriger wieder ergriffen, so mußte er die Strafe erleiden, die auf Meineid stand. Mitunter gab ein Gutsherr einem oder einigen seiner Leute die Freiheit, sei es

„aus besonderer Gnade," sei es gegen Zahlung eines Lösegeldes (das gegen Ende des 18. Jahrhunderts für Mann und Frau zusammen etwa 100 Speziestaler[1]) betrug). Als Ausweis wurde dem Losgesprochenen ein Freibrief erteilt. — Nun ward nicht lange nach dem dreißigjährigen Kriege „erbgesessener Herr zu Schmoel und Hohenfelde" der Reichsgraf Christoph Rantzau. Der war, wie eine alte Handschrift besagt, seinen Untertanen ein gar harter und gestrenger Herr. Doch war er auch sehr fromm und fand ein sonderliches Vergnügen daran, die argen Hexen zu greifen und mit Feuer zu verbrennen. Auf seinem Schloß zu Schmoel hatte er ein Gemach als Gefängnis hergerichtet; da waren an einem querüber liegenden großen Balken die schweren Ketten befestigt, woran angeschlossen die armen Weiber ihres Schicksals harren mußten. Anno 1666 wurden besonders viele Hexen aufgespürt und nachdem ihnen der Prozeß gemacht war zu Tode gebracht. Die letzte Verbrennung „nach gesprochenem Urteil und Recht" fand 1679 statt. Dann erging ein landesherrliches Verbot der Hexenverfolgungen. Doch Christoph Rantzau ließ sich nicht beirren; nach wie vor ließ er unglückliche Frauensmenschen auf dem „Hexenböhn" schmachten und hernach neben einem alten Riesengrab bei Grünberg auf einem dazu hergerichteten Platze verbrennen, zuletzt im Jahre 1686 noch 18 Hexen. Endlich erfuhr die Landesregierung von diesem eigenmächtigen Tun; Graf Rantzau wurde in einen weitläufigen Prozeß vor dem Reichskammergericht verwickelt und mußte eine Brüche von 20000 Talern erlegen. Dieses nun (und vielleicht auch große Bauten, die er ausgeführt hatte) schwächte seine Vermögensumstände, so daß er sich genötigt sah, aus dem Lande zu entfliehen. Er ging nach Rom und wurde katholisch. „Da er nun wohl einsahe, daß seine Güter für ihn doch verloren waren, vielleicht auch aus Frömmigkeit," faßte er den Entschluß, allen seinen Untertanen, die leibeigen waren, die Freiheit zu schenken. So schrieb er denn Anno 1688 von Cöln aus, „daß er den elenden Zustand der ewigen Leibeigenschaft mit großem Mitleid bei sich erwogen und es der Natur und der Vernunft zuwider befunden habe, daß Christen eine solche Gewalt über ihre Mitmenschen, Brüder und Schwestern, ausübten." Wirklich stellte er für sich und seine Erben allen seinen Leibeigenen Freibriefe aus. Von einem solchen Freibrief aus dem Jahre 1688 wurde wohl 150 Jahre später von einem Tagelöhner in Schwarzbock ein Stück aufgefunden, das an der Innenseite eines alten Kofferdeckels angeklebt war. Es wird berichtet, daß dies Papier Druckschrift aufgewiesen habe, und daß „dies Wenige von einem alten Freiheitsbriefe" dem damaligen Hofpächter auf Schmoel übergeben worden sei. Es war übrigens nur eine bedingte Freiheit, die da verliehen war. Im wesentlichen wurden nur einige Hofdienste erlassen, den Insten wurden ihre Katen mit etwas Land zugesichert, den Bauern sollten ihre Hufen gegen einen mäßigen Kanon in Erbpacht gegeben werden, und es sollte ihnen gestattet sein, unter Sorge für einen Nachfolger nach vorgängiger Kündigung das Gut zu verlassen. Die Hörigen bezeigten anfangs wenig Lust, aus ihren seitherigen Verhältnissen herauszutreten. Wohin sollte so ein armer Hufner auch ziehen? Die benachbarten freien Propsteier sahen die „Höffchen" nicht gern unter sich, verprügelten sie z. B. oft gar jämmerlich, wenn sie am Pfingstfreitag über die Grenze kamen; und den Weg nach Amerika fanden erst 1846 Peter Schröder aus Matzwitz und Hans Scheel aus Todendorf, als noch keiner aus der weiten Umgegend es je gewagt hatte, die Heimat freiwillig zu verlassen. Das Freiheitsgeschenk von Anno 1688 hatte überhaupt, obwohl es „überall eine große Sensation machte," da so etwas zu der Zeit „unerhört" war, wenig praktische Bedeutung. Schon 1695 verkaufte Graf Chr. Rantzau die beiden stark verschuldeten Güter an einen Herrn von Dernath, und dieser überließ sie bald wieder käuflich dem Geheimen Konferenzrat D. von Reventlow, dem bereits 1701 sein Sohn Heinrich im Besitz folgte. Dieser starb am 11. Juni 1732 ganz plötzlich in Kiel, allwo, wie eine alte Chronik meldet, sein Bruder Detlef „ihm bei einem Mittagessen allzuviel Bourgogne-Wein gereichet." Nun erbte Detlef die Familiengüter; er sollte sich aber ihrer nicht lange erfreuen, denn er ward in einen langwierigen Prozeß verwickelt, bei dem es sich um 532000 Taler handelte, und wurde überdies 1738 arretiert und bis 1744 gefangen gehalten. Bei all diesen Herren gerieten die Freibriefe bald in Vergessenheit, früh genug wurden „die alten Zustände wieder zurückgerufen" und womöglich noch verschärft. Da mußten von einer Hufe z. B. täglich 6 Mann und 13 Pferde „zu Hofe" geschickt werden, einen Tag wie den andern jahraus, jahrein. Außerdem hatte der Bauer noch zwei Mann zu seiner eigenen Arbeit. Er hielt sich 3 milchgebende Kühe, 2 Kälber, 3 Ferkel, 2 Schafe und ein Lamm, dazu 4 Gänse, 11 Hühner und einen Hahn. Jetzt sind auf derselben Hufenstelle nur 4 Dienstboten zu finden und auch nur 5 Pferde, dafür aber 12 Milchkühe, 8 Stück Jungvieh und 5 Mastschweine, des Feder-

[1]) 1 Speziestaler (Speetschen) = 4,50 ℳ.

viehs nicht zu gedenken. Aber weiter im Text: Graf Detlef Rantzau war also überschuldet und dazu noch gefänglich eingezogen. Da in der Folge die Güter verkauft werden sollten, ließ der damalige König von Schweden und Landgraf von Hessen, namens Friedrich, um für seine beiden natürlichen Söhne, die er mit einer Gräfin Taube hatte, einen Besitz zu erhalten, im Jahre 1739 die Güter Schmoel und Hohenfelde für 160000 Taler Kurant und danach 1741 von den Rantzaus die beiden Güter Panker und Klamp für 100000 Taler kaufen. Demzufolge kamen die beiden Kinder, Grafen Hessenstein genannt, mit ihren Hofmeistern usw. auf genannten Gütern an und wurden da erzogen. Wie sie mündig waren, bekam der eine Panker und Klamp, der andere Schmoel und Hohenfelde. Aber bald starb letzterer in Paris an einer galanten Krankheit. Seine Leiche wurde in einen Siegelkasten gepackt und galt auf der Reise für „wirklich Siegel," um Kosten zu sparen. Hier angekommen, wurde die eingeschmuggelte Leiche ohne weiteres in ein gewölbtes Begräbnis in der Giekauer Kirche gebracht, wo sie noch jetzt zu sehen ist. Dieser zuerst verstorbene Graf soll ein recht guter, liebenswürdiger Herr gewesen sein, der längstlebende aber gerade das Gegenteil. Als er 1755 seine das Jahr vorher geerbten Güter verpachtete, wurden die leibeigenen „Jungs und Dirns" nach der Hausdiele auf Panker beordert. Dort wurde ihnen in plattdeutscher Sprache bedeutet, daß der neue Pächter die Macht hätte, sie bei etwaigem Ungehorsam mit Keller, Esel und mit der Peitsche zu bestrafen, woneben man auch schärfere Mittel hätte. Die Hufner und Insten, Knechte und Mägde versprachen darauf, sich ihrer Pflicht gemäß zu bezeigen. Von diesem Grafen werden viele „skandalöse Anekdoten" erzählt. Er wurde hernach General und Gouverneur von Schwedisch-Pommern, Reichsfürst usw., kommandierte auch im siebenjährigen Kriege, „hat aber wahrscheinlich keine Heldentaten verrichtet, denn es ist nichts davon bekannt geworden."

2. Die Feldpredigt. Als der Fürst von Hessenstein vom siebenjährigen Kriege nach Panker zurückgekehrt war, dachten die Hohenfelder und Schmoeler Leibeigenen daran, wie sie die vom Grafen Rantzau ihnen einst schriftlich zugesicherte Freiheit endlich sich erringen könnten. Sie beredeten sich also und sandten Männer zum Fürsten mit der Bitte, ihnen das, was der alte Herr versprochen, nun doch nicht länger vorzuenthalten. Der Fürst aber empfing sie schnöde und rief voller Zorn: „Das ist alles dummes Zeug; macht, daß ihr wegkommt, und untersteht euch nicht, auch nur im mindesten an diese Sache zu denken!" Die Leute dachten aber doch noch daran und schickten einige der Klügsten zu einem Advokaten in Kiel. Der aber sagte: „Obgleich ihr das größte Recht habt, kann ich bei den jetzigen Verhältnissen hier im Lande eure Sache nicht führen; ihr müßt sie einem Anwalt in der freien Stadt Hamburg oder Lübeck übergeben." Der Rat wurde befolgt. Man hielt verschiedene Zusammenkünfte zu gemeinschaftlichen Besprechungen unter sich ab, brachte Geld zusammen und schickte endlich den gewandtesten der Leibeigenen nach Lübeck ab. Der war aber ein großer Schurke. Statt nach Lübeck zu reisen, stieg er auf seinen Heuboden und hielt sich dort so lange verborgen, als die Reise hätte dauern können. Endlich kam er wieder hervor, schilderte seine Reise-Erlebnisse, berichtete ausführlich über das Gespräch mit dem Anwalt und versprach den besten Erfolg. Die Leute waren nun einstweilen beruhigt und gaben sich den besten Hoffnungen hin. Der Vertrauensmann hatte aber seine Kameraden um ein Spint voll Geld beschwindelt und legte später einen Handel an. Als aber immer kein Bescheid vom Reichskammergericht, das die Leute durch den Lübecker Anwalt glaubten angerufen zu haben, kommen wollte, begannen wieder die nächtlichen Zusammenkünfte auf dem „Goldberg," und die armen Leibeigenen verschworen sich förmlich, fest zu einander zu halten. Dem Fürsten von Hessenstein, der von dem Treiben seiner Leibeigenen erfuhr, wurde endlich bange. Er beschloß nun, mit List und Überredungskünsten sie wieder zur Ruhe zu bringen und zum Gehorsam zurückzuführen. Er ließ daher seinen Gerichtshalter Cirsovius aus Kiel und den Pastor Nupner aus Giekau zu sich kommen und beredete mit ihnen, der Prediger solle den Leuten die Hölle recht heiß machen und ihnen ihr sündhaftes Treiben vorhalten. Der Gerichtshalter aber sollte eine Schrift aufsetzen, worin die Leibeigenen sich aller ihrer vermeintlichen Rechte begeben und ganz darauf verzichten sollten, wogegen dann der Fürst ihr allergnädigster Herr sein wollte — und nichts weiter. Wie abgemacht, so geschehen! An einem bestimmten Tage wurden alle Hufner, Kätner, Insten und Knechte der Güter Schmoel und Hohenfelde auf dem großen Hofplatze zu Schmoel versammelt, wo sie, wie gesagt war, einer Feldpredigt zuhören sollten. Pastor Nupner bestieg die für ihn errichtete Kanzel und hielt eine sehr eindringliche Rede. Er verdammte ihre nächtlichen Zusammenkünfte auf dem Goldberge, den er den Teufelsberg nannte, und ängstigte die Gemüter der armen Leibeigenen dermaßen, daß sie sich zu allem bequemten, was man von ihnen verlangen würde. Jetzt wurde von dem Gerichtshalter das Dokument verlesen, worin alle ihren Rechten entsagten, und alsdann jeder aufgefordert, bei seinem schon vom Anwalt unterschriebenen

Namen seine drei Kreuze zu machen, was denn auch geschah. Nachdem hielt der Fürst eine kleine Ansprache an das Volk, worin er hervorhob, daß sie jetzt alle bis in ewige Zeiten seine Leibeigenen sein und bleiben würden. Plötzlich entstand eine allgemeine Aufregung. Es hieß, ein Bote vom Reichskammergericht sei da mit der Nachricht, die Leibeigenen hätten ihren Prozeß gewonnen, sie seien freie Leute, und alles, was ihnen von Graf Rantzau verschrieben sei, müsse ihnen werden. Die Leibeigenen wurden wütend, daß sie eben so vom Fürsten und von seinen Helfern angeführt waren, legten die Arbeit nieder und versagten jeden Gehorsam. Der Fürst aber erbat sich von der Regierung ein Kommando Reuter und befahl allen seinen Leibeigenen, zu einer bestimmten Stunde auf Schmoel zu erscheinen. Als alle dort versammelt waren, ließ er sie vom Militär in den großen Speicher hineintreiben und diesen rundum verschließen. Endlich wurden die armen Sklaven einzeln wieder herausgelassen, und jeder von ihnen erhielt von den dazu kommandierten Soldaten soviele Stockschläge aufgezählt, wie der Fürst befahl. Die Rädelsführer wurden endlich ins Zuchthaus geschickt. Der alte Vogt Jürgens auf Schmoel hat noch einen Mann gekannt, der diese Strafe mit erlitten hatte, und vom Vogt hat mein Vater diese Geschichte gehört. Den Pastor Rupner aber, der sein Amt und sein Ansehen so sehr gemißbraucht hatte, ereilte bald die Strafe: er wurde schwermütig und brachte seine übrige Lebenszeit in bitterer Reue zu.

Dietrichsdorf. G. Schröder.

Unsere Vereinsgabe 1907.

J. Preller: Am Ugleisee.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Aus dem Verlage von Max Hansen in Glückstadt: Claudine Staack, Melodien der Liebe, Skizzen und Erzählungen. Preis 1,50 *M.* — Dora Staack, Gewitter, Erzählungen und Skizzen. Preis 1,50 *M.* — G. Stille, Ut'n Sietlann, Landdoktors Belewnisse. Preis 2,50 *M.* — Aus dem Verlage von Schünemann in Bremen: L. Brockdorff-Ahlefeldt, Vorzeit, Balladen, mit Buchschmuck von Theodor Herrmann. — Aus dem Verlage von C. Grumbach in Leipzig: Leo Littmann, Gedanken in Liedern. Preis 1,25 *M.* — Verlag von Clauß u. Feddersen in Hanau: J. Baltzer, Heimatbilder. Preis 3,50 *M.*

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Neue Mitglieder.

Für 1906:

270. Dargel, Ed. (in Firma Dargel & Cantieny), Kiel, Fleethörn 3. 271. Denker, H., Lehrer, Elpersbüttel b. Meldorf. 272. Jacobs, Kaufmann, Wyk a. Föhr 273. Ramm, H., Lehrer, Waygaard b. Fahretoft.

Für 1907:

1. Beckmann, F., Apotheker, Finkenwärder. 2. Christiansen, Lehrer, Flehde. 3. Lehmann, Fr., Rentner, Kiel, Moltkestr. 3. 4. Möller, Henry, Brooklyn, New York. 5. Frl. Schnepel, Blindenlehrerin, Kiel. 6. Sommer, Aug., Schleswig, Schubystr. 47. 7—14 Rade, Grabener, Ralf, Wittfoth, Eggers, Krohn, Stender, Hamann, Seminaristen, Segeberg. 15—23. Lüth, Peters, Sibbert, Runge, Reve, Timon, Thode, Fust, Pöhls, Präparanden, Segeberg.

Allen Freunden und Bekannten wünscht

ein frohes neues Jahr

H. Heustreu, Kiel,

Lehrmittel-Fabrik.

Die Vereinsgabe 1905,

die Photogravüre nach dem Gemälde von

C. L. Jessen in Deezbüll: Sonntagsandacht

ist für die Vereinsmitglieder noch zum Preise von **3,50 M.** (einschl. Porto und Verpackung) zu beziehen **direkt** von **Max Hansens Verlag, Glückstadt.**

Mineralien in beliebiger Auswahl, komplette **Sammlungen für Schulen** aller Kategorien (mit spezieller Berücksichtigung unserer Heimatprovinz), **Sammlungen für reifere Schüler, Kabinettstücke** f Börter u. Schreibtische usw., **einzelne** Mineralien zur Ergänzung vorhandener Bestände in Schule und Haus liefert die

Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein

(**H. Barfod**, Lehrer, **Kiel**, Geibelallee 2[3]).

A. F. Jensen,

Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

Buchdruck-Arbeiten

rasch • sauber • preiswert.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von 5 **Pfg.** an

Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling, Vegesack.

Für Freunde der Heimatsgeschichte.

Ältere Werke über schleswig-holsteinische Geschichte (Neocorus, Christiani und Hegewisch, Volten u. a.) wünscht ein Mitglied unsers Vereins zu verkaufen.

Anfragen, denen eine 10 Pfg.-Marke beizufügen ist, werden an die Verkaufsadresse durch Herrn Schriftführer **H. Barfod**, Kiel, Geibelallee, weitergegeben.

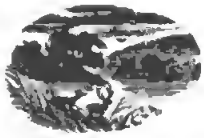
Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.** **Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(13) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Wilh. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock),
Vergolderei und Kunsthandlung
Fernspr. 2901. **Kiel** Holstenstr. 75
empfiehlt sich den **hiesigen** und **auswärtigen** Lesern der „Heimat" zur **Einrahmung der Vereinsgabe:** J. Preller: **Am Uglei-See.**



Wilh. Schlüter, Halle a. S.

Naturwissenschaftliches Lehrmittel-Institut

erzeugt und liefert in anerkannt erstklassiger Ausführung
Präparate, Sammlungen und Modelle
für den naturgeschichtlichen Anschauungsunterricht
sowie für den modernen Zeichenunterricht.
Kataloge kostenlos.
Empfehlungen höchster Schulbehörden und hervorragender Fachmänner.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Jul. Arntz, Elberfeld,

fertigt anerkannt gut und billig:
Insekten- und **Pflanzenpräparate** als **Zeichenvorlagen, Insekten-Lebensbilder** für den **naturwissenschaftlichen Unterricht, Insektenkasten, Schränke** und **Utensilien** für Naturaliensammler.
Lieferant vieler Schulen und Museen.
Ill. Preislisten gratis und franko!

Mitte Januar erhalte einen großen Posten **importierte lebende Schmetterlings-Puppen** aus Nord- und Südamerika der folgenden großen Prachtspinner:

Attacus cynthia	Stück	12 Pf.
Telea polyphemus	„	25 „
Hyperchiria io	„	50 „
Antherea perny (Japan)	„	25 „
Callosamia promethea	„	12 „
Platysamia cecropia	„	18 „
Actias luna (Mexico)	„	60 „
Actias mimosae (Afrika)	„	5 M
Saturnia pyri, gr. Wiener Nachtpfauenauge (Dalmat.)	„	30 Pf.

Die Schmetterlinge schlüpfen sicher April bis Juni, und sind die prachtvollen Raupen auf Ersatzfutter, welches angegeben wird, leicht zu züchten. — Porto u. Verp. 30 Pf.

Paul Ringler, Vertrieb über-seeischer Naturalien
Halle a. S., Victoriaplatz.

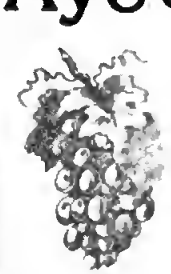
Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35 a
erwarb die Restvorräte und empfiehlt:
Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, broseh. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.
= Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko. =

Aug. Junge,

Färberei
und chemische Reinigungsanstalt
Kellinghusen.
✣✣✣✣ Gegründet 1724. ✣✣✣✣

Aye & Haacke



Altona, Bordeaux
Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von **Erwin Nägele** in Leipzig bei, enthaltend Prof. Dr. Schmeils Lehrbücher und Wandtafeln für den botanischen und zoologischen Unterricht. Wir empfehlen ihn der besonderen Beachtung.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 211.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 2. Februar 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Ekmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Lobsien, Wilhelm Jensen zum 70. Geburtstag. (Mit Bild.) — 2. A. Christiansen, Pflanzen- und Tierleben im Knick. I. — 3. Willers Jessen, Der Alchymist Graf St. Germain. (Mit Bild.) — 4. Petersen-Kühn, Der wunderbare Ring. — 5. Schröder, Aus der Zeit der Leibeigenschaft. — 6. Mitteilung.

Als Vereinsgabe 1907

bieten wir unsern Mitgliedern auf vielseitigen Wunsch wieder ein heimatliches Landschaftsbild an, die in Heft 1 der „Heimat" 1907, S. 28, in Abbildung gezeigte prächtige **Photogravüre** nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Ugleisee.

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**

Jedem Mitgliede steht der Bezug je eines Exemplares der Größe I und II zu. Bei Bestellung mehrerer Bilder gilt für die angelegten Exemplare nur der Preis wie bei der Entgegennahme in Kiel. Die neue Vereinsgabe, die wir unsern Mitgliedern angelegentlichst empfehlen, ist bereits in **130**, bezw. **50** Exemplaren bezogen worden. Die erfreuliche Aufnahme des neuen Heimatbildes läßt noch zahlreichere Bestellungen erwarten. Dieselben sind unter postfreier Einsendung des Betrages an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel**, Adolfstr. 56 p., zu richten.

Von der Vereinsgabe **1906**, Jessens **„Gemeindevertretung,"** die in **400** Exemplaren von den Mitgliedern bezogen worden ist, **stehen keine mehr zur Verfügung.**

Kiel, den 29. Januar 1907. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

Mitteilung.

Angler Sagen. An der Flensburg-Kappler Chaussee, nämlich da, wo sie bei Dingholz durch das Kirchspiel Sörup führt, liegt ein Stein mit der Spur eines Frauenschuhes. Sie soll davon herrühren, daß eine Frau vom Gute Roest, um das Leben ihres zum Tode verurteilten Mannes zu retten, die schwere Aufgabe übernahm, die Mitte des Weges zwischen Kappeln und Flensburg abzuschreiten. Verzweifelt setzte sie sich zum Ausruhen auf diesen Stein, — — und — ein Wunder, — ihr Schuh sank tief hinein; also mußte hier des Weges Mitte sein. — In der Nähe liegt eine Koppel Kongenshy, richtiger Gunneshy genannt. Auf einem daselbst belegenen Hünengrabe wurde eine Hexe Gunne verbrannt, wozu ein Bauer aus Löstrup 3 Faden Holz lieferte. Vor ihrem Tode gab sie den Anwesenden die Warnung, den in der Nähe stehenden Dornbusch nicht wegzuhauen, da sonst das Dorf Löstrup ein Raub der Flammen würde. Der Busch ist erst vor wenigen Jahren entfernt worden; doch der Kassandraspruch der Hexe hat sich nicht erfüllt. J. Hoeck, Adelby b. Flensburg.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Aus dem Selbstverlage von H. Teut in Bergedorf: Wirtschaftsbuch für Beamte. Preis bei direktem Bezuge 1,50 *M.* — Aus dem Verlage von J. Neumann in Neudamm: S. Jansen, Sofienstuh, wie ich mir das Landleben dachte und wie ich's fand. 2. Auflage. Preis 4 *M.* — Aus dem Verlage von J. Schwarck in Wilster: J. von Essen, De Möller von Blittenhagen, Lustspill in twe Afdelungen. Preis 0,50 *M.* — Aus der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg: Kronfeld, Der Weihnachtsbaum, Botanik und Geschichte des Weihnachtsgrüns. Preis 4 *M.* — Aus dem Verlage von G. Kühtmann in Dresden: Georg Payssen Petersen, Kiekinnewelt, plattdeutsches Familienbuch. Preis 6 *M.* — Sonderabdruck aus Jahrg. 23 der Insektenbörse: Georg Warncke, Beiträge zur Kenntnis der Lepidopterenfauna Schleswig-Holsteins. Eckmann.

Satzungen

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist, die Kunde unserer Heimat, ihrer Bewohner und ihrer Natur zu fördern.

§ 2. Der Verein sucht diesen Zweck zu erreichen durch Herausgabe einer Monatsschrift, durch Versammlungen und gegenseitige Anregung der Mitglieder unter einander.

§ 3. Das Organ des Vereins, „Die Heimat," bringt belehrende Aufsätze in allgemein verständlicher Fassung und Mitteilungen aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde. Sie berichtet über die landeskundliche Literatur, gibt Auskunft über gestellte Fragen und vermittelt den Tauschverkehr unter den Mitgliedern.

§ 4. Jährlich findet eine Generalversammlung des Vereins statt. Dieselbe ernennt den Vorstand, nimmt den Bericht des Schriftführers entgegen und beauftragt zwei Vereinsmitglieder mit der Prüfung der Jahresrechnung. Die geprüfte Abrechnung ist auf der nächsten Versammlung vorzulegen. Mit der Versammlung werden den Zweck des Vereins fördernde Vorträge und Ausstellungen verbunden. Ort und Zeit der Versammlung bestimmt der Gesamtvorstand.

§ 5. Die Leitung des Vereins liegt in den Händen eines geschäftsführenden Ausschusses, dem ein Kreis von Vertrauensmännern als weiterer Ausschuß zur Seite steht. Sie zusammen bilden den Gesamtvorstand. Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenführer, zwei Beisitzenden, dem Leiter des Vereinsorgans und seinem Stellvertreter.

§ 6. Der engere Ausschuß hat die Geschäfte des Vereins zu führen und die Generalversammlungen vorzubereiten und zu leiten. In allen Fragen, welche die Vereinsorganisation und Änderungen der Satzungen betreffen, sind die Vertrauensmänner um Rat zu fragen. Sie unterstützen ferner den engeren Ausschuß, indem sie denselben mit den Wünschen der Vereinsmitglieder bekannt machen und sich die Förderung des Vereins besonders angelegen sein lassen.

§ 7. Jedes Vorstandsmitglied wird auf vier Jahre von der Generalversammlung gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß wird erneuert in der Weise, daß jährlich ein Mitglied ausscheidet. — Wenn ein Mitglied desselben vor der Generalversammlung ausscheidet, so hat der Gesamtvorstand das Recht der Ergänzung. Solche Wahl ist gültig bis zur nächsten Generalversammlung. Die Vertrauensmänner ernennt ebenfalls die Generalversammlung; doch hat der weitere Ausschuß das Recht, sich, wenn nötig, zu ergänzen. In Gegenden, wo sich Bezirksvereine gebildet haben, wählen diese die Vertrauensmänner.

§ 8. Mitglied des Vereins kann jeder werden, der sich verpflichtet, jährlich den Vereinsbeitrag von 2,50 *M* zu zahlen. Der Austritt kann nur mit Schluß des Jahres erfolgen. Personen, welche sich besondere Verdienste um die Pflege oder Förderung der Natur- und Landeskunde erworben haben, kann der Verein zu Ehrenmitgliedern ernennen. Dies geschieht im Namen des Vereins durch den Gesamtvorstand.

§ 9. Die Beiträge sind im ersten Vierteljahr postfrei an den Kassenführer einzusenden oder werden später bei Versendung eines Heftes der „Heimat" durch Postnachnahme eingezogen.

§ 10. Änderungen der Satzungen erfolgen durch die Generalversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit. Alle Anträge dazu sind an den geschäftsführenden Ausschuß einzureichen, welcher dieselben durch „Die Heimat" den Vereinsmitgliedern bekannt zu machen hat.

Der geschäftsführende Ausschuss.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 2. Februar 1907.

Wilhelm Jensen zum 70. Geburtstag.

Von **Wilhelm Lobsien** in Kiel.

Schon vor Jahren ist in dieser Zeitschrift auf Wilhelm Jensen als auf eins unserer eigenartigsten Talente hingewiesen und dabei besonders das Heimatliche in seinen Schriften betont worden. Wenn ich nun heute trotzdem an dieser Stätte Raum erbitte, so geschieht es, weil ich es für selbstverständlich halte, daß eine Zeitschrift, die sich „Heimat," unsere Heimat nennt, unter den Gratulanten zum Ehrentage des greisen Dichters zu finden ist, zum andern aber auch, weil ich der berechtigten Meinung bin, daß der Dichter in seiner Eigenart als Lyriker hier droben nicht so bekannt ist, wie er es verdient. Wer seine Werke kennt, ja, ich darf wohl sagen, wer auch nur eins seiner Werke kennt, vom „Magister Timotheus" an bis „Unter der Tarnkappe," wird die Überzeugung gewonnen haben, daß ein starker lyrischer Zug durch alles Handeln und Geschehen hindurchgeht, daß das Stimmungsvolle, das lyrische Gerank bei ihm nicht schmückende Arabeske, kein füllen-Anhängsel, sondern Grund- und Unterton, das, woraus alles andere herauswächst, naturnotwendig herauswachsen muß, das, wodurch alles andere bedingt ist. Daß dieses Lyrische in ihm seinen Niederschlag in Versen finden würde, ist nach dem Gesagten selbstverständlich, und so dürfen wir uns heute der reichen Gaben freuen, die der Dichter in seinen Versbüchern „Gedichte," „Lieder aus Frankreich," „Um meines Lebens Mittag," „Aus wechselnden Tagen," „Stimmen des Lebens," „Im Vorherbst," „Vom Morgen zum Abend" darbietet. Was in fast all seinen Gedichten in die Augen springt, ist die wundervolle Naturschilderung, die tiefe Beseelung, die innigen Wechselbeziehungen zwischen seiner Seele, zwischen all seinem Fühlen und Denken und der Naturseele. Er malt nicht nur schlechthin, ihm genügt nicht, nur ein klar geschautes Naturbild aufzurollen, nein, er sucht

das geheimnisvoll Verborgene herauszuholen und darzustellen. Auch dann, wenn er scheinbar photographiert, läßt er doch immer einen Strahl seiner reichen Seele darübergleiten, übersonnt er es mit einem köstlichen Humor oder mit dem tiefen Ernst eines gereiften, weisheitvollen Menschen, dessen Herz zwar voll heiligen Zorns über alles Kleinliche, Niedrige, Erbärmliche ist, aber sich von Verbitterung, Menschenhaß und Weltschmerz freigehalten hat. Eine große Sehnsucht lebt in ihm, ein unstillbares Sehnen nach Schönheit; nach allen Zeiten und Welten schweift diese Sehnsucht, macht Vergangenes in ihm lebendig und weckt Zukünftiges. Heimat und Jugend, diese Glücks- und Ruhepunkte alles Irrens und Ringens, wachen oft in ihm auf und lassen ihn weiche, stille Verse finden. Eine einzige Sonnenmittagsstunde, die ihn, den Alten, müde macht, ruft alle holden Tage seines reichen Lebens wach, an denen das Herz so leicht und frisch Leid und Glück zu tragen wußte.

Nach Hause kehr' ich sonnenmüd'
Im Mittagsglanz und Weben,
Zu süß umglüht, zu hold umblüht
Von Frühlingsduft und Leben;
Ein Duft umwogt mich allumher
Und in der Luft ein Klingen:
Es ist zu schwer, man trägt's nicht mehr,
Wie mit den jungen Schwingen.

Sie trugen nur ihr leichtes Maß
An frohem Hoffnungsglücke,
Doch alles, was ich je besaß,
Bringt nun der Mai zurücke:
Gleich Träumen einer andern Welt,
Die lind sich auf mich lehnen,
Geht mir gesellt im stillen Feld
Des Knaben frühes Sehnen.

Es hascht der Jugendfreunde Hand
Aus lachendem Getriebe;
Vom Waldesrand im Lichtgewand
Kommt scheu die erste Liebe;
Entschlafene Stunden werden wach
Und harr'n am Weg verlassen,
Des Herzens Schlag muß tausendfach
Gedenken und umfassen.

Und immer voller drängt's heran,
Mit tausend Flüsterzungen,
Und was der Mann als Höchstes dann,
Als Lebensglück errungen —
Was aus dem Glanz und Duft umher
Die Frühlingsstimmen bringen,
Es ist zu schwer, man trägt's nicht mehr,
Wie einst mit jungen Schwingen.

So kehr' nach Haus ich sonnenmüd'
Vom dichten Weggeleite,
Zu süß umglüht, zu hold umblüht,
Und schau' in blaue Weite:
Dort wandern Wölkchen leichten Flug's
Im sanften Windeswehen,
Nun hellen Zug's, nun blassen Trug's,
Und flattern und zergehen.

Und doch freut sich sein Herz des Frühlings wie des Herbstes. Nicht der Sommer in seiner satten, starken Pracht, in seiner Vollendungsfreude, in seiner schweigenden Ruhe nach den Kämpfen des Werdens und vor den Kämpfen des Vergehens ist es, der ihn freut, sondern vielmehr die Zeit vorher und nachher, wo alles Leben brausend hervorbricht oder im Sturm zerstiebt. Wie entzückend weiß er eine Vorherbststimmung zu malen in dem Gedicht

Die Boten.

Tau blitzt am Geländе,
September ist nah;
Da flattert's behende
In zierlicher Wende
Und zwitschert ohn' Ende —
Die Meisen sind da.
Getuschel und Pfeifen,
Gepiep und Gehusch,
Ein Streifen und Schweifen
An Bäumen und Busch.
Ein Hüpfen und Schlüpfen
Im Laub überquer
Und Schmiegen und Wiegen
Allüberallher.
Und Nicken und Picken
In emsiger Hast,
Und heiter schon weiter
Von Aste zu Ast.

Nun Hängen an Zweigen,
Nun Neigen und Tanz,
Und Wippen und Neigen
Mit Kopf und mit Schwanz,
Doch niemals ein Schweigen;
Rundum immerfort
Ein Plaudern und Plauschen,
Begrüßungen tauschen,
Bald hier und bald dort,
Bald hin und bald wieder;
Die Männchen so fein,
So blank das Gefieder,
Behend des Gebein.
Blaumeise, Schwanzmeise,
Schopfmeise sind da,
Nach lustiger Weise
Auf herbstlicher Reise —
September ist nah.

Digitized by Google

Das alles ist so wunderbar plastisch und rhythmisch so meisterhaft, wie es Klaus Groth in einigen seiner aus dem Tierleben geschöpften Lieder verstand; das ganze lustige Treiben der flinken Vögel steigt vor einem lebendig und erfreuend auf, und man spürt, mit welch verstehender Liebe der Dichter den kleinen Tierchen zugeschaut und mit welch innerer Freude er die Verse niedergeschrieben hat.

Ernstere Töne schlägt er an in dem Gedicht „Herbst":

In Feldeseinsamkeit am Buchenhain,
Der weit auf blauen Meeresspiegel blickte,
Wo schwarz am blätterdürren Rain
Die Brombeertraube niedernickte —
Wo leis im linden Sonnenlicht
Der Wind durch gelbe Stoppeln zog,
Um blasses Blumenangesicht
Ein schwingenmüder Falter flog —
Ins Blau vom roten Hagdornzaun
Stieg eine Eiche, hoch und braun,
Drin sang, wie lächelnd so der Sommer schied,
Ein kleiner wilder Vogel noch ein Lied:

Blütenpracht
In den Zweigen
Ist nur bunter Elfenreigen,
Nur ein Traum der Sommernacht.

Wirst du wach,
Keine Klage
Bringt zurück verlorene Tage,
Und vergebens schaust du nach.
Halt bereit
Neue Schwinge,
Daß sie dich hinüberbringe
Zur Erinnrung schöner Zeit!

Er hob sein Lied mit immer gleichem Ton
Und ließ es fallen stets in gleicher Weise;
Dann ward es still, ein Zweig nur schwankte leise,
Der kleine letzte Sänger war entflohn.
Vom winddurchsummten Wipfel fielen nur
Die braunen Eicheln zum Gezirp der Grille,
Schräg sank die Sonne über Wald und Flur,
Und kühle Schatten wuchsen durch die Stille.

Von gleich großer und starker Bildlichkeit zeugen die Gedichte, die er unter dem Titel „Herbstabend" vereint hat, und von denen das erste mit den schönen Strophen beginnt:

Der Weg zieht einsam weiter,
Trüb ist der Abend und kalt;
Der alte Schimmelreiter
Trabt über den düsteren Wald.

Die Bäume knarren und knattern
Und biegen ihr murrendes Laub;
Seinen grauen Mantel flattern
Seh' ich im Windgeschnaub.

Oft zieht eine müde Resignation durch seinen Sinn und mahnt ihn an die Vergänglichkeit des Irdischen. Dann ist sein Herz leer und still, es weiß nichts mehr, das ihm Freude zu bieten vermag, nichts, das des Sehnens und Träumens wert ist.

Am Himmel von dunklem Gefieder
Ein südlicher Wanderzug;
Vom Hügelacker hernieder
Zieht drunter die Furchen der Pflug.
Falb glimmt auf dem Eisen die Sonne
Mit müdem Novemberschein
Und umhuscht am Rain der Madonne
Verwitternden Bildnisstein.
Das ist in lautlosem Schweigen
Kein waches Leben mehr,

Schon wie ein Niederneigen
Von Lidern in Schlafsbegehr.
Sanft legt der Pflug die Schollen,
Und wie von Traum gefaßt,
Vom Traumbild einer vollen
Heimschwankenden Ährenlast.
Rings schweben von den Bäumen
Die Blätter erdenwärts;
Wovon denn möchtest träumen
Noch einmal du, mein Herz?

Daß diese Liebe zur Natur, dieses innige Versenken in alle Stimmungen da draußen ihn oft der Heimat gedenken läßt, beweisen manche seiner schönsten Lieder. Wohl bekennt er, einst im Zorn aus seiner Heimat geflohen zu sein, „in jungen, hitzigen Tagen." Wohl hat er oft „mit übermütigem Scherz" gespottet, — „doch ob die Lippen auch grollten, treu blieb dir immer mein Herz." Und aus dieser Treue heraus ist sein Heimatlied entstanden mit der schönen Anfangsstrophe:

Noch einmal möcht' ich über grünen Feldern,
Drauf braun und buntgescheckt die Rinder stehn,
Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern,

Die blaue See in Sonnenweite sehn;
Das Sehnen nochmals fühlen, das den Knaben
Aus ihrem Anblick schauernd überlief,
Noch einmal wachend möcht' ich wieder haben,
Was lange mir geheim im Herzen schlief.

Ein gleicher Zauber entströmt den Liedern, die seiner Liebe und Familie ihre Entstehung verdanken. Er singt von den ersten Maientagen, vom Finden und Scheiden und vom endlichen Wiederfinden zur Lebenswanderung. Er schildert sein trautes Heim, das heilige Glück darin; er malt entzückende Bilder aus dem Leben seiner Kinder; er begleitet im Lied den Auszug der Tochter aus dem Elternhause in das Haus des Mannes; er findet ergreifende Töne am Grabe eines lieben Kindes, und keiner kann sich tiefster Rührung erwehren, wenn er das letzte „Gutnacht" seinem entschlafenen Kinde nachruft und wenn er dabei aus glücklicher Erinnerung heraus den kindlich schlichten Plauderton der Kinderstube gebraucht.

Nun leg' dich um und schlafe,
Mein Kind, schlaf' ruhig aus!
Der Schäfer treibt die Schafe
Nun ohne dich nach Haus;
Du kommst nicht mehr zur Schule
Zu spät im grauen Licht,
Und vom Kathederstuhle
Droht dir kein streng Gesicht.

Der Dichter verweilt gern auf dem Kirchhof, wo all seine Lieben schlafen. Die blassen Leichensteine reden ernst und eindringlich zu ihm, aber ohne ihn zu schrecken. Er kann sogar lächeln über so manchen Tand, der sich auf dem stillen Acker breitmacht, wenn er auch nicht, wie wir es so oft in der modernen Lyrik finden, den Tod als Freund begrüßt; nein, viel häufiger sieht er das schwarze Grauen, das in dem Aufhören alles Lebendigen liegt; er steht dem Tod zu sehr als Grübler gegenüber und trägt diese dunklen Gedanken auch mit in das Glück seines Hauses hinein. Immer und immer wieder muß er an die Stunde denken, da er sich für ewige Zeit schlafen legen wird; selbst eins seiner schönsten und abgeklärtesten Liebeslieder spricht davon:

Reich' mir die liebe alte Hand,
Die Hand, die mich durchs Leben führte,
Der zagend einst ich mich entwand,
Als sie zuerst die meine rührte.
Am Bach hier stand der weiße Klee,
Darüber summten goldene Bienen;
Mir klingt's im Ohr; nun liegt der Schnee
Von fünfzig Jahren über ihnen.
Reich' mir die liebe alte Hand,
Mir ist's, als käm' ein Frühlichtswehen
Aus ihr vom morgenroten Strand,
Und doch ist Zeit zum Schlafengehen.
Die Wimpern fallen dir und mir,
Und wundersam, doch klopft es drinnen
Mir in der Brust, als könnten wir
Noch einmal jenen Tag beginnen.
Reich' mir die liebe alte Hand —
Ich dankte oft mit seligem Munde
Der Stunde, drin sie einst mich fand,
Nun dank' ich ihr für diese Stunde.
Oft rief der Abend uns zum Ruh'n,
Und doch, mich dünkt's, so traut war keiner,
Denn meine Hand, für immer nun,
Soll ruh'n zum Schlafen sie in deiner.

Nicht minder erfolgreich ist Wilhelm Jensen auf dem Gebiete der lyrisch-epischen Dichtung gewesen, wo er in besonderem Maße Handlung und Lyrik verbinden konnte. Eine in hohem Maße schwungvolle Art der Darstellung, oft von hinreißender Kraft, daneben eine stille, schlichte Weise, eine blühende Sprache, die wie Musik klingt, das alles hebt diese Dichtungen weit über ähnliche hinaus. Am bekanntesten ist wohl „Am ersten Sarge," in welchem Gedicht er den Eindruck schildert, den der Tod eines Knaben auf seine Mitschüler macht; aber nicht minder verdienen bekannt zu werden Dichtungen wie „Der hohe Steig," „Am Wildwasser," „Dünung," „Die Schiedsprecherin," „Eine Begegnung," „Hans Gutgesell" u. a. Sie alle sind Beweis dafür, wie tief der Dichter in den Herzen der Menschen zu lesen versteht, wie sehr er ihre Seele kennt in allen Regungen, und aus dieser Kenntnis heraus ist die milde Güte geflossen,

mit der er alles beurteilt und verzeiht. Dieselbe weisheitsvolle Güte und vornehme Gesinnung spricht sich auch in seiner Spruchdichtung aus. Da teilt er oft außerordentlich scharfe Hiebe aus, reißt er allen Flittertand und falschen Schmuck herunter, um spottend die ganze hohle, tote Nacktheit zu zeigen. Aber er reißt nicht nur herunter, er baut auch auf, er gibt Lebenswahrheiten und -regeln, die zur Höhe und Selbstvollendung führen.

Am bekanntesten sind des Dichters „Lieder aus Frankreich" geworden, und es sind in der Tat Verse darunter, die zu dem Besten gehören, was uns die Kriegslyrik aus den Tagen des letzten Krieges gebracht hat. Er legt die Lieder einem Landwehrmann in den Mund und hat dabei treffend eine schlichte und doch vielsagende Ausdrucksweise gefunden für den Schmerz sowohl als für die Freude, für die Sehnsucht nach Hause sowohl als für die Kampflust, für die Begeisterung sowohl als für den Zorn über die Philister, die zu Hause an der Bierbank Politik treiben und glänzend zu siegen wissen. Eins der schönsten Gedichte unter den „Liedern aus Frankreich," das dauern wird, so lange die Erinnerung an den Krieg wachgehalten wird, ist folgendes, das herzusetzen ich mir nicht versagen kann:

Wir saßen am Grabenhange
Und horchten im Dämmerschein
Unsrer Leute kunstlosem Gesange —
Sie sangen die „Wacht am Rhein."

Bisweilen nur kam dazwischen
Ein Schuß herübergedröhnt,
Auch ab und zu wohl ein Zischen —
Doch waren wir lang' d'ran gewöhnt.

An den goldenen Wolkensäumen
Verblich der funkelnde Rand,
Eine Stunde war's, zu träumen
Von der Liebe im Heimatland.

Und träumerisch sprach er leise
Von unserer Wacht am Rhein,
Es schlich wohl von drüben die Weise
In seine Gedanken sich ein:

„Halt' ich für meinen Jungen,"
Sprach er, „doch mit sind Wacht,
„Daß endlich aus Dämmerungen
„Ein voller Tag ihm lacht.

„Daß nicht sein Blut er vergießen
„Einst muß fürs Vaterland,
„Daß glücklich er genießen" —
Abbrechend drückte die Hand

Aufs Herz er schweigsam und legte
Den Kopf zurück an den Wall,
Während stumm sich im Herzen mir regte
Seiner Worte Wiederhall.

Er schwieg noch immer; ich sandte
Einen Blick durch die dämmernde Rund',
Eh' ich fragend mich zu ihm wandte —
Da starb das Wort mir im Mund'.

Was fühlt' ich plötzlich klopfen
An der Brust so wahnsinnstoll?
Was war's für ein roter Tropfen,
Der dort unterm Finger ihm quoll?

Ich sprang auf ihn zu und riß ihm
Die Hand fort, unbewußt —
Da ging ein runder Spliß ihm
Durch den Rock, links unter der Brust.

Den hatt' eine Kugel geschnitten
Gradaus, bis ins Herz hinein —
Durch die Nacht herüber noch glitten
Die Klänge der „Wacht am Rhein."

Ich habe in Vorstehendem zu einem großen Teil den Dichter selber reden lassen, weil ich glaube, daß so am ehesten Liebe zu seiner Lyrik und ein Verlangen danach wach werden kann; er verdient es. Wir sind hier droben so arm an guten Lyrikern und haben daher doppelt die Verpflichtung, uns um die zu kümmern, die uns Lebenswerte zu bieten haben; und zu denen gehört Wilhelm Jensen. Daß seine engere Heimat ihn lieb gewinne, nicht nur als Erzähler, sondern auch als Liedersänger, das wünsche ich ihm und seiner Heimat; ihm zur Freude, letzterer zum Gewinn.

Pflanzen- und Tierleben im Knick.

Von **Klb. Christiansen** in Kiel.

I.

Als man in der 2. Hälfte des 18. und den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein mit der Aufhebung der bäuerlichen Feldgemeinschaft die Koppelwirtschaft einführte, wurden die zur Abgrenzung der einzelnen Grundstücke errichteten 1—1½ m hohen und ebenso breiten Erdwälle vielfach mit Gesträuch bepflanzt. Damals ist das eigentliche Knicknetz entstanden. Aber schon weit früher fand der Knick, diese besondere Form der lebenden Hecke, zu Einfriedigung der menschlichen Wohnstätten, der Gärten und Dorfstraßen Verwendung. („Jütsche Low." „Bruhns, Preisschrift über Knicke.") Namentlich für den größten Teil des Ostens unserer Provinz sind die Knicke charakteristisch. Sie werden nach dem Westen hin seltener, sind aber auch in Gegenden mit ähnlichen Klima- und Bodenverhältnissen außerhalb Schleswig-Holsteins anzutreffen.

Der Landmann ist der Schöpfer der Knicke, und praktische Erwägungen führten ihn dazu, sie anzulegen. Er wollte sein Grundstück schützen gegen fremdes Vieh. „Gegen das Verlaufen des Viehes konnten zwar Einfriedigungen verschiedener Art dienlich sein, Schutz gegen kalte Winde, Regen und Sonnenbrand konnten nur Bäume und Sträucher gewähren." Bei Anlage der Knicke sich selbst noch in manch anderer Beziehung einen Dienst zu tun, lag wohl zunächst nicht in der Absicht des Landmannes.

Unsere Knicke sind ein für den Pflanzenwuchs künstlich geschaffener Standort, mithin nicht als Pflanzenformation zu betrachten. Mit dem Unterholz unserer Wälder, mit der Flora der „Kratts," der Überreste zerstörter Eichenwälder, hat ihre Pflanzenwelt viel Verwandtes. Das erklärt sich leicht; denn das Gesträuch der Knicke wurde in bunter Mischung aus dem Walde auf die Wälle verpflanzt,[1]) und erst in neuerer Zeit, wo zahlreiche Knickverbände eine segensreiche Tätigkeit entfalten, werden für Neuanlagen in Baumschulen gezogene Pflanzen verwendet. Daher auch die Einförmigkeit der neuen Knicke. An dem Wurzelballen der im Walde herausgehobenen Gesträucher hafteten niedrige Pflänzchen des Waldbodens, und manches derselben fand am neuen Standorte die für gutes Gedeihen nötigen Lebensbedingungen. So zeigen Knick- und Waldflora große Übereinstimmung.

Aber auch typische Feldpflanzen treten im Knick auf. Die Seiten des Walles wurden mit Erdsoden, die Rasenseite nach außen, belegt. Diese sind den Gräben entnommen, die an beiden Seiten des Walles sich hinziehen. Manches Pflänzchen, das früher den Rasen bilden half, geht zwar ein, weil der Wall in der Regel dem Austrocknen in erhöhtem Maße ausgesetzt ist und die Zufuhr neuer Nährsalze durch Düngung aufhörte. Dann fanden an kahlen Stellen Moose und Flechten sich ein oder Pflanzen der Feldraine und Wegränder, etwa die Schafgarbe und die rundblättrige Glockenblume, siedeln sich an. So haben gar verschiedene Pflanzenformationen im Knick ihre Vertreter; Wald-, Feld- (Wiese-) und wohl auch Heidebewohner kamen hier zusammen.

Inbezug auf die Zusammensetzung des Bestandes zeigen die Knicke in den verschiedenen Landesteilen entsprechende Eigentümlichkeiten. „Willst du den

[1]) Im Jahre 1769 wurden der Dorfschaft Schönkirchen nach der 1764—68 erfolgten Vermessung der Feldmark die zur Bepflanzung der Wälle erforderlichen „Pathen" von der Regierung im Viehburger Holz angewiesen.

Ackerboden beurteilen, so sieh die Wälle dir an," sagte mir ein praktischer Landwirt. Physikalische und chemische Beschaffenheit des Bodens, meteorologische Verhältnisse beeinflussen den Pflanzenwuchs im Knick.

Die verschiedene Fruchtbarkeit des Bodens bedingt, daß die Zahl der knickbildenden Straucharten und die Üppigkeit ihres Wachtums von dem Osten nach dem Westen unserer Provinz (abgesehen von der knicklosen Landschaft Oldenburg, der Insel Fehmarn und der Marsch) abnehmen. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir an den Wäldern und an der Gesamtflora unserer engeren Heimat beobachten: der Feldahorn fehlt im Westen ganz, der Kreuzdorn ist selten, der Haselstrauch kommt nur an geschützten Orten vor, die Erle bevorzugt feuchten Untergrund, Eiche, Esche, Birke, Weißdorn, Schlehdorn sind in ihren Anforderungen an Klima und Boden außerordentlich anspruchslos, man trifft sie in allen Lagen.

Wenn auch der Wall nach dem jedesmaligen Abholzen neu mit Erde beworfen wird, so dürfte es doch wunder nehmen, daß die relativ geringe Erdmenge, aus der der Wall besteht, ein Jahrhundert und darüber seinem Pflanzenbestande genügend Nährstoffe bieten konnte, und nach dem Aussehen der Pflanzen ist man wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß diese auch in Zukunft an Nährsalzen keinen Mangel leiden werden. Dabei ist zwar zu beachten, daß viele Knicksträucher sich hinsichtlich ihres Nahrungserwerbs nicht auf den ihnen zugewiesenen Erdwall beschränken, sondern zum Verdruß des Landmannes ihre Wurzeln unter der Grabensohle hindurch in den stets neu gedüngten Ackerboden entsenden; doch hängt die erwähnte Tatsache zum größten Teil mit der Vergesellschaftung von Pilz und Wurzel zusammen.

Aber auch eine andere Erscheinung ist m. E. für die Ernährung nicht bedeutungslos. Die Knicke sind bei voller Belaubung starke Staubfänger, wie ein Blick auf den sonst so frisch grünen Knick zur Zeit der Sommerdürre zur Genüge zeigt. Durch einen tüchtigen Regen, der die üble Farbe schnell entfernt, werden die den Blättern anhaftenden Bodenteile aber an die Wurzeln gespült und wirken als Dungstoffe. Zeigen nicht in der Regel die Knicke an vielbefahrenen Wegen ein besonders kräftiges Aussehen? Ferner sind die Knicke vielfach Ursache lästiger Schneeanhäufungen an Verkehrswegen und bebauten Feldern. Selten bringt die Schneelast dem Knickgesträuch einen Schaden, sicherlich aber verschiedene Vorteile. Wie im Sommer der Staub an den Blättern sich absetzte, so lagert er sich im Winter, gebunden an die Schneekristalle, am Fuß der Knicke ab und ist wie das Wasser der langsam auftauenden, schwärzlichen Schneemassen den Wurzeln der Knickpflanzen willkommen.

Was im Walde das Unterholz bildet (einschließlich der später baumförmigen Pflanzen), das findet man mit wenigen Ausnahmen, wie erwähnt, im Knick wieder, doch unterliegt es am künstlich ihm gegebenen Standort mit den abweichenden Verhältnissen mancherlei Wuchsveränderungen.

Wie in dichten Waldbeständen, entwickeln auch die Sträucher im Knick nicht die typische Strauchform, die einer Kugel oder Halbkugel ähnlich ist. Das hängt mit der Belichtung zusammen. Während aber im Walde das Licht meist nur von obenher an den Strauch herantritt, ist die Belichtung im Knick wesentlich günstiger. Die nach den Wallseiten gerichteten Sprosse haben freies Licht, sie zeigen starke Belaubung und reiche Verzweigung, während im enggepflanzten Knick die in der Längsrichtung des Walles angesetzten Zweige mit den Zweigen des Nachbarstrauches um das Licht ringen. Sie sind, um dem Schatten zu entgehen, nach oben zu streben gezwungen und zeigen geiles Wachstum und geringe Verzweigung.

Wo ein Knick in der Ost-West-Richtung verläuft, ist deutlich eine Licht- und eine Schattenseite unterschieden. Der Lichtquelle, dem Süden, wo zugleich die größere Wärme ist, wenden sich die Zweige zu und biegen sich am Wall herunter, um in möglichst günstige Belichtung zu treten, und auch die Wurzelausschläge bevorzugen diese Seite. An der Nordseite haben namentlich hochgewachsene Knicke nur wenige und schwachbelaubte Sprosse, spärlichen Blüten- und Fruchtansatz. Deutlich erblickt man die Stämme des Gesträuchs, die an der Südseite durch die reiche Belaubung dem Auge entrückt sind.

Licht und Wärme sind aber nicht die einzigen Faktoren, die bei der physiognomischen Ausgestaltung der Knicksträucher wirksam sind. Namentlich im Westen der Provinz haben die in der Süd-Nord-Richtung angelegten Knicke in ihrer Strauchvegetation eigentümliche Formen. Das Gesträuch neigt sich nach Osten hinüber und hängt an der Ostseite des Walles herab. Nach der Westseite hin zeigt es nur kümmerliche Entwicklung, greift kaum über den Rand der Wallkrone hinweg und steigt schräg aufwärts von West nach Ost. Die Eiche, die hier und da als Einzelbaum „übergehalten" wurde, hat eine einseitig entwickelte Krone, die oben abgeflacht ist und das Aussehen hat, als ob der Sturm fortwährend mit ihr sein Spiel treibe. Wo ein Strauch, etwa ein Weißdorn, vereinzelt steht, da ist seine Westseite keilartig zugeschärft, gleichsam kurzgeschoren und sein übriger Teil wie eine Fahne nach Osten gewendet. Es folgt also die Hauptmasse des Gesträuchs der herrschenden Windrichtung, während die derselben entgegen wachsenden Sprosse stark verkürzt, teils dürr und abgebrochen sind. Diese besondere Wuchsform erklärt sich in der Tat als Druckwirkung der vorherrschenden Winde. „Schwache konstante Winde üben mehr eine richtende als eine zerstörende Wirkung aus." Bei andauernden starken Winden aber hat man an der Windseite ein allmählich von den Blatträndern und der Spitze nach der Mitte fortschreitendes Ausdörren des Blattparenchyms beobachtet. Heftige Stürme zeitigen zugleich mechanische Schädigungen: Zerreiben und Zerreißen und gegenseitiges Verletzen der Blätter und Zweige durch Anschlagen. Das allmähliche Entblättertwerden aber kann das Eingehen des ganzen Sprosses zur Folge haben. Die schädigenden Einflüsse beschränken sich naturgemäß auf die in westlicher Richtung angesetzten Zweige. Die Ostseite bleibt unbehelligt und überwiegt bald an Masse. Dazu kommt noch, daß die Wipfeltriebe, die parallel mit der Richtung des Windes fortgezogen werden, in der Regel unbeschädigt bleiben, dafür aber in der von den Seewinden ihnen gegebenen Stellung verholzen.

Diese Beeinflussung der Knicksträucher durch Sonne und Wind ist natürlich je nach ihrer Widerstandsfähigkeit eine verschiedene. Wenig widerstandsfähig ist der Haselstrauch, der in exponierten Lagen regelmäßig von der Westseite des Knicks verschwindet, dort seinen Nachbarn Platz macht und nach dem geschützten Osten überhängt. Eiche, Hainbuche, Weißdorn ertragen die Stürme leidlich gut. Syringe, Bocksdorn Holunder zeigen selbst an den den West- resp. Nordwestwinden am meisten ausgesetzten Gegenden ein kräftiges Gedeihen und bilden an der Nordseeküste vielfach das vorherrschende Gesträuch der Knicke.

Die im Knick gepflanzten Sträucher sind nicht in gleichem Maße befähigt, sich den von ihren natürlichen Verhältnissen abweichenden des neuen Standorts anzupassen. Rotbuche, Weißbuche, Ahorn kommen im Knick nur selten zur Blüte, Weißdorn und Schlehenstrauch dagegen blühen und fruchten in reichem Maße. Sie sind echte Heckenpflanzen, Lichtpflanzen, die im Wald als Unterholz nur spärlich Blüten ansetzen. Der Hülsen (Ilex), der in einigen Wäldern als Unterholz massenhaft auftritt, hat sich zur Bepflanzung der Wälle als un-

geeignet erwiesen und ist daher im Knick nur selten anzutreffen. Er liebt den Halbschatten und Schutz vor Stürmen und wurzelt schwer an. Die Knicksträucher müssen es ertragen können, alle 7—9 Jahre dicht an der Wurzel abgehauen oder, um eine Zaunlücke zu schließen, halb durchschnitten, oft arg zersplittert, nieder„geknickt" zu werden. Sie müssen es ertragen können, bei der gleichzeitig mit dem „Knicken," d. h. dem Abholzen erfolgenden Ausbesserung des Wallrückens mit Erde beworfen zu werden, und müssen befähigt sein, sich durch Wurzel- und besonders Stockausschlag zu verjüngen. Unsere Nadelhölzer scheiden daher von vornherein aus. Die erwähnte Behandlung der Knicke, die im wirtschaftlichen Interesse des Landmannes begründet liegt, wirkt auf die Knicksträucher wie eine Auslese, insofern diejenigen Sträucher die Oberhand gewinnen, welche zu Stockausschlag erhöhte Neigung zeigen: Hainbuche („die Krone aller Knickpflanzen"), Holunder, Weide, Weißdorn. Andere, z. B. die Rotbuche, werden überwuchert. Das ist der Sieg dessen, der sich den Verhältnissen am besten anzupassen wußte.

Aber auch Beispiele friedlichen Zusammenlebens zeigt der Knick, Beispiele, wo der eine Insasse von dem andern Nutzen zieht, so daß der eine nicht bestehen könnte ohne das Vorhandensein des andern. Da verträgt sich das Kleine neben dem Großen, das Schwache neben dem Starken, und es würde vom Knick ein sehr unvollständiges Bild entworfen werden, wenn der vielen, meist krautartigen Pflanzen, die unter und neben den gepflanzten Sträuchern Wohnung gefunden haben, nicht Erwähnung geschähe.

Viele sind unbeabsichtigt von Menschenhand hierher verpflanzt. Es sind der Entstehung des Knicks gemäß Kräuter des Waldes und der Feldraine. Manche aber sind nachträglich, ich möchte sagen freiwillig, gekommen. Das Samenkorn, dem sie entsprossen, wurde durch den Wind, durch Vogelkot oder durch irgend eine andere Ursache im Knick ausgesät, und der Keimling fand einen Platz, der den Bedingungen für seine Entwicklung genügte. Zwar sind die Anforderungen der einzelnen Arten ähnlich denen der zur Hecke verwendeten Sträucher verschieden, aber der Knick bietet auch die mannigfachsten Verhältnisse, so daß er den unterschiedlichsten Ansprüchen gerecht werden kann. Wenn nur der Zufall das geeignete Pflänzchen oder Samenkorn an den geeigneten Platz trägt — der Knick spendet, worauf es je dem Einzelnen besonders ankommt: kühlen Schatten oder sonnige Beleuchtung, verbunden mit zurückgestrahlter Wärme; Schutz vor Sturm, vor Kälte und Weidetieren oder freie Lage; durch moderndes Laub wohl vorbereiteten Humusboden oder sandige Ackererde. Den schwanken, schwachen Gesellen gibt der Knick Gelegenheit sich zu stützen, für insektenblütige Genossen begünstigt der Kontrast der Blütenfarben den erwünschten Besuch, wieder andere wissen durch verschiedene Blütezeit sich gegenseitig anzupassen, indem die eine Art den Verhältnissen des Frühlings, die andere denen des Sommers oder des Herbstes entspricht. „Indem die Nachbarn sich so gegenseitig helfen und unterstützen, erwächst ihnen selbst oder der Gesamtheit kaum ein Nachteil. Es trägt vielmehr zur Erhaltung und Sicherheit der Genossenschaft bei."

Die grasbewachsenen Seitenflächen des Walles, die Grabenränder bewohnen Hahnenfuß, Weidenröschen, Kerbelarten, Kälberkropf, Hirtentäschelkraut, Schafgarbe, Rainfarn, die schwarze Königskerze u. a. Feldkräuter. In der Nähe der Ortschaften finden allerlei Schuttpflanzen im Knick sich ein: Gänsefußarten, Schöllkraut, Giersch, Beifuß, große Brennessel, Klette, Rainkohl, gemeine Nelkenwurz. Wo der Wallgraben feucht oder mit Wasser gefüllt ist, treten Baldrian, Wasserdosten, Wolfsfuß, Minzen und Binsen auf. Für mageren

Sandboden sind Fetthenne. Feldquendel, Hungerblümchen bezeichnend. Ist der Wall breit, stark beschattet und durch dichte Laubdecke dem Waldboden ähnlich, da gibt's ein fröhliches Gedeihen der Waldkräuter, von denen kaum eins fehlen mag: Windröschen, Bingelkraut, Goldstern, Maiglöckchen, Erdbeere, Hain-Rispengras, einblütiges Perlgras und wie sie alle heißen.

Während also die meisten Pflanzenarten, die im Knick sich ansiedeln, auch an andern Standorten häufig auftreten, sind einige wenige wohl als spezifische Knickbewohner bezeichnet worden, diejenigen nämlich, die durch die zunehmende land- und forstwirtschaftliche Ausnutznng des Bodens ihren natürlichen Standort einbüßten und fast nur noch im Knick ein Unterkommen finden. Als Beispiele können gelten: der Hopfen, die gemeine Seide, die Zaunrübe, die Zaunwinde, der Heckenknöterich, die gefleckte Taubnessel und die nesselblättrige Glockenblume.

Manche Pläuzchen unter dem Knickgesträuch sind Frühblüher, deren Vegetation beendet ist, wenn das Laubdach, das die Sonnenstrahlen und die bestäubenden Insekten abhalten würde, sich über ihnen ausbreitet: Windröschen, Feigwurz, Goldstern, Lerchensporn. Wenn das vegetabilische Leben im Knick seinen Höhepunkt erreicht, sind sie von der Erdoberfläche verschwunden. „Ist das Laub zur Blütezeit breit entfaltet, wie beim Veilchen, oder sind die Blütenblätter grünlich gefärbt und unansehnlich, wie beim Moschuskraut, und laufen darum die bescheidenen Pflänzchen Gefahr, von befruchtenden Insekten übergangen zu werden, so hilft ihnen ihr starker Duft."

Im ersten Frühjahr sind auch im Knick meistens weiß und gelb die Blütenfarben der auf Insektenbesuch angewiesenen Pflanzen. Wenn aber der Sommer kommt und Zahl und Arten der blühenden Pflanzen sich mehren und gleichzeitig die der bestäubenden Insekten, dann herrscht im Knick eine buntfarbige Blütenpracht, die vom grünen Hintergrunde leuchtend sich abhebt. Dann erscheinen auch die den Nachtinsekten angepaßten Blüten mit ihren hellen Farben und ihren seitlichen Eingängen: die Abendlichtnelke, die an den Rändern des Knicks in die Höhe strebt, etwa im Brombeergerank, das Geißblatt, welches, die höchsten Spitzen der Sträucher erklimmend, zur Nachtzeit mit berauschendem Duft langrüsselige Schwärmer heranlockt, und die Zaunwinde mit den großen schneeweißen Blütentrichtern. Ähnliche Lockfarben entwickeln Eberesche, Schneeball, Spindelbaum in ihren Beeren zur Zeit der Reife. Vorher waren die Früchte im grünen Laub ganz unauffällig und den Blicken der Näscher entzogen.

Eigentliche Freilandpflanzen: Löwenzahn, große Brennessel, Taubnessel, Gundelrebe, haben im Knick besondere Schattenformen entwickelt. Die Blattspreite ist vergrößert, dünn und zart und trägt im Verhältnis zur Flächenausdehnung spärliche Behaarung, Stengel und Blattstiel sind verlängert und die Blätter in eine für das Auffangen des schwachen Lichtes vorteilhafte Stellung gebracht.

Im tiefen Schatten, am liebsten an der Nordseite, finden Farne einen zusagenden Platz. Da sitzen die einzelnen Wedel des winterharten Tüpfelfarns und dichtgedrängte Büschel vom Wurmfarn und vom Streifenfarn.

Wenn der Herbst unter den Blütenpflanzen aufgeräumt und Platz geschaffen, zugleich die Feuchtigkeit des Erdbodens erhöht hat, kommt auch im Knick die Zeit der Flechten und Moose. Mit ihren krusten-, laub- oder strauchartigen Formen überziehen die Flechten kahle Stellen am Wall und siedeln an alten Wurzelstümpfen sich an. Die rissige Rinde des Holunders ist nicht selten von der Schüsselflechte über und über bedeckt. Die Moose, die meist im Herbst „blühen" und im ersten Frühling ihre Kapseln reifen, machen sich in ausgedehnten Polstern auf dem jetzt entblößten Erdreich breit und bilden kleine

Digitized by Google

Häufchen in zartem Grün auf modernden Baumstümpfen. Während des Sommers aber ziehen die bescheidenen Pflänzchen, Moose wie Flechten, sich mehr und mehr zurück, andern ihre Plätze überlassend, und höchstens ein Fleckchen an der Nordseite des Walles, wo keines der sommergrünen Kräuter mehr wachsen mag, ist ihnen gegönnt.

Unsere Schling- und Kletterpflanzen finden keinen geeigneteren Standort als den Knick, der ihnen Stütze und Schutz zugleich gewährt. Das schon erwähnte Geißblatt, der Hopfen, der bittersüße Nachtschatten, die Zaunrübe erklimmen meterhohe Knicke und entfalten über den sie stützenden Sträuchern Blätter und Blüten, indes die unteren Teile des Stengels im Innern der Hecke sicher geborgen sind. Zartere windende und kletternde Pflanzen wie Wald-Platterbse, Zaunwicke, Zaunwinde, Heckenknöterich, kletterndes Labkraut strecken ihre Blütenstände zu den Seiten der Hecke ins Freie hinaus oder bevorzugen niedrige Knicke. Wo der Hopfen sich angesiedelt hat, da findet wohl auch die gemeine Seide sich ein, häufig ihren Wirt ganz erdrückend und weite Strecken des Knicks in blasses Rot hüllend. Auch der Efeu ist ein Knickbewohner geworden, der aber wegen des regelmäßigen Entfernens seiner starken Stützen nie zur vollständigen Entwicklung gelangt. Er beschränkt sich auf alte dicke Wurzelstümpfe und überzieht schattenreiche, kahle Wallplätze mit seinem dunkelgrünen Blättermosaik. Die Brombeere ist ein besonders häufiger Ansiedler im Knick. Undurchdringliches Gewirr der langen, überhängenden, vielfach wurzelnden Schößlinge deckt die besonnte Wallseite und baut über den Wallgraben eine trügerische Brücke. Wie die Heckenrose, so bedient auch sie sich für ihre schlanken, bogigen Ruten gerne des kräftigen Heckengesträuchs als Stütze. Den hochwüchsigen Zweigen aber geben die krallenförmigen Stacheln an der Rinde ihrer Nachbarn sichern Halt.

Während Schling- und Kletterpflanzen zur Begünstigung der Fruchtbildung den Knick als Stütze ausnutzen mußten, ohne die sie zufolge ihrer eigenen Schwere am Erdboden kümmern würden, findet regelmäßig eine Anzahl anderer Gewächse einen gelegentlichen Zufluchtsort im Knick. Teilweise unter außerordentlicher Streckung der Internodien schieben sie ihre dünnen Stengel mit den Blütenständen durch die Zweiglücken hervor: Giersch, Waldkerbel, Gräser, Lotus uliginosus Schk., Galium mollugo L. Durch Anlehnen an die starken Äste des Strauches sind ihre haltlos gewordenen Stengel gegen Umknicken geschützt, zugleich ist die Pflanze den Angriffen der Weidetiere entzogen. Der Schwache hat sich unter den Schirm des Starken gestellt, dessen Undurchdringlichkeit alle Feinde von seinem Schützling abhält.

Daß nun die sogenannten wehrhaften Sträucher: Weißdorn, Schlehenstrauch, Bocksdorn in dieser Beziehung den besten Schutz gewähren, ist selbstredend. Ihre schützende Kraft kommt aber nicht in erster Linie jenen Flüchtlingen zu gute, sondern zunächst ihnen selbst. An keinem andern Orte ist der Strauch in dem Maße dem Weidefraß ausgesetzt wie in dem am Rande der Koppeln sich hinziehenden Knick. Aus praktischen Gründen sind die obengenannten, die eigentlichen Heckensträucher, bei der Anlage der Knicke vielfach bevorzugt worden: sie wehren dem Vieh, eben weil sie sich selbst wehren. Daß aber dornige Sträucher in manchen Knicken überwiegen, beruht nicht nur darauf, daß sie bei der Pflanzung mit Vorliebe ausgewählt wurden, sondern auch auf dem Gesetz der Erhaltungsmäßigkeit. Darauf komme ich später zurück.

Die Knicke geben trotz ihrer gradlinigen Form der Landschaft etwas ungemein Belebendes. Das gilt insonderheit von den sog. gemischten Knicken, in denen durch den verschiedenen Habitus der Sträucher, der doch auch hier

mehr oder minder gewahrt bleibt, durch die Verschiedenheit in Form und Farbe der Blätter, Blüten und Früchte die Gesamtheit der grünen Blätterwand mit einer Fülle von einzelnen lebensvollen Erscheinungen ausgestattet wird. Wie wirkungsvoll ist gerade im Knick das Nacheinander in der Laubentfaltung, in der Blütenentwicklung, in der Fruchtreife und in der Entlaubung! Wessen Auge hat nicht voll Entzücken geruht auf dem prächtigen Farbenbild, das dem Laubfall unmittelbar voraufgeht. Blutrot gesprenkelt ist das Kleid der Brombeere und mit glänzendem Gold übergossen prangen Ahorn und Hainbuche. Das Orangerot der Ebereschе leuchtet neben dem hellen Braun der Eiche und Rotbuche und dem Violett von Spindelbaum und Espe. In düsterem Schwarzgrau steht die Weide, unverändert nur blieb der Esche dunkles Grün. Immer wieder ist der Knick schön, immer neue Reize entfaltet sein Gesträuch, garnicht zu gedenken des Formen- und Farbenreichtums seiner Einmieter!

Der Alchymist Graf St. Germain.

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Es dünkt uns wie ein Märchen, wenn wir von den Zeiten der Adepten hören, welche Gewinnsucht und Ehrgeiz bewog, die Leichtgläubigkeit ihrer Mitmenschen auszunutzen. Zumal in vornehmen Kreisen und an Fürstenhöfen fanden sie ihre Zuhörer, und je abenteuerlicher die Lehren des Alchymisten waren, je größere Bewunderung fand er. Der geschickteste und verwegenste Alchymist war der Graf Cagliostro.[1]) Es hat einen eigenen Reiz, das Leben dieser Abenteurer zu verfolgen; auch Goethe fühlte dies, er besuchte auf einer italienischen Reise in Palermo die Verwandten des angeblichen Grafen, und in dem „Groß-Kophta" hat er später die Gestalt Cagliostros dichterisch verwertet.

Eine ganz andere Erscheinung war der Graf St. Germain, dessen wechselvoller Lebenslauf durch alle Staaten Europas führte, bis er seinen stillen Lebensabend in Eckernförde beschloß. — Wenig Genaues wissen wir über das Leben dieses Alchymisten, zumeist sind wir auf dürftige Mitteilungen in den Memoiren seiner Zeitgenossen angewiesen, die häufig nur das erzählen, was man vom Hörensagen über den Grafen St. Germain vernommen. Die Herkunft des Grafen ist ganz in Dunkel gehüllt. Höchst wahrscheinlich war seine Abstammung aus höheren Kreisen ein Phantasiebild; einer seiner Feinde nannte St. Germain einst einen portugiesischen Juden. Auch die vielen wohlklingenden Namen: Marquis von Montferrat, Graf de Bellamare, Graf Soltikow, Graf Ragotzky sind sicher nicht auf rechtmäßige Weise erworben.

Große Sprachkenntnisse, eine edle, vornehme Erscheinung und Gewandheit im Benehmen erleichterten St. Germain den Zutritt zu vornehmen Kreisen. In Frankreich spielte er am Hofe Ludwigs XV. eine bedeutende Rolle; eine geheime politische Mission nach dem Haag mißglückte jedoch. St. Germain mußte nach England flüchten, erschien dann in St. Petersburg und unternahm später längere Reisen durch Deutschland und Italien. Friedrich der Große ließ sich von dem Grafen nicht imponieren; er schrieb an Voltaire: Le comte Germain est un conte pour rire (ein Märchen zum Lachen), und in einem Schreiben

[1]) Cagliostro starb 1795.

an seinen Bruder Heinrich heißt es: Wenn St. Germain Gold machen könnte, würde er sich zunächst wohl selbst versorgt haben.

Nach dem abenteuerlichen Lebenslauf sehnte sich der Graf St. Germain, der mittlerweile ein bejahrter Mann geworden war, nach einem stillen Domizil, wo er ohne Sorgen seinen Lebenslauf schließen konnte. Der Gedanke führte ihn zu dem Landgrafen Karl von Hessen,[1]) dem Schwager des dänischen Königs Christian VII., der als Statthalter von Schleswig-Holstein auf dem Schlosse Gottorp in Schleswig residierte. Die grübelnde, mystische Natur dieses Prinzen, der eifriger Anhänger mehrerer geheimnisvoller Gesellschaften war, wird den Grafen St. Germain veranlaßt haben, eine Annäherung zu versuchen.

In seinen Memoiren gibt der Landgraf ein sehr ausführliches Bild von der Persönlichkeit des Alchymisten Graf St. Germain, welches ich hier vollständig mitteile. Der Landgraf hatte am bayrischen Erbfolgekrieg teilgenommen und kehrte 1779 in seine Residenz zurück; er erzählt also:

Bei meiner Rückkehr sah ich in Altona den berüchtigten Grafen St. Germain, welcher mir seine Freundschaft zuzuwenden schien, besonders als er hörte, daß ich kein Jäger sei und auch keine anderen Liebhabereien habe, welche dem Studium der höheren Naturwissenschaften hinderlich sind. Er sagte mir damals: „Ich werde Sie in Schleswig besuchen, und Sie sollen sehen, was wir zusammen für große Dinge ausrichten werden." Ich gab ihm zu verstehen, daß ich viele Gründe hätte, die Gunst, welche er mir erweisen wolle, für den Augenblick nicht anzunehmen. Er entgegnete: „Ich weiß, daß ich zu Ihnen kommen muß, und ich muß Sie sprechen." Ich wußte kein anderes Mittel, um allen Erörterungen auszuweichen, als ihm zu sagen, der Oberst Koeppern, welcher krank zurückgeblieben war, würde mir in einigen Tagen folgen, und er möchte mit diesem darüber reden. Dann schrieb ich an Koeppern einen Brief, um ihm zu sagen, er möchte sein Möglichstes tun, um dem Grafen St. Germain zuvorzukommen und ihm soviel als möglich abraten, hierher zu kommen. Koeppern kam nach Altona und sprach mit ihm. Aber der Graf antwortete ihm: „Sie können sagen, was sie wollen, ich muß nach Schleswig gehen und werde nicht davon abstehen; das Übrige wird sich finden. Sie werden Sorge tragen, mir dort eine Wohnung bereit zu halten." Koeppern teilte mir dies Ergebnis

[1]) Vgl. „Heimat" 1900 S. 112.

seiner Unterhaltung mit, welches ich nicht billigen konnte. Ich hatte übrigens bei der preußischen Armee viele Erkundigungen über diesen ungewöhnlichen Mann eingezogen und hatte besonders mit meinem Freund, dem Obersten Frankenberg, über ihn gesprochen. Dieser sagte mir: „Sie können überzeugt sein, daß er kein Betrüger ist und daß er große Kenntnisse besitzt. Er war in Dresden, als ich mit meiner Frau dort war. Er wollte uns beiden wohl. Meine Frau wollte ein paar Ohrgehänge verkaufen; ein Juwelier bot ihr eine Kleinigkeit dafür. Sie sprach in Gegenwart des Grafen davon, welcher zu ihr sagte: „Wollen Sie mir dieselben auf einige Tage anvertrauen?" Er gab sie ihr zurück, nachdem er sie verschönert hatte. Der Juwelier, welchem sie meine Frau darauf zeigte, sagte: „Das sind schöne Steine, die sind ganz anders als die, welche Sie mir früher zeigten," und er bezahlte mehr als das Doppelte dafür." — St. Germain kam bald darauf nach Schleswig. Er sprach mit mir von großen Dingen, welche er zum Besten der Menschheit tun wolle. Ich hatte keine Lust dazu, aber zuletzt machte ich mir ein Gewissen daraus, Kenntnisse, die in jeder Hinsicht wichtig waren, auf Grund einer vermeintlichen Weisheit oder aus Geiz zurückzuweisen, und ich wurde sein Schüler. Er sprach viel von der Verschönerung der Farben, welche fast nichts kosteten, von der Verbesserung der Metalle, indem er hinzufügte, daß man durchaus kein Gold machen müsse, selbst wenn man es verstände, und diesem Grundsatze blieb er unbedingt treu. Die Edelsteine kosten den Einkaufspreis; aber wenn man ihre Verbesserung versteht, so wird ihr Wert unendlich gesteigert. Es gibt fast nichts in der Natur, was er nicht zu verbessern und nützlich zu machen verstand. Er vertraute mir fast alle seine Kenntnisse von der Natur der Dinge an, aber nur die Anfangsgründe, und ließ mich dann durch Versuche die Mittel zur Erreichung des Zwecks selbst suchen und freute sich ungemein über meinen Fortschritt. So machte er es inbezug auf die Metalle und die Steine; aber die Farben teilte er mir wirklich mit, sowie einige andere sehr wichtige Kenntnisse. Man wird vielleicht neugierig sein, seine Geschichte kennen zu lernen, und ich will sie durchaus wahrheitsgetreu mit seinen eigenen Worten wiedergeben und nur die nötigen Erklärungen hinzufügen. Er war 88 Jahre alt, als er hieher kam, und starb in einem Alter von 92 oder 93. Er sagte mir, er sei der Sohn des Prinzen Ragotzky von Siebenbürgen und dessen erster Gattin, einer Tekely. Er wurde unter den Schutz des letzten Medicis gestellt, der ihn als Kind in seinem eigenen Zimmer schlafen ließ. Als er hörte, daß seine beiden Brüder, Söhne der Prinzessin Charlotte Amalie von Hessen-Rotenburg-Wanfried, sich dem Kaiser Karl VI. unterworfen und nach dem Kaiser und der Kaiserin die Namen St. Karlo und St. Elisabetha erhalten hätten, sagte er zu sich selbst: „Gut, dann will ich mich Sanktus Germanus, den heiligen Bruder, nennen." Ich kann allerdings seine Herkunft nicht verbürgen; aber daß er von dem letzten Medicis außerordentlich begünstigt wurde, das habe ich auch von anderer Seite gehört. Dieses Haus war, wie bekannt, in den höchsten Wissenschaften bewandert, und es ist nicht zu verwundern, daß er dort seine ersten Kenntnisse schöpfte; aber er behauptete, die Kräfte der Natur durch seinen eigenen Fleiß und seine Untersuchungen erforscht zu haben. Er kannte die Kräuter und Pflanzen aus dem Grunde und hatte Arzneien erfunden, deren er sich bediente und welche sein Leben und seine Gesundheit verlängerten. Ich habe noch alle seine Rezepte, aber nach seinem Tode eiferten die Ärzte sehr heftig gegen seine Wissenschaft. Wir hatten einen Arzt Lossau, welcher Apotheker gewesen war, und dem ich jährlich 1200 Taler gab, um die Arzneien zuzubereiten, welche der Graf St. Germain verschrieb, unter andern vorzugs-

weise seinen Tee,[1]) den die Reichen gegen Bezahlung und die Armen umsonst erhielten. Letztere genossen auch die Pflege dieses Arztes, welcher eine Menge Leute heilte, und welchem meines Wissens niemand starb. Aber nach dem Tode desselben ward ich der Äußerungen müde, die ich von allen Seiten zu hören bekam, nahm alle meine Rezepte zurück und ersetzte Lossau nicht wieder. Die Farbenfabrik wollte St. Germain hier im Lande gründen. Die des verstorbenen Otte in Eckernförde stand leer und verlassen. (Die Fabriken der Gebrüder Otte lagen südlich vor der Stadt; es ward Plüsch, Manchester, Wollenzeug hergestellt, auch eine Färberei war vorhanden. Alle diese Anlagen, wie auch die Fayenceefabrik gingen nach dem Tode des Fabrikinhabers allmählich ein.) Ich hatte somit Gelegenheit, diese Gebäude vor der Stadt billig zu kaufen, und setzte den Grafen St. Germain dahin. Auch kaufte ich Seidenzeuge, Leinen usw. Außerdem waren vielerlei Gerätschaften zu einer solchen Fabrik erforderlich. Ich sah dort nach der Art, wie ich es gelernt und in einer Tasse selbst versucht hatte, 15 Pfund Seide in einem großen Kessel färben. Das gelang vollkommen. Man kann also nicht sagen, daß es im Großen nicht gehe. Das Unglück wollte, daß der Graf St. Germain, als er nach Eckernförde kam, unten in einem feuchten Zimmer wohnte, wo er einen sehr starken Rheumatismus bekam, von welchem er sich trotz aller seiner Heilmittel niemals ganz erholte. Ich besuchte ihn oft in Eckernförde und kehrte nie ohne neue, höchst interessante Belehrungen zurück, da ich mir häufig die Fragen aufschrieb, welche ich ihm vorlegen wollte. In seiner letzten Lebenszeit fand ich ihn eines Tages sehr krank und, wie er glaubte, auf dem Punkte zu sterben. Er schwand zusehends dahin. Nachdem ich in seinem Schlafzimmer das Mittagessen eingenommen hatte, mußte ich mich allein vor sein Bett setzen, und er sprach dann viel rückhaltloser über viele Dinge, sagte mir vieles voraus und ersuchte mich, sobald wie möglich wiederzukommen, was ich auch tat; aber fand ihn bei meiner Rückkehr weniger krank, indessen war er sehr schweigsam. Als ich 1783 nach Kassel ging, sagte er mir, daß ich, im Fall er während meiner Abwesenheit sterben sollte, ein versiegeltes Billet von seiner Hand finden würde, welches mir genügen werde. Aber dieses Billet fand sich nicht, vielleicht hatte er es ungetreuen Händen anvertraut. Mehrere Male bin ich in ihn gedrungen, mir noch während seines Lebens das mitzuteilen, was er mir in diesem Billet hinterlassen wollte. Dann ward er traurig und rief: „Ach, wie unglücklich würde ich sein, mein lieber Prinz, wenn ich zu sprechen wagte.“ — Es war vielleicht einer der größten Weltweisen, welche je gelebt haben. Er liebte die Menschheit, Geld verlangte er nur, um es den Armen zu geben; er liebte selbst die Tiere, und sein Herz beschäftigte sich nur mit dem Glück anderer. Er glaubte die Welt dadurch zu beglücken, daß er ihr zu billigeren Preisen neue Vergnügungen, schönere Stoffe und schönere Farben verschaffte; denn seine herrlichen Farben kosteten fast nichts. Ich habe nie einen Mann von klarerem Geiste gesehen, und dabei besaß er eine Gelehrsamkeit, besonders in der alten Geschichte, wie ich sie selten gefunden habe. Er war in allen Ländern Europas gewesen, und ich kenne fast keins, wo er sich nicht längere Zeit aufgehalten hätte. Er kannte sie alle von Grund aus. In Konstantinopel und in der Türkei war er oft gewesen. Frankreich schien jedoch das Land zu sein, welches er am meisten liebte. Er wurde Ludwig XV. bei der Frau von Pompadour vorgestellt und war auch zu den kleinen Soupers des Königs geladen. Ludwig XV. hatte viel Vertrauen zu ihm. Er benutzte ihn unter der Hand,

[1]) St. Germain-Tee, ein Purgiermittel, ist noch heute in allen Apotheken zu haben.

um einen Frieden mit England zu unterhandeln, und schickte ihn nach dem Haag. Es war die Gewohnheit Ludwigs, ohne Vorwissen seiner Minister Emissäre zu benutzen, die er jedoch im Stiche ließ, sobald sie entdeckt wurden. Der Herzog von Choiseul hatte von seinen Umtrieben Kunde erhalten und wollte ihn festnehmen lassen. Er flüchtete aber noch bei Zeiten. Er vertauschte nun den Namen St. Germain mit dem eines Grafen Weldon (wohl getan). Seine philosophischen Grundsätze über Religion waren der reine Materialismus, den er aber so scharfsinnig vorzutragen wußte, daß es schwer war, ihm siegreiche Beweisführungen entgegenzustellen; aber ich hatte öfters das Glück, die Mängel der seinigen darzutun. Er war nichts weniger als ein Verehrer Jesu Christi, und da er sich inbezug auf diesen Äußerungen erlaubte, die mir unangenehm waren, so sagte ich zu ihm: „Mein lieber Graf, es hängt von Ihnen ab, ob Sie an Jesus Christus glauben wollen oder nicht; aber ich gestehe Ihnen offen, daß Sie mir vielen Kummer verursachen, wenn Sie bei mir gegen den sprechen, welchem ich so gänzlich ergeben bin." — Er blieb einen Augenblick nachdenkend und antwortete: „Jesus Christus ist nichts, aber Ihnen Kummer verursachen, das ist etwas, also verspreche ich Ihnen, nie wieder mit Ihnen darüber zu reden." Auf seinem Sterbebett, während meiner Abwesenheit, trug er eines Tages Lossau auf, mir, wenn ich von Kassel zurückkäme, zu sagen, daß Gott ihm die Gnade erwiesen habe, ihn seine Ansicht noch vor seinem Tod ändern zu lassen, und fügte hinzu, er wisse, wie viel Freude mir das machen und daß ich in einer andern Welt noch viel für sein Glück tun werde."

Zu diesen Aufzeichnungen des alten Landgrafen lassen sich noch einige Notizen aus dem Eckernförder Kirchenarchiv hinzufügen. In dem Totenregister steht folgende Eintragung:

1784 Todestag 27 Februar. Bestattung 2 März.

Der sich so nennende Graf von St. Germain und Weldona — weitere Nachrichten sind nicht bekannt geworden — in hiesiger Kirche still [1]) beygesetzt.

Im Verzeichnis der Glockengelder heißt es:

Der Herr Graf v. St. Schermain d. 2 März in der Kirche Beygesezt Morgens . . . . . 12 Mark.

Unter den „Einnahmen an Begräbnißöffnung und Vestegeldern" ist verzeichnet:

1783 (das Rechnungsjahr 1783 endet mit Ostern 1784) 1 März. Der allhir verstorbene Grafen von St. Germain ein Begräbnis Stelle in der hiesigen St. Nicolai Kirche in das Begräbnis sub Nr. 1 auf 30 Jahr Verwesungs Zeit: 10 Reichsthaler und für Eröfnung 2 Reichsthaler.

Es war damals üblich, die Toten in der Kirche selbst beizusetzen; der ganze Fußboden war mit großen Grabsteinplatten belegt, von denen einige noch erhalten sind. Wo die Gruft Nr. 1 gewesen ist, hat sich bisher noch nicht ausfindig machen lassen.

Nach dem Ableben des Grafen erließ der Rat der Stadt Eckernförde ein öffentliches Proklam in den „Schleswig-Holsteinischen Anzeigen":

„Demnach der auswärts sowol als hierselbst unter dem Namen Comte de St. Germain & Weldone bekante und sich in den letzten vier Jahren in hiesigen Landen aufgehaltene Herr Graf von St. Germain, ohnlängst hierselbst zu Eckernförde Todes verfahren, dessen

[1]) Still wird heißen: ohne Rede des Geistlichen.

Nachlaß unter gerichtliche Versiegelung genommen und es nöthig gefunden worden, sowol an seine etwanige Intestat Erben, inmaßen von einem nachgelassenen Testamente bis hierzu nichts constiret — — —"

Wornach sich ein jeder, dem daran gelegen, zu achten und für Schaden zu hüten hat.

Signatum Eckernförde, den 3 April 1784.

Bürgermeister und Rath.

Ob sich Erben gemeldet haben, ist nicht bekannt; nachgelassene Papiere und Bücher werden wohl in den Besitz des Landgrafen gekommen sein. Ein sehr hübscher Kupferstich, welcher 1783 von N. Thomas in Paris gestochen ist nach einem Gemälde, welches die Marquise d'Urfé besaß, ist in der großen Königl. Bibliothek zu Kopenhagen. Das Bild ist Herrn de Thy, Grafen von Milly gewidmet und trägt die Inschrift:

Le Comte de St. Germain, célèbre Alchimiste:
Ainsi que Promethée il déroba le feu
par qui le Monde existe, et par qui tout respire,
La Nature à sa voix obéit et se meut;
S'il n'est pas Dieu lui-même un dieu puissant l'inspire. [1])

Es ist ein hübscher Kopf, den der Stich uns zeigt, [2]) wie auch die ganze Persönlichkeit des Grafen etwas Sympathisches an sich hat. In seiner Jugend freilich mag er es an Abenteuern dem Cagliostro gleichgetan haben. In den ruhigeren Jahren des Alters, die er in Schleswig und Eckernförde verlebte, in denen er seine Kenntnisse klugerweise nicht auf einmal, sondern, um die Freundschaft zu erhalten, nach und nach offenbarte, berührt uns doch seine Uneigennützigkeit angenehm.

Dem Volk war die Persönlichkeit des Grafen St. Germain ein geheimnisvolles Rätsel. So fest glaubte man an die Unsterblichkeit desselben, daß die Einwohner Schleswigs im Jahre 1836 in dem Leichenzuge des alten Landgrafen den Alchymisten erkannten, der seinem Freunde das letzte Geleit gab und einsam in seiner eigenartigen Tracht dem Sarge folgte.

Quellen: L. Bobé, Johan Caspar Lavaters Reise til Danmark. Kjøbenhavn, 1898. — Fr. Bülau, Geheime Geschichten. Leipzig (Reclam). — Landgraf Carl von Hessen, Mémoires de mon temps. Kopenhagen 1861. Kassel 1866. — C. N. Schnitger, Erinnerungen eines alten Schleswigers. 2. Auflage von H. Philippsen. 1904. — Eckernförder Kirchenarchiv.

Der wunderbare Ring.

Ein Märchen aus Nordschleswig.

Nach Aufzeichnungen von **J. Petersen** in Hamburg (†) erzählt von **G. Kühn** in Kiel.

In alten Zeiten lebte weit im Norden ein mächtiger König, der hieß Frowin. Er wohnte in einem großen, prächtigen Schloß, wie es schöner und herrlicher nicht zu denken ist. Von allen Schätzen aber, die der König besaß,

[1]) Graf St. Germain, der berühmte Alchimist:
Wie Prometheus entriß er das Feuer,
Durch welches die Welt existiert und alles lebt.
Seiner Stimme gehorcht die Natur und bewegt sich.
Ist er nicht Gott selbst, inspiriert ihn ein mächtiger Gott.

[2]) Die Photographie des Stiches verdanke ich der Freundlichkeit des Dr. Bobé in Kopenhagen.

war ihm ein goldener Ring das kostbarste Kleinod. Er trug ihn immer an seinem Finger und ließ ihn Tag und Nacht nicht von sich. Ja, er schätzte ihn höher als seine prächtige Krone, trotzdem sie vielmal schwerer war als der Ring, und die größten und schönsten Perlen und Edelsteine sie schmückten. Der Ring aber hatte nur einen Stein, und das war weder ein Demant noch ein Karfunkelstein, sondern er war wachsgelb wie Bernstein, den das Meer an den Strand des Landes warf. Betrachtete aber jemand den Stein an dem schlichten Ring genauer, so sah er darin ein kleines, leuchtendes Pünktchen, das in steter Bewegung war, wie die Stäubchen im Sonnenstrahl. Es mußte also wohl mit dem Ring eine eigene Bewandnis haben. Und so war es auch. Dieser Ring mit dem gelben Stein gab jedem, der ihn trug, Schönheit, Gesundheit und Kraft. Er schützte auch den Träger gegen alle Arglist, Bosheit und Tücke der Menschen und paßte sich genau jedem Finger an, auf den er gesetzt wurde. Aber sein Zauber wirkte nur so lange, als ihn der Besitzer auch wirklich trug.

Die Königin war schon vor Jahren gestorben. Sie war sehr schön gewesen und hatte dem Könige ein Töchterlein hinterlassen, das ganz ihr Ebenbild zu werden schien. Sänger verglichen sie mit der schönsten Rosenknospe im Garten, die sich bald im anmutigsten Liebreiz öffnen würde. Der König liebte die Prinzessin über die Maßen und wußte garnicht, was er ihr alles schenken sollte. So kam es, daß es bald nichts mehr gab, was die Prinzessin nicht schon hatte. Als darum das Weihnachtsfest wieder einmal gefeiert werden sollte, konnte der König für seine Tochter kein Geschenk finden, so sehr er und alle seine Hofleute auch darüber nachdachten. Darum beschloß er denn, seiner Tochter Gunvar sein kostbarstes Kleinod, den Ring, zu schenken. Sie mußte ihm aber geloben, ihn nie und nimmer vom Finger zu nehmen.

Es lebte aber im Lande ein gewaltiger Hexenmeister namens Borremann. Dieser trachtete sehnsüchtig nach dem Besitz des Wunderringes, den er dem Könige nicht gönnen konnte. Bis jetzt war es ihm aber nur gelungen, drei Diener des Königs Frowin durch schöne Geschenke und noch viel schönere Versprechungen zu überreden, ihm den Ring bei der ersten besten Gelegenheit zu verschaffen. Es hatte sich aber nie diese Gelegenheit finden lassen wollen; denn der König wachte über seinem Schatz. Nun aber das junge Prinzeßchen den Ring gekriegt hatte, paßten die Diener doppelt scharf auf und schlichen umher wie der Fuchs, wenn er in den Entenstall einbrechen will. Gunvar aber blieb ihrem Versprechen treu, und dem Könige schien es, daß seine Tochter täglich schöner würde, seit sie den Wunderring trug; und er konnte sich nicht satt sehen an ihr.

So kam der Frühling heran, ganz plötzlich wie auf einen Zauberschlag. Die Sonne schien mild und hell, die Stare schwatzten und flöteten auf den Zweigen, und die zarten Grashalme und weißen Schneeglöckchen guckten schon neugierig hervor, und einige hatten noch ein Erdkrümlein auf dem Köpfchen. Und als auch die ersten Lerchen sangen und die Wege in dem großen Garten beim Schlosse trocken geworden waren, da bekam die Prinzessin Lust, wieder einmal mit ihren Gespielinnen sich zu tummeln. Wie eine Braut wurde sie schon frühmorgens von ihren Zofen für die Fahrt in den Frühling geschmückt. Zuletzt galt es nur noch, aus allem Schmuck das Schönste herauszusuchen. Aber die Zofen konnten es heute der ungeduldigen Prinzessin Gunvar nicht recht machen, und zuletzt jagte sie alle hinaus, um sich allein zu schmücken, wie es ihr gefiel. Endlich fehlte an allem Schmuck nichts als die Ringe an den Fingern. Da wurden Fingerreifen aufgesetzt und abgenommen, und zuletzt fragte es sich nur noch, ob nicht auch dem Daumen, diesem dicken, trotzigen Knirps, der oft sich den Genossen entgegenstellt, ein solcher Schmuck gebühre.

Da trat schüchtern die Lieblingszofe der Prinzessin ein, um ihr zu sagen, daß die ganze Gesellschaft schon versammelt sei. „Gut," sagte Gunvar, „ich komme gleich, geh nur!" Und wieder begann sie, eifrig in ihrem Schmuckkasten zu wühlen, Ringe aufzusetzen und wieder abzustreifen, wobei sie unversehens auch den Wunderring mit abstreifte. Endlich, als es wieder klopfte und die älteste der Hofdamen eintrat, um die Prinzessin zur Eile zu mahnen, warf sie schnell den Deckel zu, ohne das Kästchen in der Eile zu verschließen, und hüpfte hinaus zu der wartenden Gesellschaft. Und nun ging es hinein in den Frühling; der König hatte aber gerade für den Tag seinen Rat zusammengerufen und konnte nicht mitgehen.

Ei, war das ein Leben im Garten! Unter all den fröhlichen und geputzten Herrlein und Fräulein, die da draußen bei lustigem Spiel sich ergötzten, war aber Prinzessin Gunvar die Fröhlichste. Doch als sie einmal sich bückte, um ein kleines Veilchen abzupflücken, das sie unter den dunkelgrünen Blättern entdeckt hatte, sprang sie plötzlich empor, als hätte eine Biene sie gestochen, und eilte, ohne ihren Gespielen nur einen Blick zu schenken, schneller als ein Reh ins Schloß. Verwundert folgte ihr die still gewordene Schar und erfuhr schnell, daß der Wunderring verschwunden war. Das gab ein Jammern und Suchen; und die arme Gunvar versprach in ihrer Angst, dem, der ihr das Kleinod wiederbrächte, jeden Finger mit den schönsten ihrer Ringe zu schmücken. Aber der Wunderring war verschwunden, und das kam so: Die drei Diener, sie hießen Peter, Paul und Sören, hatten im Zuge die Prinzessin vorbeispringen sehen, und ihre Luchsaugen hatten gleich entdeckt, daß unter den prächtigen Ringen, die an ihren Fingern blitzten, der schlichte Goldring mit dem gelben Stein fehlte. Darauf hatten die drei Spießgesellen lange gewartet! Peter gab seinen beiden Genossen verstohlen ein Zeichen, und bald war der Ring gefunden und in einem sicheren Versteck verschwunden, von wo aus er bei Gelegenheit zu dem Zauberer Borremann wandern sollte.

Keiner wagte es, dem Könige das Unglück zu erzählen. Schon verkündete der Ruf der Hörner, daß es Zeit war zum Frühstück, zu dem sonst alle plaudernd und übermütig sich einstellten. Heute wollte keiner der Erste sein, und Gunvar drängte sich am weitesten nach hinten. Am liebsten wäre sie ganz weggeblieben, aber das ging ja nicht. — Und nun kam der König. Gleich suchte er seine Tochter; aber wie erschrak er, als er sie sah. Sie war blaß wie eine weiße Wand, und die Hand, an der sie sonst den Wunderring trug, hielt sie hinter sich. Und als er sie fragte: „Was fehlt dir? Wo ist der Ring?" da warf sich Prinzessin Gunvar ihm zu Füßen und konnte kein Sterbenswort sagen. Da wußte König Frowin, was geschehen war. Schnell ließ er das Schloß mit Wachen dicht umstellen, so daß auch nicht eine Maus hinaus konnte, und befahl, daß jedes menschliche Wesen aus dem ganzen Schloß unversehens im Thronsaal erscheinen sollte, just wie es ging und stand. Da kam der Kellermeister aus dem Keller und die Knechte aus dem Stall und die Mägde aus der Küche und der Koch und der Küchenjunge und die Zofen und Diener und die Edeldamen und -herren, und sogar der alte Türmer stieg vom Schloßturm herunter. Und als nun alle versammelt waren, und der König selbst nachgesehen hatte, daß keiner fehlte, da hängte er sich seinen Purpurmantel um, nahm das Zepter in die Hand, setzte seine Krone auf und stieg auf den Thron und rief laut: „Wer den Ring Prinzessin Gunvars besitzt oder wer weiß, wo er zu finden ist, der trete hervor und tue es kund!" Und als er es zum drittenmal sagte, da setzte er noch hinzu: „Sonst werde ich ihn augenblicklich an einen Galgen hängen lassen, der höher ist als der höchste Kirchturm in meinem Land!"

Digitized by Google

Als der König das gesagt hatte, da war es im Saale so still wie in der Kirche. Aber keiner fand sich, der von dem Ring etwas wußte; und die drei schlimmen Wichte, die ihn hätten wiederbringen können, vertrauten zu sehr auf die Macht und den Schutz des großen Hexenmeisters Borremann. „Nun," rief der König endlich ergrimmt, „ich will ihn doch finden und wiederschaffen lassen, und koste es auch mein halbes Königreich!" Und er ließ Schnelläufer abgehen nach allen vier Winden und alle weisen und klugen Leute heranholen. Sie kamen, — allein Borremanns Versprechungen hatten die Bösewichter verstockt gemacht, daß alle Künste vergeblich waren. Da meinte endlich der König, der Teufel wäre selbst im Spiele, und versuchte nun einen anderen Weg. Er ließ allen Priestern und Pfarrherren in seinem Lande den Befehl bringen, schnell an seinen Hof zu kommen; denn er meinte, die würden Rat wissen. Sie kamen und freuten sich über die große Ehre. Aber mit all ihrem Latein konnten sie den Ring nicht wieder schaffen. Da wurde König Frowin immer verdrießlicher. Und als der letzte Priester angekommen war und auch nichts anzufangen verstand, wurde der König so zornig, daß er garnicht wußte, wie er seinem Grimm Luft machen sollte. „Betrüger seid ihr alle!" rief er, „und verdientet gehängt zu werden. Jetzt steht der Vollmond am Himmel. Ich gebe euch Frist bis zum nächsten Neumond. Dann sollt ihr wieder vor mir stehen, und wißt ihr auch dann noch nicht, mir den Ring herbeizuschaffen, so lasse ich euch alle aus dem Lande jagen! Wer mir aber den Ring wiederbringt, der soll die fetteste Pfarre haben im ganzen Lande!" Da kehrten sie alle traurig nach Hause zurück.

Ganz betrübt und mit hängenden Ohren kam auch der Pfarrherr von Norby wieder zu Hause an. Ein Holzhauer, Hans Larsen mit Namen, ein Schlaukopf, der mehr konnte als die Axt schwingen und Brot essen, war gerade auf dem Hofplatz der Pfarre dabei, das Brennholz für den Winter klein zu schlagen. Der Pastor, der sonst immer ein Wort für ihn übrig hatte, schien ihn diesmal nicht zu sehen, obgleich Hans, so höflich er konnte, seine Mütze vom Kopfe zog. Stumm, auf die Erde blickend, war der Pfarrer ins Haus gegangen. Hans, der Holzhauer, hatte es faustdick hinter den Ohren und verstand mehr als das Vaterunser. Aber bei aller seiner Schlauheit war er so arm geblieben wie eine Kirchenmaus und hatte mit Säge und Axt fünf Kinder durchzubringen. Daß es dem Pastor am Hofe schief gegangen sein müsse, hatte Hans gleich gemerkt. Und als er nun wieder aus dem Haus kam und in Hof und Garten umherschlich wie ein Gespenst zwischen zwölf und eins, da trat der Holzhauer an ihn heran und sagte, indem er die Mütze in der Hand drehte: „Verzeiht, Herr Pastor, wenn ich so dreist bin und mich in eure Sachen mische. Ich bin das nicht aus Neugier; aber euch ist anzusehen, daß euch etwas Schlimmes begegnet sein muß. Wenn ich nun wüßte, was es ist, so könnte ich vielleicht helfen!" „Ach, guter Hans," sagte der Pfarrherr, „da kannst du nicht helfen, das kann im ganzen Lande kein Mensch." „Ihr könnt mir aber doch einmal sagen, was euch in den Weg gekommen ist; mitunter finden einfache Leute ja etwas, worüber die Studierten hinwegsehen." — „Das ist wahr," sagte der Pastor, „und ich weiß wohl, du bist ein Schlauberger, darum hör' einmal zu!" Und nun erzählte er, was ihm beim Könige begegnet war. „Vielleicht kann ich euch doch helfen," sagte Hans, „aber dazu müßt ihr mir euren Priesterrock leihen nnd gleich dem Könige sagen lassen: Hier ist noch ein Priester, der war nicht mit im Schloß und behauptet, daß er den Ring wiederschaffen kann. — Dann wollen wir sehen, was sich machen läßt." Da dachte der Pfarrer in seiner Not, es könnte Hans vielleicht glücken, und schlug ein. Die

Botschaft wurde dem Könige geschickt und Hans wie ein Priester ausstaffiert, so daß Borremann selbst ihn von einem richtigen Pastor nicht hätte unterscheiden können.

Es dauerte nicht lange, da kam des Königs vergoldete Kutsche angerollt, die war mit sechs Pferden bespannt und hielt vor dem Pfarrhaus an. Mit langsamen Schritten trat Hans heraus und rief, als er die Kutsche sah: „Schöne körerandum!" „Hört," sagten da die Lakaien und Vorreiter zu einander, „der spricht nur Latein, der wird der Rechte sein!" Hans stieg nun in den Wagen, und fort ging es über Stock und Stein. Eine Gänseschar am Wege, die ein barfüßiger Junge hütete, flog laut schnatternd und schreiend auseinander. Da öffnete Hans, der neue Pastor, das Wagenfenster und rief laut: „Gosse, gosse gandum, schöne körerandum!"

„Ach," sagten da wieder der Kutscher und die Lakaien, „was der viel Latein weiß!" Und als die Gänse nachher schnell wieder zusammenliefen, sagten sie: „Seht, das half! Ja, das hört und sieht man, das ist ein ganz gelehrter Pastor!" Es dauerte nicht lange, da kam man an eine Schafherde, und auch diese stob vor dem Wagen auseinander. Wieder öffnete der Pastor das Wagenfenster, steckte den Kopf hinaus und rief: „Schöne körerandum, gosse, gosse, gandum, fikke, fokke, fandum!" Und auch die Schafe scharten sich bald wieder zusammen, wobei der Schäferhund das Seine tat. Doch die Bedientenschar staunte noch mehr über die große Gelehrsamkeit des Pastors, und es war ihnen klar, daß er der Klügste im Lande sei und ganz gewiß den Ring beschaffen würde. Das glaubten sie noch sicherer, als eine Strecke weiter ein paar Kühe dem Wagen entgegengetrieben wurden und, wie Kühe es tun, mitten auf dem Wege stille standen und mit dummen Augen den Wagen anglotzten. Hans Priester riß wieder das Fenster auf, um zu sehen, weswegen die Kutsche hielte; und als er den Kuhjungen mit offenem Munde dastehen sah, rief er, die Faust ballend: „Köp — — i vandum!" In diesem Augenblick wurde eine Kuh von einer Bremse gestochen und rannte mit hocherhobenem Schwanze davon, die andern hinterdrein. Die Dienerschar beim Wagen dachte nicht anders, als daß der kluge Pfarrherr mit seinem Latein die Kühe besprochen hätte, und wurde stumm vor Staunen. Dann kamen sie bei dem Schlosse an. Flink sprangen die beiden Lakaien vom Wagen und halfen dem Pastor beim Aussteigen. Der König, der den Wagen von weitem schon gesehen hatte, stand oben an der breiten Schloßtreppe und führte den Pastor selbst ins Schloß und in den Saal, wo der Tisch schon gedeckt war, damit der Pfarrherr sich nach der Reise erst stärken könnte. Die Kunde von der Ankunft des gelehrten Pfarrers verbreitete sich rasch durch das Schloß. Er hatte, erzählten die Lakaien, auf dem ganzen Wege studiert und nur Latein gesprochen. Schäfer und Hirten samt ihren Herden hatten den Zauberworten von ihm gehorchen müssen. Ja, dem würde es ganz gewiß gelingen, den Ring aufzutreiben.

Kaum nun, daß Hörnerschall zu Tische rief, da eilten alle, die mit dem Könige an der Tafel sitzen durften, neugierig in den Saal. Hans Pastor hatte auch schon Platz genommen, obgleich es das erste Mal war, daß er in so vornehmer Gesellschaft aß. Er hatte aber immer gehört, daß viele Gerichte auf eine königliche Tafel kommen, und weil ihm sonst gerade nichts einfiel, wollte er einmal zählen, wie viele es wohl gab. Ein Diener brachte das erste Gericht in silbernen Schüsseln und stellte es auf den Tisch. „Das wäre Nummer eins," sagte Hans leise, aber doch so laut, daß es der Diener hören konnte, denn er hörte mit dem Ohr des bösen Gewissens. Dieser Diener aber war Peter, der erste der drei Spießgesellen. Wie erschrak er! Schnell schlüpfte

er hinaus zu seinen beiden Genossen, winkte sie blinzelnd abseits und sagte: „Ich fürchte, er entdeckt uns schon. Wenn ich richtig verstanden habe, so sagte er, ich sei Nummer eins! Nun, Paul, mußt du ja hinein; spitze die Ohren und höre, was er sagen wird!“ Zögernd kaum Paul mit der zweiten Schüssel und hörte deutlich den Pastor sagen: „Da kommt Nummer zwei!“ Fast hätte er vor Schreck die Schüssel fallen lassen. Als er glücklich wieder draußen war, steckten die drei abermals die Köpfe zusammen, und Paul flüsterte den andern beiden zu: „Kein Zweifel, er hat uns schon entdeckt; denn er sagte: „Da kommt Nummer zwei.“ — „Oha, oha, was sollen wir einmal anfangen?“ jammerten sie. Da sagte Peter zu Sören: „Nun ist die Reihe ja an dir. Sagt er nun, daß du Nummer drei bist, so sieh zu, daß du ihn herausschafft. Vielleicht wird er mit sich reden lassen!“ Zitternd und zögernd brachte Sören die dritte Schüssel, und richtig! der Pastor sagte: „Das ist also Nummer drei!“ und meinte das dritte Gericht bei Tische. Da zupfte Sören den Hans verstohlen an seinem Priesterrock und zwinkerte mit den Augen und war, ohne sich umzusehen, hinaus. Hans begriff schnell, daß man etwas von ihm wolle, und folgte. Die drei führten ihn in ein entlegenes Zimmer, worin niemand war, und warfen sich ihm zu Füßen und baten und flehten, er möchte sie doch nicht verraten, dann wollte ihm jeder von ihnen hundert Taler geben. Hans stutzte einen Augenblick, aber schnell hatte er begriffen und sagte: „Gebt mir vor allem sogleich den Ring her, dann will ich sehen, wie sich alles wieder ins Geleis bringen läßt!“ Wie ein Wiesel sprang und schlüpfte Peter davon und war im Nu mit dem Ring zurück. Und mit so wohlgefälliger Miene wie ein Pastor, der zur Taufe ein reiches Opfergeld einsteckt, ließ Hans ihn in die tiefe Tasche seines Priesterrockes gleiten. Dann nahm er mit gar harmloser Miene wieder am Tische Platz. Wie es aber oft vorkam, lagen die Jagdhunde des Königs unter dem Tische, um dann und wann einen Bissen zu erschnappen, den ihr Herr ihnen zuwarf. Vor Hans stand auf dem Tische eine Schüssel mit leckeren Fleischklößen. Hans nahm einen derselben auf seine Gabel, drückte heimlich den Ring hinein und warf ihn dem größten der Hunde ins Maul, und schnapp! war er verschlungen.

Heute hatte aber der König nicht lange Ruhe bei Tische, während er sonst gerne saß und mit seiner Tochter und den Hofleuten scherzte und plauderte. Bald stand er auf und sagte zu Hans: „Nun soll mich doch verlangen, ob ihr herausbringt, wo der Ring ist, und mir ihn wiederschaffen könnt!“ „Wo der Ring ist?“ sagte Hans, auf den Hund zeigend, „das weiß ich schon! Im Magen dieses Hundes!“ „Was?“ rief der König erstaunt, „seit wann fressen Hunde goldene Ringe?“ — „Doch, Herr König,“ sagte Hans, „dieser Hund hat euren Ring im Magen. Laßt ihn nur töten, so werdet ihr sehen!“ Das wollte aber der König lange nicht zulassen, denn dieser Hund war sein Lieblingshund und fand zur Jagd auf Wölfe weit und breit nicht seinesgleichen. Das half aber nicht, denn Hans blieb bei seinem Verlangen. „Und wenn nun der Ring nicht gefunden wird?“ fragte der König. „So sollt ihr auf der Stelle mir den Kopf abschlagen lassen!“ sagte Hans. Da willigte der König ein. Der Hund wurde getötet, und in seinem Magen fand sich der Ring.

Da gab es im Schlosse großen Jubel, und Gunvar wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Sie holte ihre Ringe hervor und steckte einen nach dem andern dem Pastor auf die Finger, aber keiner wollte recht passen. Auch der König hielt nicht zurück mit seinem Dank. Er schenkte dem klugen Hans Larsen nicht nur die goldene Kutsche mit den sechs Schimmeln davor, sondern hielt auch sein Versprechen und gab ihm die fetteste Pfarre in seinem Lande. Die drei Böse-

wichter aber waren froh, für hundert Taler vom Galgen losgekommen zu sein. — Hans wurde ein gewaltiger Prädikant, und die Gemeinde war sich darüber einig, nie einen gelehrteren Pastor gehabt zu haben; denn er predigte nichts als Latein.

Aus der Zeit der Leibeigenschaft.

3. Faßlabend. Von den drei öffentlichen Lustbarkeiten meines Heimatdörfchens: Gilde, Erntebier und Fastnacht, war und ist auch heute noch die Fastnachtfeier die ausgiebigste. Ich will nun nicht schildern, wie sich jetzt die Leutlein dran vergnügen, auch nicht berichten, wie es in meiner Kindheit damit gehalten wurde, sondern versuchen, auf Grund alter Aufzeichnungen darzustellen, wie sich dies Fest zur Zeit meiner Urgroßeltern gestaltete. Die waren noch „egen Lüd," mußten doch meine Großeltern noch ihre Jugend im Stande der Leibeigenschaft verbringen. Damals waren alle Gutsuntergehörigen durchaus vom Gutsherrn abhängig. Fast zu allem, was sie unternehmen wollten, mußten sie seine Einwilligung einholen. Ohne allergnädigste Erlaubnis durfte keiner ein Handwerk erlernen, keiner ins „Ausland" (etwa nach Lübeck) reisen, keiner heiraten usw.; ohne hochherrschaftliche Genehmigung oder Anordnung gab es für die Dorfleute auch kein gemeinsames Vergnügen. Der Tag des Fastnachtfestes insbesondere wurde längst vor der Feier vom Herrn festgesetzt und dann den Leuten angesagt. Daneben wurde aber auch huldreichst eine Tonne guten, starken Braunbieres vom Gutshofe als Festtrunk zugesichert und als Festplatz in der Gutswaldung eine freie Stelle angewiesen, in deren Mitte ein einzelner Baum stehen mußte.

Endlich kam der ersehnte Abend. Mochte der Frost noch so hart, das Schneegestöber noch so dicht sein: was nicht durch Schwäche des Alters oder der Jugend, nicht durch Krankheit oder durch Notgeschäfte verhindert war, zog hinaus in den winterlichen Wald. Unter allgemeinem Jubel wurde dort von rüstigen Männern der Baum gefällt und zu Stücken (Scheet) zerschlagen, ein großer Holzstoß wurde errichtet und angezündet, und dann stellte und lagerte sich alles um das helle Feuer und schaute freudig erregt in die lodernden Flammen. Danach wurde das kräftige Bier herangeschafft und verzapft; jeder ließ sich seinen mitgebrachten Topf vollschänken und ging damit ans Feuer, um das Bier zu erwärmen, damit der heiße Trunk „den Bewer wegjag" und „dat Hart vermünner." Es muß wohl ergötzlich gewesen sein, unsere Ahnen bei diesem großartigen Waldfeste zu beobachten; umleuchtet vom flackernden Feuerschein oder auch wohl vom blassen Mondenschimmer, standen und lagen sie in Gruppen hier und dort; alte Schnäcke und derbe Späße, grausige Spukgeschichten und mehr oder minder gelungene Reimverse gingen hinüber und herüber. Wurde aber eine Spötterei gar zu anzüglich, so entbrannte wohl sogar eine Fehde, deren Austrag aber vorläufig unterbleiben mußte. Es soll diese nächtliche Fastnachtfeier unter freiem Himmel noch aus den katholischen Zeiten herstammen, vielleicht reicht sie bis ins Heidentum zurück; über besondere Gebräuche, die auf den alten Götterglauben könnten schließen lassen, wird aber nicht berichtet.

War der Holzstapel zusammengesunken, die Glut erloschen und vor allem das Faß geleert, so ging's mit Gesang in fröhlichem Zuge zurück ins Dorf nach dem diesmaligen Faßlabendhause. Dort wurde in der Döns und unter dem Schwibbogen auf der großen Diele bei Warmbier und Met die Feier noch eine Weile fortgesetzt, bis die Natur ihr Recht forderte und die Schwärmer mahnte, endlich durch den Schlaf sich zum Genuß neuer Freuden zu stärken.

Am nächsten Abend fand sich die Gesellschaft wieder vollzählig zusammen und labte sich bis gegen den lichten Morgen an Trunk und Sang, an Spiel und Scherz, an gar ehrbarer Unterhaltung und an gar lustiger Torheit. Mitunter mag letztere wohl zu weit getrieben sein, wie es vordem in Schackendorf und Scharsdorf geschah. Unterdes hatten sich in einem andern Bauernhause „jung Dierns" und Frauen versammelt, um sich in ihrer Weise an süßem Met und warmem Braunbier, an Gesang und Neckerei, Spiel und Tanz zu vergnügen.

Der dritte Abend war der letzte, aber der schönste. Dann wurden die Frauen und Jungfrauen von den Männern und Jungkerls nach dem Faßlabendhause gebeten, hier mit ihnen gemeinschaftlich zu feiern. Da fand sich denn leicht einer, der eine Melodie zu pfeifen oder kräftig zu singen verstand; im glücklichsten Falle wußte sogar jemand mit Fiedel oder Klarinette einigermaßen umzugehen, die Begleitung lieferten Dreifuß und Kessel, und bald drehte sich alles, was noch flink auf den Beinen war

oder es zu sein vermeinte, in lustigem Tanze auf der großen Diele. Den Gipfel der Freude aber erreichte man beim „Krallen," dem wirbelnden Zweitritt.

Im Laufe der Jahre ist die Fastnachtfeier auch bei uns allmählich umgestaltet. Nachdem die Leibeigenschaft aufgehoben war, hörte es auch auf mit der Holz- und Bierspende seitens des Gutsherrn. Nun mußten die Bauern der einzelnen Ortschaften „ausgeben." Der Faßlabend ging noch lange im Dorfe um, d. h. er wurde jährlich abwechselnd in den Bauerhäusern gefeiert; doch wurden bald „richtige Muskanten," ihrer 2 oder 3, angenommen. G. Schröder, Dietrichsdorf.

Bücherschau.

1. **H. H. v. Osten, Schleswig-Holstein in geographischen und geschichtlichen Bildern.** Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag: Aug. Westphalen, Flensburg. Preis gebunden in Ganzleinen 3,60 *M*. — Man freut sich immer, wenn man einen alten Bekannten wieder trifft; so erging es auch mir, als ich die neueste Auflage von v. Ostens Heimatskunde zu Gesicht bekam. Das Buch ist eben ein guter alter Bekannter; es bietet in geographischer und namentlich auch in geschichtlicher Beziehung alles, was der Gebildete von seiner engeren Heimat wissen muß. Für die große Verbreitung des Buches sprechen die vielen Auflagen desselben; es fehlt wohl kaum in einer besseren Bibliothek und sollte in keiner fehlen. Die neueste Auflage zeigt viele Verbesserungen und Erweiterungen: Neu hinzugekommen sind eine Beschreibung des Knivsbergs und eine Abhandlung über den „offenen Brief" vom 8. Juli 1846; der Artikel vom Kaiser Wilhelm-Kanal wurde ergänzt und der geologische Abschnitt des Buches dem heutigen Stande dieser Wissenschaft gemäß teilweise neu bearbeitet. Die Einwohnerzahlen sind nach der letzten Volkszählung abgeändert; außerdem enthält die neue Auflage zahlreiche kleine Ergänzungen und Verbesserungen. Dieselbe kann daher in jeder Hinsicht warm empfohlen werden.
Ütersen. C. C. Christiansen.

2. **Jahrbuch für Aquarien- und Terrarienfreunde.** 2. Jahrg. (1905), 3. Jahrg. (1906). Herausgegeben von **Rudolf Mandée.** Dresden: Hans Schultze, 1906 u. 1907. Broschiert je 1,50 *M*. — Am 3. März 1906 feierten wir den 100jährigen Geburtstag Roßmäßlers, des Begründers der Aquarienkunde in Deutschland; 1856 — also just vor 50 Jahren — erschien aus seiner Feder in der von ihm mitbegründeten „Gartenlaube" der Aufsatz: „Der See im Glase," wenig später von ihm selbst das erste „Aquarienbuch." Und heute wird die Aquarien- und Terrarienliebhaberei von gewiß mehr als 100 Vereinen gepflegt; sie hat ihre eigene Literatur, ihre eigenen Zeitschriften, die z. T. von wissenschaftlichem Geiste getragen werden. Die Aquarienkunde ist eine Wissenschaft geworden, und — hätte Roßmäßler dies doch noch erlebt! — auch der Laie ist darin tätig, eigene Beobachtungen anzustellen, über Erfindungen der Aquarientechnik nachzugrübeln, kurz und gut: Bausteine herbeizutragen für den Ausbau der schönen, volkserzieherischen Sache. Die gewaltigen Fortschritte derselben kann man allein aus dem reichen Inhalt der vorliegenden Jahrbücher ermessen; und doch bezieht sich der Text, der trefflich illustriert worden ist, nur auf zwei Jahre: Importe von Fischen und sonstigen Aquarientieren, Zuchterfolge, Fischkrankheiten, Fütterung der Fische, Beobachtungen und Erfahrungen, Durchlüftung, Aquarienheizung usw., in diesem Sinne geht's weiter. Mit Argusaugen hat der Herausgeber, der überdies auch selbst praktisch tätig gewesen ist, Umschau auf dem weitverzweigten Gebiete gehalten, und der Verlag hat nichts gespart an Illustrationen, weshalb die Zukunft dieses Unternehmens gesichert ist. Möchte dasselbe für folgendes Werk dieses Verlags gelten:

3. **Jahrbuch für Vogelfreunde.** Ein Rückblick auf das Jahr 1905. 1. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. **Martin Braeß.** 96 S. 8°. Broschiert 1,20 *M* Inhalt: Vogelschutz. Einzelbeschreibungen. Farbenvarietäten, Bastarde. Geographische Verbreitung. Vermehrung und Verminderung einzelner Arten. Vogelfaunen einzelner Gegenden. Seltenes Vorkommen, seltene Arten. Zug und Strich. Gefangenleben. Einbürgerungsversuche. Brutgeschäft. Aufzucht der Jungen. Besondere Gewohnheiten und Eigenschaften. Nahrung, Nutzen, Schaden, Jagd, Fang, Zähmung. Stimme, Gesang. Anatomie, Physiologie, Psychologie. Reisen. Verschiedenes. Biographisches. Nekrologe. Vereinigungen. Bücherbesprechungen. Vereine für Vogelfreunde usw. — Die eigentliche Vogelliebhaberei tritt zurück, wiewohl sie m. E. namentlich in den Kreisen der Vogelzuchtvereine gewiß schmerzlich vermißt wird. Ob es wohlgetan ist, die fremde Ornis fast gänzlich unberücksichtigt zu lassen? Im übrigen aber gratuliere ich dem Verfasser zu seinem glücklichen Wurf. Namentlich auch der Lehrer dürfte manche Belehrung für seinen Unterricht aus dem Jahrbuch, das schließlich doch nichts anderes sein will als ein Extrakt aus den vielen Aufsätzen ornithologischen Inhalts unserer Zeitschriften, schöpfen und manchen Irrtum richtig stellen. Barfod.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

25. Asmussen, R., Lehrer, Itzehoe, Friedrichstr. 39. 26. Barg, Friedr., Postsekretär, Kiel, Jungfernstieg 25. 27 Freese, H. C., Fabrikant von Korbwaren, Kiel, Rosenstr. 11 28. Gätcke, Rudolf, Kirchenassistent, Kiel. 29. Grot, M. H., Norderbrarup b. Süderbrarup. 30. Hagen, Herm., Kiel, Am Wall 76. 31. Harbeck, J., Hamburg, Waisenhaus. 32. Junge, Hans, Obersekundaner d. Realgymnas., Altona, Stiftstr 12. 33 Kock, H., Itzehoe, Corianseberg 21. 34. Krämer, A., Gummiwaren-Handlung, Kiel. 35. Lüdemann, R, Bürovorsteher, Hamburg. 36. Otte, Lehrer, Lauenburg (Elbe). 37. Rickers, Lehrer, Kiel, Gerhardstr. 73. 38. Riewerts, Meinert H., San Francisco, Kalifornien. 39. Rörden, Reinhard, Petaluma, Kalifornien. 40. Schweinefleisch, Kiel, Koldingstr 36[2]. 41. Prof. Dr. Seitz, Direktor a. D, Oldesloe. 42—49. Seminaristen zu Hadersleben: Johannsen, Krüdener, Landsmann, Meyer, Mordhorst, Plöhn, Schmidt, Sieoers. 50. Sever, W., Hamburg, Waisenhaus. 51. Söder, Herm., Buchdruckerei, Bredstedt („Friesen-Courier"). 52. Vereinigung für Volkskunde, Burg i. D. 53. Verein der Schleswig-Holsteiner, Magdeburg. 54 Voß, Bürgermeister, Friedrichstadt. 55. Wischmann, Karl, Kaufmann, Heide i. H. 56. Ziegler, Wilh, Kiel, Lornsenstr. 69.

Zur Nachricht.

1. Von Nr. 1 und 2 stehen Probehefte für Werbezwecke zur Verfügung. Adressen erbittet der unterzeichnete Schriftführer.
2. **Nicht erhaltene Monatshefte,** die vielleicht unterwegs verloren gegangen sind, wollen unsere Mitglieder tunlichst fofort bei der Expedition, Kiel, Geibelallee 2, reklamieren.
3. Der **Anzeigenteil** unsers Monatsheftes hat im Laufe der Jahre an Bedeutung gewonnen und bildet eine für unsern Verein nicht zu unterschätzende Einnahmequelle. Wir bitten unsere Mitglieder, für den Ausbau des Anzeigenteils kräftig zu wirken, **vor allem aber bei ev. Anfragen, Aufkäufen usw. sich stets auf unsere „Heimat" zu beziehen.**

Kiel, 23. Januar 1907.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Einbanddecken
für
„Die Heimat,"
für **Einzel-Jahrgänge** à 60 ₰,
für **Doppel-Jahrgänge** à 80 ₰.
Bestellungen mit Angabe der gewünschten Jahreszahlen unter Einsendung des Betrages (ev. auch in Marken) an den **Expedienten** oder den **Kassenführer.**

Mineralien in beliebiger Auswahl, komplette **Sammlungen für Schulen** aller Kategorien (mit spezieller Berücksichtigung unserer Heimatprovinz), **Sammlungen für reifere Schüler, Kabinettstücke** f. Börter u. Schreibtische usw., **einzelne** Mineralien zur Ergänzung vorhandener Bestände in Schule und Haus liefert die
Mineralien-Sammelstelle
für Schleswig-Holstein
(H. Barfod, Lehrer, Kiel, Geibelallee 2[2]).

Porzellan-Etiketten
für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von 5 Pfg. an
Schrift nach Angabe. Muster frei.
Nicol. Kißling, Vegesack.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(13) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

L. Handorff, Kiel
Graphische Kunstanstalt
mit neuesten Satz- und Druckmaschinen ausgerüstet,
empfiehlt sich zur Herstellung von:
Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork.
Druckarbeiten.
Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
Mehr als 100 Angestellte.

1 Expl. sämtl. Jahrgg. d. „Heimat" i. ganz. z. verk. Angeb. gef. an
W. Rahrendorff, Hauptl., Altona.

In Schummern alleen.
Plattdütsch Versbok von
Heinr. Hornig-Itzehoe. Pries 1 *M.*

Für Vogelliebhaber!
Dompfaffen (Gimpel), fingerzahm, tadellos 2 Lieder pfeifend, versende unter Garantie für gute Ankunft und Gesang.
C. Seyring, Dalherda bei Fulda.

Kt. Samml. **ausgest. Vögel** tiefert für Schulen z. billig. Preisen **A. Diestel,** Lehrer.
Elpersbütteldonn b. Meldorf.
NB. Vögel werd. billig u. tadellos ausgestopft.

Schleswig-holsteinische Chroniken und Geschichtswerke,
namentlich solche, die auch viel **Kulturhistorisches** darbieten, **werden** von einem Vereinsmitgliede **zu kaufen gesucht.**
Offerten, denen eine 5 Pf.-Marke beizufügen ist, befördert der Schriftführer **H. Barfod, Kiel, Geibelallee 2[2].**

Dieser Nummer ist ein Prospekt des Städtischen Lehrerinnen-Seminars in Schleswig beigegeben. Wir empfehlen ihn der besonderen Beachtung unserer werten Mitglieder.

Wilh. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock),
Vergolderei und Kunsthandlung
Fernspr. 2901. **Kiel,** Holstenstr. 75

empfiehlt sich den hiesigen und auswärtigen Lesern der „Heimat" zur Einnahmung der Vereinsgabe: **J. Preller: Am Uglei-See.**

Wilh. Schlüter, Halle a. S.

Naturwissenschaftliches Lehrmittel-Institut

erzeugt und liefert in anerkannt erstklassiger Ausführung

Präparate, Sammlungen und Modelle

für den naturgeschichtlichen Anschauungsunterricht
sowie für den modernen Zeichenunterricht.

Kataloge kostenlos.

Empfehlungen höchster Schulbehörden und hervorragender Fachmänner.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Jul. Arntz, Elberfeld,

fertigt anerkannt gut und billig:
Insekten- und Pflanzenpräparate als Zeichenvorlagen, Insekten-Lebensbilder für den naturwissenschaftlichen Unterricht, Insektenkasten, Schränke und Utensilien für Naturaliensammler.
Lieferant vieler Schulen und Museen.
Ill. Preislisten gratis und franko!

Kolonial-Schmetterlinge.

25 Stück tadellose, sauber gespannte Falter in 25 guten Arten aus Deutsch-Ost-Afrika für **M. 12,50.**

Alle Tiere genau benannt und mit gedruckten Fundortsetiquetten versehen.

Sämtliche Utensilien
für Schmetterlings-Sammler.

Paul Ringler, Vertrieb überseeischer Naturalien
Halle a. S., Victoriaplatz.

Monatsschrift „Die Heimat"

1896 (1,20 M.),
1894, 1899, (je 2 M.),
1902, 1905, 1906 (je 2,50 M.)
gebunden je 1 M. mehr.
Bestellungen erbittet
Die Expedition.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35a

erwarb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.

Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

Aug. Junge,

Färberei
und chemische Reinigungsanstalt
Kellinghusen.

Gegründet 1724.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux
Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 211.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 3. März 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Loeentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Bohnsack, Taufe und Begräbnis in den Vierlanden um das Jahr 1850. (Mit Bildern.) — 2. Bruhn, Johann Rist aus Wedel. (Zu seinem 300jährigen Geburtstage am 8. März 1907.) — 3. Christiansen, Pflanzen- und Tierleben im Kuick. II. — 4. Jürgensen, Schleswig-Holsteins Gegenwart. (Gedicht.) — 5. Hinrichsen, Die Herstellung des Brennmaterials auf den Halligen. — 6. Schröder, Aus der Zeit der Leibeigenschaft. — 7. Bücherschau.

Kassennotiz: Nach den Satzungen hat die Einzahlung der Jahresbeiträge bis zum **1. April** zu erfolgen. Unter Hinweis auf die Angaben in **Heft 1** sei hierdurch nochmals an die Einsendung erinnert.

Unsere Vereinsgabe 1907,

die prächtige **Photogravüre** nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Uglriff.

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**
ist bereits in **165** großen und **55** kleinen Exemplaren bezogen worden, ein Zeichen, wie sehr das heimatliche Bild gefällt. Wir fordern zu noch zahlreicherer Bestellung auf unter dem Hinweis auf die bezüglichen Angaben in **Heft 1** und **2** der „Heimat."

Kiel, den 23. Februar 1907. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

Als heimatlichen Wandschmuck für Schule und Haus

konnten wir bereits im Bericht über die Generalversammlung in Hadersleben (vgl. „Heimat" 1905, S. 254) die beiden Lithographien

„Eiderlandschaft" und „In der Räucherkate"

empfehlen, stimmungsvolle Reproduktionen photographischer Aufnahmen von Herrn Lehrer Th. Möller in Kiel. Indem wir auf die früheren Ausführungen hinweisen, machen wir die Mitteilung, daß die Verlagsbuchhandlung von Rob. Cordes in Kiel, Brunswiker Str. 35a, für unsere **Mitglieder** den Ladenpreis von **4 M.** auf **2,50 M.** pro Exemplar ermäßigt hat. Bestellungen sind direkt an den genannten Verlag zu senden. Wir bitten, auch von diesem Angebot zahlreich Gebrauch machen zu wollen.

Kiel, 20. Februar 1907. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Vorläufiger Bericht der Handelskammer zu Kiel über Lage und Gang des Verkehrs im Jahre 1906. — Robert Körner, Historische Streifzüge im Flußgebiet der Bille. Verlag von Leopold Voß in Hamburg. — E. Müllenhoff, Kleine Lieder. C. F. Amelangs

Verlag in Leipzig. Preis 1 M. — Konrad Fischer, Zwergröschen und andere Geschichten. 12 Märchen für jung und alt. Verlag von E. F. Thienemann in Gotha. Preis geb. 3 M. — H. H. v. Osten, Schleswig-Holstein in geographischen und geschichtlichen Bildern. 5. Auflage. Verlag von A. Westphalen in Flensburg. Preis geb. 3,60 M. — K. Floericke, Deutsches Vogelbuch, 2.—6. Lieferung. Preis 0,80 M pr. Lieferung. Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart. — C. Westphal in Lübeck: „Schlutup," Geschichtliches und Kulturgeschichtliches. Selbstverlag des Verfassers. Preis 4 M. — E. L. Wulff in Tangstedt bei Hamburg: Gedichte. Selbstverlag des Verfassers. — Robert Körner, Historische Streifzüge im Flußgebiet der Bille. Verlag von Leopold Voß in Hamburg. — Jahrbuch des Alstervereins für 1906. — Ludwig Frahm in Poppenbüttel: „Stormarn und Wandsbek," kleine Ausgabe der Heimatkunde. Selbstverlag des Verfassers. Eckmann.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

57. Bender, Wilh., Lehrer, Kiel, Ringstr 42. 58. Bornhövd, Heinr., Kaufmann, Magdeburg, Kl. Diesdorferstr. 34. 59. Boysen, M., Lehrer, Oxenwall b. Hadersleben. 60. Cand. theol Clasen, Martin, Preetz, Predigerseminar. 61. Dieselhorst, F., Postgehilfe, Wankendorf. 62. Frl L. Gerdts, Schulvorsteherin, Heide i. H. 63. Göttsche, Hauptlehrer, Elmschenhagen b. Kiel 64 Hagge, L., Lehrer, Kiel, Prinz Heinrichstr. 123 65. Dr. Hüttebräuker, Stadtschulrat, Kiel. 66. Frl. F. Jensen, Lehrerin, Altona, Wielandstr 21. 67. Kaiser, B., Lehrer, Darry b. Lütjenburg 68. Frl. Gertrud Kindee, Lehrerin, Cuxhaven 69 Klüver, Klempner, Magdeburg, Bahnhofstr. 55a. 70 Koseldt, Lehrer, Altona, Friedensallee 78. 71. Kreisstammbücherei zu Kosel b. Eckernförde. 72. Lammers, A., Lehrer, Kiel, Steinstr. 5. 73. Lange, Chr., Ingenieur, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 224. 74 Meilcher, E., Oberlehrer, Ratzeburg. 75. Möller, H., Lehrer, Süderwisch b. Marne 76. Noodt, Herbert, Hamburg, Brahmsallee 18 77. Belilan, J., Metalldreher, Kiel-Gaarden, Werftstr. 31. 78 Pfeffer, P., Stadtbuchhalter, Kiel, Eckernförder Allee 7. 79—97 Präparanden: Lindemann, Petersen, Carstens, Eilers, Friedrich, Hansen, Hinlmann, Kuckei, Hansen, Mädler, Michaelsen, Lorenzen, Nothdurft, Rickert, Hansen, Johannsen, Senger, Hanno, Nörrelykke, sämtlich in Tondern 98. Rohde, Ober-Telegr.-Assistent, Kiel, Harmstr 88. 99 Rüsser, C., Buchhändlee, Flensburg 100 Schröder, W., Postsekretär, Kiel, Kirchhofsallee 53. 101. Schweim, Aug., Buchhalter, Magdeburg, Braunehirschstr 18b. 102. Frl Clara Schütze, Zeichenlehrerin an der höh Mädchenschule, Kiel, Gerhardstr. 40 103—120. Seminaristen: Martens, Schloen, Scheel, Schmalfeldt in Segeberg; Ahlers, Hansen, Sachau, Westergaard, E. und P. Petersen, Möller, Bestmann, Callesen, Chr. Hansen, Hansen, Steensen, Brodersen, Christiansen, sämtlich in Tondern 121 Steisinger, Otto, Kaufmann, Schönberg i. H. 122. Tielcke, Walther, Hamburg 5, Lindenstr. 65. 123. Wessel, Lehrer, Altona, Stiftstr 14. 124. Wolters, H., Rechtskonsulent, Heide i. H.

Kiel, 23. Februar 1907.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten,
Adreßmappen, Photographie-Album usw.
sauber, geschmackvoll und preiswert.

Albert H. Bergh & Co.

Ansgaritorstr. 22 Bremen n. d. Gewerbehaus.

Lehrmittel-Vertrieb

Bezugsquelle für Lehrmittel u. Schuleinrichtungs-Gegenstände jedes Unterrichtszweiges.

Anstalt für den modernen Natur- und Zeichenunterricht.
Einrichtung ganzer Schulen — Kostenanschläge gratis.
Man verlange kostenlose Zusendung von Spezial-Katalogen.
Referenzen vieler Behörden und Schulen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 3. März 1907.

Taufe und Begräbnis in den Vierlanden um das Jahr 1850.

Vortrag (2. Teil) auf der Generalversammlung zu Glückstadt am 9. Juni 1906 [1])

von **Karl Bohnsack** in Hildesheim.

Der Herbst, der uns die frohen Tage bei unsern Freunden erleben ließ, ist längst vorüber, ebenso der Winter, und draußen grünt's und blüht's. Da erscheint eines guten Tages Hein Puttfarkens Großmagd in unserer Wohnung. Sie sagt: „Goden Dag, un ik schall velmals gröten von Hein un Trin Puttfarken, un uns Herrgott har jüm mit'n jung Sön erfreut. Ji möch'n so got wesen un jüm recht flidig besöken." So geht die Großmagd dann von Haus zu Haus, um allen das freudige Familienereignis zu verkünden. Hier erhält sie einen Kirschschnaps, dort eine Tasse Kaffee, überall aber 4—5 ß Trinkgeld. Am folgenden Sonnabend geht sie, wenn der Abend naht, zum Pastor. Sie überbringt ihm einen Himten [2]) Weizen in einem weißen, mit schwarzer Inschrift versehenen Beutel. Die Großmagd sagt: „Goden Abend, Herr Pastor, goden Abend, Fru Pastorin, un ik schall velmals gröten von Hein un Trin Puttfarken, uns Herrgott har jüm mit'n jung Sön erfreut. De Herr Paster möch so got wesen un morgen för ehr danken." Sie erhält auch hier ihr Trinkgeld. Am folgenden Tage spricht der Pastor dann das Dankgebet für die glückliche Geburt des Sohnes. Früher wurden nur weibliche Personen, später freilich auch Männer zur Taufe geladen. Die Frauen wurden im Winter mit warmem, im Sommer mit kaltem Braunbier bewirtet. Das Bier, in großen Braukesseln zubereitet, wurde durch Sirup versüßt, und in dasselbe brockte man harte Kringel. Jede der Frauen erhielt beim Abschiede für 1 ß weiche Zwieback und für 1 ß harte Kringel mit auf den Heimweg.

Bei jeder Taufe müssen drei Personen Gevatter stehen. Ein Knabe erhält seinen Rufnamen von dem Vater des jungen Ehemannes. Ein Mädchen wird nach der Mutter der Ehefrau benannt. Diejenige Partei, welche die Ehre hat, den Namen zu geben, stellt einen, die andere zwei der Gevattern. Bei der Taufe eines Knaben stehen eine unverheiratete, weibliche und zwei verheiratete, männliche Personen, bei der Taufe eines Mädchens dagegen eine unverheiratete, männliche und zwei verheiratete, weibliche Personen Gevatter. Man will eben dadurch, daß man bei Taufen stets eine unverheiratete Person andern Geschlechts

---

[1]) Vergleiche die Schilderung einer Hochzeit in den Vierlanden um das Jahr 1850 in der „Heimat," Jahrgang 1904, S. 73.

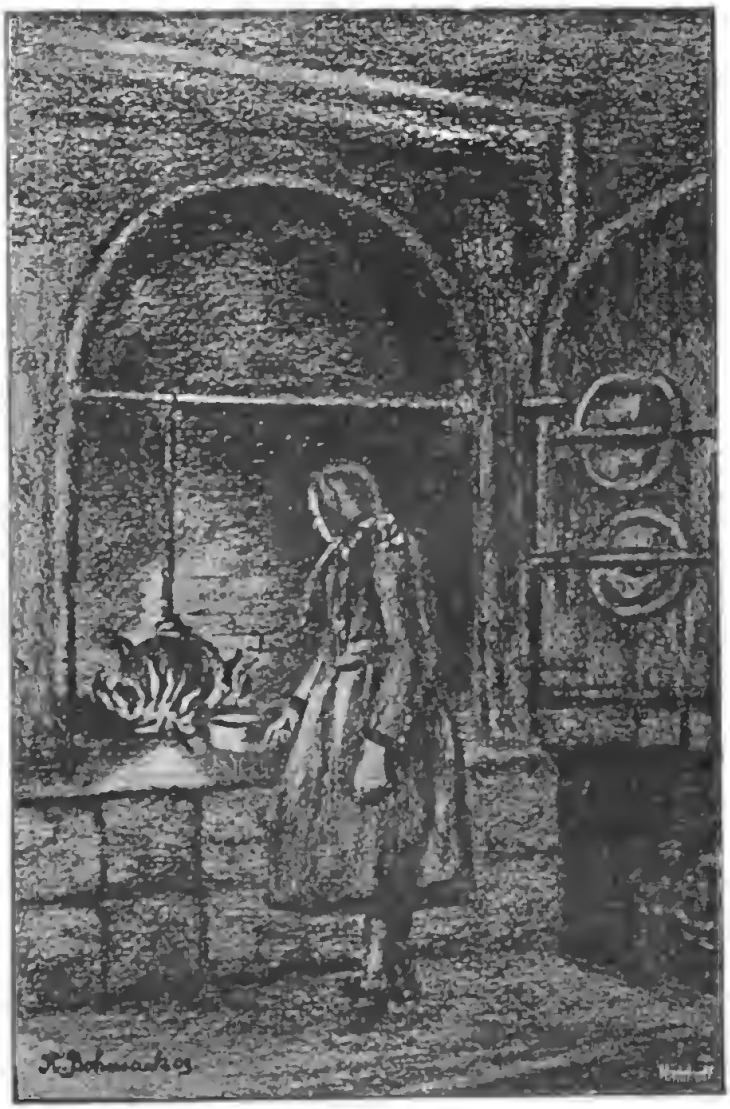
[2]) Himten oder Himpten = ehemaliges Kornmaß (in Schleswig-Holstein 34,78 l).

Vierländer bei der Arbeit.

zum Gevatterstehen heranzieht, andeuten, was man dem jetzt noch kleinen Kinde später einmal wünschen wird.

Der Täufling ist gekleidet in die Maugen, welche eingefaßt sind mit Seide und Gold. Das Tuch, auch „Lur" genannt, ist hergestellt aus „Rodor" und Seide. Gefüttert ist die „Lur" mit Beige. Unter Rodor versteht man den schönen, mit Gold durchwirkten Brusttuchstoff, der nur in wenigen Geschäften Hamburgs zu haben war. Käuflich war derselbe z. B. bei Matthias Bösch am Meßberg, bei Karl Rud. Krohn Nachf. in der Fischertwiete, bei Hinrich Müller Nachf. bei den Kajen und noch bei einigen anderen Kaufleuten. Mit dem Ausdruck Beige bezeichnet man das von den Vierländern verwandte Rückenfutter. Eingewickelt wurde das Kind in das große, bunte „Kasseldok," welches mit seidenen und goldenen Fransen verziert war. Die Mütze ist hier, weil es sich um die Taufe eines Jungen handelt, mit einem Knopf versehen. Bei der Taufe eines Mädchens ziert dieselbe eine bunte Tuchnessel. Das gesamte, eben erwähnte Taufzeug heißt „Kasseltüg." Aufbewahrt wird dasselbe bei der Pastorin. Nach der Taufe wird das Kind wieder in seine schöne, reich mit Intarsia geschmückte Wiege gelegt. Die Großeltern desselben und zwar die Eltern der jungen Mutter übersandten dieselbe gleich nach der Geburt des Kindes. Darum ist die Wiege auch mit den Namen der beiden Geber und der betreffenden Jahreszahl versehen. Der eigentliche Taufakt findet in der Regel in der Kirche statt.

Die Taufe ist soeben beendet, und wir begeben uns mit der Taufgesellschaft wieder hinaus aus dem Gotteshause. Da ertönen plötzlich über unserm Haupt vom nahen Glockenturm herab die Kirchenglocken. Dumpf und klagend verhallt ihr lauter Schall in der weiten, flachen Landschaft. Wir wissen wohl, was das zu bedeuten hat. Es ist der Grabgesang der Glocken. Ernst begleiten ihre Trauerschläge einen Wandrer auf dem letzten Wege. Ja, dort, wo vor wenigen Augenblicken einem kaum zum Leben erwachten, jungen Menschenkinde die ersten Segenswünsche mit auf den Lebensweg gegeben wurden, da wird nach einer kurzen Weile einem armen Verstorbenen ein letztes Abschiedswort gesprochen werden. Und der Pastor, er hat heute ganz besondere Ursache zu trösten. Ein strebsamer Familienvater, in den besten Jahren tatenreichen Lebens, wurde seiner sorgenden Gattin und seinen zum Teil noch ganz kleinen Kindern für immer durch eine heimtückische Krankheit entrissen. Vor wenigen Tagen starb der Arme. Da war der Großknecht von Haus zu Haus geritten, um allen die Trauerbotschaft zu überbringen. Er sagte: „Jk schall velmals gröten von de Fru so un so, un ehr Mann har Fierabend makt. Ji möch'n so got wesen un jüm recht flidig besöken in ehr Truer." Und die Leute, sie wußten immer schon vorher, was der Knecht zu melden hatte. Trug doch das Pferd, das er heute ritt, einen Sattel.



Vierländerin am Herd.

Als der Kranke gestorben, kamen die Nachbarfrauen, um den Toten einzukleiden. Auch eine ganz junge ist dabei. Ihr graut vor dieser unheimlichen Arbeit. Doch die älteren sprechen ihr Mut zu und sagen, daß sie nur die Stecknadeln beim Einstecken der Leiche hinzugeben brauche. Ganz ausschließen darf sie sich nicht von diesem Liebesdienste. Das würde gegen die Landessitte verstoßen. Das weiße, mit schwarzer Namensinschrift versehene Totenhemd, das seit der Hochzeit still in der Lade liegt, es wird heute ans

Digitized by Google

Tageslicht gezogen. Das große weiße Leichentuch wird auf den Tisch gelegt, der nackte Tote darauf, um dann von den Frauen eingekleidet zu werden. Über der Leiche, an dem einen Deckenbalken, wird in wagerechter Lage ein langer, dicker Stock befestigt. Dann hängt man ein zweites, weißes Leichenlaken so über diesen Stock, daß dasselbe nach beiden Seiten hin dachartig herabfällt und den auf dem Tische liegenden Toten ganz einhüllt. Auf diesem Tische lesen wir den frommen Spruch: „Siehe, ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn du, Herr, hilfst, daß ich sicher wohne."

Wenn die Tischler den Sarg bringen, wird der Leichnam auf die große Diele getragen. Auf einen dort bereit stehenden Tisch wird das eben erwähnte, weiße Laken mit der Inschrift gelegt. Darüber deckt man ein zweites Tuch von grüner Farbe und zwar so, daß der Spruch des unteren sichtbar bleibt. Dann wird der Sarg daraufgestellt und der Tote hineingelegt. Auf den geschlossenen Sarg stellt man einen Teller mit elf Zitronen und an jede Seite desselben einen Sargleuchter. Die elf Zitronen sind bestimmt für die acht Träger, den Pastor, den Organisten und den Tischler. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Leichen in jener Zeit bei weitem länger standen, als dies heutzutage geschehen darf. Da kam es natürlich nicht selten vor, daß dem Toten in den letzten Stunden ein übler Geruch entströmte. Um diesen zu mildern, auch wohl, um eine etwaige schädliche Einwirkung desselben auf diejenigen Personen, welche mit der Leiche in nähere Berührung kamen, zu verhüten, mag man vielleicht dazu gekommen sein, auf den Sarg den Teller mit den angenehm duftenden Zitronen zu stellen. Doch ist dies nicht mit völliger Sicherheit fest-

Vierländerin an der Trockenmaschine.

zustellen. Die acht Träger und der Tischler erhalten ihre kleine, eigenartige Liebesgabe schon im Trauerhause ausgehändigt. Die beiden andern nimmt die Bittfrau, die auch die übrigen Besorgungen verrichtet, mit nach dem Kirchhofe. Beim Friedhofseingange überreicht sie dem Pastor und dem Organisten die Zitronen mit der Bitte, doch der Leiche auch weiter folgen zu wollen. Nach dem Begräbnis werden noch eine Stunde lang die Glocken geläutet. Dann gehen die Glockenläuter in die Wohnung des Totengräbers, um dort zu zechen und zu schmausen. Die Bittfrau hat vorher bereits alles in einem weißen, mit schwarzer Inschrift versehenen Beutel dorthin besorgt.

Doch wenden wir jetzt wieder unsern Blick dem Trauerhause zu. Auf der Diele steht die Leiche. Rings herum sitzen die trauernden Männer und Frauen. Sie essen und trinken. Die Männer rauchen. So gestattet es die Sitte des Landes. Dann wird der Sarg auf einen der bekannten Stuhlwagen gesetzt. Über den Sarg deckt man das große, schwarze Leichenlaken mit dem in farbiger Seide gestickten Kreuze. Vierundzwanzig Kinder singen dem Verstorbenen ein Abschiedslied. Wenn die Kirche in der Nähe ist, gehen sie auch wohl hinauf auf die Orgel, um nachher noch ein zweites Lied zu singen. Vorn beim Sarge sitzen zwei schwarzgekleidete Frauengestalten, gänzlich vermummt durch das große, schwarze Trauertuch. Und dann folgen all die trauernden Männer und Frauen. Jene tragen hohe Zylinder und lange, schwarze Tuchröcke, welche mit Litzen eingefaßt sind. Die Frauen sind ebenfalls ganz schwarz gekleidet. Gestalt und Gesicht sind auch bei ihnen völlig verhüllt durch das schwarze Trauertuch. Von dem sonst so hell glitzernden silbernen und goldenen Schmuck der Vierländer erblicken wir heute garnichts. Selbst die Knöpfe sind schwarz überzogen. So bewegt sich der Zug langsam dem Kirchhofe zu. Dann begeben sich die Leidtragenden mit dem Sarge einmal in voller Runde von Osten nach Westen um die Kirche herum. Darauf wird der Verstorbene ins Gotteshaus getragen. Der Pastor hält jetzt seine ergreifende Leichenpredigt. Nachdem dann noch der von dem Organisten niedergeschriebene Lebenslauf des Verstorbenen durch den Geistlichen zur Verlesung gebracht ist, begeben sich die Leidtragenden mit dem Sarge wieder still hinaus aus dem Gotteshause. Und bald deckt der hohe, kalte Hügel den starren Leib des Toten.

Johann Rist aus Wedel.

Ein Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges zum 300jährigen Geburtstage des Dichters am 8. März 1907.

Von E. Bruhn in Koldenbüttel.

Während die Zeit von 1550 bis 1750 wie eine tiefe Kluft zwischen dem alten und dem neuen Deutschland liegt, jenseits deren die Reformation, diesseits deren die klassische Zeit des deutschen Geistes, in deren Mitte der Tiefpunkt deutschen Elends, die große „Sauf- und Freßperiode" des dreißigjährigen Krieges sich befindet, hat Hamburg, „die glücklichste Stadt Deutschlands während des dreißigjährigen Krieges" und „die natürliche Hauptstadt des weiten Niedersachsens" merkwürdigerweise reges geistiges Leben in geistig toter Zeit bewahrt.

Als Vertreter dieses Hamburger Geistes und beredter Zeuge über die traurigen Zeitläufte und -verhältnisse steht ein Mann vor uns, welchen Kaiser

Ferdinand III. zum Pfalzgrafen ernannte, mit kaiserlichem Lorbeer schmückte und welchen der Mecklenburgische Hof zum Geheimen Kirchenrat erhob: Johann Rist, geb. 8. März 1607, gest. 1667. Er war also ein Zeitgenosse Paul Gerhardts.

Das Wappen, das der Kaiser dem Dichter Rist zuwies, zeigte Mond und Sterne, Schwan und Lorbeerkranz.

Vor und nach ihm stand sein Geschlecht im Dienste des göttlichen Worts. Er selber war seit 1635 ununterbrochen Pastor zu Wedel und übte „als geistlicher Regent, weltlicher Vormund und leiblicher Arzt" eine gesegnete Tätigkeit. Der Nachwelt jedoch ist er besonders als Dichter von Kirchenliedern bekannt. Auch in Herders „Stimmen der Völker" befindet sich ein Lied von Rist, und Herder nennt ihn „einen zu sehr vergessenen Dichter."

Damals, als Rist geboren ward, war Ottensen noch ein Dorf und sein Vater Kaspar Rist († 1626) dort Dorfpastor. Seine Mutter hieß Margaretha, geb. Ringemuth († 1653). Die letzten Nachrichten über seine Familie reichen in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück und führen in die Reichsstadt Nördlingen. Aus einer Patrizierfamilie dieser Stadt stammte des Dichters Urgroßvater, Johann Rist. Des Dichters Vater, der Sohn des Patriziers Michael Rist in Nördlingen, kam als Dolmetscher mit einem griechischen Herrn nach Hamburg und ward in die Pfarre zu Ottensen befördert. Er wird vom eigenen Sohne als besonderer Pflanzen- und Gartenfreund geschildert. Noch bis auf die Gegenwart sind die vielfachen Beziehungen der Ristschen Familie zu angesehenen Hamburger Kreisen vererbt geblieben.

Unser Dichter besaß acht Geschwister. Diese sind Kaspar Rist, der Pastor in Lappland wurde und auch eine Lappländerin heiratete, der dänische Kapitän-Leutnant zur See Nikolaus Rist, der dänische Amtmann Lorenz Rist, der Pastor zu Saltam in Norwegen Kanut Rist, die Gattin des Propsten Buchholz Katharina Rist, Elisabeth Rist, verheiratet mit einem Herrn v. Bente, die Gattin des Organisten Pape in Altona, Gesa Rist, und die des Pastors Arnold Schepler in Ottensen, später in Altona.

Seine erste Schulbildung empfing Johann Rist in Hamburg unter Rektor Sperling, Schuster, Starcke, weitergebildet ward er in Bremen unter Martini. Alle seine Lehrer vertraten die mildere Glaubensrichtung und bildeten ihn zu einem Mann des Friedens aus. In Bremen begann Johann Rist sein akademisches Studium, setzte es aber in Rintelen zu Füßen des Liederdichters Josua Stegmann († 1632) fort.

Die Theologie bildete zunächst sein Hauptstudium. Bald jedoch betrieb er in Rintelen daneben Jurisprudenz, später in Rostock sogar Medizin, Botanik, Grammatik, Rhetorik, Logik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Geschichte, Poesie, Ethik, Physik, Geographie. Merkwürdig mutet den Leser die ungeordnete Aufzählung dieser Wissenszweige an. Ein solch vielseitiges, aber auch ungeordnetes Studium gehörte zur Gewohnheit seiner Zeitgenossen.

Damals, als Rist von Rintelen nach Rostock zog, war diese Universität durch unbefangene Forschung und durch das praktische Christentum seiner Lehrer weitberühmt. Der berühmteste unter ihnen war Chytraeus, noch ein Schüler Melanchthons. Dessen Wahlspruch lautete: „Das Studium der Theologie ist mehr durch Übungen wahrer Frömmigkeit als durch Lehrstreitigkeiten zu betreiben." Darnach bestimmte er den Geist, der in Rostock auf der Universität herrschte.

Von Rostock ging Rist nach Leyden und Utrecht, wo merkwürdigerweise gerade die bedeutendsten lutherischen Lehrer wirkten und zwar im Sinne theologischer Duldsamkeit. Er beschloß sein Studium in Leipzig und kehrte zur

ausschließlichen Beschäftigung mit der Theologie zurück. Inzwischen hatte er seine Studienzeit durch die Tätigkeit als Hofmeister in einer reichen Hamburger Familie, deren Sohn er für die Universität vorzubereiten hatte und dorthin begleitete, unterbrochen. Wenn alle Andeutungen stimmen, ist er auch höchst wahrscheinlich eine Zeitlang Hauslehrer beim Landschreiber Sager in Heide in Norderdithmarschen gewesen.

Zu den unvergeßlichsten Eindrücken in der Jugend rechnete er die Spaziergänge, die er mit seinem Vater machte. Dieser ging nie ins Feld, ohne seinen Sohn mitzunehmen, damit er Blumen kennen, sammeln und in Herbarien ordnen lerne.

Eine Zeitlang litt Johann Rist schwere innere Anfechtungen wegen der Frage über die Gnadenwahl. Damals hielt er sich für ein Eigentum des Satans und bekam zuweilen solche Angstanfälle, daß sein Vater ihn nicht selten halbtot in die Studierstube hinauftrug und dann weinend mit ihm den 91. Psalm betete.

Im Alter von 21 Jahren trat Johann Rist unter den Leiden der Pest dem Tode nahe, genas aber wunderbarerweise.

Endlich im 28. Lebensjahre ward er Pastor in Wedel, wo damals eine vielbenutzte Überfahrt aus Holstein über die Elbe nach denwestdeutschen Ländern den Verkehr vermittelte. Wedel selbst war ein bedeutender Viehmarkt. (Vgl. Danckwerths Landesbeschreibung S. 279.)

In dieser sonst stillen Landpfarre blieb Rist vorzugsweise wegen Hamburgs Nähe sein Leben lang und fand nebeu mancher Gelegenheit zu geistiger Anregung ungestörte Muße für seine reiche und fruchtbare Dichtkunst. Dieses stille Pfarrhausleben zu vertauschen konnte er nicht übers Herz bringen, mochten auch noch so glänzende Aussichten sich ihm darbieten. Als bedeutendes Mitglied der damaligen Schriftstellerwelt erfuhr er Gnadenbezeugungen und Auszeichnungen vornehmer Beschützer der Wissenschaften und regierender Fürsten, wie eingangs bereits bemerkt wurde.

In dieses Pfarrhaus führte Johann Rist als Gattin Elisabeth Stapel ein. Sie schenkte ihm fünf Kinder: Johann Ernst Rist, den späteren schwedischen Amtmann zu Bremervörde, Johann Kaspar Rist, seinen späteren Amtsnachfolger, dessen Söhne wiederum Pastoren zu Wedel und Haseldorf wurden, Anna Margaretha Rist, die Gattin des Arztes Dr. Petri in Glückstadt, während zwei Söhne, ehe sie in ein Amt kamen, früh verstarben. Nach dem Tode dieser seiner ersten Gattin (1662) verheiratete sich Johann Rist im Jahre 1664 mit der Witwe Philipp Hagedorns, die ihn, als er 1667 (31. August) an einem hitzigen Fieber verstarb, überlebte.

Soweit sein äußerer Lebensgang.

Die Bedeutung, welche Johann Rist sich in der Dichtkunst unter seinen Zeitgenossen errang, wird durch die Namen, die man dem Begründer des „Elbschwanordens" und dem Mitgliede der „Fruchtbringenden Gesellschaft" beilegte, hinreichend gekennzeichnet. Man titulierte ihn als „Nordischen Apoll" oder als „Fürsten der Poeten," als „Gott des deutschen Parnasses, als „zweiten Opitz" oder endlich als „Großen Cimberschwan."

Aber diese Bedeutung, welche Rist für seine Zeit hatte, läßt sich nur ermessen an den Bestrebungen seiner Zeitgenossen für die Ehre der deutschen Muttersprache, in deren Mittelpunkte der Bunzlauer Martin Opitz (1597 bis 1639) stand.

Nach Gervinus bedeutete „Poet und Gratulant, Bänkelsänger und Bettler" gleichviel. So niedrig stand damals der Wert deutscher Dichtkunst; beispiels-

weise mußten in einer großen Stadt Hochzeit- und Leichengedichte polizeilich verboten werden.

Die deutsche Sprache war durch Floskeln aus allerlei Sprachen, namentlich aus der herrschenden französischen, zu einem Kauderwelsch verderbt. Deutsche Rechtschreibung unterlag durchaus der Willkür jedes Einzelnen, so daß jede Sicherheit verloren ging.

Am deutschen Kaiserhofe, besonders als die burgundische Herrschaft mit ihrem Glanze hinzutrat, hatte bisher die französische Sprache die Muttersprache gänzlich verdrängt, während die deutschen Reichsfürsten sich am liebsten des alten Lateins bedienten. Nicht einmal Luther hatte dieses undeutsche Wesen verdrängen können, soviel Verdienste er sich auch erwarb, die deutsche Muttersprache zu Ehren zu bringen. Frankreich hatte bekanntlich dem Protestantismus im schmalkaldischen Kriege geholfen; dieser Umstand förderte neben Calvins Einfluß das französische Sprachunwesen in Deutschland. Außerdem trieb der Theologenstreit in Deutschland manchen Deutschen von den Universitäten seines Vaterlandes auf die französischen, und an der deutschen Hochschule zu Straßburg lehrten französische Protestanten. An den Hof Anhalts, der ursprünglich doch echt deutschlutherisch war, führte Christian I. seit seiner Heirat mit Anna von Bentheim französische Bildung, ja französisches Bekenntnis. Und die Prinzen des Anhaltinischen Hauses wurden seit Johann Georg I. auf französischen Bildungsanstalten erzogen und unterrichtet. In Heidelberg sprachen die Gebildeten ausnahmslos französisch, während man in Sachsen noch kein Französch kannte. Alle katholischen Fürstenhöfe in Deutschland dagegen, welche sich vom Französischen abwandten, neigten sich nicht etwa der Muttersprache zu, sondern huldigten dem Lateinischen und Spanischen. Infolgedessen brachte der Oberdeutsche, wenn er Schriftdeutsch redeu wollte, ein Gemengsel von lateinischen, italienischen, spanischen, französischen Brocken zusammen, unter welches sich wohl auch einige deutsche Mutterlaute verirrten.

Da schuf das Gefühl fürs deutsche Vaterland die deutschen Sprachgesellschaften.

Die Schwester Ludwigs von Köthen, die Herzogin Dorothea Maria von Sachsen, ward im Juli 1617 in Weimar zu Grabe getragen, als im Kreise der Leidtragenden auf Schloß Hornstein sich das Gespräch auf die trauernde deutsche Muttersprache lenkte. Im Verlaufe desselben regte der Hofmarschall Kaspar von Teutleben den Gedanken an, eine Gesellschaft zu begründen, in der alle Mitglieder „gut rein deutsch zu reden wie zu schreiben sich befleißigen und tun, was der Muttersprache diene."

Diese Gesellschaft nannte sich die „fruchtbringende" und wählte als Symbol den „indianischen Palmbaum" (Kokuspalme) und zum Wahlspruch „Alles zu Nutzen."

Jeder gebildete Deutsche solle „Einnahme" finden können. Jedes Mitglied aber erhielt einen Vereinsnamen. Die Zahl solcher Mitglieder wuchs im Verlaufe von 6 Jahren auf 80 an. Das Oberhaupt ward Ludwig von Köthen und erhielt den Namen „Der Nährende." Herzog Friedrich III. aus dem Schleswig-Holsteinischen Fürstenhause hieß „Der Hochgeachtete," Kaspar von Teutleben „Der Mehlreiche," Tobias Hübner in Dessau „Der Nutzbare," Martin Opitz aus Bunzlau „Der Gekrönte," Wilhelm von Lohausen „Der Feste," Dietrich von der Werder „Der Vielgekrönte," Gustav von Hille „Der Unverdrossene," Schottelius „Der Suchende," ein anderer „Der Friedfertige," „Der Zwingende mit der Mohruute," „Der Herbe mit Pfefferkraut," „Der Genossene je länger je lieber mit deu Kraute Musa." Der Große Kurfürst

war auch Mitglied und ward „Der Untadelige, kräftiger Tugend mit Mirobolanen (Mirabellen)“ genannt. Johann Valentin Andrä ward „Der Mürbe,“ Friedrich von Logau „Der Verkleinernde,“ Philipp von Zesen „Der Wohlsetzende,“ Wilhelm von Sachsen-Weimar „Der Schmackhafte,“ Georg Neumark „Der Sprossende,“ Herzog August von Sachsen „Der Wohlgeratene,“ Johann Rist „Der Rüstige,“ Herzog Rudolf August von Braunschweig „Der Nachsinnende“ genannt. Wir sind etwas ausführlicher geworden, um den Eindruck lächerlicher Spielerei bei dieser Namengebung wirken zu lassen. Jedem wird der Gedanke kommen: Wie haben die Mitglieder nur durch diesen Wust von Charakternamen sich durchfinden können. Sie selbst aber nahmen es damit peinlich ernst.

Diese erste Sprachgesellschaft fand bald Nachahmer. Es bildete sich zu Straßburg „die aufrichtige Tannengesellschaft,“ zu Nürnberg traten die „Pegnitzschäfer“ auf. Harsdörffer stiftete den „Blumenorden“ und Rist zu Wedel an der Elbe den „Elbschwanorden.“

Wieviel Spielerei in diesen Gesellschaften zur Reinigung der deutschen Sprache üblich war, geht daraus hervor, daß die Mitglieder mit Vorliebe aus den Namen derer, welche in Gedichten gefeiert werden sollten, durch Versetzung der Buchstaben allerlei kurzweilige Namen schufen.

Rist unterzeichnete eine Zueignungsschrift mit den Worten: „Geschrieben in der Schäfferey (= Pastorat) zu Dewel (= Wedel) am edlen Lebe (= Elbe) Strom am Tage aller Seelen“ 1641.

Auch sonst wurde mit Namen Gedankenspiel getrieben. Der Rektor der Bordesholmer Gelehrtenschule, welche 1665 in eine Universität umgewandelt und nach Kiel verlegt wurde, namens Paul Sperling, wurde in einem Hochzeitsliede begrüßt, in welchem es unter anderem heißt:

„— — —. Ich wünsche, daß ihr so viel lieber Kinder sehet,
Als manches Sperlingsnest hier in mein Strohdach gehet.“

Den Namen „Der Rüstige“ hat Johann Rist voll und ganz verdient. Achtzehn Sammlungen weltlicher Dichtungen hinterließ er als Ergebnis seines Lebens. Sie folgen hier nach den Jahren, als sie erschienen: Deutsche Muse 1643, Poetischer Lustgarten 1637, Philosophischer Phönix 1638, Lob- Trauer- und Klaglied auf Opitz' Tod 1640, Kriegs- und Friedensspiegel 1640, Rettung der Edlen deutschen Hauptsprache 1642, Daphnis' Galathea 1642, Daphnis' Florabella 1656, Johann Risten Lobrede 1643, Holsteins Klaglied 1644, Friedensposaune 1646, Pontischer Schauplatz 1646, Lobrede an Kaiser Ferdinand III. 1647, Das Friedewünschende Deutschland 1647, das Friedejauchzende Deutschland 1653, Holstein, vergiß es ja nicht! 1648, Deutscher Parnaß 1657, Recreationsjahr 1663—1667.

Die geistlichen Lieder — 658 an Zahl — zerfallen in 50 himmlische Lieder 1641, 50 neue himmlische Lieder 1651, 58 Lieder der Sabbathischen Seelenlust 1651, 70 Lieder: Alltägliche Hausmusik 1654, 52 Lieder: Musikalische Festandachten 1655, 50 Lieder: Musikalische Katechismusandachten 1656, 24 Lieder: Seelengespräche 1658, 70 Lieder: Musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dank-Schule 1659, 164 Lieder: Musikalisches Seelengespräch 1660/62, 46 Lieder: Passionsandachten 1664.

Die geistlichen Lieder sind nicht lauter „dürre und platte Reimereien.“ Wir nennen die kraftvollsten im schleswig-holsteinischen Gesangbuche: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen“ — „O Ewigkeit, o Donnerwort“ — „Ermuntre dich, mein schwacher Geist“ — „Werde licht, du Stadt der Heiden“ — „O Traurigkeit, o Herzeleid“ — „O Jesu, meine Wonne“ — „Man lobt dich in der Stille“ — „Auf, auf, ihr Reichsgenossen.“ Auch viele seiner weltlichen

Lieder zeigen edle Empfindung. Zu bedauern bleibt es nur, daß sein Talent infolge der Vielschreiberei und -dichterei seicht und flach ward.

Rist's Werke erwecken jedoch deshalb Interesse, weil sie eine Fundgrube für allerlei Kenntnisse über Persönlichkeiten und Zustände unserer engeren und weiteren Heimat zur damaligen Zeit vermitteln. Teils hat er diesen Persönlichkeiten seine Veröffentlichungen gewidmet, teils sie besungen, teils sind sie Verfasser einzelner Dichtungen. Nach ihnen zu rechnen, müssen die Beziehungen des Dichters sehr vielseitig und muß sein Ruhm weit gedrungen sein.

Wir nennen die bekanntesten Persönlichkeiten, denen er nahetrat: Johann Vietsen, Landvogt in Dithmarschen, der Großvater des Geschichtsschreibers Anton Vietsen, Landschreiber Heinrich Sager in Heide, dessen zwei Söhne im Pfarrhause zu Wedel Aufnahme fanden, Pastor Zacharias Lund aus Nübel, Rektor Paul Sperling zu Bordesholm, Konrektor Christopher Becker aus Husum, der später Pastor in Tellingstedt, Hauptpastor an St. Nikolai in Hamburg und Rektor zu Kloster Bergen bei Magdeburg wurde, Statthalter Christian Rantzau auf Breitenburg, Herzogin Sophie Amalie, Magister Friese in Neuenkirchen, Pastor Dreier in Colmar, Propst Buchholtz in Braunschweig, Oberamtmann Stapel in Pinneberg, Joachim Rochel in Lunden, Kanzler Christoph von der Lippe in Hadersleben, Pastor Tobias Fabricius in Nienstedten, Rat Georg Reiche in Glückstadt, Student der Theologie Christiani in Meldorf, der Gottorfsche Hofmathematiker Olearius, der Kantor in Kiel Michael Jacobi, der spätere Generalsuperintendent für Holstein Johann Hudemann, damals noch Pastor in Krempe, Propst Jebsen in Rendsburg, der erste Gesangbuchverbesserer Chr. v. Stöcken, zuerst Pastor in Trittau, dann Propst in Rendsburg und zuletzt Generalsuperintendent, Propst Rotlöben in Pinneberg und später in Hadersleben, Generalsuperintendent Stephan Klotz in Flensburg, Pastor Hohenholtz in Neumünster und Pastor David Köpke in Oldesloe.

Wertvoller erscheinen die Streiflichter, welche aus den Ristschen Veröffentlichungen auf damalige Anschauungen, Sitten und Zustände fallen. Der dreißigjährige Krieg ergoß seine Fluten auch über unsere Herzogtümer, und was noch aus jenem gerettet zu sein schien, zerrüttete der Krieg Karls X. von Schweden gegen Dänemark.

Die Fürsten entbehrten der Bildung und der Männer, welche ihnen die Wahrheit sagten, waren vielmehr von gottlosen, eigennützigen und lasterhaften Räten und Dienern umgeben. Ein guter Christ und ein verständiger Hof- und Weltmann zugleich zu sein, war unmöglich. Richter, Amtleute und Vögte handelten gewissenlos gegen das Volk. Sabbatschänder, Säufer, Wucherer, Unzüchtige gab es unter ihnen genug. Wer nur gute Freunde bei Hofe hatte oder ein gut Stück Geld daran spendieren konnte oder zu „fuchsschwänzen und zu saufen verstand, mochte er nun Stallknecht oder Stiefelputzer sein und zum Amte ebenso geschickt wie der Esel zum Lauteschlagen," wurde zu Ämtern befördert. Infolgedessen stand auch der Bürger- und Bauernstand auf tiefer Stufe.

Unter den Geistlichen befanden sich viele schändliche Geizhälse und eigennützige Mammonsdiener, sogar solche, die fluchen, Gott lästern, saufen und raufen.[1]) Die Geistlichen halten es mit jedermann freundlich, liegen in allen Gelagen mit unten und oben und wissen sich in allen Dingen nach der Leute Art und Weise fein zu richten. Solche, mit denen man recht vertraulich und ohne Ärgernis umgehen konnte, waren selten. Unter ihrer hundert war schwerlich

[1]) Hierin finden die derben Volksausdrücke über Kirche und Geistliche (vgl. „Heimat" 1907, Heft 1, Seite 23 ff.) Erklärung.

ein einziger zu finden, der von der Erkenntnis Gottes und den Erfahrungen des Christentums etwas gewußt hätte. Viele redeten, wenn sie zu einer Gesellschaft kamen, nichts anderes als von ihrem Ackerbau, wieviel Wagen oder Stücke Land sie bei ihren Diensten hätten, wie hoch sich ihre Saat erstreckte, wieviel sie von ihrem Wiesenwuchs in die Scheuern bringen könnten, was für eine feine Viehzucht sie hätten, wieviel Butter ihre Weiber jährlich machten. Es werden wohl viele hocherfahrene, gelehrte, gewissenhafte unter ihnen zu finden gewesen sein, aber noch mehr „Haderkatzen," „Tadelgerne." Die meiste und heftigste Verfolgung hat Rist unverschuldeterweise von Geistlichen erleiden müssen. So stellt Rist die Verhältnisse dar.

Im „Friedejauchzenden Deutschland," einem Schauspiele Rist's, läßt er „Wühterich," einen wilden Mann vor sich her einen Geistlichen, einen vornehmen Weltmann und einen Ackerbürger an einer großen Kette zusammengeschlossen vor sich hertreiben. Die so Gefesselten klagen:

Müssen denn die Gotteshäuser
Samt den Schulen ledig stehn?
Muß ein Priester, muß ein Greiser
Für den Türen bettlen gehn?
Muß der wilde Mars denn prangen
Mit der Kirchen Hab und Schatz?
— — — — — — — — — — —
Ach, wie werden unsere Fürsten
Durch den Krieg herunterbracht!
Solt uns nicht nach Friede dürsten,
Weil der Krieg uns arm gemacht?
— — — — — — — — — — —
Aller Handel ist zu Lande,
Auch zur See schier abgetan,
Trügen, Lügen, Spott und Schande
Herschen itzt auf unserm Plan,
— — — — — — — — — — —

Schon Rist erhebt Klage über die übermäßig großen Landgemeinden von 20 und mehr, ja, 50 zerstreut liegenden Ortschaften.

Selten, bedauert Rist, wirken weltliche Obrigkeit, Verwaltungsbeamte und Richter mit den Geistlichen einmütig zusammen.

Verleumdungen und Angebereien sind im schwange. Mancher vornehme, kluge und verständige Mann muß sich von solchen Richtern verdammen lassen, die nichts anderes gelernt haben als die armen Bauern schinden, rips raps in ihren Beutel spielen, Stolz und Hoffahrt treiben, alle Tage ein paar Räusche saufen und alsdann sich in allen Schanden und Lastern wälzen."

Mißtrauen regiert daher das Volk. Die Sprache des täglichen Lebens strotzt von den unflätigsten Ausdrücken und Redewendungen. „Krieg hen, Krieg her," sagt der Bauer, „wenn wy in unse Krögers, Peter Langwammes, synen Huse man frist wat to supen hebbet, so mag yd gahn als yd geit; een Skelm, de dar nich alle Dage lustig unde goder Dinge mit ys."

Die Wahrheit läßt Rist auftreten als ein armes, unansehnliches, schlechtgekleidetes Weib. Man wolle sie selbst in den Gotteshäusern kaum mehr leiden; an den Höfen hetze man sie mit den Hunden fort; in den Rathäusern empfange man sie so freundlich wie der Bauer einen Dieb im Kohlgarten; kein Stand wolle etwas von ihr wissen, am wenigsten die Kriegsleute.

„Wer die Laute der Wahrheit schlägt und ein recht klingendes Stück darauf spielet, dem sol man das Saitenspiel auf dem Kopfe zertrümmern. Packe dich, Wahrheit!"

Nebenbei fällt die Unsicherheit der Rechtschreibung in Rist's Werken auf. Bald schreibt er „hinfort," bald „hinfohrt," bald „Vestung," bald „Festung," bald „Sprache," bald „Spraache," bald „Grafen," bald „Graffen."

Die zarte Sprache der Liebe wird zur rohen, widerlichen Unterhaltung.

Wie bekannt ist, daß die schwedischen Heere strenge Mannszucht hielten, so urteilt Rist: „Ich bin der Meynung, daß viele Soldaten gefunden werden, die mehr Predigten und Betstunden beygewohnet als mancher Edelmann oder

Beamter auf dem Lande, mancher Bürger in den Stätten, mancher Bauer in seinem Kirchdorffe getan haben."

So unsicher waren die Verhältnisse im Volke, daß Rist selbst den letzten Rest seiner Güter, den die früheren Kriege übrig gelassen hatten, verlor, daß „auch nicht eine Hühnerfeder übrig geblieben sei," und er sich mancher Handschriften beraubt sah.

Geistige Arbeit, Kunst und Dichtung wurden so niedrig bewertet, daß Rist seufzt:

Verschmähte Poesie! Das Betteln auf den Gassen
Ist nicht so gar gemein wie: Verse drucken lassen!

Er selber freilich hat es verstanden, sich zu einem berühmten Manne zu machen. Er war ein praktischer Mann und Gegner aller toten Zunftgelehrsamkeit, alles Glaubenshaders.

Mit seiner Predigttätigkeit verband er eine ausgedehnte ärztliche Fürsorge und heilte viele Leute. Zugleich zeigte er hohe Liebe zur Kunst. Allem Spott zum Trotz ging Rist, so oft er freie Zeit hatte, ins Hamburger Gymnasium und setzte sich auf die Schulbank.

Von Kind auf lebte und webte Rist in der Natur. Früh morgens um vier Uhr im Mai begegnete man ihm schon in seinem Garten, wo er erbauliche Lieder sang. Alle gewonnenen Natureindrücke sammelte er zu eigenen Psalmen.

Die Lebensweise in seinem Hause war einfach. Rist pflegte gerne schlichte Gastfreundschaft, wobei dann ein frischer Trunk Hamburger Bier oder Braunschweiger Mumme, auch wohl ein Gläschen spanischen Weines geschänkt ward. Dann saß Rist inmitten seiner Gäste und trug nach seinem alten Brauch „etliche wohlriechende Hyazinthen auf dem Busen oder in die Knaufflöcher seines Rockes gesteckt."

Bei seiner hohen Bildung und seinen fürstlichen Ehren hielt er sich von „steiflederner Parademacherei," von „einem ängstlichen Nimbus priesterlicher Würde" frei, „war für jedermann zugänglich und jedem Bedrängten ein freundlicher Berater und Helfer."

In seiner „Apothek" reichte „Rüstig" „zum allererstenWillkommen einen sehr köstlichen Aquavit, der von den allerkräftigsten Haupt-, Hertz- und Magenstärkenden Sachen, mit Ambra und Musco (Muskat) war zubereitet und gantz Himmel- oder Saffierblau gefärbet, über welcher schönen Tinctur und angenehmen Farbe sie sich zum höchsten belustigten."

„In der Kammer hatte Rist seine „Destilliröfen." In seiner „großen Studierstube steht seine Bücherey"; da finden sich „ein großer Hause mathematischer Instrumente, Meßketten, Quadranten, Transporteurs, ferner optische (Instrumente) als ein großer Tubus, so auf den Mond gerichtet, ferner kleine Fernschauer usw. Da sind auch Brennspiegel von bedeutender Größe und Stärke. Da finden sich auch etliche große irdene Töpfe, gefüllt mit Asche und Knochen; Rist erklärt ausführlich den Gästen die Herkunft dieser Aschenurnen aus heidnischer Vorzeit. Erst vor kurzem haben einige Knechte ihm eine der größten Urnen gebracht, die sie beim Steingraben aus einem der mancherlei „Riesenbetten" in der Nähe Wedels gefunden hatten. Mehrere sehr schöne Urnen, unter anderen eine von herrlichem schwarzen Marmor mit roten Adern, haben ihm die böshafften Troßbuben auff tausend Stücke zerschlagen."

In seinem „kleinen Studierstüblein" liegt Rist „den ganzen Tag seinem Studieren, beten, lesen, nachsinnen und Bücherschreiben" ob. Dort finden sich „Münzen und Medaillen, Prismen, künstliche Spiegel, eine wunderschöne Kugel

von Bergkrystall für optische Belustigungen, Brillen aller Art, Gläser für eine Camera obscura, Erze, Steine, Magneten, Perlen, Korallen, Perlmutter, Köpfe und Klauen von Adlern, Schildkröten, sogar einzelne Teile vom Einhorn." Dort sind „Kunstwerke der Malerei und Schnitzerei. Die Schnitzereien bestehen aus Papier, Bernstein, Schildpatt und Edelstein, mancherlei ist Neues aus fremden Erdteilen."

In einem bedeckten Gange im Garten wird mit den Gästen die „Festmahlzeit" eingenommen. Dabei sind die Speisen mit schönen Blumen, verschiedenfarbigen Rosen, geziert. Die Gäste nehmen das Handwasser und verrichten das Tischgebet. Dann setzt Rist jedem einen Rosenkranz auf und spricht: „Gedenke, daß du eine Blume bist!" Der Organist spielt in der nahegelegenen Kirche, und durch die geöffnete Kirchtür erklingt Rist's andächtiges Lied in den Kreis der Gäste.

Hinter dem Wedeler Pastoratgarten lag ein kleines Gehölz „Der Wyde." Hinter diesem befand sich ein großer runder Platz „Der Riesenkampf" (Kampf = Kamp = umhegter Acker). Mitten auf diesem Platze lag ein Opferstein, an welchem Rist mit hohen Gästen manche Abendmahlzeit abhielt. Die schönen Eichen, die diesen Platz umhegten, wurden zu seinem schmerzlichen Bedauern später nach Holland verkauft, die Steine versenkt und der Acker eingeebnet.

Auf die eben geschilderte Weise verrieten schon Wohnung und Lebensweise den Natur- und Kunstfreund, Gelehrten und Dichter. Von früher Jugend an hatte Rist eine große Neigung und großes Geschick zum Zeichnen und Malen gezeigt, oft mehr, als seinem Lehrer lieb gewesen sein mochte; denn vermutlich, weil er zur unrechten Zeit dieser Liebhaberei nachhing, zog er sich nicht selten vom Vater und vom Lehrer Strafe zu.

Einst benutzte Rist als Knabe einen Versteck im Garten, um seinen eigenen Vater in Umrissen auf einem Folioblatt abzukonterfeien. Den Pfarrornat entlehnte er für diese Zeichnung der Postille des Hofpredigers Martinus Mirus.

Um solchem unwiderstehlichen Drange nicht mehr hinderlich zu sein, wurde dem Buben eine regelmäßige Zeichen- und Malstunde verstattet. Und dieser Neigung blieb Rist zeitlebens treu. Er hatte es auch erfahren, daß Dicht- und Malkunst so innig mit einander verknüpft seien, daß er die Malerei ein „stillschweigendes Gedicht" und die Dichtung ein „redendes Gemälde" zu nennen liebte. Zu erwähnen bleibt noch, daß Rist ein bedeutender Kenner und Liebhaber evangelischer Kirchenmusik war.

Als Kaiserlicher Pfalz- und Hofgraf hatte Rist die Vollmacht, „erliche und düchtige" Personen zu Doktoren, Magistern, gekrönten Poeten zu ernennen.

Aus gedörrten giftigen Schlangen bereitete Rist ein wirksames Gegengift. Er erzählt, daß er drei Kinder, welche von einer tollen Katze gebissen waren, dadurch gerettet, ein andermal eine Jungfrau, einmal sogar fünfzig Personen gegen Ansteckung geschützt habe.

Trotz aller dieser Nebenbeschäftigungen legte Rist den Hauptwert auf seine Predigt. Eine Probe seiner Predigtweise gibt er selbst. Er führt uns am Neujahrstage in seine Kirche. Das Lied „Herr Gott, dich loben wir" eröffnet den Gottesdienst. Ihm folgen mehrere Lieder mit Orgel- und Instrumentalbegleitung. Dann besteigt Rist die Kanzel und wünscht allen Zuhörern auf grund von Jak. 1, v. 17 ein glückseliges, fröhliches, friedliches, gesundes und segensreiches Jahr, preist die Seligkeit des Jesusnamens und beschenkt zum Schlusse seine „hertzlieben Zuhörer, einen jeglichen nach seinem Stande mit einem besonderen schönen Blümlein, — welchermaßen sie ihr Leben und Wandel mit rühmlichen Tugenden solten zieren wie die Blumen mit ihrer schönen Gestalt, edlen Geruch — herlich prangen."

Dieses Blümeln führt später freilich in einen ansteckenden Sumpf von Geschmacklosigkeiten. Als Rist beispielsweise soeben von der Pest genesen in Ottensen eine Nachmittagspredigt am Christfeste halten wollte, nahm er eine Provinzrose mit auf die Kanzel. Oder am Weihnachtsfeste 1666 ließ er den Altar seiner Kirche mit Pomeranzen, Citronen, Myrten, Rosmarin und anderen Topfgewächsen ausschmücken.

Bei aller Milde in Glaubenssachen übte Rist strenge Kirchenzucht. Die hergebrachten Mißbräuche der Fastenzeit, denen er die Ungewitter des Jahres 1648 zuschrieb, schaffte er nachsichtslos in seiner Gemeinde ab. Deswegen zog er sich viele Anfeindungen und Verleumdungen zu.

Totgesagt ward er schon „unzählige Mal" vor seinem Tode. Die einen sagten, er hätte in tiefer Schwermut gewaltsam sein Leben geendet; von Vergiftung war die Rede gewesen, dann auch gesagt worden, er sei im festen Schlaf mit einem Halstuche „auf gut Türkisch stranguliert" worden, endlich, er sei auf seinem Parnaß sitzend und in Studien vertieft meuchlings erschossen worden. Die Wahrheit ist, daß Rist, welcher bisher jahrelang in beständiger Gesundheit gelebt hatte, vom sechzigsten Lebensjahre an von verschiedenen Krankheiten, Gelbsucht, Skorbut, hitzigem Fieber, Lähmung, Wassersucht heimgesucht wurde. Ahnungsvoll bereitete er sich aufs Sterben und hatte nur noch den einen Wunsch: daß die ihm im Leben erwiesene Gunst der Freunde auch auf seine Kinder übertragen würde.

Während Rist so dem Tode entgegenging, tranken sich die Freunde in seinem gastlichen Hause mit ihren bereits verblassenden Rosenkränzen auf dem Haupte zu und sprachen: „Sei gegrüßet, du verwelkende Rose!" Dann bat Rist seine Genossen, noch ein Sterbelied mit ihm zu singen. Schließlich dichtete er das Rosenlied, welches hier in der ihm eigenen Schreibweise wiedergegeben sei:

Ach der gar zu kurtzen Frist,
Die der Rosen eigen ist!
Heute prangt sie trefflich schön,
Morgen muß sie schnell vergehn;
Mensch, wo bleibt doch deine Kunst,
Ehr' und Reichtum, Glück und Gunst?
Alles wird nur Asch' und Dunst!
Ach, der Mensch ist schwach und weich,
Nur den zarten Rosen gleich,
Der auch wie das Wiesen-Gras
Wird in einer Stunde blaß;
So gar plötzlich und geschwind
Eilt ins Grab ein Menschen-Kind.
Unser Leben ist nur Wind!
Weil du denn, mein lieber Christ,
Ein so zartes Röslein bist,
Ey, was bist du dann bedacht,
Dich zu quälen Tag und Nacht
Umb das eitle Gut und Geld?
Ach! umbsonst in dieser Welt
Ist dir schon dein Theil bestellt.
Geht die Rose gleich dahin,
Ist es doch nur ihr Gewinn,
Schöner wächst sie dann auffs neu,
Wenn der Frühling kompt herbey;
So der Mensch, das edle Thier,
Wird mit großer Pracht und Zier
Kommen auß dem Grab herfür.
Mein Herr Jesu, laß mich seyn
Solch ein edles Röselein,
Das der Lieb und Glaubens voll
Blüh' und rieche trefflich wol,
Daß auch künfftig Englisch-schön
Mög' im Paradiese stehn,
Ewig, ewig dich zu sehn! —

Wenige Wochen nachher starb Johann Rist.

Pflanzen- und Tierleben im Knick.

Von **Alb. Christiansen** in Kiel.

II.

Wo ein so reiches, vielseitiges Pflanzenleben sich entwickelt hat wie in unseren Knicks, da haben auch zahlreiche Vertreter der heimatlichen Tierwelt sich eingefunden, so daß man behaupten darf, der größte Teil des Tierlebens unserer Felder konzentriere sich auf die Knicke.

Manche Tiere haben im Knick ihren ständigen Aufenthalt: hier stand ihre Wiege, hier auch bleibt ihre Wohnung. Andere dagegen sind nur zeitweilig Gäste. Nur diejenigen, welche im Knick genügend Sicherheit fanden, haben sich hier dauernd angesiedelt. Seiner geringen Tiefe wegen aber sind die größten unserer einheimischen Tiere, Säuger wie Vögel, in ihm nur mangelhaft gedeckt. Daher sind nur kleine oder höchstens mittelgroße Tiere ständige Bewohner des Knicks.

Zwar auch unsere größten Tiere zieht der Knick an. Im Schutze des Knicks betritt das Reh die Felder und wechselt am Knick entlang von einem Gehölz zum benachbarten. Fuchs und Dachs suchen gern hinter Knickgesträuch verborgen ein sonniges Lager und haben im Knick ihren Notbau. Bei sonnigem Wetter, besonders im Winter, ist auch der Hase ein Gast im Knick, und das Rebhuhn sucht, obgleich es zum Aufbäumen nicht befähigt ist, bei drohender Gefahr in der Regel doch den Schutz des Knicks zu gewinnen. Den größten unserer Vögel bietet der Knick kaum eine sichere Tragstütze. Sie sind selten im Knick. Nur zum vorübergehenden Ruhe- und Beobachtungsplatz sucht sich die Krähe hier eine kräftige Zweigspitze, wenn sie bei ihren Feldstreifen aufgescheucht wird. Dagegen ist der Knick das Reich der meisten unserer Singvögel. Es ist festgestellt, daß kaum eine andere Gegend Deutschlands einen solchen Reichtum an Kleinvögeln birgt wie der Osten unserer Provinz, ferner, daß die Zahl der Arten und der Vögel überhaupt in Schleswig-Holstein von Osten nach Westen abnimmt. Das wird mit der Verbreitung der Knicke aufs innigste verknüpft sein. Daher ist auch das Vogelleben für die Knicke so charakteristisch. Durch ihr munteres Wesen und ihre Stimmbegabung bringen die Vögel mehr als alle seine anderen Bewohner Leben und Bewegung in den Knick.

„Die meisten Kleinvögel fliegen nicht gern über das freie Feld." Ihr Tummelplatz erstreckt sich von einem Strauch zum benachbarten und wieder zum nächsten, hin und zurück. Der Knick gewährt ihnen angenehmen Aufenthalt und sicheren Zufluchtsort in Gefahren. Im dichten Gewirr der Sträucher hüpfen von Zweig zu Zweig Grasmücken und Laubsänger, Rotkehlchen und Zaunkönig. Auf höchster Zweigspitze hält der Neuntöter Umschau, sitzt das Goldammermännchen und hält bis spät in den Abend mit seinem Nachbar im nächsten Knick Zwiesprache in einförmiger Melodie. Über den Erdboden unter den Zweigen huschen Amsel und Drossel. Ihnen allen bietet das Dickicht des Gesträuchs Schutz vor der Unbill des Wetters und Sicherheit vor Falken und Habichten. Die dornigen Sträucher halten feldernde Katzen ab, und das raschelnde Laub am Erdboden wird leicht dem heranschleichenden Wiesel und Iltis zum Verräter.

Im dürren Laub, verborgen unter Gras und Gesträuch, ist des Igels Schlupfwinkel; hier auch verbringt er seine Winterruhe. Zwischen Sammelsteinen, die der Landmann am Knick aufhäufte und die später von Gestrüpp überwachsen sind, liegt die sichere Burg des Wiesels. Die Ringelnatter, die langausgestreckt am Wegrand sich sonnte, verschwindet, bei unserer Annäherung fliehend, im Knick unter Gras und Wurzelwerk.

Aus hochgewachsenem Knick ertönt während des ganzen Sommers die weitschallende Stimme des Laubfrosch-Männchens. Es scheint doch etwas von der Wetterkunde zu verstehen, da es besonders vor Nachtgewittern so laut ist. Selbsttätig vermag der Laubfrosch seine Farbe der Umgebung anzupassen; darum wird er auch so selten gesehen, und kommt man in seine Nähe, so macht er, wenn man es am wenigsten vermutet, einen Sprung, und wieder hat ein schützendes Blatt ihn aufgenommen. Im grünen Kleid geborgen ist auch ein

anderer Musiker des Knicks, die Laubheuschrecke, die gleichfalls bis tief in die Nacht hinein ihre eintönige Weise erklingen läßt. Der grünen Schutzfarbe bedienen sich auch Raupen, Zirpen und Blattläuse.

Von solch kleinem Getier beherbergt der Knick auf Blatt und Zweig und Blüte ein ungezähltes Heer. Von der Zeit der pollen- und honigreichen Weidenkätzchen und der schneeigen Blüten des Schlehdorns bis zu den letzten Blüten des Brombeerstrauchs im Spätherbst ist's an der Sonnenseite des Knicks ein unaufhörliches Summen und Zirpen, Huschen und Haschen, Kommen und Gehen, Sich-ausruhen und -sonnen mit neckischem Flügelspiel. Da sind Käfer, Hummeln und Bienen, Fliegen, Libellen und Schmetterlinge, und selbst die einbrechende Nacht macht dem Gewoge kein Ende. Den Höhepunkt aber erreicht die Zahl der Gäste im Hochsommer. Bei weitem nicht alle haben im Knick ihren Ursprung. Vom benachbarten Wasser, vom Walde fliegen sie zu: der Knick ist das Ziel und der Tummelplatz für sie alle.

Naht der Herbst, so ziehen zahllose Spinnen, meistens Linyphia-Arten, von Zweig zu Zweig ihre Fangnetze, die erst, wenn die Morgensonne aus den Tautropfen strahlt, ins Auge fallen. Auch am Erdboden im dürren Laub ist die Spinne zu Hause; in ihrer Gesellschaft finden sich Käfer, Tausendfüße, Skolopender und Asseln. Die Laubdecke auf dem Boden gewährt manchem kleinen Knickbewohner auch geschützte Winterherberge, den Schnecken, Blattläusen und Spinnen, und unter der modernden Laubdecke zeugen körneliche Erdhäufchen von der Anwesenheit des Regenwurms.

Vielen der erwähnten Tierarten gibt der Knick geeignete Verstecke für die Eiablage, zunächst all den Insekten, die ihre Eier an Zweig und Blatt heften oder sie in die Knospen, Blätter oder Früchte versenken. Stellenweise ist im Knick die Häufigkeit der Eichengallen geradezu auffällig. Unter Wurzelwerk und dicker Moosdecke hausen Hummeln und Papierwespen, und kopfgroße Wespennester aus papierähnlichen Baustoffen pendeln an den Gesträuchern.

Aber keins der Tiere ist in seiner Brutpflege so auf den Knick angewiesen wie gewisse Vogelarten. Nur der Knick bietet diesen die zusagenden Niststätten. Die durch das Köpfen des Gesträuchs entstandenen quirlartigen Verästelungen, die dicken, knorrigen Baumstubben, die vertrockneten unteren Enden der abgehauenen Zweige, dornbewehrtes Gesträuch, versteckte Nischen unter bogig überhängenden Brombeerranken, dann aber auch der unter der Fülle des Pflanzenwuchses versteckte Erdwall — alles ladet die gefiederten Gäste zum Nestbau ein, und jedem bietet sich ein Plätzchen, das seiner Eigenart entspricht. Hier findet mühelos der kleine Baumeister, was ihn als Nestmaterial interessiert: dürre Hälmchen und Würzelchen in jeder Stärke, Samenhaare aus Weidenkätzchen, Moos, Flechten und Spinnengewebe, Haare und Federn, die von Tieren an dorniger Spitze abgestreift wurden oder die der Wind in die Zweige trug.

In ziemlicher Höhe des undurchdringlichen Dornbusches baut der rotrückige Würger. Auch Hänfling und Buchfink bevorzugen Dornen, während der Gartenlaubvogel im offenen Gebüsch sein Nest anlegt. Grasmückenarten brüten im Brombeergesträuch, die Heckenbraunelle nahe dem Boden zwischen Zweigstümpfen. Nachtigall und Rotkehlchen sind ganz auf die Wallkrone herabgerückt, und das Nest der Goldammer steht am Abhange des Walles unter Grasbüscheln und kurzem Gestrüpp. Auf dickem Weißbuchenstumpf, umstellt von dichtem Stockausschlag, fand ich das eigentümlich gedichtete Nest der Singdrossel und im knorrigen Holunderstubben das Gelege des Zaunkönigs. Im hohen Dornbusch, wohl auch in Eichen, die man beim Abholzen des Knicks zur Zierde baumartig wachsen ließ, legt die Elster ihre weithin sichtbare, trefflich

gesicherte Burg an. Während der letzten Jahre ist hin und wieder hier bei Kiel die Ringeltaube im Knick brütend gefunden worden. War dem scheuen Vogel durch die zahllosen Spaziergänger und die lärmenden Kinder oder durch die Beeren- und Pilzsammler, vor denen kein Winkel unserer Wälder mehr sicher ist, der Wald verleidet, so daß er den stillen Knick aufsuchte?

Nicht gerne brüten mehrere Paare derselben Art im Knick nahe zusammen, jedes Pärchen hat sein begrenztes Brutrevier. Nach dem Nahrungsbedürfnis ist der Knick gleichsam streckenweise an die Paare verteilt, und die Entfernung, welche die zur Fortpflanzungszeit singenden Männchen unter sich inne halten, läßt auf die Größe der Reviere schließen. Wohl aber können die Nester solcher Arten nahe zusammenstehen, die sich bei der Nahrungssuche keine Konkurrenz machen.

Denn nicht die Suche nach Schutz und Wohnung allein hat die Tiere in den Knick geführt, vielen ist er zugleich die Nahrungsquelle. So tun manche Knickbewohner an den Knickpflanzen sich gütlich. Hasen und Feldmäuse schälen, wenn kein grünes Blatt mehr für sie erreichbar ist und die Not sie zwingt, die Rinde der Holzpflanzen ab. Im Spätsommer 1903 waren auf der Feldmark Mielkendorf bei Kiel zahllose Feldmäuse wegen der Nässe in den Knick geflüchtet und hatten aus Nahrungsmangel namentlich von Weißbuche und Holunder die Rinde handhoch total abgenagt und dadurch ganze Partien des Knicks zerstört.

Als arger Schädling kann auch der Maikäfer auftreten. Er scheint junges Eichenlaub allem anderen vorzuziehen, doch beschränkt er sich nicht auf dieses, sondern befällt jede Holzart, die gerade die jüngsten Blätter hat. Da nun der Knick sich aus den mannigfachsten Laubhölzern zusammensetzt, so bietet er den Maikäfern zur Flugzeit stets junge und zarte Blätter. Nach den Maikäfern stellen andere Käferscharen sich ein, Gartenlaubkäfer und grünschuppige Blattnager, welche die Blätter von der Fläche her angreifen. Dazu kommen noch die zahllosen Insektenlarven, die teils einzeln und gut versteckt sich das Blätterwerk wohlschmecken lassen, teils in zahlreichen Herden, wohl auch in dichten Gespinsten einzelne Sträucher ganz entblättern (Weißdorn, Spindelbaum, Ahlkirsche).

Auch der Schnirkel- und Bernsteinschnecke, sowie der stellenweise auftretenden Weinbergschnecke mag als Laubverzehrer Erwähnung geschehen.

Wenn im Sommer oder Herbst die fleischigen Beeren reifen, winkt im Knick den Grasmücken- und Drosselarten, dem Star, dem Rotkehlchen manch leckerer Bissen, und sie, die sonst tierische Nahrung vorziehen, nähren sich zur Herbsteszeit fast ausschließlich von der süßen Beerenkost. Bis tief in den Winter ist der Tisch gedeckt, und was zunächst verschmäht wird (die sogenannte Mehlbeere des Weißdorns, die Beere vom Schneeball), findet schon später Liebhaber. Wegen der Eicheln ist der Häher im Herbst ein Gast im Knick, und die meist zahlreichen Haselnüsse locken nicht selten das Eichhörnchen aus dem Walde heraus.

Manch Beerlein, manche Nuß fällt zur Erde und ist im dürren Laub unseren Blicken entzogen. Aber unter den raschelnden Blättern heißt eine hungrige Schar sie willkommen, Mäuse, Schnecken, Asseln, Tausendfüße. Auch der Igel verschmäht keine herabgefallene Beere. Oft zu ungezählten Scharen fallen im Herbst Stare, Haus- und Feldsperlinge, Finken, Ammern und Drosseln in die Knicke. Stare und Sperlinge haben auf den anliegenden, jetzt abgeernteten Feldern ergiebige Nachlese gehalten. Für Finken und Ammern halten Tausende von Pflänzchen reife Samenkörner bereit, wie Ebereschе, Holunder und manch anderer Strauch für die Drosseln die Beeren. So reichlich ist für sie alle im Herbste der Vorrat, daß sie nicht nötig haben, einzeln auf Nahrungssuche zu gehen; sie können, dem Geselligkeitstriebe folgend, ein Gebiet nach

dem andern herdenweise abweiden. Daß Amsel, Rotkehlchen, Goldammer neben dem Zaunkönig nicht selten unsere Wintergäste sind, das danken wir sonderlich dem Knick als Nahrungsquelle.

Man darf wohl behaupten, daß die Gewächse im Knick den pflanzenfressenden Tieren leichter zugänglich und darum Schädigungen durch diese mehr ausgesetzt sind als an ihrem natürlichen Standorte im Walde oder am Feldrain. Aber die Pflanze ist gegen derartige Angriffe nicht wehrlos. Sie sucht sich soviel wie möglich der Gefahr zu entziehen oder ist mit Eigenschaften ausgestattet, die Schädigungen möglichst einzudämmen und aufzuheben.

Auch den Knickpflanzen kommt es zugute, daß in der Regel nur eine bestimmte Anzahl von Tierspezies sich von der einzelnen Pflanzenart nährt, darum das Individuum, mindestens aber die Art gesichert erscheint. Ferner beschränkt sich die Beschädigung fast immer nur auf einen Teil der Blätter. Aus den unberührten Stengeln und Knospen können sich noch genug neue Blatt- und Blütensprosse entwickeln, und die Früchte sind so reichlich vorhanden, daß es für die Erhaltung der Art kaum ein Bedenken hat, wenn ein Bruchteil derselben den Räubern zum Opfer fällt.

Gegen weidende Haustiere, die gern vom Zaune naschen, sind die mit Dornen oder Stacheln ausgerüsteten Sträucher am besten geschützt, und mancher Flüchtling unter und zwischen den Zweigen darf, wie bereits erwähnt wurde, gleichzeitig den Schutz genießen. Dank der Dornenausrüstung werden sie von weidenden Tieren gemieden. An manchem Heckenstrauch, dessen Zweige häufig abgefressen wurden, der Buche z. B., treten dornenförmige Bildungen auf. Die Reste der abgebissenen Zweige verhärten zu stachligen Spitzen, und hinter dieser Schutzwehr sprossen neue Triebe hervor. Die Rose ist durch ihre nach unten gebogenen Stacheln auch gegen Schnecken und Mäuse aufs beste gesichert.

Eine auffallende Anzahl der im Knick wachsenden Kräuter wie Lamium-Arten, Goldnessel, Hohlzahn, Ziest, Ballote, Gundelrebe, Wolfsfuß, Braunwurz ahmt in ihren Blättern und zum Teil auch in ihrer Haltung die Brennessel (Urtica dioica L.) nach, die, selbst häufig Knickbewohner, von Pflanzenfressern, abgesehen von wenigen Schmetterlingslarven, ängstlich gemieden wird. Mit ihren Brennborsten schützt sie indirekt auch manches andere Kräutchen.

Die Ausstattung mit Raphiden, Gerbsäure und dichter Behaarung kommt auch manchem Knickgewächs gegen Tierfraß zugute. Daß Blüten und Früchte der Beerensträucher hoch über den Wipfeln angesetzt sind, wo keine Maus sich hinaufwagt, nur den gefiederten Gästen zugänglich, daß manch andere Frucht an so schwankem Stiele hängt, daß Ohrwürmer, Asseln, Schnecken beim Naschversuch sicher herunterpurzeln würden, das ist ebenfalls nicht dem Knick eigentümlich, tritt aber hier besonders in die Augen. Diese Tiere alle sind ungerufene Gäste, die den Genuß der Früchte nicht mit einem Gegendienste bezahlen würden. Ich fand unter dem dicken Wurzelstumpf eines Holunders mit kräftigem Stockausschlag ein ansehnliches Häufchen von Überresten der Hagebutte: lederige Fruchthäute und steinigen Samen. Von jedem Samenkorn aber war die Spitze abgebrochen und der Keimling aus seiner Höhlung herausgezogen. Das deutete auf jene kleinen Nager hin, die einen starken Holunderzweig, der hart an den Fruchtstauden der Heckenrose vorüberführte, als Brücke benutzt haben mußten. So waren die stacheligen, dünnen Rosenstengel umgangen; die Samenkörner aber waren sämtlich zerstört.

Wie nun die Tiere im Knick in ihrer Existenz auf die Pflanzen angewiesen sind, so stehen andererseits Knickpflanzen im Abhängigkeitsverhältnis zur Tierwelt und lassen sich die den Tieren geleisteten Dienste mit einem Gegendienst

bezahlen. Als Befruchtungsvermittler kommen zahlreiche Insekten in Betracht, besonders Hautflügler, Schmetterlinge und Schwebfliegen. Auf ihrer Suche nach Nektar und Pollen schweben sie, bedeckt mit Blütenstaub, von Blüte zu Blüte und führen Wechselbestäubung herbei.

Vögel sind es namentlich, die für die Verbreitung der im Knick so zahlreichen beerentragenden Pflanzen sorgen. Die schwere Beere würde nicht über den Schirm der Mutterpflanze hinausfallen. Die Vögel aber verschlingen sie samt den im Fruchtfleisch eingebetteten hartschaligen Samenkörnern, die ohne Schaden die Verdauungsorgane durchwandern, mit den übrigen Exkrementen auf den Boden gelangen und so, mit stickstoffhaltigen Dungstoffen versehen, häufig einen geeigneten Platz, etwa in Lücken des Knicks, zur Keimung finden. Was das Rotkehlchen, dessen Verbreitung mit der des Spindelbaumes genau zusammenfällt, in Bezug auf die kleinbeerigen Pflanzen leistet, das danken die Sträucher mit größeren Früchten der Schwarzdrossel, die imstande ist, auch die Früchte des Weißdorns, des Schlehenstrauchs und der Heckenrose unzerkleinert zu verschlingen. Erwähnt sei kurz die Ameise als Verbreiterin von Veilchenarten, des Schöllkrauts u. a. Pflanzen.

Größere Weidetiere naschen gern vom Knick und suchen seinen Schutz bei Sturm und Hagelschauern. Da heften Klette, Klettenkerbel und Ackermennig, Geum urbanum L. und Galium aparine L. ihre hakigen Früchte in das zottige Tierfell und werden weit verschleppt, wie auch der Mensch und sein Begleiter, der Hund, hier zum Sämann werden.

In zahlreichen Beispielen zeigt der Knick, wie Tiere durch Vertilgung von Pflanzenschädlingen den Pflanzen Gegendienste leisten. Auch in dieser Beziehung steht wohl die Vogelwelt obenan, und „es ist bemerkenswert, daß viele kleine Vögel, die uns im Herbste als mehr oder minder starke Beerenfresser verlassen, im nächsten Frühling als heißhungrige Insektenfresser zurückkehren, die auch ihre Jungen nur mit Insekten füttern." Mit Eiern und Larven, mit täglich neu zufliegenden Insekten ist der Tisch immer wieder aufs reichlichste gedeckt, und selbst, wenn die Jungen Nahrung erheischen, tritt kein Mangel ein. Besonders erwähnt seien hier die kleinen Meisen, denen auch die Eierhäufchen der Gliederfüßer nicht entgehen, der Kuckuck, der sogar haarigen Raupen nachstellt, der Neuntöter, von dessen Räuberleben Dornzweige häufig Beweise tragen, der selbst Schnirkelschnecken und kleine Wirbeltiere nicht verschont, und die Drosseln, die unter dem Gesträuch ihr Jagdgebiet haben. Wackere Unterstützung im Insektenfang leistet der Laubfrosch. Über die Blattläuse fallen her Ohrwurm, Marienkäfer, Perlenauge, Schwebfliege, und Skorpionsfliege und Libellen erhaschen im Fluge manch kleines Insekt. Die rote Waldameise, die vielfach in kleinen Kolonien im Knick sich ansiedelt, sowie ihre kleineren Verwandten üben auf der Suche nach den süßen Exkrementen der Blattläuse oder den Nektarien das Amt der Sicherheitspolizei. Wald- und Zwerg-Spitzmaus, von denen namentlich erstere überall unsere Knicke bewohnt, sind unersättliche Vertilger von Kerbtieren und Schnecken. Der große Buntspecht versteht geschickt, selbst an dünnen Zweigen die von der Larve des Espenbocks herrührenden knotigen Anschwellungen aufzupicken. Hermelin, Wiesel, Igel, Bussard und Eule unternehmen vom Knick aus, der ihnen Schlupfwinkel und Beobachtungsplätze genug bietet, ihre Jagdzüge. Hin und wieder mag ein Vöglein ihnen zum Opfer fallen, aber eben dem Knick ist es zuzuschreiben, daß dank diesen Mäusefeinden in knickreichen Gegenden die Mäuseplage nie so groß wird wie z. B. in der buschfreien Marsch.

Ohne irgendwelche Gegendienste zu leisten, wissen Hühnerhabicht und Sperber

den Knick auszunutzen. Gedeckt durch sein Strauchwerk, nahe dem Boden hinstreichend, stürzen sie sich unversehens in eine Tauben- oder Finkenschar. Ein wenig angenehmer befiederter Bewohner ist auch der rotrückige Würger, der zwar unter den Insektenfressern seinen Platz fand. Aber er ist der ärgste Nesträuber im Knick, und wo er von Jahr zu Jahr zahlreicher auftritt, da ist gleichzeitig die Abnahme der anderen knickbewohnenden Kleinvögel bemerkbar, wie ich in Teilen des Kreises Husum beobachten konnte. Der Iltis, der zwar die Nähe von Gehöften liebt, dehnt gelegentlich seine Streifereien auf den Knick aus. Auch hier betätigt er sich als eifriger Mäusejäger. Von allen Verfolgern des Igels ist er der erfolgreichste, und namentlich der in tiefer Winterruhe liegende Igel fällt ihm zur Beute.

So ist es denn im Knick ein ewiger Kampf zwischen Tier und Tier, zwischen Tier und Pflanze und wieder zwischen Pflanze und Pflanze, aber auch ein Zurseitestehen, ein gegenseitiges Sich-helfen und -fördern. Aus der künstlich herbeigeführten Gemeinschaft ist eine Lebensgemeinschaft, eine Genossenschaft geworden, ein unentbehrliches Glied des Naturlebens einer ganzen Landschaft.

Schleswig-Holsteins Gegenwart.

(März 1854.)

So ist's vorüber, alles ist beendet,
Du bist geopfert, armes Vaterland;
Das Unglück hat sein Werk an dir vollendet,
Und alles hat sich von dir abgewandt.

Du bist verraten: wo du fest vertrautest,
Bot statt der Wahrheit man dir nur den Schein.
Du bist verlassen: wo du Hülfe schautest,
Ließ man im schweren Kampfe dich allein!

Die Waffen hat man deiner Hand entrungen,
Weil Deutschland groß, dein treues Volk nur klein;
Dein „Schleswig-Holstein" wird nicht mehr gesungen,
Es führt dich nicht mehr in den Kampf hinein.

Auch alle Opfer sind umsonst gefallen,
Umsonst geflossen deiner Söhne Blut!
Ach, tausend Seufzer auf gen Himmel wallen
Um ein verlornes hohes Erdengut.

Ihr seid getrennet, teure Schwesterreiche,
Jahrhunderte vereint sah euch die Welt;
Du bist gefallen, stolze Doppeleiche,
Die deutsche Axt hat deinen Stamm gefällt!

Der Völker Schicksal ruht in Deinen Händen,
Du, Herr, bestimmest ihrer Zukunft Los;
Du kannst es alles, alles wieder wenden,
Denn Deine ew'ge Macht ist grenzenlos.

Du läßt die Eiche wieder Wurzel schlagen,
Du machst die Krone wieder frisch und grün,
Du läßt die Zweige wieder Knospen tragen
Und Deine Sonne läßt Du drüber glüh'n.

O, nimm die Hoffnung nicht aus unserm Herzen,
Gib für die Zukunft uns ein lichtes Pfand:
Sie sind zu brennend und zu tief, die Schmerzen
Um ein verlornes schönes Vaterland.

Jürgensen.[1])

Mitgeteilt von G. Jensen.

Die Herstellung des Brennmaterials auf den Halligen.[2])

Skizze von **Hinrichsen** in Wyk a. Föhr.

Der größte Feind der Halligbewohner ist von jeher der „blanke Hans"[3]) gewesen. Als echter Störenfried greift er nicht selten Unheil stiftend in das ruhige Getriebe der Halliglandwirtschaft ein, läßt auch einen rationellen Betrieb derselben nicht zu, da die Überschwemmungen, die jährlich zu

[1]) Dr. Jürgensen war Oberarzt in der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee.
[2]) Uneingedeichte Inselchen vor der schleswigschen Westküste, Überreste ehemals zusammenhangender Landstrecken, die bei Sturmfluten überschwemmt werden.
[3]) Bezeichnung für das Meer zur Zeit der Überschwemmung.

wiederholten Malen eintreten, den Ackerbau ganz unmöglich machen. Wollte man den Boden umpflügen, so würde das gefürchtete Element sich bald die gelöste Erdkruste aneignen und ein noch schnelleres Tempo bei der Zerstörung und Fortspülung der kleinen Eilande einschlagen. Aus diesem Grunde ist auch eine Verbesserung des Bodens durch Düngung ausgeschlossen, weshalb man annehmen könnte, daß der Dünger auf der Hallig wertloses Material sei. Das ist jedoch nicht der Fall. Der Halligbauer weiß aus diesem allgemein geschätzten Stoff insofern Nutzen zu ziehen, als er ihn zur Bereitung seiner Feuerung verwendet und sich somit die Auslagen für die „schwarzen Diamanten" und andere brennbare Schätze unserer Mutter Erde, die diese uns gütigst aus ihrem dunklen Leibe zur Verfügung stellt, ersparen kann. Dünger als Feuerung, das klingt so eigenartig, daß es sich verlohnen dürfte, diese Einrichtung einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

In erster Linie ist es der Kuhdünger, der zur Herstellung der Feuerung Verwendung findet. Derselbe wird während der Wintermonate in einer neben dem Stalleingang im sogenannten „Aak," bezw. „Ack" [1]) gelegenen Düngergrube aufgespeichert. Diese ist gewöhnlich ausgemauert und wird als „Pottstaul," resp. „Pottstall" bezeichnet. Um einen möglichst festen Dünger zu erhalten, wird sorgfältig für den Abfluß der Jauche Sorge getragen. Zu diesem Zweck ist vom Stall nach dem die Werft begrenzenden Jauchegraben ein unterirdischer Kanal, der „Ädelsill," d. h. Jauchegraben, angelegt. Tagaus, tagein sieht man den Hausvater morgens und abends mit seinem „Rjockskoore," d. h. Schmutzkarre, zur Ablagerungsstätte wandern, um hier den notwendigen Bedarfsartikel für den nächsten Winter niederzulegen. Um die Osterzeit, wenn sich die etwa 2 m tiefe Grube in einen ansehnlichen Hügel verwandelt hat, wird sodann die Bearbeitung des Materials in Angriff genommen. An einem sonnigen Tage, nachdem man sich für die wenig angenehme Tätigkeit geeignete Arbeitskräfte besorgt hat, wird in aller Frühe mit der Ausbreitung des Düngers auf der Schrägseite der Werft [2]) begonnen. Männer karren, Frauen schaufeln und kneten die ausgebreitete Masse mit den Füßen durch, zu welchem Zweck sie diese mit alten Strümpfen in doppelter Lage bewaffnet haben, da Stiefel, Schuhe u. dergl. für diese Arbeit, das sogenannte „Tribbeln," ungeeignet sind. Nach gründlicher Bearbeitung des Teiges wird er mit den Fußsohlen geglättet, und wenn am Abend der „Hase gekommen," d. h. die Grube bis auf den Grund geleert ist, sieht man den Werftabhang mit einer 3—4 cm dicken Düngerschicht bedeckt, die dann je nach Art der Witterung 8—14 Tage zum Trocknen liegen bleibt. Ist die Masse so fest geworden, daß man sie passieren kann, ohne Spuren zu hinterlassen, so wird sie mit einem hölzernen Spaten, der eine schmale eiserne Schneide hat, in viereckige Platten geschnitten, die „Deee," bezw. „Didden" genannt werden. Dieselben sind etwa 20 cm im Quadrat und werden nach dem Abstechen mit einem geschickten Wurf mittels des Spatens, des sog. „Deeepracker's," auf die andere Seite gelegt, und zwar so, daß sie dachziegelartig gelagert werden. Nach einigen Tagen haben die „Didden" soviel Festigkeit erlangt, daß deren Aufstellung erfolgen kann. Das geschieht in der Weise, daß man für jede Reihe am Fuße der Werft durch Aufeinanderlegen von 4 Platten einen Stützpunkt errichtet und die übrigen dann aneinander setzt wie die Bücher auf das Regal. Dadurch entstehen Pa-

[1]) Wo für einen Gegenstand zwei Namen angegeben sind, bezeichnet der erste stets den friesischen und der letzte den plattdeutschen Ausdruck.

[2]) Ein künstlich errichteter Erdhügel zum Schutze der Wohnungen gegen die Sturmfluten.

rallelen, die auf dem Abhang von unten nach oben verlaufen. Das „Diddenreihen" stellt nicht geringe Anforderungen an das Rückgrat; es muß jedoch erfolgen, damit das junge Gras, das sich bald unter der Schutzdecke regt, Luft und Licht erhält. Um die Werft möglichst bald ganz frei zu machen, setzt man die Reihen nach 8—14 Tagen ans Haus, jedoch aus Mangel an Platz nicht einzeln, sondern paarweise aufeinander, und zwar gewöhnlich so, daß 4 Reihen durch eine fünfte zum Abschluß gebracht werden. Diese Diddenkörper, die soweit von einander entfernt stehen, daß man bequem zwischen ihnen hindurchgehen kann, führen den Namen „Kluate,"[1]) bezw. „Kloten." Ende Mai, Anfang Juni kommt die Schlußarbeit, das Eintragen und Aufstapeln des nunmehr fertigen Brennmaterials. Sorgfältig werden die Platten auf dem Boden in dem sogenannten „Ökling," dem Winkel, der durch Dach und Boden gebildet wird, übereinander geschichtet wie die Steine einer Mauer. Um sie für den Gebrauch mit geringer Mühe nach der Küche befördern zu können, ist neben dem Herde ein hölzerner Schacht erbaut, der vom Boden nach der Erde führt, unten erweitert und mit einer Klappe versehen ist. Durch diese Einrichtung wird der Hausfrau die Annehmlichkeit geboten, das wichtigste Feuerungsmaterial stets bequem zur Hand zu haben.

Die „Didden" bilden aber nicht den einzigen Brennstoff, den man aus dem Kuhdünger fabriziert. Da sie sich nämlich nicht zum Anlegen des Feuers eignen, stellt man zu diesem Zwecke dünnere Platten her. Das geschieht in dem Zeitraum, der zwischen dem Tage der Entleerung der Grube (Anfang April) und dem 12. Mai, dem Termin für die Auftrift des Viehes auf die gemeinschaftliche Weide, liegt. Der in diesem Monat produzierte Dünger gelangt nicht erst zur Ablagerung an der Düngerstätte, sondern wird Tag für Tag auf einem noch freien Platz des Werftabhanges oder einem geeigneten Ort der Ebene vor der Werft in kleinen Platten ausgelegt, die nur etwa 1 cm dick, mittels eines Reisigbesens geglättet und in runde Formen gebracht sind. Die Behandlung derselben, der sog. „Skuale,"[2]) bezw. „Scholen" ist im wesentlichen dieselbe wie bei den „Didden." Infolge der geringen Stärke sind sie jedoch schneller durchgetrocknet und können gleich nach einmaligem Aufstellen in Reihen auf den Boden gebracht werden. Die Hauptverwendung finden die „Scholen" beim Anheizen des Ofens, des sog. „Beilegers," den der Halligfriese als „Kallön" bezeichnet.

Das eigentliche Heizmaterial des „Beilegers" bilden jedoch weder „Didden" noch „Scholen," sondern der präparierte Schafdünger, „Moot" oder „Smoll" genannt. Dieser, gewöhnlich reichlich mit Heu vermengt, ist an den Futterplätzen der Schafe, die sich im Stall, dem sog. „Hock," oder draußen im Aak (Ack) befinden, gesammelt und wird gleichzeitig mit dem Kuhdünger auf dem Werftabhang oder einem „Scholenhalli" vor der Werft zum Trocknen ausgestreut. Daß dieser Stoff sich besonders für die Heizung des Ofens eignet, hat darin seinen Grund, daß er bei einigem Luftabschluß nur ganz allmählich verbrennt, wodurch die Temperatur des Beilegers, dessen nach dem Herd führender Zugang meist durch eine steinerne Platte verschlossen wird, sich eine Zeitlang in der durch das Anheizen erlangten Höhe erhält. Das Entweichen des Rauchs erfolgt durch eine kleine Öffnung, die sich über der Feuerstelle befindet und in den dem Herde aufgesetzten Schornstein führt.

Bei kleinen Viehbeständen reicht das aus dem Dünger gewonnene Feuerungsmaterial nicht aus, weshalb man den Vorrat noch dadurch vergrößert,

[1]) Das „a" in „Kluate" ist nur schwach vernehmbar.
[2]) Das „a" in „Skuale" wie in „Kluate" kaum hörbar.

daß man im Nachsommer die Weide, die für das Vieh aller Werftbewohner gemeinschaftlich ist, abfammelt. Zu diesem Zweck ist die „Fenne" (Weide) in Bezirke geteilt, die, jährlich wechselnd, den Hausbesitzern zur Ergänzung der Brennstoffvorräte zur Verfügung stehen. Besonders beliebt ist der hier erworbene Schafdünger. Da dieser äußerst leicht brennt und dazu eine gute Heizkraft besitzt, leistet er vorzügliche Dienste, wenn der Beileger einmal seine ganze Kraft aufwenden muß, um die Eisblumen an den Fensterscheiben zum Weichen zu bringen.

Aus der Zeit der Leibeigenschaft.

4. Schackendorf und Scharsdorf. In seinen Sagen, Märchen und Liedern erzählt Karl Müllenhoff, wie die lübschen Herren in Stakendorf den Zehnten holten; Vogt Jürgens hat die Geschichte aber anders erzählt. Der sagte so:

Vor Zeiten standen auf den jetzigen Hoffeldern der Güter Schmoel und Hohenfelde zwei lübsche Dörfer; ersteres hieß Schackendorf, letzteres Scharsdorf. Die Koppeln, wo die Dörfer standen, heißen noch jetzt Höfe, von den Kohlhöfen und Wiesenhöfen der Dorfgebäude. Der Weg von dem Propsteier Dorfe Stakendorf (unweit dessen das lübsche Dorf Schackendorf lag) nach Schmoel heißt noch jetzt „lübsches Tor." Gewiß ist, daß die Dörfer auf bezeichneten Stellen gestanden, denn ich selber habe viele Fundament- und Mauersteine, Pfähle usw. wegräumen lassen, und noch im vorigen Sommer (1843) haben die Hohenfelder Arbeitsleute da, wo früher Scharsdorf gestanden, eine Axt, mehrere Mauersteine usw. ausgegraben.

Die Veranlassung, warum die Dörfer abgebrochen sind, soll folgende gewesen sein:

Alle Jahr, gewöhnlich gegen Fastnacht, kam eine vom Lübecker Senat ernannte Kommission, um die lübschen Dörfer und Güter hier im Lande nachzusehen, Streitigkeiten zu schlichten usw. Nun traf es sich, daß, als die Herren in Schackendorf ankamen, sämtliche Einwohner bei der Fastnachtslustbarkeit waren. Die alten Herren gingen nun nach dem Gildehause, setzten sich zu den Bauern unterm Schwibbogen und sahen dem Tanze zu. Natürlich wurde hierbei auch tüchtig gezecht, und der Krug mit dem zusammengegossenen heißen Bier und Met ging fleißig im Kreise herum. Da nun die alten Herren auf der Reise wohl ziemlich gefroren haben mochten und ihnen die angenehme Wärmung bei dem großen Feuer sehr zusagte, so war es nicht zu verwundern, daß auch sie dem Kruge tapfer zusprachen, am Ende recht berauscht wurden und in einen tiefen Schlaf versanken. Wie dies nun die jungen Leute sahen, kamen sie auf den Einfall, sich einen Spaß mit den alten Herren zu machen. Sie bohrten nach der Zahl der Herren Löcher in die beiden Pfosten, die den Schwibbogen stützten. Danach trugen sie die Herren zu den Pfosten, stopften die langen Bärte derselben (wie sie zu der Zeit getragen wurden) in die Löcher und schlugen alsdann genau dazu passende Pflöcke davor. Dies hätten nun wohl alles die älteren Bauern verhindern können; vielleicht sind einige davon auch im Schlaf gewesen, und die übrigen mögen auch wohl, da keiner ganz nüchtern war, ihre Lust daran gehabt haben. Da nun alt und jung glaubte, die Herren hätten ihren Rausch ausgeschlafen und würden bald erwachen, machten sie einen erschrecklichen Lärm und Gepolter, bliesen auf den Kuhhörnern und schrieen, das ganze Haus stände in Flammen, so daß die erschreckten Kommissäre schlaftrunken aufsprangen, aber, wie dies nicht anders sein konnte, ihre beste Zierde, die schönen langen Bärte, in den Pfosten stecken ließen.

Daß die alten Herren sehr erbost waren, kann sich jeder leicht vorstellen; sie entfernten sich, bestiegen ihre Wagen und schwuren, diese schändliche Tat sollten Kinder und Kindeskinder zu bereuen haben. In Lübeck angekommen, trieben sie auch die Sache bei Rat und Bürgerschaft dahin, daß die beiden obgedachten Dörfer (denn die Scharsdorfer waren auch mit dabei gewesen) an den Schmoeler Gutsherrn, dem Hohenfelde auch gehörte, verkauft wurden und zwar sehr wohlfeil, mit der Bedingung, die Dörfer abzubrechen und keinen Stein auf dem andern zu lassen; die Einwohner aber sollte er auf seine übrigen Dörfer verteilen und wie seine andern Leibeigenen behandeln. Dies geschah auch alles (1628?). Beide Dörfer wurden bis auf den Grund zerstört. Von Scharsdorf wurden einige Häuser nach Satjendorf verlegt; von denen steht das Bauervogtshaus noch. Die Dorfländereien wurden zum Hohenfelder Hoflande geschlagen. Auf Schackendorfer Boden wurde ein Meierhof gebaut, der aber später wieder einging,

worauf das ehemalige Dorfland an den Hof Schmoel kam. Die unglücklichen Bewohner — meint Jürgens — hätten vielleicht noch viel von dem Verlorenen wieder erlangen können, wenn sie nicht zu einfältig gewesen wären und mehr Energie bewiesen hätten; nun aber würden noch die spätesten Nachkommen die Frevel ihrer Vorfahren bereuen, wenn sie ihre Verhältnisse mit dem weit glücklicheren Zustande der lübischen Untertanen vergleichen würden. — So waren also auch ohne Pestilenz und Kriegesnöte zwei ganze Dörfer „wüste“ und ihre bis dahin freien Bewohner zu Leibeigenen geworden.

Dietrichsdorf. G. Schröder.

Berichtigung.

In der Mitteilung „Aus der Zeit der Leibeigenschaft“ in Nr. 1 dieses Jahrgangs ist S. 27, 1. Zeile: Graf Detlef Reventlow (nicht Rantzau) gemeint. Schr.

Bücherschau.

1. **Gedichte** von **E. L. Wulff.** 73 S. Selbstverlag Tangstedt bei Hamburg. — **In Schummern alleen** von **H. Hornig.** 61 S. Selbstverlag Itzehoe. — In diesen beiden Bändchen treten zwei neue schleswig-holsteinische Poeten vor uns hin; die zwar nichts Großes und besonders Tiefes zu bieten haben, aber doch freundlich zu begrüßen sind als liebenswürdige, entwicklungsfähige Talente. Wulff ist der feinere, stillere von den beiden, ein in sich geklärtes, reines und frommes Gemüt, das in Haus und Familie Ruhe und Heimstatt sucht und findet und Denken und Fühlen in Gott zu gründen sucht. Er ist bei unsern tüchtigen Lyrikern in die Schule gegangen und noch in ihrer Abhängigkeit, so daß man immer die Empfindung hat, Gedanken und Form seiner Verse irgendwo gelesen zu haben. Ich will ihm das nicht zum Vorwurf machen, da ich glaube, daß er noch einmal eigene Wege finden wird. — Hornig schreibt plattdeutsche Verse, aber — und das freut mich besonders — er hält sich durchweg vom Bänkelsängerischen frei, wozu nach den Publikationen anderer plattdeutscher Versdichter unsere liebe traute niederdeutsche Sprache zu verführen scheint. Scheint! denn der prächtige Fehrs beweist glänzend das Gegenteil. Gewiß bietet auch Hornig sog. Läuschen, aber der Ernst seiner andern Verse bietet mir Gewähr, daß er von der öden Possenreißerei loskommen wird. Er hat Sinn und Gefühl für das Volkstümliche und Volksliedartige. Das ist nach meiner Meinung das Feld, das er beackern soll, und tut er das, wird er als plattdeutscher Dichter seine Gemeinde gewiß einmal finden. Groths herrlicher Quickborn soll unsern plattdeutschen Lyrikern voranleuchten, von dem sollen sie lernen, und nicht von Reuters Läuschen und Riemels. Wilhelm Lobsien.

2. **Erich Schlaikjer, „Mein Freund Niels und Anderes.“** Skizzen. 175 Seiten. München 1906. Verlag von Georg D. W. Callwey. — Daß ich es nur gleich sage: ich halte den Kritiker Schlaikjer für viel bedeutender als den Dichter. Gewiß schätze ich seine Dramen „Hinrich Lornsen,“ diese Dichtung voll heiliger Überzeugung und mutiger Kampflust, oder „Des Pastors Rieke,“ diese lachende Komödie voll bissiger Seitenhiebe; auch weiß ich in seiner Skizzensammlung „Der Schönheitswandrer“ manche prächtige Stelle, die mir lieb ist; aber trotzdem sehe ich seine eigentliche Größe und Bedeutung in seinem Buche „Berliner Kämpfe,“ dieser geistvollen, glänzend geschriebenen Sammlung literarischer Aufsätze. Sein neuestes Buch bietet fünf Skizzen: „Mein Freund Niels,“ die Seelenentwicklung eines Fischers aus der Gegend von Apenrade, die mir besonders um der meisterlich plastischen Darstellung des Landschaftlichen willen Freude gemacht hat, „Meine Tantiemen,“ eine Plauderei voll beißenden Spottes, „Der Philanthrop,“ „Ein Liebesbrief,“ „Aufzeichnungen eines Bohémien.“ Schlaikjer hat von Hause aus eine stark humoristische Ader; aber sein Humor verletzt oft, wird zu Spott und Hohn und bringt sich dadurch selbst um seine beste Wirkung, ihm fehlt das im guten Sinne Gemütliche, die aus tiefstem Verständnis aller menschlichen Schwächen hervorbrechende Liebe, die für mich unbedingt zum Humor gehört. Er ist zu sehr Kämpfer, der die Schwächen nicht belächeln will, sondern mit harten Schlägen totschlagen möchte. Er sieht und schildert mehr den Jammer als die Sonne und schreckt in seinem Eifer vor keiner Gosse, vor keinem Laster zurück, schildert es vielmehr mit harten, rücksichtslosen Strichen, mit oft abstoßender photographischer Treue. Sein Stil ist aber auch in seinem neuesten Buche glänzend. W. Lobsien.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Das Ziel erreicht!

wer die elektr. Remus-Taschenlaterne „Stets bereit — **Hände frei**" gebraucht. Prüfen Sie das Produkt mehrjähriger Versuche und Erfahrungen Nr. 1, 3 ℳ Nr. 3, 4 ℳ, mit **Doppelbatterie** 4,50 u. 5,50 ℳ, Größe $8^1/_2 \times 5 \times 2$ cm od. $10 \times 7 \times 2^1/_2$ cm. Ehrende Zeugnisse von Militär-, Zivilbehörden u. Privaten.

Direkt vom Konstruktor Gustav Remus, Halle a. S. zu beziehen. Wiederverkäufer gesucht.

Feldpostbrief aus S.-W.-Afrika: Karibib 1. 4. 06. In d. Besitz d. Taschenlaterne „Hände frei" gelangt, kann ich Ihnen nur mitteilen, dass ich ich sehr zufried. bin. In stockfinstrer Nacht, Dienstgang z. Hererowerft. Einige Kaffern näherten sich mir in nicht guter Absicht Auf zirka 15 Mel. Entf. leuchtete ich an u. die Kaffern hatten keine Courage, mich weiter zu belästigen. Die Remuslaterne werde ich meinen Kameraden empfehlen. Send. Sie mir umgeh. per Nachn. 10 Ersatzbatt. u 10 Ersatzglühbirnen.

Betrag wird zurückbezahlt, wenn die Laterne Ihren Beifall nicht findet.

A. F. Jensen,
Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

Buchdruck-Arbeiten

rasch • sauber • preiswert.

Mineralien in beliebiger Auswahl, komplette **Sammlungen für Schulen** aller Kategorien (mit spezieller Berücksichtigung unserer Heimatprovinz), **Sammlungen für reifere Schüler, Kabinettstücke** f. Börter u. Schreibtische usw., **einzelne** Mineralien zur Ergänzung vorhandener Bestände in Schule und Haus liefert die

Mineralien-Sammelstelle ✣ ✣ ✣ ✣ ✣ ✣ ✣ ✣ ✣ ✣ ✣ ✣ **für Schleswig-Holstein**

(**H. Barfod**, Lehrer, **Kiel**, Geibelallee 2³).

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an

Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling, Vegesack.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften. Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(¹³) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Kl. Samml. **ausgest. Vögel** liefert für Schulen z. billig. Preisen **A. Diestel**, Lehrer.

Elpersbüttelddorn b. Meldorf.

NB. Vögel werd. billig u. tadellos ausgestopft.

Lehrerinnenbildungsanstalt in Neumünster.

Das neue Schuljahr beginnt am 9. April. Anmeldungen, spätestens bis zum 1. April, nimmt entgegen und Auskunft erteilt

Rektor **Christiansen,**

Peterstr. 16.

Haushaltungslehrerinnen-Seminar in Altona.

Beginn des nächsten Kursus: 8. April. 1907. Prospekte durch die Leiterin

H. Kramer, Ottensen, Fischers Allee 73.

Verkaufe: **Heimat** 1897—1906 zus. ℳ 14,—, **Nerthus** 1899 f. ℳ 1,50, **Naumannia** 1855 f. ℳ 3,—, **Journ. f. Ornith.** 1855 f. ℳ 3,—, **Ornith. Monatsschr.** 1891/92 u. 1905/6 f. ℳ 10,—. — Ferner 1 Hölzersammlung.

J. H. B. Krohn, Hamburg, Schmilinskystr. 54.

L. Handorff, Kiel

Graphische Kunstanstalt

mit neuesten Satz- und Druckmaschinen ausgerüstet, empfiehlt sich zur Herstellung von:

Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork. **Druckarbeiten.**

Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.

Mehr als 100 Angestellte.

Einbanddecken

für

„Die Heimat,"

für **Einzel-Jahrgänge** à 60 ₰, für **Doppel-Jahrgänge** à 80 ₰.

Bestellungen mit Angabe der gewünschten Jahreszahlen unter Einsendung des Betrages (ev. auch in Marken) an den **Expedienten** oder den **Kassenführer.**

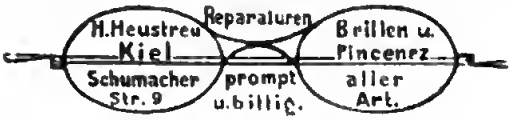
Dieser Nummer ist in ihrer Gesamtauflage ein Prospekt des Verlags von **Friedr. Vieweg & Sohn** in Braunschweig, für unsere Kieler Mitglieder ein solcher des **„Kosmos,"** der Gesellschaft der Naturfreunde in Stuttgart, beigegeben. Wir empfehlen beide der besonderen Beachtung unserer werten Mitglieder.

Wilh. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock),
Vergolderei und Kunsthandlung
Fernspr. 2901. **Kiel,** Holstenstr. 75

empfiehlt sich den hiesigen und auswärtigen Lesern der „Heimat" zur Einrahmung der Vereinsgabe: **J. Preller: Am Uglei-See.**

Wilh. Schlüter, Halle a. S.

Naturwissenschaftliches Lehrmittel-Institut
erzeugt und liefert in anerkannt erstklassiger Ausführung
Präparate, Sammlungen und Modelle
für den naturgeschichtlichen Anschauungsunterricht
sowie für den modernen Zeichenunterricht.
Kataloge kostenlos.
Empfehlungen höchster Schulbehörden und hervorragender Fachmänner.

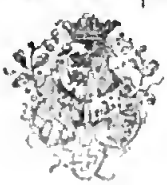


Jul. Arntz, Elberfeld,

fertigt anerkannt gut und billig:
Insekten- und Pflanzenpräparate als **Zeichenvorlagen, Insekten-Lebensbilder** für den **naturwissenschaftlichen Unterricht, Insektenkasten, Schränke** und **Utensilien** für Naturaliensammler.
Lieferant vieler Schulen und Museen.
Ill. Preislisten gratis und franko!

Kolonial-Schmetterlinge.
25 Stück tadellose, sauber gespannte Falter in 25 guten Arten aus Deutsch-Ost-Afrika für **M. 12,50.**
Alle Tiere genau benannt und mit gedruckten Fundortsetiquetten versehen.
Sämtliche Utensilien
für Schmetterlings-Sammler.
Paul Ringler, Vertrieb überseeischer Naturalien
Halle a. S., Viktoriaplatz.

Monatsschrift „Die Heimat,"



1896 (1,20 M.),
1894, 1899, (je 2 M.),
1902, 1905, 1906 (je 2,50 M.)
gebunden je 1 M. mehr.
Bestellungen erbittet
Die Expedition.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,
Brunswiekerstraße 35 a
erwarb die Restvorräte und empfiehlt:
Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.
Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

Aug. Junge,

Färberei
und chemische Reinigungsanstalt
Kellinghusen.
Gegründet 1724.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux
Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 211.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 4. April 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Körner, Nordseebad St. Peter. (Mit Bildern.) — 2. Dücker, Eine interessante Persönlichkeit aus den Jahren der Erhebung. — 3. Marianne Mewis, Der Warnspruch. (Gedicht.) — 4. Philippsen, Naturgeschichtliche Studien im Treibsel der Nordsee I. (Mit Bildern.) — 5. Meyer, Tanzreime (Nachtrag.) — 6. Schröder, Aus der Zeit der Leibeigenschaft. — 7. Mitteilungen. — 8. Bücherschau. — 9 Anfrage.

Am 14. Februar d. J. starb in seinem 80. Lebensjahre

unser Ehrenmitglied,

der em. Hauptlehrer und Organist **v. Osten** in Ütersen.

Der Verstorbene hat unserm Verein seit seiner Gründung angehört und sein Interesse an unserer Vereinsarbeit durch rege Mitarbeit bekundet. Was er für die Förderung unserer Landeskunde geleistet hat, das dürfte in einem besonderen Aufsatze zum Ausdruck kommen. Im Namen des geschäftsführenden Ausschusses hat der Unterzeichnete am 17. Februar, dem Beerdigungstage, einen Kranz mit blau-weiß-roter Schleife an seinem Sarge niedergelegt.

Sein Andenken bleibe in Ehren!

Kiel, im März 1907. Der Schriftführer:

H. Barfod.

Kassennotiz.

Die **Einzahlung der Jahresbeiträge für 1907** hatte nach den Satzungen bis zum **1. April d. J.** zu geschehen. Da noch **viele** Beiträge ausstehen, wird hierdurch zur Verminderung der sonst erforderlich werdenden zahlreichen Nachnahmesendungen nochmals um **baldigste Einsendung** gebeten (vgl. Heft 1).

Unsere Vereinsgabe 1907,

die prächtige **Photogravüre** nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Ugleisee,

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**,
ist bereits in **200** großen und **65** kleinen Exemplaren bezogen worden, ein Zeichen, wie sehr das heimatliche Bild gefällt. Wir fordern zu noch zahlreicherer Bestellung auf unter dem Hinweis auf die bezüglichen Angaben in Heft 1 und 2 der „Heimat."

Kiel, den 28. März 1907. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

Unsere diesjährige Generalversammlung

wird am Mittwoch der Pfingstwoche (22. Mai) in **Kappeln** tagen. Die Vorbereitungen auf ein gutes Gelingen hat wiederum ein Ortsausschuß in die Hand genommen, der aus folgenden Herren besteht: Bürgermeister Schreck (Vorsitzender). Ökonomierat Dr. Fuchs. Lehrer H. Foßgreen. Dr. Gloy. Kaufmann Grimm. Drogist F. Haserik. Kanzleirat Haan. Kaufmann F. Haak. Propst Hansen. Bankdirektor Hansen. Apotheker Harmsen. Dr. med. Hepp. Lehrer Horn. Goldschmied Jessen. Kaufmann Jakobsen. Lehrer Kohrt. Lehrer Klein. Buchhändler Kock. Stadtrat Lorentzen. Stadtrat Lund. Reeder Laffen. Kaufmann Sander. Postmeister Schweers. Kornhändler J. Siemsen. Dr. med. Spliedt. Amtsrichter Niemeyer. Pastor Tams. Präparanden-Vorsteher Tränckner. Rechtsanwalt Thomsen. Kaufmann Ulrich. Stadtrat Voigt. Rektor Petersen, der zugleich die Führung der Geschäfte freundlichst übernommen hat.

Es wird beabsichtigt, der Generalversammlung einen Kommersabend vorangehen zu lassen, zu dem es an der nötigen Unterhaltung nicht fehlen wird. Spaziergänge und Ausflüge sind gleichfalls in Aussicht genommen.

Anmeldungen auf **Vorträge, Mitteilungen usw.**, auf Satzungsänderungen oder sonstige das Vereinsleben betreffende Anträge nimmt tunlichst sofort entgegen

Kiel, Ende März 1907. der Schriftführer:
Geibelallee 2¹. Barfod.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

195. Albertsen, Christ., Postassistent, Holtenau. 196. Bödewath, Paul, Tondern. 197. Brügmann, Kgl. Packmeister a. D., Kiel, Adolfstr. 53. 198. Bumann, J., Landmann, bei Glückstadt. 199. Frau Witwe Burow, Kiel, Knooperweg 34. 200. Dohse, Ernst, Eisenbahn-Assistent, Neumünster. 201. Ebsen, Jacob, Steinberg b Steinbergkirche. 202. Dr. Edert, Oberlehrer, Kiel, Lornsenstr. 21 203. Frl. Groth, Ellerbek, Heuer-Adlersruh 204. Frl. E. Haase, Lehrerin, Itzehoe. 205. Frau Rendant Kallenbach, Schubin (Posen). 206. Lafrenz, Paul, Lehrer, Hamberge b. Rienhof (Fürst. Lübeck). 207. Lorentzen, E., Kappeln. 208. Lüdge, F., Postbote, Altona, Breitestr. 94. 209. Dr. Luppe, Magistrats-Syndikus, Frankfurt a. M., Holzhausenstraße. 210. Reelsen, Willy, Postassistent, Segeberg. 211. Ochs, Wilh., Altona, Langestr. 99¹. 212. Sommer, J. H., Flensburg, Toosbuystr. 13. 213. Strohmeyer, K., Buchhaller, Kiel, Wilhelmsplatz 9.

Zur Nachricht:

Nr. 3 und 4 (1906) unserer Monatsschrift „Die Heimat" sind vergriffen. Im Interesse unserer Mitglieder sind wir bereit, einzelne Hefte für 30 Pf. das Stück aufzukaufen und zum Selbstkostenpreise wieder abzugeben.

Kiel, 28. März 1907. Der Schriftführer:
Geibelallee 2. H. Barfod.

Das Ziel erreicht!

wer die elektr. Remus-Taschenlaterne „Stets bereit — **Hände frei**" gebraucht. Prüfen Sie das Produkt mehrjähriger Versuche und Erfahrungen Nr. 1, 3 M. Nr. 3, 4 M., mit **Doppelbatterie** 4,50 u. 5,50 M., Größe 8½ × 5 × 2 cm od. 10 × 7 × 2½ cm. Ehrende Zeugnisse von Militär-, Zivilbehörden u. Privaten. — Direkt vom Konstruktor Gustav Remus, Halle a. S. zu beziehen. Wiederverkäufer gesucht. — **Feldpostbrief** aus S.-W.-Afrika: „Karibib 1. 4. 06. In d. Besitz d. Taschenlaterne „Hände frei" gelangt, kann ich Ihnen nur mitteilen, dass ich sehr zufrieden bin. In stockfinstrer Nacht, Dienstgang z. Hererowerft. Einige Kaffern näherten sich mir in nicht guter Absicht. Auf zirka 15 Met. Entf. leuchtete ich an und die Kaffern hatten keine Courage, mich weiter zu belästigen. Die Remuslaterne werde ich meinen Kameraden empfehlen. Send. Sie mir umgeh. per Nachn. 10 Ersatzhatt. u. 10 Ersatzglühbirnen." — **Betrag wird zurückbezahlt, wenn die Laterne Ihren Beifall nicht findet.**

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 4. April 1907.

Nordseebad Sankt Peter.

Von **Robert Körner** in Hamburg.

Wer zur Sommerzeit mit dem Reiseziel St. Peter von Husum kommend mit der Marschbahn über Tönning nach dem kleinen Städtchen Garding, im Herzen des schleswigschen Kreises Eiderstedt, fährt, den belehrt ein Blick aus dem Koupeefenster, daß hier die Fettweidewirtschaft floriert. Soweit das Auge reicht, dehnt sich eine unübersehbare Marschwiesenfläche, die durch breite Gräben in „Fennen" geteilt, von Tausenden und Abertausenden von Rindern, großen Triften weißschimmernder Schafe und prächtigen Pferden bevölkert wird. Hier und dort auf einer „Warft," umgeben von einer burggrabenähnlichen „Grafft," in der sich das Regenwasser sammelt, liegen stattliche Bauerngehöfte, in dem Eiderstedt eigenen „Haubergstil," inmitten üppiger Obst- und Blumengärten. Das gewaltige Firstwalmdach des Hauses ruht auf 4 Ständern, über die es weithin heruntergezogen ist, für Menschen, Vieh und Vorräte Platz gebend; über den niederen Außenwänden befinden sich an manchen Stellen Dacherker zur Erweiterung. Auch manch schloßartiges Gebäude mit parkartigem Garten kündet von dem Reichtum eiderstedtischer Hofbesitzer. Die oft 30- bis 100jährigen Weiden sind des Eiderstedter Bauern ganzer Stolz. Wie der Getreidebauer mit Wohlbehagen die körnerblinkende, ährenschwere Saat seiner Felder mustert, so betrachtet der Eiderstedter mit schmunzelnder Miene die sich rundende Körperfülle seiner Ochsen. Essen, Trinken, Schlafen, langsames Gehen und gute Verdauung sollen die Vorbedingungen eiderstedtischer Lebensführung sein. Eine Folge davon ist, daß die besitzende Klasse der Eiderstedter groß und wohlgenährt, starknochig und phlegmatisch ist. Der Satz: „Der Mensch ist, was er ißt," gewinnt hier an Wahrscheinlichkeit. Mit Geringschätzung blickt der Eiderstedter Bauernpatrizier auf alles Nichteiderstedtische. Die Erinnerung an die Heldentaten der freiheitliebenden Vorfahren, die, im Vertrauen auf eigene Kraft, bei Oldensworth einst das übermütige Dänenheer besiegten und den Brudermörder König Abel erschlugen, steht bei ihnen in Ehren.

Von Garding, dem auf einem Dünenstreifen gelegenen Hauptorte Everschops (Eiderstedt wurde früher aus drei Eiderinseln — Utholm, Everschop und Eiderstedt — gebildet, die 1487—1567 landfest gemacht wurden), einem freundlichen Landstädtchen mit elektrischem Licht, gutem Straßenpflaster, besteht eine Postverbindung nach dem im äußersten Westen Eiderstedts gelegenen Nordseebade St. Peter. — Ehe wir zur Fahrt „ins alte romantische Land" uns anschicken, werfen wir einen Blick auf das Geburtshaus eines „Königs der historischen Wissenschaften," das der hochgelegenen, baumumschatteten, alten

Kirche zu St. Peter.

Stadtkirche gegenüber liegt. Eine Tafel über dem Hauseingang eines spitzgiebeligen, kleinen Hauses kündet, daß der berühmte Historiker und Archäologe Theodor Mommsen am 30. November 1817 als Sohn des Diakonus Jens Mommsen hier das Licht der Welt erblickte.

Eine schöne Chaussee, die an beiden Seiten eingefaßt ist mit niedrigen Weiden, die von der Regierung angepflanzt, alle drei Jahre geschnitten, zu den Stackbauten der Eider verwendet werden, verbindet Garding mit St. Peter. Die Gegend atmet eine unsägliche Monotonie. In vielen Krümmungen windet sich die Fahrstraße durch Schleswigs „lämmernährendes Pylos." Ganz Eiderstedt ist eine fast ununterbrochene Wiesenfläche von 330 qkm Größe, wie sie in solcher Ausdehnung und Güte nur selten in der Welt vorkommen mag. Hie und da unterbricht das Rot eines Gehöftes das ewige Grün der von unzähligen Viehtriften belebten Wiesen, denen der Schmuck der blumigen, duftigen Kräuter versagt ist. Am fernen Horizont taucht ein langer, weißer Streifen auf, der beim Näherkommen sich auflöst in eine Reihe von abenteuerlich geformten Sanddünen, die der Sturmwind der Nordsee zusammengetürmt hat. — Bei dem Gehöft Wittendün wird die einförmige Grasfläche durch ein schattiges Gehölz unterbrochen. Das Wäldchen liefert den Beweis, daß gewisse Baumarten hier trotz Westwind und Dünensand zu gedeihen vermögen. In einer Viertelstunde hält unser Gefährt vor dem Kirchspielkrug des Kirchdorfes St. Peter, das sein Wachsen nicht zum wenigsten dem 20 Minuten entfernten Nordseebade gleichen Namens zu danken hat. Kirche und Schule liegen dicht beisammen, wie es die Natur der Sache mit sich bringt. Dicht davor liegt der alte Dorfkrug, wo seit Generationen an Sonn- und Feiertagen die zur Kirche fahrenden Marschbewohner auszuspannen pflegen. Die dem heiligen Petrus geweihte Kirche liegt auf einer kleinen Anhöhe, inmitten eines baumlosen Friedhofes. Zwei gekreuzte Himmelsschlüssel, die sich neben Mond und Stern auch im Kirchensiegel vorfinden, sind dem mächtigen Schutzpatron und Schirmherrn zu Ehren an der östlichen Kirchenmauer angebracht worden.

Dichter Efeu rankt sein Gezweig liebevoll an dem niedrigen Gotteshause empor und umrahmt die hohen Spitzbogenfenster mit ernstem Grün. Das mit

einem schlanken Dachreiter ausgestattete Kirchlein, das im ältesten Teile dem 13. Jahrhundert entstammt, ist im Jahre 1860 einer gründlichen Renovation unterzogen worden. Interessant erscheint in baulicher Beziehung der quadratische altertümliche Chor mit jüngerem, östlich angebautem Abschluß von 5 Achteckseiten und seinen ausgetreppten Spitzbogenfenstern.

Die im Vorraum der Kirche aufgestellten Totenbahren rufen uns ein vernehmliches Memento mori zu. Das Sonnenlicht umspielt die wappengeschmückte Kanzel, die einem unbekannten Meister aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ihre Entstehung verdankt. An der Südwand des Kirchenschiffes hängt ein altes geschwärztes Epitaph aus dem Jahre 1671, das zur Erinnerung an den ersten evangelischen Prediger in St. Peter, Berend von Horsten, Sohn eines Bürgermeisters von Osnabrück, errichtet wurde.

Der spätgotische Altar mit der aus 16 Figuren bestehenden „Kreuzigung Christi" in kunstvoller Schnitzarbeit gehört noch der vorreformatorischen Zeit an.

Unerschütterliche Hoffnung, eine göttliche Zukunftsgewißheit wird den unbekannten Künstler, der in jahrelangem Mühen sein Werk zur Ehre Gottes schuf, bei seiner Arbeit geleitet haben. Die fast lebensgroßen, unbeholfenen Gestalten, vor allem Johannes mit dem Buchbeutel und Maria mit gefalteten Händen, verraten die naive Auffassung des Mittelalters, — jener Zeit, die überall und in allem den Tod sah und desto stärker das Leben lebte.

Der Friedhof enthält auffallend viele eiserne Grabkreuze. Die Holzkreuze haben bei den heftigen Westwinden einen schweren Stand. Dünengras und Heidekraut wuchern zwischen den aufgerichteten Zeichen der Hoffnung und des Glaubens.

„Harte Schläge, manche Leiden
Trugt ihr stark mit stillem Schmerz.
Drum zieht jetzt zu sel'gen Freuden
Gott euch an sein Vaterherz,"

kündet die verwitterte Inschrift eines eisernen Grabkreuzes.

Finkenwärder Fischer, die in ihrem Berufe auf dem Meere den Tod fanden, hat man hier mit anderen Schicksalsgenossen „allzufrüh und fern der Heimat" zum letzten Schlafe gebettet.

Für den Geschichtsfreund besitzt die Dorfkirche St. Peters noch eine besondere Anziehungskraft. Hier tagte im Jahre 1445 ein für die Geschicke der Landschaft verhängnisvolles Thing. Um das Jahr 1438 herrschte über Everschop und Utholm der Staller Ebi Wunneken, der in Osterhever die Ebensburg bewohnte. Durch die Verhaftung eines angesehenen Eiderstedters hatte er sich den Haß der Bevölkerung zugezogen. Sie zerstörte die Ebensburg und jagte den Staller 1439 aus dem Lande. Der vertriebene Staller wurde jedoch mit Waffengewalt wieder in sein Amt eingesetzt. Im Verein mit dem Amtmann Otto Spliedt von

Kiefernwald in den Dünen. (Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.)

Blick durch eine Dünenschlucht auf das Watt
(Nach einer Photographie von Th Möller in Kiel.)

Gottorp hielt nun der Staller Ebi Wunneken in der Kirche zu St. Peter ein Hardesthing ab. Die Bauern überfielen den Amtmann, den sie „de grote Vagt von Gottorp" nannten, und töteten 7 von seinen Leuten. Dieser Überfall kam aber den Harden teuer zu stehen. Es wurden 62 Männer aus Everschop und Utholm hingerichtet.

Schreckliche Sturmfluten und verheerende Flugsande haben das Kirchspiel wiederholt heimgesucht. Namentlich waren die Sturmfluten von 1634, 1717 und 1825 verhängnisvoll.

Durch ein aus aufeinander geschichteten Findlingen gebildetes Tor gewinnen wir den Ausgang des Dorfes. Vor uns liegt eine ganz neue, eigenartige Welt. Eine Reihe von Dünenhügeln, die schneebedeckten Gebirgstälern en miniature mit Längen- und Quertälern gleichen, flankieren die Straße. Wie der Winter den Schnee in phantastisch gestaltetem Wehen an Wegen und Schluchten lagert, so hat der Westwind hier grotesk geformte Sandberge mit welligen und zackigen Gipfeln zusammengeweht, auf denen der Strandhafer ein „einsam Leben führt." In den Dünentälern hat die Erica ihren roten Teppich ausgebreitet. Nichts erinnert hier an das laut pulsierende Leben jenseits des steinernen Tors, das Dorf und Strandlandschaft St. Peters scheidet. Kein verlockender Vogelton aus Bäumen und Büschen, nichts als das Geschrei der

Priel in den Dünen von Ording.
(Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.)

Wasservögel und die Brandung der See jenseits der Dünenhügel dringt an unser Ohr.

Dann und wann eröffnet sich zwischen den Hügeln der Blick auf das Meer. Auf den Sandbänken jenseits des Vorlandes brechen sich die Wellen in weißem Schaum. Leise, unablässig fliegt der feine Sand, vom Winde getragen, Schneegestöber an sonnigen Wintertagen vergleichbar, über den sonnbeschienenen Vorstrand nach den Dünen zu, wo er sich zwischen den Halmen des Strand-

Außendüne von Süden gesehen. Die Buschdämme links sollen die Ansammlung beschleunigen helfen, um die Lücken auszufüllen, die die Märzflut 1906 in die Dünen gerissen hat. (Nach einer Photographie von Th. Möller in Kiel.)

hafers lagert und so die Sandhügel höher und höher türmt. In der Nähe des aus wenigen einfachen Gebäuden bestehenden eigentlichen Badeortes stoßen wir wieder auf Spuren menschlichen Kulturlebens. Zwischen den Dünenhügeln, auf denen der Strandhafer im Seewinde melancholisch das Haupt neigt, mitten aus der Wildnis, erheben sich hier und da in lustige, fröhliche Farben gekleidete Sommervilleggiaturen, die aus dem weiß schimmernden Sande lebensfroh hervorleuchten.

Keine großstädtischen Häuserkolosse beengen uns die Brust und beeinträchtigen das eigenartige Landschaftsbild.

Prunklose, einstöckige Fachwerkhäuser, die erst neuerer Zeit ihre Entstehung verdanken, verkünden, daß das liebliche St. Peter mit seiner wundervollen Einsamkeit mit seiner schlichten klaren Natur mehr und mehr an Freunden gewinnt, die alljährlich hier zur herrlichen Salzflut wallfahren und in der Feiertagsstille der Dünen zum »struggle for life« neue Kräfte sammeln wollen. Buntbewimpelte Sandburgen, an denen mit Spaten und Schaufel emsig gearbeitet wird, zahlreiche Strandkörbe, in denen es sich so schön flirten läßt, geben dem Strandbilde das sattsam bekannte reizvolle Kolorit. Bei Ebbe tritt das Meer weit zurück, so daß man etwa 300 m über den welligen weißen Sandgrund ins Watt hineingehen kann.

Nicht geringeres Vergnügen als die Watt- und Strandpromenade bereitet eine Wanderung im „Walde" und in den Dünen. Der Amtsvorsteher Richardsen hat hinter den Dünen St. Peters durch eine Anpflanzung von Tannen, Kiefern und Erlen ein bleibendes Denkmal sich gesetzt. Schöne Fußwege, die die grüne Wildnis durchschneiden, schattige Ruheplätze und der Schutz vor rauhen Winden

machen das niedere Gehölz zum gern aufgesuchten Aufenthaltsort der Badegäste, die Waldesruhe dem Strandleben vorziehen.

Die höchsten Punkte der Dünen St. Peters heißen „Frahmhörn" und „Malenen-Tüll." Auf der Düne „Malenen-Tüll" (Magdalenenspitze) saß die schöne Maleen, wie die Sage berichtet, manchen Tag und manche Nacht mit ihrem Spinnrade und blickte sehnsüchtig aufs Meer hinaus, ihres Geliebten harrend, der auf die hohe See hinausgefahren war und nimmer wiederkam.

Nördlich von St. Peter, hinter Deich und Düne verborgen liegt das Dorf Ording, das aus wenigen zerstreut liegenden Häusern besteht. Bei klarem Wetter bietet sich von den Ordinger „Höhen" ein prächtiger Rundblick.

Ording ist die kleinste Festlandsgemeinde Schleswigs und wird erst in neuerer Zeit im Sommer von Fremden aufgesucht. Das Dorf hat eine Rettungsstation und eine kleine, turmlose, 1724 errichtete Kirche. Einst hat das Ordinger Gotteshaus weit draußen auf jetzigem Meeresgrund gestanden, als Ording noch eine große blühende Dorfschaft war. Meer und Sand begruben Kirche und Dorf. Bis Ende des 10. Jahrhunderts war zur Ebbezeit der alte Ordinger Friedhof mit seinen Gräbermalen noch im Wasser sichtbar. Jetzt ruht er lange im Schoße des Meeres. Die heutige vom Friedhof umgebene Kirche liegt hinter schützendem Deich auf einer wurtartigen Anhöhe. Mit klirrendem Getön öffnet sich die Tür zum Kirchlein. Die hölzerne Tonnendecke der Kirche leuchtet in arzurnem Blau, aus dem Engel, Sterne und Wolken auf uns herabschauen. Der spätgotische Altar und der figurenreiche Altar-Schrein (um 1460), sowie einige düstere Epitaphienbilder aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen noch aus dem untergegangenen Gotteshause. Der bescheidene Raum ähnelt dem Innern der Halligkirchen, die die Kunstmaler Alberts und Jessen aus Deezbüll so oft auf die Leinwand bannten. —

Auf dem Friedhof ist eine gewisse Regellosigkeit heimisch. Kein Weg führt durch die Gräberreihe. Die Natur ist an die Stelle des Gärtners getreten und hat Stein und Kreuz mit dichtem Grün umhüllt. Leise Schwermut breitet die dunkelnachtenden Schwingen über diese Stätte der Menschenvergänglichkeit. Am östlichen Ende des kleinen Gottesackers haben in langen Reihen die Namen- und Heimatlosen, die das Meer an diesen Strand führte, ihre Ruhestätten gefunden. Kein Kreuz, kein Kranz schmückt die schlichten Grabhügel. Kein Ton dringt aus der Tiefe herauf, der uns berichten könnte über ihre Lebensschicksale.

„Vergänglichkeit, wie rauschen deine Wellen,
dahin durchs Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel münden alle Quellen."

Eine interessante Persönlichkeit aus den Jahren der Erhebung.

Nach den „Erinnerungen" von Christoph v. Tiedemann: „Aus sieben Jahrzehnten", und von Generalmajor v. Holten: „Vom dänischen Hofe"

mitgeteilt von J. Fr. Dücker in Altona.

In der sog. vormärzlichen Zeit — etwa 1844 oder 1845, also um die Geburtstunde des Schleswig-Holstein-Liedes — las der Landinspektor Tiedemann in seiner Zeitung eine Anzeige, daß „ein alter Soldat, mehrerer Sprachen mächtig, im Reiten und Jagen geübt, im Abrichten von Hunden wie im L'Hombre-Spiel bewandert, ein Unterkommen auf dem Lande

suche. Er werde seine Kräfte und Künste für die Kost zur Verfügung stellen; Gehalt beanspruche er nicht."

Der Landinspektor Tiedemann wohnte auf Johannisberg und war der Besitzer des Meggerkoogs, den er als Landmesser gekauft und als guter Wirtschafter aus einer versumpften Niederung in fruchtbares Acker- und Wiesenland umgewandelt hatte. Als Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung war er damals bemüht, seine Landsleute wie einst Uwe Jens Lornsen über das Verhalten Dänemarks aufzuklären, das unser Land als seine Milchkuh behandle. „Um 38 Millionen Taler," sagte er in einer Festrede, „hat Dänemark die Herzogtümer prägraviert, d. h. auf gut Deutsch — betrogen." Durch diese volkstümliche, für den gemeinsamen Landesvater Christian VIII. ehrenrührige Übersetzung lud er sich einen Prozeß auf den Hals, in welchem er aber vom Obergericht in Glückstadt wie später von dem Ober-Appellationsgericht in Kiel freigesprochen wurde.

Für mich hatte der Name und das Schicksal Tiedemanns damals ein ganz besonderes Interesse. Mein Lehrer, ein sehr guter Mathematiker, war an schulfreien Nachmittagen und in den Ferien oft auch Landmesser, und ich war dabei häufig sein Handlanger und Lehrling. Er zeigte mir alles, lieh mir sogar zuweilen sein Landmessergerät, die langen Ruten, um die Felder meines Vaters ebenso zu behandeln. Nach dem Schluß der Schulstunden saß ich im Sommer oft stundenlang neben ihm auf der Schulbank, sah, wie er mit Hilfe eines verjüngten Maßstabes eine Karte des gemessenen Feldes machte, und berechnete mit ihm die Größe der einzelnen Flächen. Diese Nebenbeschäftigung gewann mich für den Landmesserberuf, und der Kirchspielvogt sagte eines Tages zu meinem Vater: „Der Junge muß Landmesser werden. Ich schreibe an meinen Freund Tiedemann; wenn er einen Lehrling brauchen kann, wird er ihn nehmen." Tiedemann aber antwortete, daß er Ostern 1842 noch keinen Lehrling brauchen könne; ich müsse noch ein Jahr warten und möge mich bis dahin weiter unterrichten lassen. Das geschah denn nun, und ein Kandidat der Theologie, der mich konfirmiert hatte, gab mir wöchentlich Stunden in der Geschichte, der Geographie und im Deutschen. Die Landmesserübungen wurden den Sommer über fortgesetzt. Als das Wartejahr halb verstrichen war, fand ich Gelegenheit zu einer Anstellung als Unterlehrer, und mein Lieblingswunsch Landmesser zu werden ward nicht erfüllt. Ich las und hörte aber in meiner Präparandenzeit von 1842—45 mit dem größten Interesse von dem Landinspektor Tiedemann und seinen patriotischen Bestrebungen erzählen.

Beim Lesen jener Anzeige war Tiedemann weder Landmesser, noch Wirtschafter, noch Patriot; ihn trieb seine natürliche Gutmütigkeit und die Neugier, sich mit dem Verfasser der Anzeige in Verbindung zu setzen und ihn zu sich einzuladen.

Acht Tage später erschien der „alte Soldat," ein kräftiger, breitschulteriger Mann mit wettergebräuntem Gesicht, mit struppigem Bart und Haar. Unter buschigen Augenbrauen leuchteten ein Paar Falkenaugen hervor. Auf dem Rücken trug er einen Feldtornister, an der Seite eine Jagdtasche, in der Hand eine Doppelflinte. Sein Anzug war schäbig. Auf Befragen erzählte der alte Landsknecht, daß er am 4. Oktober 1793 in Norwegen geboren sei und als Offizier nach einander in dänischen, preußischen und französischen Diensten gestanden habe. Sein Name sei Helgesen, Kapitän Helgesen."

Der Landinspektor gab ihm zunächst einen besseren Anzug und dann wies er ihm ein kleines Haus in der Nähe des Herrenhauses als Wohnung an, und Kapitän Helgesen lebte nun in seinem Häuschen wie ein amerikanischer Jäger

in seiner Waldhütte, durchstreifte zu Fuß und zu Roß den ganzen Meggerkoog und die Umgegend; er war bald mit allen Wegen und Pfaden, ebenso mit den Bewohnern bekannt. Wenn man ihn spät abends durch die Ritzen der Fensterladen beobachtete, da sah man oft, wie er Kräuter kochte und Flüssigkeiten mischte oder wie er eine gefangene Fischotter abrichtete, daß sie ihm wie ein wohlerzogener Jagdhund Fische apportieren mußte. Die Leute auf Johannisberg hielten ihn für einen Zauberer oder Hexenmeister und erzählten, daß er mit seinem Blick störrische Pferde und bissige Hunde zähmen, daß er das Fieber vertreiben und Blut stillen, ja, daß er sich unsichtbar machen und so ungesehen das Tun und Treiben der Menschen beobachten könne, und Helgesen schmunzelte, wenn in seiner Anwesenheit davon die Rede war. Der Landinspektor unterhielt sich oft mit ihm und mußte gestehen, daß er zwar ein wunderlicher Herr, aber ein feingebildeter Mann sei, der viel durchgemacht habe. „Der Mann muß tief in die Karten aller Parteien gesehen haben," sagte er.

Als Tiedemann eines Tages aus der Zeitung erfuhr, daß in Christiansfeld die Stelle eines Postmeisters vakant sei, beredete er Helgesen, sich für diesen Posten zu melden. Postmeisterstellen in Schleswig-Holstein wurden ja damals meistens mit verabschiedeten dänischen Offizieren besetzt, und Helgesen war 1814, als Christian VIII. noch Kronprinz von Dänemark und Statthalter von Norwegen war, eine Zeitlang sein Adjutant gewesen. Helgesen setzte sich also an den Schreibtisch und schrieb direkt an Christian VIII.:

„Mein König, Du wirst Dich Deines Adjutanten von 1814 erinnern. Auch hast Du hoffentlich nicht vergessen, daß Du mir einst versprachst, mir zu helfen, wenn ich Deine Hilfe anriefe. Ich rufe Dich jetzt und bitte: Verleihe mir die Postmeisterstelle in Christiansfeld. Dein getreuer Helgesen."

Dieses originelle Schreiben wurde trotz aller Bitten und Ratschläge Tiedemanns, es abzuändern, abgesandt und blieb natürlich ohne Antwort; aber Helgesen faßte nun bittern Groll gegen den König, dem er Falschheit und Treulosigkeit vorwarf.

Wenige Wochen später starb König Christian VIII.; in Kiel wurde am 24. März 1848 eine provisorische Regierung eingesetzt, und der Bruder des Herzogs von Augustenburg, Prinz Friedrich von Noer, das militärische Mitglied dieser Regierung, überrumpelte mit den Lauenburgischen Jägern, den Studenten und den Kieler Turnern die Festung Rendsbnrg. Da nun die dänisch gesonnenen Offiziere nicht an der Erhebung teilnehmen wollten, ihren Abschied erhielten und nach Kopenhagen gingen, da konnte man ja für die neue schleswig-holsteinische Armee tüchtige Offiziere gebrauchen. Daher wollte Helgesen nun auch nicht länger auf Johannisberg bleiben; er brannte darauf, seine militärische Laufbahn wieder aufzunehmen. Der Landinspektor, ein leidenschaftlicher Patriot, überließ ihm ein junges, edles Reitpferd, einen Fuchs, zur Benutzung, und Helgesen ritt nach Rendsburg, um sich, mit einem Empfehlungsschreiben seines Wirtes versehen, dem Prinzen zur Verfügung zu stellen.

Der Prinz, ein Aristokrat vom reinsten Wasser, aber ein Grobian, war ein Gegner des Landinspektors, der als freisinniger Volksmann die allgemeine Volksbewaffnung gefordert und sich wegen dieses Vorschlages mit dem launenhaften und jähzornigen Prinzen kurz vorher überworfen hatte. Wie konnte ein solcher Mann sich unterstehen, ihm einen Offizier zu empfehlen! Er zerriß wütend das Empfehlungsschreiben, warf die Fetzen auf den Fußboden und donnerte Helgesen an, als ob er ein Schuljunge sei. „Wagen Sie mir mit Empfehlungen von dem alten Stänker zu kommen?" schrie er. „Ich kann Sie nicht gebrauchen. Scheren Sie sich zum Teufel!" Helgesen sah den Prinzen

mit seinen Falkenaugen an, als ob er ihn mit seinem Blick durchbohren wollte. „Zu Befehl, Durchlaucht!" brüllte er dann, schlug die Hacken zusammen, machte Kehrt, sattelte den geliehenen Fuchs und ritt — direkt in das dänische Lager.

Nach einigen Wochen schrieb er an den Landinspektor, daß es ihm unmöglich gewesen sei, dem ausbrechenden Kampfe untätig zuzuschauen. Vom Prinzen schnöde zurückgewiesen, habe er dem Dänenkönig Friedrich VII. seinen Degen zur Verfügung gestellt. Den Fuchs wolle er zum Andenken an seinen edlen Gastgeber behalten.

Nach dem Ausfall und der Schlacht bei Fridericia 1849 hörte der Landinspektor zum erstenmal wieder von seinem wunderlichen Gaste. Zurückgekehrte schleswig-holsteinische Gefangene aus dem Meggerkoog erzählten ihm, daß sie am Tage nach der Schlacht bei einem höheren dänischen Offizier, der hoch zu Roß am Wege gehalten, vorbeidefiliert und angehalten worden seien. Dieser Offizier habe sich angelegentlich nach dem Landinspektor und seiner Familie erkundigt, habe ihnen ein Geldgeschenk gegeben und ihnen herzliche Grüße aufgetragen. Das sei Oberstleutnant Helgesen gewesen.

Bald darauf rückte Helgesen zum Oberst auf, und 1850 erschien er an der Spitze von zwei jütischen Bataillonen und mehreren Batterien in Friedrichstadt, den rechten Flügel der dänischen Aufstellung bildend, schuf die offene Stadt durch Schanzen und Gräben in eine Festung um und nahm daneben seine alten Beziehungen zur Landbevölkerung wieder auf, so daß er sich von jedem Vorhaben der Schleswig-Holsteiner aufs genaueste zu unterrichten wußte.

Vom 29. September bis zum 5. Oktober 1850 wurde die Stadt von den Schleswig-Holsteinern bombardiert. Am 4. Oktober, dem Geburtstage Helgesens — so erzählt v. Holten (S. 112) nach dem Bericht eines Augenzeugen — ging Helgesen mit seinem Stock in der Hand über den Markt, begleitet von einem Adjutanten. Ein Schneider, der glauben mochte, daß nun die Stunde der Befreiung geschlagen habe, stürzte in Hemdärmeln und mit der schleswig-holsteinischen Kokarde an der Mütze aus einer Haustür auf den Marktplatz. „Unsere Brüder sind da! Es lebe Schleswig-Holstein!" schrie er. Da ließ Helgesen ihn sofort anhalten und sagte zu einer Schildwache: „Kannst du ihn besorgen?" — „Ja, Herr Kommandant," erwiderte der Däne, „soll ich ihn einstecken?" — „Nein, beim Teufel," befahl Helgesen, „du sollst ihn verhauen; ich halte dein Gewehr." Und der unglückliche Schneider erhielt zwanzig Schläge über den Rücken, während Bomben und Granaten über ihm platzten. „Spektakel können sie mit ihren Kanonen und Gewehren machen," sagte Helgesen; „wenn sie aber Friedrichstadt haben wollen, so müssen sie es mit den Nägeln loskratzen." In der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober drangen die Schleswig-Holsteiner mit Todesverachtung vor und mußten stellenweise durch Wasser waten, das ihnen bis an den Hals ging. Einer kleinen Abteilung gelang es, auf der Chaussee über die vielfachen Verhaue weg näher an die Stadt zu dringen, so daß den Dänen bedenklich zumute wurde. „Helgesen befand sich in dem Blockhause," erzählt Christoph v. Tiedemann, „in der Borkmühlenschanze. Die kurze Pfeife im Munde, saß er an einem Tisch, auf dem sich eine Schnapsflasche und einige Gläser befanden, und erteilte mit größter Kaltblütigkeit seine Befehle. Da stürzte einer seiner Offiziere herein und rief: „Herr Oberst, wir sind verloren! Die Stadt wird genommen!" Helgesen schenkte ein Glas ein, als wenn er nichts gehört hätte. „Darf ich Ihnen einen Bittern anbieten, Herr Kapitän?" fragte er. Dann stand er auf, stopfte sich ruhig eine frische Pfeife, stellte sich an die Spitze zweier, rasch zusammengezogener Kompagnien und warf nach einem wütenden Handgemenge die vorgedrungenen Schleswig-Holsteiner zurück."

Nach dieser Friedrichstädter Affäre war Helgesen der volkstümlichste Mann im ganzen skandinavischen Norden. Die dortigen Zeitungen brachten sein Bild; Dichter rühmten seinen Mut und seine Tapferkeit; die dänischen Soldaten sangen auf ihren Märschen seine Loblieder, und die nordischen Fürsten schmückten seine Brust mit Orden.

Nach der schmählichen Auslieferung Schleswigs durch die deutschen Großmächte wurde Helgesen Kommandant von Schleswig und Oberbefehlshaber über alle dänischen Truppen zwischen Eider und Schlei, und als nun die kleinlichen und peinlichen Quälereien für die schleswig-holsteinischen Patrioten an der Tagesordnung waren, konnte Helgesen beweisen, daß er die ihm auf Johannisberg bewiesene Gastfreundschaft nicht vergessen hatte. Der Landinspektor Tiedemann war freilich im Mai, im fünften Monat nach der Auslieferung, vor Gram gestorben; aber seine Familie lebte noch auf Johannisberg und sollte jetzt nicht weniger als 10800 Mark bezahlen, die in den drei letzten Jahren statt an Dänemark an die schleswig-holsteinische Regierung als Steuern entrichtet waren. Die Exekution stand vor der Tür. Da gab Helgesen dem Rittmeister, der mit seinen Dragonern im Meggerkoog einquartiert war, den gemessenen Befehl, „jeden Exekutor, er möge in Uniform oder Zivil erscheinen, beim Kragen zu nehmen und nach Schleswig abzuliefern." Er wolle hiermit, schrieb er gleichzeitig an die Frau Landinspektor, den Fuchs bezahlen, den er 1848 mitgenommen habe und nicht mehr zurückliefern könne, weil das edle Tier in der Schlacht bei Idstedt unter ihm erschossen sei.

Nachdem auch Holstein den Dänen überliefert worden war, wurde Helgesen, der inzwischen zum General ernannt worden war, Gouverneur von Rendsburg; Militär- und Polizeigewalt ruhten in seiner rauhen Hand, und er herrschte dort mit der Willkür eines türkischen Paschas, — aber mit Humor. Als die dortige Bürgerschaft eines Tages — ohne, wie sonst üblich gewesen, den Gouverneur einzuladen — nach dem Klosterkrug hinausgezogen war, um ihr Vogelschießen wie früher zu feiern, ließ er abends die Tore schließen, und alles Klopfen und Rütteln, alles Verhandeln mit der dänischen Wachmannschaft war vergeblich. Die Rendsburger Schützenbrüder mußten mit Weib und Kind die Nacht über in Sturm und Regen draußen bleiben. Drei junge Damen, den besten Familien Rendsburgs angehörend, wollten den alten Haudegen dafür gründlich ärgern und ihm zum Trotz in den verbotenen schleswig-holsteinischen Landesfarben durch die Straßen spazieren. Die eine kleidete sich ganz in Blau, die andere in Weiß, die dritte in Rot, und so spazierten sie, wenn auch mit klopfendem Herzen, Arm in Arm an dem Gouvernementsgebäude vorüber. Helgesen stand schmunzelnd am Fenster und betrachtete sie eine Zeitlang mit Wohlgefallen; dann ließ er sie durch einen Adjutanten auffordern, vor ihm zu erscheinen. Zum Tode erschrocken folgten die jungen Damen der Einladung. Helgesen aber empfing sie mit ausgezeichneter Höflichkeit, ließ ihnen Schokolade und Kuchen reichen und unterhielt sie mit Scherzen und Neckereien. Nachdem sie so etwa eine halbe Stunde bei ihm gewesen und nun aufatmend Abschied nehmen wollten, geleitete er sie galant bis zur Tür. Dann sagte er plötzlich: „Ich bedaure, die Blaue noch einen Augenblick zurückhalten zu müssen; es wird mir ein besonderes Vergnügen machen, die beiden andern in den dänischen Farben durch die Straßen promenieren zu sehen."

Von seiner Leidenschaft für die Dressur von Tieren konnte er auch als General nicht lassen. „Ich fand ihn," erzählt v. Holten, „mit der langen Pfeife auf dem Sofa sitzend, eine junge Otter auf jeder Seite neben sich. Diese jungen Ottern dressierte er mit seltener Geduld für den Fischfang." Auch

Christoph v. Tiedemann, der Sohn des Landinspektors, hat ihn in Rendsburg besucht. „In der Mitte seines Zimmers," erzählt er, „stand ein länglicher Trog, mit dem verschiedensten Futter gefüllt. Aus diesem Troge fraßen in brüderlicher Eintracht neben einander mehrere Hunde, mehrere Katzen, ein paar Ziegen, ein Fuchs, zwei Fischottern und drei oder vier Kaninchen; eine lange, schlanke Reitgerte in der Hand, überwachte der Gouverneur das Mittagsmahl seiner vierbeinigen Zöglinge." „Es war ein merkwürdiger Anblick," erzählt v. Holten, „Helgesen zu sehen, wenn er auf die Jagd ging. Zuerst kam seine Bagage und Dienerschaft in einem Wagen mit seinen zwei Reitpferden bespannt. Darauf folgte er selbst in einem von zwei kleinen norwegischen Pferden gezogenen Fuhrwerk, hinten im Gefährt ein Taubenschlag und zwei Ottern; ein halbes Dutzend heulender Hunde bildete die Begleitung." v. Tiedemann hatte schon als Knabe die Otterzähmung angesehen. Das Tier biß sich fest in der linken Hand seines Meisters und wollte sich nicht abschütteln lassen. „Ah, lang' mir mal den Retstock her," sagte Helgesen; „wir wollen sehen, wer es am längsten aushält." Dann schlug er so lange auf die Otter los, bis sie nicht nur losließ, sondern auch ausgeführt hatte, was er von ihr verlangte. Um seine blutige Hand bemühte sich Helgesen erst, als die Züchtigung zu dem gewünschten Resultat geführt hatte. Einem seiner Diener muß es im Verkehr mit der Otter ähnlich ergangen sein; denn v. Holten erzählt, daß er einmal mit einem Kutscher gefahren sei, dem ein Glied von einem seiner Finger fehlte. „Ich fragte ihn," erzählt er, „ob er es durch eine Kugel verloren habe." „Nein," antwortete er, „das war eine Otter, die hieß Pêscheur. Ich diente damals bei General Helgesen."

Auch dem Spiel war Helgesen treu geblieben; aber auf diesem Gebiet wandte Fortuna ihm nach wie vor den Rücken, so daß er nicht nur das prachtvolle Mobiliar, das ihm der König für seine Wohnung im Gouvernementsgebäude geschenkt hatte, sondern auch alle ihm von hoher Hand verliehenen Orden schließlich versetzen mußte. Er konnte beides natürlich leicht entbehren; es ward ihm aber doch etwas sonderbar zumute, wenn er daran dachte, daß der König auf den Einfall kommen könnte, die Herzogtümer und namentlich Rendsburg zu besuchen.

Helgesen erhielt endlich mit mehreren andern Offizieren seinen Abschied, und da hat ihn v. Holten auch in Kopenhagen gesehen. „Ich traf ihn," erzählt er, „im Vorzimmer des Königs und fragte ihn, ob er längere Zeit hier bleibe. „Nein, hol mich der Teufel, wenn ich es tue," erwiderte er; „ich passe nicht in diese Verhältnisse. Ich gehe hier herum und schwitze vor Angst wie ein Esel."

„Ende der fünfziger Jahre," erzählt v. Tiedemann, „ist der alte Landsknecht gestorben. Noch in den letzten Tagen vor seinem Ende war er beim Morgengrauen zum Festungstor hinausgeritten, um draußen auf den gepachteten Jagdgründen mit seinen Hunden und Ottern bis zum letzten Strahl der Sonne zu jagen. Da ereilte ihn ohne Krankenlager schmerzlos der Tod. Seine Leiche wurde mit militärischem Gepränge nach Kopenhagen geführt und dort auf dem Soldatenkirchhof neben seinen Landsleuten und Waffengefährten, den Generälen Rye und Schleppegrell, von denen der erstere in der Schlacht vor Fridericia, der andere in der Schlacht bei Idstedt fiel, begraben; beide hatten schon 1814 wie er dem Statthalter von Norwegen gedient."

Was hätte aus der schleswig-holsteinischen Erhebung werden können, wenn Prinz Friedrich von Noer dem Kapitän Helgesen Gelegenheit gegeben hätte, der schleswig-holsteinischen Sache zu dienen! Vielleicht wäre Helgesen ein nordischer Garibaldi geworden; jedenfalls wäre die Schlacht bei Idstedt unter ihm und v. d. Horst nicht verloren gegangen.

Der Warnspruch.[1])

Lübecker Ballade.

Das letzte Feuer, das erste Gras:
Da tranken die Herren den Hippokras.
Um des würzigen Glühweins Purpurrund
Am Silberschauer das Sprüchlein stund:
„Da danßt Bornholm hen.“ —
Auf Kronborg ist man der Freude hold.
Es rollt das Gold wie die Woge rollt.
Es springt wie die Flut der Wein vom Faß.
„Die Pfefferſäcke bezahlen das:
„Söven un söventig hense,
„Söven un söventig gense.
„Bieten mi nich de gense,
„Frag ick 'n Dreck na de Hense!“
Da braust es mit blankem Gefieder herbei.
Zum Kampfe gellt's wie der Wildgans Geschrei.
Grauschwingig schatten Trauer und Sorg':
Das schafft von Lübeck Hans Wittenborg.

„Und schlug mir den eignen Sohn ihr Geschoß —
„Man biete die Herren zum Tanz aufs Schloß.“
Wie Schnee taut Wittenborgs trotz'ger Sinn
Vor den Sonnenaugen der Königin.

„O schönste Kön'gin, ein Tanz mit Dir!“
„Herr Wittenborg, sprich, wie bürgst Du mir?“
„Die Insel Bornholm sei Freundschaftspfand ...“
Hans Wittenborg faßt ihre weiße Hand:
Da danßt Bornholm hen. —
Auf Lübecks Marktplatz ein Purpurrund.
Inmitten Herrn Wittenborgs Richtblock stund! —
Das erste Feuer, das letzte Gras:
Da tranken die Herren den Hippokras ...

Dresden. Marianne Mewis.

Naturgeschichtliche Studien im Treibsel der Nordsee.[2])

Von **Philippsen** in Flensburg.

I.

Wer jemals an der Meeresküste geweilt hat, der wird auch wohl von dem Treibsel gehört haben; aber wohl nur wenige haben es der Mühe wert geachtet, demselben besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Unter Treibsel versteht man alle an den Strand getriebenen Gegenstände, gleich welcher Herkunft, in erster Linie jedoch die angetriebenen Organismen

---

[1]) Die Ballade bezieht sich auf eine Mitteilung im Müllenhoff, S. 537, die besagt, daß „der Lübecker Bürgemeister habe die Ehre haben wollen, mit der Frau Königin zu tanzen, welches ihm auch gewährt worden, unter der Bedingung, daß Bornholm wieder an den König käme.“ Mit Bezug darauf ist die in dem Gedicht benutzte Redensart — da danßt Bornholm hen — im Volke entstanden. Die Schriftleitung.

[2]) Vorliegende Abhandlung ist, abgesehen von einigen Umänderungen, einem demnächst im Verlage von Max Hansen in Glückstadt erscheinenden Büchlein „Naturgeschichtlicher Führer durch die Nordseebäder“ von Philippsen entnommen.

des Meeres, und dergleichen sind nicht wenige, so daß man wohl von naturgeschichtlichen Studien des Treibsels sprechen kann, und jeder Naturfreund wird gut tun, dem Treibsel seine besondere Aufmerksamkeit zuzulenken.

Die größte Menge des Treibsels stammt natürlich aus dem Pflanzenreich, und Seegras und Seealgen bilden oft einen hohen Wall; häufig sieht man gar mehrere Reihen, die anzeigen, wie hoch die letzten oder höchsten Fluten den Strand bespülten. Der Blasentang, Fucus vesiculosus und platycarpus sind als häufigste Algen natürlich am stärksten vertreten; aber auch die Meersaite, Chorda filum, der Kraustang oder das Karaphenmoos, Chondrus crispus, die Arten der grünen Meersalate, wovon am bekanntesten Ulva lactuca und Monostroma latissimum sind, sowie zierliche Rottange, wie der Horntang, Ceramium rubrum u. a. sind in der Küstenzone losgerissen und an den Strand geworfen worden. Andere Arten, namentlich die großen Brauntange, treiben von den Felsen Helgolands, des Borkum-Riffs oder gar von der englischen Küste herüber, so der Knotentang, Fucodium nodosum, die Meereiche oder -schote, Halidrys siliquosa, der Zuckertang, Laminaria saccharina, die Meerpalme, Laminaria digitata u. a., oft mit epiphytisch auf ihnen sitzenden zierlichen Rotalgen bedeckt; gar den Golftang, Sargassum bacciferum Ag. aus dem atlantischen Ozean habe ich unter dem Treibsel der Nordsee gefunden. Algensammler finden also stets reiche Ausbeute; manche Arten sind allerdings etwas zerrissen, abgebleichte Algen aber ergeben bessere Präparate als zu intensiv gefärbte. Unkundige zählen auch das Seemoos mit seinen Abarten zu den Algen, obgleich es zu den Polypentieren gehört. Sonst findet man im Treibsel die großen schwarzen Knollen der Meerbinse, Scirpus maritimus oder eingetrocknete Exemplare des Queller, Salicornea herbacea und manche andere Pflanzen und Pflanzenteile. Mit den Flüssen aus dem Binnenlande, besonders im Winter mit dem Eise, werden aus dem Innern des europäischen Festlandes zahllose Früchte ins Meer geführt und hier an den Strand geworfen; ihre Keimkraft aber haben sie auf der Reise eingebüßt. Wer besonderes Glück hat, der findet eine große, plattgedrückte, kastanienbraune Frucht, die Riesenhülse oder Meerbohne, Entada gigalobium DC., die in Mittelamerika beheimatet ist und die mit dem Golfstrom hier herüber treibt. In die Nordsee gelangt diese Frucht nur selten, auf Nowaja Semlja aber hat eine Bucht nach dem häufigen Vorkommen derselben den Namen Kastanienbai bekommen. Andere tropische Früchte, wie die Kokosnuß aus dem östlichen Ozean; Arachis hypogaea L., Erdnuß oder Erdeichel aus Afrika oder Südamerika; Bertholletia excelsa Humb., Paranuß aus Südamerika; Phytelephas macrocarpa, Steinnuß aus Südamerika und andere mehr dürften wohl, da sie wichtige Handelsartikel sind und vielfache Verwendung finden, eher von Schiffen stammen. Hasel- und Walnüsse, Kastanien, auch Früchte der echten Kastanie finden sich öfters im Treibsel; Apfelsinen, Zitronen, Äpfel und andere Früchte treiben oft vollständig frisch und genießbar an. Von Schiffen stammen auch die zahllosen Bambusstäbe, die man in allen Stärken und Längen finden kann; sie sind von Ostindien mitgebracht zum Verstauen der Ladung und werden nach dem Löschen in der Nordsee einfach über Bord geworfen. Korkplatten, Korkringe usw. stammen von den Fischerböten her.

Auch aus dem Tierreiche stammen manche interessante Treibgegenstände. Zunächst findet man nicht selten Leichen von Vögeln und Seehunden, im Sommer von den Sonntagsschützen unter den Kurgästen wundgeschossene und dann verendete Tiere, im Winter von Vögeln, die oft aus dem hohen Norden kommen und die durch Hunger und Entbehrung ermattet und entkräftet ihren Tod in den Wellen gefunden haben. Der Vogelsammler, der Ornithologe findet am

Rocheneier (von links nach rechts gezählt):
1. Raja clavata, 2. R. batis, 3. R. radiata, 4. R. clavata mit Eierklumpen von Loligo media.

Strande oft reiche, seltene Ausbeute. Nach Stürmen findet man auch wohl kleine Tümmler angetrieben, meistens aber stark beschädigt.

Besonders häufig findet man im Treibsel die Rocheneier, viereckige, vierzipflige hohle Gebilde; die glänzend schwarzen stammen vom Stachelrochen, Raja clavata, die langen braunen, seidenhaarigen vom Glattrochen, Raja bata und die kleinen aufgeblasenen, langzipfligen vom Sternrochen, Raja radiata. Ganz ähnlich sind die Eier einiger Haifisch-Arten, doch sind diese gelbbraun und haben an den Ecken lange, spiralig aufgewundene Zipfel; solche sind sehr selten an der Nordseeküste zu finden, weil die meisten Haie der Nordsee lebende Junge zur Welt bringen. In den Rocheneiern kann man gelegentlich noch den Embryo finden, den jungen Fisch mit dem Dottersack. An Rocheneiern sitzen manchmal kleine glockenförmige, gelbbraune Gebilde, ähnlich trockenen Heideblüten; es sind das die sogenannten Seetrauben, Eier des Kalmars, Loligo media. Der Kalmar ist ein Weichtier und ein naher Verwandter des Tintenfisches, Sepia officinalis, von dem die länglichrunde, aus weißem Kalk bestehende Rückenschulpe manchmal massenhaft antreibt. Der Tintenfisch selbst treibt selten an, gelegentlich findet man nach heftigen Stürmen tote Tiere im Seetang. Häufig sind natürlich die Schalen der andern Weichtiere, der Schnecken und Muscheln. Alle in der Nordsee vorkommenden Mollusken lassen sich aus dem Treibsel sammeln; manche Arten findet man eigentlich nur da, weil sie wegen ihrer Seltenheit oder ihrer geringen Größe schwer zu fischen sind.

Mit Muscheln haben die Entenmuscheln große Ähnlichkeit; Lepas hilli sitzt mit einem fleischigen Stiel auf Treibholz oder sonstigen Treibgegenständen, Lepas fascicularis sitzt meistens auf Tang. Entenmuscheln nennt man sie, weil nach dem Volksmund aus ihnen die wilden Enten entstehen sollten, was man ja wohl begreifen kann, da im Herbste nach dem Verschwinden der Entenmuscheln die großen Scharen der wilden Enten und Gänse eintreffen, die jedenfalls das Meer von den noch treibenden Entenmuscheln säubern. Zu den Krebstieren gehören sonst noch die kleinen weißen Kalkkegel der Seepocken oder Seewarzen, Balanus, die man auf Steinen, Muschelschalen usw. findet. Massenhaft findet man die Panzer der Krebse, der Strandkrabbe, der Schwimmkrabbe, auch der Seespinne oder gar des breiten Taschenkrebses, manchmal gar die vollständige äußere Hülle; denn bei der Häutung schlüpft der Krebs so geschickt aus seiner Schale, daß man nachher garnicht die Bruchstelle entdecken kann. Einzelne Körperteile von den vielgliedrigen Krebsen sind sehr häufig und bilden stellenweise ganze Lager; besonders interessant sind die riesigen Zangen des breiten Taschenkrebses, der häufiger als der Hummer vorkommt. Als größte Seltenheit spülen Sturmfluten die Gespenstkrabbe oder Spinnenkrabbe, Stenorhynchus rostratus an den Strand, die mit ihren langen Beinen an die Wundertiere der Tiefsee erinnert.

Hier müssen auch die verschiedenen Arten des Seemooses erwähnt werden, d. s. pflanzenähnliche Gebilde, die der Laie schlechterdings nicht von den Algen wird unterscheiden können. Der Stock ist gelbbraun, hornig, biegsam, an den Ästen sitzen die kleinen Polypenstöcke. Beim gewöhnlichen Seemoos, Sertularia argentea sind die Zweige kurz und buschlig, beim Korallenmoos, Hydrallmania falcata sind sie gefiedert. Die kleine Obelia geniculata und Campanularia flexuosa überziehen Algen, Holz oder andere Treibgegenstände mit ihren kurzen, grünweißen Stöcken, die im Dunkeln beim Berühren wunderbarschön grün phosphorescieren. Die größeren Seemoosarten werden gefischt, indem man einen viereckigen Rahmen aus Stacheldraht über den Meeresboden schleift, woran sich das Seemoos dann festsetzt. Sehr viele Seemoosstücke aber werden losgerissen und treiben an den Strand, oft so massenhaft, daß es lohnend ist, dieselben zu sammeln. Gegenwärtig beschäftigen sich ganze Fischerflottillen mit dem Fischen von Seemoos und zahllose Kinder verdienen sich durch Seemoossammeln einen Sparpfennig. — Ein pflanzenähnliches Aussehen haben ebenfalls verschiedene Bryozoen, die man häufig im Treibsel findet. Im Winter und Frühjahr ist überall die Mooskoralle, Flustra foliacea häufig, deren zierliche Zellen zu breiten, blattförmigen Gebilden vereinigt sind; am unteren Blattteil findet man vielfach die schneeweißen Fäden von Crisia eburnea. Weiß der gewöhnliche Mensch diese beiden Arten nicht unterzubringen, so wird er bei dem Fingerpolyp oder Neptunsfinger, Alcyonidium gelatinosum sicher auf eine Alge wetten und hat doch eine Moostierchen-Kolonie vor sich, wo die Einzeltierchen in einer gelbbraunen, baumförmig verzweigten, schlüpfrigen Masse liegen. Diese Art treibt besonders im Frühjahr und Sommer an, und hat man täglich Gelegenheit, ein ungläubiges Kopfschütteln der Kurgäste über die eigenartige Beschaffenheit dieses algenähnlichen Tierstockes zu sehen. Zu den Bryozoen gehören auch die verschiedenen Arten der Rinden- oder Krustenkorallen, Membranipora, die feinzellige Überzüge auf Algen, Steinen, Muscheln, Krebsen, Treibflaschen usw. bilden.

Der tierische Treibsel der Nordsee gehört aber nicht ausschließlich seinem Ursprunge nach der See an; denn ähnlich wie manche Pflanzenteile macht auch dieser weite Reisen, teils von fremden Küsten, teils mit den Flüssen aus dem Binnenlande. So kann man besonders im Frühjahr große Mengen von Land- und Süßwasserschnecken im Treibsel auflesen, die bei den Überschwemmungen und Eisfluten der Flüsse in die Nordsee entführt, hier an die Küsten gespült werden. Wie würde ein fremder Sammler erstaunt sein, wenn er hier am Nordseestrande auffammeln könnte Helix arbustorum, Trigonostoma bispida, Achatina lubrica, Pupa muscorum, Planorbis marginatus und vortes, Paludina achatina und vivipara, Bythinella tentaculata, ferner Anadonta mutabilis, Cyclus corneus u. a., alles Arten, die, abgesehen von Achatina, Pupa und Cyclus, hier nicht heimisch sind. Auch tropische Konchylien kann man finden, doch dürften diese wohl von Kurgästen, namentlich von spielenden Kindern verloren worden sein. Aber auch Insekten kann man im Treibsel finden: manche Arten dürften mit dem Winde auf die See hinausfliegen, bis sie ermattet ins Wasser fallen; andere, besonders die Wasserkäfer, tauchen versehentlich in die See hinein und finden in der salzigen Flut ihr Ende; aber wohl die meisten werden mit den Flüssen aus dem Binnenlande in die See geschifft und an den Strand geworfen. Besonders die mit einer harten Chitinhaut bedeckten Insekten, also Käfer und Wanzen, werden in großen Mengen, oft ganz unbeschädigt, wie regelrecht präpariert an den Strand geworfen, und ein Insektensammler hat hier bequem arbeiten; nur schade, daß alle diese Arten ihren Heimatsschein

nicht mit sich führen. Weite Reisen legen auch oft die Seeigelschalen zurück, bevor sie an den Strand geworfen werden, namentlich der kleine Herzigel, Echinocardium cordatum, der besonders im Winter und Frühjahr sich im Treibsel findet, Schalen des gemeinen Seeigels, Echinus miliaris findet man mit und ohne Stacheln das ganze Jahr hindurch.

Tanzreime [Nachtrag].[1])

Zusammengestellt von **G. F. Meyer** in Kiel.

1. Huch, Johann, wat lach de Diern,
Wat bewert ehr de Buk,
Dat deit de sure Bottermelk,[1])
De will nich weller rut.
(Dithmarschen.)

[1]) Dat deit de biage Bottermelk,
De kömmt woll weller rut.

2. :|: In Rüsdörp, in Rüsdörp, dar lewt
wi lustig op de Welt, :|:
Un dat för wenig Geld;
Dor ät wi Stuten un Smoraal,
Dat Fett löppt uns bi'n Bart hendal.
:|: In Rüsdörp, in Rüsdörp, dar lewt
wi lustig op de Welt. :|:
(Dithmarschen.)

3. (11.) Aal, gröne Aal,
Dat Kleed is vun Fidahl,
Dat allerbeste Wullmußlin,
Dat is bi Koopmann X to kriegn.
(Dithmarschen.)

4. Ik will för dusend Daler ni,
Dat mi de Kopp af wär,
Denn lep ik mit den Rump ümher
Un wüß ni, wo ik wär.

5. Gretjen, kam mal vör de Dör,
Kam mal 'n betjen rut;
Wi beid'n wüllt spazeeren gahn,
Denn schast du warrn min Brut.
Juchheirassa, juchheirassa,
Kridewidewitt juchheirassa!
Juchheirassa, juchheirassa,
Kridewidewittjambum!
(Dithmarschen.)

6. (s. 1903 S. 192 Nr. 8).
Dat durt nich ümmer un ewig,
Fru, iang mi den Buddel mal her;
Langst du mi den Buddel nich her,
Büst du mine Fru nich mehr;
Dat durt nich ümmer un ewig,
Fru, lang mi den Buddel mal her.
(Dithmarschen.)

7. Dat söste Bok Moses,
Dat söste Kapitel,
Wat dans de oi Buer,
Wat slög em de Kittel. (Ostholstein.)

8. (4.) O Hannes, wat 'n Hot,
De Hot de kieed di got,
De Hot de het dree Daier kost,
Dree Daier het de Hot je kost.
O Hannes, wat 'n Hot,
De Hot de kieed di got. (Ostholstein.)

9. Een, twee, dree, veer,
De Snider mit de Scheer,
De Schoster mit 'n Preen
Stek den Snider in't Been,
De Snider wör hink'n,
De Schoster wör stink'n. (Ostholstein.)

10. De Bur sin Liese, oha, wat för een Deern,
Se har so'n grot Og'n, so hell wi en Stern,
So blau as de Himmel, so deep as de Sot,
Wer darin kiekt, het richti sin Not.
(Ostholstein.)

11. Bi'n Meierhof, bi'n Meierhof,
Wo all de hübschen Blomen staht,
De gelen, de plück ik af,
De rod'n lat ik stahn,
De jung'n Geselln rä ik an,
De olen lat ik gahn. (Ostholstein.)

12. (1903 S. 192 Nr. 1 u. 2.)
Ik un du, wi sünd unsern Herren tru,
Wi wüllt em in'n Keller krup'n,
Wüllt em all de Win utsup'n,
Du un ik un wi twee beid'n,
Wi wüllt em dat Fell vernein.
(Ostholstein.)

13. Hansen
Kann dansen
As 'n Sößtiing op Fatt,
He kunn ni rech dansen,
Dat güng man so wat. (Ostholstein.)

14. (53.) Wenn de Hund mit de Wuß ut de Biangdör löppt,
Un sik den Steert an'n Eckstеen stött,
Denn kiekt he sik üm: Is de Luff noch rein,
Denn hai ik mi noch 'n Stücker acht bet tein. (Ostholstein.)

[1]) Vergl. „Heimat" 1903, S. 114 ff. — Die laufenden Nummern ähnlicher Reime sind beigefügt.

15. Ach, du mein,
De Klock fleit tein,
Hans, ſtah op to Hawer meihn,
Gret'n kunn de Rock nich finn,
Se wull awer blots keen Hawer binn.
(Oſtholſtein.)

(Nr. 1—15 mitgeteilt von W. Ehlers in Pinneberg.)

16. Rück ein bißchen weiter,
Rück ein bißchen weiter,
Dreh dich mal um!
Der König von Rom,
Napoleon ſein Sohn,
War noch zu klein,
Tänzer zu ſein.

17. Meiſter Diederich, Meiſter Diederich,
:|: Mit Kükens in'n Korf, :|:
Kükens un Hahns, Kükens un Hahns,
Lat Diederich, lat Diederich, lat Diederich man gahn.

18. Meiſter Diederich, Meiſter Diederich,
Mit 'e Kükenkorf up 'e Nack,
Söben Höhner un en Hahn,
Lat de Kluckhęhn man gahn.

19. (41.) Jk dans un dans de Katerdans
Un dreih mi mal herüm,
Un wenn de Schauh verſlęten ſünd,
Denn dans wi op de Strümp.

20. Mit den Füßen geht es: Trapp, trapp, trapp!
Mit den Händen geht es: Klapp, klapp, klapp!
Hübſch und fein — artig ſein
Müſſen alle Kinderlein.

21. (46.) Heſt Lewerwuſt, heſt Lewerwuſt, heſt Lewerwuſt nich ſehn?
He hängt in'n Schoſteen
Un het man een Been.

22. (36.) Hopdidlop! Kantüffelſupp!
Morg'n wüllt wi verreiſen,
Kamt wi ni na Engelland,
Kamt wi doch na Preußen.

23. Alle meine Enten ſchwimmen auf dem See,
Kopf im Waſſer, Schwanz in die Höh.

(Nr. 16—23 aus Amt Hütten, mitgeteilt von Frau Rechtsanwalt Thomſen in Friedrichſtadt.)

24. (8.) Heinri, Heinri, pul Kantüffeln,
Heinri, Heinri, ſtipp in't Fett;
Heinri, Heinri mag ſo gern
Pulkantüffeln un ſolten Her'n.
Dän. Wohld. (Prof. Schumann, Lübeck.)

Aus der Zeit der Leibeigenſchaft.

5. Das Teſtament des alten Fürſten, Schulweſen zu damaliger Zeit und Ende der Hörigkeit. Der Beſitzer der vier Güter Panker, Hohenfelde, Schmoel und Klamp machte „nach einem Fieberanfall, aber mit vollem Bewußtſein und kaltem Blut" am 4. September 1776 zu Stockholm ein Teſtament mit dem Schlußſatz: „Die Juriſten können etwas zu tadeln finden in der Ordnung des Stils, aber ich hoffe, nicht mit gutem Gewiſſen." In dieſem Teſtamente heißt es: „Ich gebe die Länder in Holſtein dem Prinzen Karl von Heſſen. (Es iſt eine gerechte Vergeltung, welche ich dem Hauſe Heſſen ſchuldig bin.) Er iſt der Statthalter von Schleswig, Schwager des Königs. Ich gebe ſie ihm mit der Bedingung ..... 5. daß er mir erhalten laſſe meine Hunde und Pferde, ſo lange ſie leben können. 6. daß er alle Bauern freilaſſe mit einer ungefähren Bedingung, daß ſie zehn Jahre den Acker beſtellen und 21 Jahr ſein müſſen, ehe ſie anſaſſen können. Sie können ſich nicht vor 20 Jahren verheiraten ohne die Erlaubnis des Vorgeſetzten, die Mädchen mit 18 Jahr. 7. Ich rate ihm, alles in kleine Pachtgüter zu teilen." — Das Teſtament wurde am 5. Januar 1801 vom Fürſten „nochmals aufs Heiligſte konfirmiert" und die Beſtimmung betreffs der Lieblingstiere des Erblaſſers noch erweitert: „Für meine getreuen Hunde wird täglich 8 Schilling beſtanden, wie auch für die Katzen. Die Reitpferde, nämlich die Hamburger, die Lieſe, der Mops, werden ſo lange ſie leben gefüttert. Sie müſſen alle Januar bei der Bezahlung vorgewieſen werden, und dieſe Bezahlung hört auf, ſobald ſie nicht vorgewieſen werden können. Martin kann meine Hunde, ſo lange es ihm ſeine Geſundheit erlaubt, bei ſich behalten. Hernach müſſen ſie einem andern ehrlichen Mann anvertraut werden. Für dieſe Bemühung bekommt er außer dem Legat 50 Taler ſo lange noch eins von den Tieren leben bleibt." — Von den „Bauern" war diesmal nicht weiter die Rede, es waren auch ja nur „eigene Leute." Der Schlußſatz lautet in dieſem Nachtrag: „Ich begehre von meinen getreuen Bedienten, daß ſie mich acht Tage nach meinem Sterbetage in meinem Bette liegen laſſen, hernach, wenn der Leichengeruch und die Fäulnis vollkommen beweiſen, daß ich tot bin, und der Arzt und der Wundarzt es redlich bezeugen, mich in meinen Sarg legen und darnach bedecken mit warmem Drachenfiſch und anderer Materie, welche mich ſogleich verzehrt." — Der alte Fürſt von Heſſenſtein ſtarb dann im Jahre 1808 und wurde im Park zu Panker in eine ausgemauerte Grube geſenkt und mit ungelöſchtem Kalk überſchüttet.

Inzwiſchen waren in den Gütern zwei wichtige Ereigniſſe eingetreten. Damit

jeder Bauer oder Kätner sein Feld künftig nach eigenem Ermessen bearbeiten und nutzen konnte und durch seine Nachbarn nicht ferner sich beschränken zu lassen brauchte, wurden 1796 die großen Kampe durch Zwischenkuicke in Koppeln abgeteilt; die Gemeinweide wurde aufgehoben und Acker und Wiesengrund tunlichst gleichmäßig verteilt. Sodann war die Testamentsbestimmung hinsichtlich der Freilassung der Bauern überholt durch eine landesherrliche Verordnung vom 10. Dezember 1804, welche besagte: „Damit der fleißige Landmann noch mehr Gelegenheit erhalte, sich und den Seinigen durch Feldbau Unterhalt zu verschaffen und Vermögen zu erwerben: ist die Leibeigenschaft in den Herzogtümern Schleswig und Holstein vom 1. Januar 1805 an gänzlich und für immer abgeschafft, ohne irgend eine Ausnahme." Diese Verordnung wurde von den armen Hörigen wohl mit großem Jubel begrüßt, doch ist es fraglich, ob ihnen allen die Tragweite eines solchen Geschenkes zum Bewußtsein kam. Die in der Sklaverei zu Pessimisten geworden waren, meinten bald wieder: „Dat blifft allens, as dat west is," während Optimisten, deren es sogar in diesem „Herrenwinkel" (wendisch Pankuren = Panker) gab, in ihrer Weise von Freiheit und Gleichheit schwärmten. „Die Kerls waren zu dumm," sagte der alte Jürgens, „und meinten, wenn sie nichts mehr mit dem Vogtstock kriegten, brauchten sie überhaupt nicht zu arbeiten." Daß sie dumm waren, wer will es ihnen verdenken; für ihre „Bildung" war bisher wenig genug geschehen. Gewöhnlich bestimmte der Gutsherr einen invaliden Soldaten, einen abgenutzten Diener oder einen kleinen Handwerker zum Schulehalten, damit den Kindern rein mechanisch allerlei Religionsbegriffe und etwas Lesen beigebracht würden. Rechnen und Schreiben wurde für Luxus erklärt. Die erste Schule dieser Gegend wurde 1608 von dem Geheimen Landrat Jasper Rantzau, Erbherr zu Hohenfelde und Schmoel, in der Nähe der Schwarzbocker Mühle erbaut. Über das Schulwesen in der Dorfschaft Matzwitz berichtete aber der Generalsuperintendent Struensee nach abgehaltener General-Kirchenvisitation im Jahre 1779 an das Oberkonsistorium in Glückstadt: „Die Einrichtung einer Schule zu Matzwitz, welches Dorf in Lütjenburg eingepfarrt ist, halten beide Prediger für notwendig. Es sollen sich gegen 20 schulfähige Kinder daselbst befinden, welche bisher die Schule zu Satjendorf, des vorhin gemeinschaftlichen Kirchspiels Giekau, mit vieler Unbequemlichkeit sowohl des langen Weges als auch des Unterrichts, weil daselbst nicht der Pontoppidanische Katechismus eingeführt ist, haben besuchen müssen. Die Dorfschaft wünscht sehr, daß die Gutsherrschaft zu Panker, der Fürst von Hessenstein, dieser ihrer Notdurft abhelfen möchte. Abseiten der Prediger sind auch dieserhalben geziemende Vorstellungen geschehen, aber bis itzo ist darauf nicht reflektieret worden." Am 17. Juli 1780 wurde dieser Bericht dem Fürsten von Hessenstein durch die Regierung zu Glückstadt mitgeteilt „mit dem Auftrage (?), eine baldtunliche Erklärung an das Oberkonsistorium einzusenden." Der in Schweden weilende Fürst übergab die Sache seinem Justitiarius, dem Etatsrat und Landsyndikus Jensen in Kiel. Dieser befragte nun zunächst den Observationsverwalter Hagemann in Gadendorf, Guts Panker, um die hiesigen Schulverhältnisse und erhielt folgenden Bescheid:

„Der Satjendorfer Schulmeister hat für Unterrichtung der Kinder aus Matzwitz bisher kein Schulgeld erhalten, weil er aber all um den andern Sonntag die Betstunde verrichtet, so erhält er hiervor von einem jeden Matzwitzer Hufner jährlich ein Spint Roggen. Matzwitz ist von Satjendorf mehrenteils eine Viertelmeile entfernt und der Schulweg vor die Kinder zweimal mehr so weit als nach Gadendorf. Der Katechismus zu Satjendorf und Gadendorf ist der Großfürstlich Holsteinische; allein weil die Matzwitzer Kinder nach Lütjenburg zur Kirche gehören: so muß der Schulmeister zu Satjendorf mit denselben den Schleswigschen Katechismus besonders zum Unterricht treiben."

Darauf wurde vom Justitiarius Jensen die Einrichtung getroffen, daß die kleinen Kinder der Matzwitzer Dorfeingesessenen im Dorfe selber von einer dazu bestellten Frau „in der Kenntnis der Buchstaben, im Buchstabieren und im Beten" unterrichtet wurden, und danach der Vorschlag gemacht, die größeren Kinder künftig nicht mehr nach Satjendorf, sondern nach Gadendorf zu schicken. Damit waren wieder die beiden Lütjenburger Prediger nicht zufrieden; „teils wegen des immerhin noch weiten Schulweges, teils wegen des fremden Katechismus, der nicht nur in Satjendorf, sondern auch in Gadendorf gebräuchlich, und endlich auch wegen der Schulinspektion und des Kirchenbesuchs" (Gadendorf gehört nach Giekau) hielten sie es für besser, wenn in Matzwitz eine unter Aufsicht der Lütjenburger Prediger stehende sogenannte Nebenschule angelegt werden könnte. — Der Justitiarius setzte aber durch, daß sein Vorschlag, den er dem Fürsten gemacht hatte, ausgeführt wurde, und am 1. August 1781 ließ der Kirchenpropst Hasse ein Schreiben an den Etatsrat ergehen, worin es heißt: „Da die Beschwerden eines längeren Schulweges künftig wegfallen, so wird in Absicht der Schule zu Gadendorf nur noch erforderlich sein, daß 1. die Schulstube so vergrößert werde, daß die gesamten dahin bestimmten Kinder darin gemeinsamen Raum haben, und 2. daß der Gadendorfer

Schulmeister für den Unterricht der Matzwitzer Kinder befriedigt werde. In allergehorsamster Befolgung des allergnädigsten Königl. Befehls gebe ich mir die Ehre, Euer Hochwohlgeboren als Justitiarium der Fürstl. Hessensteinschen Güter von Visitationswegen davon zu benachrichtigen mit angefügter ganz ergebenster Bitte, mich dessen, daß solches geschehen sei, gefälligst gewiß zu machen. Der ich im Übrigen mit ausgezeichneter Hochachtung verharre Euer Hoch- und wohlgeboren ganz ergebenster Diener Hasse." Vom Katechismus war nicht mehr die Rede, der Kulturkampf also diesmal zu ungunsten der Kirche ausgefallen. Ob die Schulstube größer gebaut wurde, weiß ich nicht; aber fortan zahlten die sechs Hufner in Matzwitz dem Gadendorfer Lehrer jeder jährlich 32 Schilling lübsch, also zusammen 4 Taler Kurant. Außerdem lieferten der Kätner und jeder Hufner 2 Spint Roggen und 1 Spint Gerste und pflegten bei der Weihnachtssammlung als sog. Präbende eine Mettwurst, ein hausbacken Brot, eine Kanne Bier, etwas Flachs u. dergl. zu geben. Die Schulfrau in Matzwitz erhielt für die Unterweisung der Kleinen von jedem Hufner und dem Kätner 1 Spint Roggen, 1½ Spint Gerste, 8 Schilling bar und als freiwilliges Weihnachtsgeschenk 1 Mettwurst, 1 Brot, etwas Mehl, Grütze, Bier, einige Eier und andere gute Dinge. Übrigens wurde in manchen Dörfern während des Sommers keine Schule gehalten; war der Schulmeister dazu rüstig genug, so suchte er, um bestehen zu können, dann Arbeit bei den Hofpächtern dieser Gegend oder bei den Bauern auf Fehmarn oder gar in der Marsch.

Auch nach Aufhebung der Leibeigenschaft behielt die Schulfrau in Matzwitz ihren Dienst; noch 1812 wurde berichtet, daß die Kinder bei ihr höchstens das A—B—C lernten. Die schleswig-holsteinische Schulordnung vom 24. August 1814 ließ sie unberührt, nach wie vor unterrichtete „School-Ann-Magret" in ihrer kümmerlichen Kate die Dorfjugend bis zum 9. Lebensjahre. Erst im Jahre 1822 gab die letzte Präzeptersch mit ihrem Geist ihr Amt auf, und ein eben konfirmierter Jüngling wurde bei einer Prüfung vor dem Hauptpastor Groth in Lütjenburg für fähig befunden, ihr Dienstnachfolger zu werden, bis nach langen Verhandlungen 1827 die bereits 1779 geforderte eigene Schule als Distriktsschule zu Matzwitz eingerichtet und mit einem seminarisch gebildeten Lehrer besetzt wurde.

Ich bin bereits über das „Ende der Hörigkeit" hinausgeraten, möchte aber doch noch einen Schritt weiter gehen, um zu zeigen, wie lange die in der Leibeigenschaft anerzogene Dummheit vorhielt. Das „Testament des alten Fürsten" war in französischer Sprache abgefaßt gewesen, vielleicht auch reichlich geheim gehalten worden, Grund genug für die Dörfler, zu sagen: „Dar stickt wat achter; de Kram is nich rein!" Die Tagelöhner behaupteten, ihnen sei sicherlich ein höherer Tagelohn, eine eigene Kate usw. zugesichert, und die Bauern vermeinten, sie wären im Testamente mindestens zu Erbpächtern, wahrscheinlich aber zu freien Eigentümern ihrer Stellen eingesetzt. Ein Advokat machte sich diese Meinung zu Nutze. Darüber wurde im Jahre 1844 berichtet: „Ein Rabulist hat vor einigen Jahren den Tagelöhnern durch seine Emissäre vorzuspiegeln gewußt, wie er ihnen gegen eine gewisse Summe viele Rechte und Freiheiten und einen höhern Tagelohn verschaffen wolle. Sie waren so dumm und gingen in die Schlinge, brachten das Geld zusammen, und wie vorher zu sehen: der Advokat und seine Helfer lachten sich ins Fäustchen, und alles blieb, wie es war. Unbegreiflich ist es aber, wie die Hufner sich noch jetzt von diesen Betrügern bei der Nase herumführen lassen. Dieselben sagen nämlich, den Gutsuntergehörigen, hauptsächlich aber den Bauern komme dasjenige nicht zugute, wie es laut Testament des Fürsten von Hessenstein geschrieben steht: Wenn sie daher das dazu nötige Geld bekämen, wollten sie den Bauern alles ihnen Vorenthaltene verschaffen. Den Bauern wird es aber nicht besser gehen wie den Tagelöhnern. Ihr sauberer Advokat und seine Gesellen erhielten zu verschiedenen Malen Geld, und damit wird es wohl sein Bewenden haben."

Natürlich gibt es heutzutage — mehr denn hundert Jahre nach Aufhören der Erbuntertänigkeit — auch in meiner lieben Heimat zwischen dem Selenter See und der Ostsee keine Leute mehr, die sich von Rabulisten und deren Emissären nasführen lassen! In dieser Zuversicht schließe ich meine größtenteils aus vergilbten handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellten Mitteilungen „Aus der Zeit der Leibeigenschaft."

Dietrichsdorf. G. Schröder.

Mitteilungen.

1. **Eine Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde.** Der glorreiche Kampf der kleinen heldenmütigen deutschen Schar gegen das stolze dänische Geschwader am 5. April 1849 bei Eckernförde hat verschiedenen unserer Künstler willkommenen Stoff zur Darstellung im Bilde geboten. Das bekannte Kolossalgemälde des Marinemalers Salz-

mann, wohl das künstlerisch bedeutendste und von großartig malerischer Wirkung, gehört dem Bestande der Kieler Kunsthalle an. Ein kleineres Ölgemälde schuf der Marinemaler Arenhold. Es wurde vom Künstler der Stadt Eckernförde zum Geschenk gemacht und schmückt nun im Rathause den Sitzungssaal der Stadtkollegien. — Über ein weiteres Gemälde dieser Art findet sich folgende interessante Mitteilung in dem Jahresberichte der „Sammlung Hamburgischer Altertümer" für 1901 von Dr. Th. Schrader: „Durch ein sehr wertvolles Geschenk wurde die Gruppe „Schleswig-Holsteinische Armee, 1848—51" bereichert, nämlich durch ein großes, das Gefecht bei Eckernförde am 5. April 1849 darstellendes Ölgemälde des Hamburger Malers Johann Heinrich Sander (geb. 1810, gest. 1865). Sander war Marinemaler und hat besonders den Elbstrom, die Nordsee und die Insel Helgoland zum Gegenstande seiner Darstellungen gemacht. Das jetzt der Sammlung von seiner Tochter Fräulein Louise Sander geschenkte Bild hat er unter dem unmittelbaren Eindruck des in ganz Deutschland höchste Begeisterung erregenden Sieges über die dänische Seemacht gemalt, aber als er es fertig hatte, war der Siegesjubel verrauscht und hatte tiefer Trauer über den Fall der Herzogtümer Platz gemacht. Der Künstler mochte unter diesen Umständen sein Bild nicht an die Öffentlichkeit bringen, es wurde nicht einmal eingerahmt, sondern zusammengerollt und weggelegt und ist erst jetzt, nach sachverständiger Restaurierung, der Besichtigung zugänglich geworden. Das wirkungsvolle und figurenreiche Bild konnte in unmittelbarer Nähe der übrigen Erinnerungen an den schleswig-holsteinischen Freiheitskampf in sehr günstiger Beleuchtung aufgehängt werden." Das Gemälde ist, wie mir von befreundeter Seite geschrieben wird, 2 m breit und 1½ m hoch. Die Mitte des Bildes zeigt den sich auf die Seite neigenden Rumpf des Linienschiffes Christian VIII., der sich grell von dem dunkelblauen Himmel abhebt. Aus allen Luken dringt feuerrote Glut, und aus dem Mittelschiff lodern gelbe Flammen hoch empor und beleuchten die zum Himmel aufsteigenden Rauchmassen. Von der ganzen Takelage ist nichts mehr zu sehen. Links liegt die Fregatte Gefion mit wild gerefften und zerschossenen Segeln, zwischen denen das Licht des Mondes matt hindurchblickt. An den Bordwänden klettern aus Booten Matrosen hinauf. Im Vordergrunde treiben auf dem stark bewegten, vom Feuerschein beleuchteten Wasser zwischen Schiffstrümmern Boote mit geretteten Dänen. Ein großes Boot ganz vorne hat gegen 30 Insassen in verschiedenen Uniformen. Es nimmt die dort Schwimmenden auf. Schon klammert sich ein Mann an den Bootsrand, ein Ertrinkender ergreift ein Ruder. Viele Insassen, zum Teil verwundet, starren teilnahmlos vor sich hin, andere blicken mit allen Anzeichen großen Schreckens in die Ferne. Der mit erhobener Hand am Steuer sitzende Mann ist ein Selbstbildnis des Malers. F. Lorentzen.

2. **Eine Anfrage des Magistrats in Tondern vom 18. August 1607** an die Universität zu Rostock, wie der Magistrat sich wegen dreier der **Zauberei** angeklagter Frauen zu verhalten habe. Bei meinen Arbeiten zur Durchforschung des Tondernschen Stadtarchivs fand ich folgendes Schriftstück, das ich der „Heimat" nicht vorenthalten will. Bevor ich den Wortlaut der Anfrage folgen lasse, teile ich das Begleitschreiben mit. Dieses hat die Aufschrift: Dem Erbaren Wollg. Johanni Nauclero, Tunderensi der hl. Schrift Studioso zu Rostock.

Unsern Freundlichen gruß Zuvor. Erbar Wollgelardter günstiger gutter Freundt, euch soll hiermitt Unvorhalten sein, Welcher gestalt Wir der Juristische Facultät belehrung in einer Rechtssache bedürfftig, demnach dieselbe mit deren Umbstande bey Zeigern thun Übersenden mit freuntlicher bitte, Wollet die briefe Wie ehr euch solches Vorsiegelt zustellen wirtt Überliefern, Und günstiglich darann sein, das der botte gefürderth und schrifftlichen bescheit wiederumb bekommen muege, Wegen der herre gebühre Ist Ihm 6 thaler (1 Rosenodle) zugestellet, Wofern solches nicht genugsamd, Wolleth Unsert halbern solches vorlecht zu werden Vorsehung thun und Uns desfals schrifftlichen dericht thun, Soll zu allem Dancke bei Fürderlichst gelegenheit entrichtet werden, Und seinth deshalb mit günstiger Willfahrungk wider zu verdienen Willich, Göttliches Schutzes Empfehlend. Dat. Tundern den 18 Augusti Ao 1607.

J. E. W.

Burgermeister und Rhaet darselbst.

Die Anfrage hat folgende Aufschrift:

Den Ehrenuesten Erbaren Hoch und Wollgelardte Herrn Doctoren und Präsidenten der Juristischen Facultät Rostoch, Unsern Zuvorlässigen Herrn und Unbekannten guten Fründen ganz Fründtlich.

Unsern Fründtwillige Dienste Und alles gutten Erbietung Zuuor, Erenueste und Wollgelardte Insonders großgünstige herrn und Zuverlessige gutte Freunde, E. E. W. und G. Können wir Notwendich Unuorhalten sein lassen, Welchergestalt Allhier in dieser Stadt Tundern Unlengest eine Vast Unerhörte that geschehen, Nemblich, daß einem Armen Bürger bei nachtschlafender Zeit von teuselischen leuten seine Stall (: da sein einige Kühe

geſtanden:) beſtiegen, Der Kühe die Titten dicht bey dem Jedder (Euter) Abgeſchnitten, dauon ſie alſodaldt geſtorben Und des morgens todt gefunden, Welche teufeliſche und Unerhörte that, von menniglichen henferner zur Zauberey zu gebrauchen beſchen (geſchehen) ſey, beſprenget und im Schwange gegangen, darhero dann (:Weile man den theter nicht gewußt noch auskuntſchafften Können:) Viele Anſehnliche Erliche Frauwen ſulches zugemeßen, ſo doch Unſchuldich; etzliche Perßonen Aber ſo berüchtiget:) Unter Welchen dan eine mit Nahmen Kirſtine Bartells eines Kühehirtten weib, ſo von vielen Jahren hero Zauberey halben Verdechtich:) Dieſe that Zugemeſſen (zugetraut) Dieſelbe doch beneinet (leugnet), Und Auf daß ſie ſouiel Unſchuldiger ſein ſmochte hat ſie eine Andere (:mit Nahmen Marina Jacobs, So zum theil auch Verdechtich gehalten:): Zauberey halben berüchtiget, Welche dann zu Errettung Ihrer Unſchult ⁄. ſich mit Ihr in die Eiſen zu geben erbotten, Jedoch woll Ihrer beiderſeits meinnngk nicht :/: deſondern auf das man ſie ſouiel mehr unſchuldich zu ſein halten ſollte :/: ſulches gewilliget, Worauf ſie dann beiderſeits, denebenſt der Dritte ſo auch Vordechtig mit nahmen Kathrine Jacobs :/: auf das ſie nicht wiekhafftich (flüchtig) :/: Angenomben und in die hafft gebracht, Auch mit der Schruwen uf die Finger angegriffen worden, und doch mit ſodaner geringen Zwank nichts adzufragen, beſundern Alles Vielmehr weſſen ſie überzeuget vorleuchnen und widerreden wollen. Odwoll aber großgünſtige liebe herren wir genugſamb wiſſen, daß dieſe Perſonen Schuldich und Straffbar, demnach ehe und beuohr dieſelbe mit der Tortur und Scharfen Frage wieder belecht, E. E. W und G. Rhetliches bedencken :/: Wo und waſſerlei geſtalt wider bemeldte Perſonen zu Procediren, und was Vermuege Rechtens hirinne zu thuende :/: zu fürdern und außzuditten für eine notturft (Notwendigkeit) erachtet, Überſenden demnach hirbey Vorſchloßen auß dem Protocollo die gezeugniſſe und was dem mehr Anhengich. Und indehme beigefügtes und Oberzehltes alles die Pure lautere und offenbare Warheit, dieſelbe Perſonen auch von Jederman Vordechtich, Und auch über die Kuntliche Notorietet auf Ihre Vorneinen, weder Kann mit lebendigen Zeugen bekuntſchafft und beglaubigt werden.

Alß gelanget an E. E. W. und G. unſere Dienſtfleißige bitte und begehren, E. E. W. und G. wollen dieſe Sache erwegen, und ob beigefügte Indiea, Daneben gemeine dieſer Stadt Einwohner Vordacht nicht Sufficient und zu Rechte genugſamb beſtendich: Angezogene Perſonen, mit der Scharffen Frage anzugreiffen, E. E. W. Rhetliches bedencken und Erkentniß in Schrifften uns mittheilen wollen, Wie unſer tröſtlichen Zuverſicht ſtehet E. E. W. und G. werden uns hirinne gunſtigke willfahrungk bezeigen, So Seinth wir Nedenſt der gedühre, mit willfehrigen Dienſten Sulches zu vorſchulden Erbottigk und Jederzeit willich, E. E. W. und G. Samdt allen Derſelben Angehörigen in den Schutz des Allmechtigen getreulich Empfehlende. Datl. Tundern den 18 Augusti Ao 1607.

E. E. W. und G. Dienſt W.
Bürgermeiſter und Rhaet darſelbſt.

Soweit das Aktenſtück. Ich habe dasſelbe mit unveränderter Rechtſchreibung und Satzzeichenſetzung wiedergegeben. Eines Kommentars habe ich mich enthalten, weil das Aktenſtück ſelbſt genug erzählt. Leider iſt das Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1607 hier nicht vorhanden, ſo daß ich die erwähnten „gezeugniſſe“ nicht habe einſehen können. Auch iſt keine Antwort der Roſtocker Univerſität hier aufbewahrt.

Tondern. W. Nannſen.

3. **Maſſenweiſes Auftreten der Holztauben.** Der diesjährige Winter, der uns eine wochenlang auf der Landſchaft lagernde dichte Schneedecke beſcherte, iſt für das Getier in Feld und Wald eine Zeit ſchlimmer Entbehrungen geweſen. Am meiſten ſcheinen die Holztauben gelitten zu haben. Einzeln und in Scharen zu drei, vier und mehr, ſo fielen ſie in hieſiger Gegend in die Gärten ein, um über den Grünkohl und alles, was ſonſt Genießbares etwa noch vorhanden war, herzufallen, und kaum ein Garten blieb verſchont. In einer hieſigen Gärtnerei hat man ſie ſogar zu hunderten beobachtet, wenn's nicht an die tauſende gekommen iſt, oft drei, vier an einer Pflanze. Wie geſät lagen die Blätterreſte unter den kahlen Strünken. Das Verſcheuchen der Vögel hatte wenig Erfolg, ſelbſt die Büchſe des Jägers vermochte ſie auf die Dauer nicht fernzuhalten. Wahrſcheinlich iſt Zuzug von Norden her gekommen, wo vielleicht ein harter Winter die Vögel ſüdwärts getrieben hat. Nachdem Tauwetter eingetreten war, verſchwanden die Tiere wieder. Von ähnlich maſſenweiſem Auftreten der Holztauben wurde übrigens in den Tagesblättern auch aus anderen Gegenden der Provinz berichtet.

Quern. E. Schnack.

4. **Der Große Kurfürſt in Sonderburg.** Vor einigen Jahren erſchienen in Kopenhagen Erinnerungen des Geheimrats Detlef v. Ahlefeldt, bearbeitet nach einem auf Haſeldorf gefundenen Manuſkript Ahlefeldts. — Detlef v. Ahlefeldt gehörte der alten, im 17. Jahrhundert überaus zahlreichen und begüterten holſteiniſchen Adelsfamilie von

Ahlefeldt an; er ist 1617 zu Gelting geboren, 1686 in Hamburg gestorben. Ihm gehörten die holsteinischen Güter Haseldorf, Haselau und Kaden. Als dänischer Staatsmann brachte er es bis zum Amtmann von Flensburg, Geheimrat usw. — Während des zweiten schwedischen Krieges gegen Karl Gustav (1658/59) nahm Ahlefeldt als Kriegskommissarius wie als Staatsmann eine leitende Stelle ein. Aus dieser Zeit erzählt er in seinen Erinnerungen folgende Episode: Als Stellvertreter seines Königs hatte Ahlefeldt dem verbündeten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und den fremden Generalen ein Fest im Sonderburger Schlosse [1]) zu geben und hatte dazu seine Frau sowie seine älteste Tochter kommen lassen. Als die Tochter, die damals 16jährige Christine, auf dem Ball erschien, ward der Kurfürst von ihrer Schönheit so hingerissen, daß er ihrem Vater durch den Fürsten von Anhalt das Anerbieten machte, er wolle dem jungen Mädchen einen Ring im Werte von 2000 Talern verehren, wenn er ihr in der Eltern oder auch der ganzen Gesellschaft Gegenwart einen Kuß geben dürfe. Ahlefeldt schreibt, er hätte dem Kurfürsten gern damit „gratificirt," „allein die Mutter wollte durchaus nicht, besonders mußte die Tochter unter dem Schein, als wenn ihr übel wardt, alsbald aus der Gesellschaft nach der Kammer gehen." Übrigens hielten tags darauf die Generale um die Hand der schönen Christine an. Sie ward dem kaiserlichen Brigadier Grafen von der Nuth zu teil, der eigentlich nur ein Glückssoldat war, ursprünglich van der Nutt hieß und aus Holland stammte. Er ist später Besitzer von Haseldorf geworden.

Sonderburg. D. M. Christiansen.

Bücherschau.

1. **Bilder aus der Schleswig-Holsteinischen Geschichte.** Für Schule und Haus gesammelt und eingerahmt von **J. Fr. Dücker**, Rektor in Altona. Zweite Auflage. Schleswig, Julius Bergas' Verlag und Druckerei, 1906. Preis br. 4,40 *M*, geb. 5,40 *M*. — Es ist wiederholt auch in der „Heimat" darauf hingewiesen worden, daß uns ein Werk über schleswig-holsteinische Geschichte fehlt, das in populärer Darstellung, auf der Höhe des heutigen Standes der Forschung stehend, die Geschichte unseres Landes bis in die Gegenwart, d. h. bis zur Lösung der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage, fortführt. Wer unsere Landesgeschichte studieren will, der muß noch immer zu Waitz' Schleswig-Holsteinischer Geschichte und zu Dahlmanns Geschichte Dänemarks greifen, zwei hervorragenden Geschichtswerken, die aber leider nicht vollendet worden sind. Waitz hat zwar in seiner Kurzen Schleswig-Holsteinischen Landesgeschichte die Geschichte bis in die neuere Zeit fortgeführt, allein damit ist der Schule wenig gedient. Das umfangreiche Werk von Christiani, fortgeführt von Hegewisch und von v. Koppe, an das sich heute noch schwerlich jemand heranwagen wird, führt uns auch nur bis in das 17. Jahrhundert. Die Zeit der schleswig-holsteinischen Bewegung und Erhebung seit Lornsen hat zwar eine Reihe von schleswig-holsteinischen Geschichtswerken hervorgebracht, die unsere Anerkennung verdienen, allein nun sind sie veraltet und außerdem im Buchhandel meistens vergriffen. Ich nenne Roß, Geschichte der Herzogtümer bis 1460, Kiel 1831; Forchhammer, Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein seit der Lutherischen Reformation, Kiel 1834; Greve, Geographie und Geschichte der Herzogtümer, 1844; Scheſulka, Bremer und Cajus Möller. Auch das zuletzt genannte Buch, das hervorgehoben zu werden verdient, ist vergriffen. Eine Fortetzung, die sehr beachtenswert ist, hat Dr. Godt geschrieben; sie läßt aber den militärischen Standpunkt, wie aus den beigegebenen Karten und Schlachtenplänen schon auf den ersten Blick hervorgeht, allzusehr in den Vordergrund treten, so daß sie unsern Bedürfnissen nicht entspricht. Wenig beachtet und doch sehr wertvoll ist die Geschichte von Schleswig-Holstein, mit Berücksichtigung der nordelbischen Kleinstaaten, für Schule und Haus bearbeitet von Heinrich Handelmann, Kiel 1873. Das Buch führt die Geschichte bis zu Ende, allein es ist weder ein Schulbuch noch ein Volksbuch. In gedrängter Kürze enthält es eine Fülle von Stoff, und sicher ist es als zuverlässig zu bezeichnen. Was in neuerer Zeit auf diesem Gebiete noch erschienen ist, entspricht nicht den Anforderungen, die wir an eine schleswig-holsteinische Geschichte stellen müssen. Diese müßte die Resultate der Geschichtsforschung, so auch die gründliche und gediegene Arbeit des Professors Dr. August Sach berücksichtigen, dessen hervorragendes Werk „Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwickelung" kürzlich mit der dritten Abteilung zu unserer Freude vollendet worden ist. — Bei dieser Sachlage ist es erklärlich und dankenswert, daß der Veteran von 1848, unser achtzig-

[1]) Siehe „Heimat" 1891, S. 65—71.

jähriger Dücker, sein oben genanntes Buch, das bereits 1866 erschienen, aber nach des Verfassers Mitteilung in der Vorrede seit 15 Jahren im Buchhandel vergriffen war, noch einmal wieder aufgelegt hat. Dücker wurde, wie er mitteilt, häufig dringend aufgefordert, die zweite Auflage seiner „Bilder aus der Schleswig-Holsteinischen Geschichte" erscheinen zu lassen. Er hat sich dazu entschlossen, „nachdem die Pflege des Heimatlichen in den letzten Jahren immer dringender gefordert wurde." Diese Tatsachen sprechen ohne Zweifel für den Wert des Buches. Der Verfasser bietet in dem Buche in volkstümlicher Sprache und in anschaulicher, interessanter Darstellung 52 Bilder, die er, wie es auf dem Titelblatte heißt, für Schule und Haus gesammelt und eingerahmt hat. Ich habe versucht, hier und da die Quellen zu vergleichen. Dabei habe ich gefunden, daß der Verfasser wohl Ausdrücke und Wendungen entlehnt, kaum aber längere Abschnitte nur abgeschrieben hat. Eine Ausnahme bildet vielleicht Kapitel 12: „Drei Tage aus dem Leben Gerolds," das der Verfasser dem „Sonntagsboten" von Propst Versmann entnommen hat, und das ich wie Kapitel 11: „Vicelin," besonderer Beachtung empfehle. (Man vergl. Helmold, Slavenchronik.) Im ganzen wird man wohl den Anteil, den der Verfasser an der Bearbeitung des Stoffes genommen hat, höher einschätzen müssen, als es nach der Angabe auf dem Titelblatte der Fall zu sein scheint. — In die Geschichte der älteren Zeit hat der Verfasser manche sagenhafte Partien z. B. aus dem Leben Adolfs IV., Gerhards des Großen, des Isern Hinnerk u. a. aufgenommen, welche zwar die Darstellung außerordentlich beleben und für Kinder interessant machen, aber meines Erachtens als sagenhaft hätten bezeichnet werden müssen. Die schleswig-holsteinische Geschichte wird vom Zeitalter der Reformation ab besonders schwierig und verwickelt. Verfasser hat es trefflich verstanden, in wenigen Bildern alles Wünschenswerte zu bringen. Dabei erfahren die alten Landesrechte, wie bei Dücker nicht anders zu erwarten ist, überall die gebührende Berücksichtigung, z. B. in Kapitel 42: Die Wegnahme Schleswigs; 48: Kränkungen der Landesrechte; 49: Uwe Jens Lornsen. Durch die Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung, die der Verfasser handelnd mit durchlebt hat, ist er ein sicherer Führer. Der letzte Abschnitt: Schleswig-Holsteins Befreiung, den der Verfasser dem Buche neu hinzugefügt hat, zeigt, daß der alte Schleswig-Holsteiner sich mit den bestehenden Verhältnissen völlig ausgesöhnt hat. Daß dafür der poetische Anhang weggefallen ist, kann als ein Mangel nicht bezeichnet werden. — Einen Hauptmangel des Buches erblicke ich darin, daß die neuere Geschichte zu kurz behandelt ist. Es bringt die Geschichte von Lornsen bis zur Gründung des Reiches auf reichlich 40 Seiten bei 266 Seiten, die das Buch enthält. Man vergleiche einmal die breite Ausführung der Schlachten bei Bornhöved und bei Hemmingstedt mit der Erzählung von Eckernförde, Kolding und Idstedt. Nebenbei bemerkt ist mir aufgestoßen, daß als Datum der Schlacht bei Bornhöved wohl infolge eines Druckfehlers irrtümlich der 25. Juli statt richtig der 22. Juli 1227 angegeben ist. — Die Entstehungsgeschichte der Mark Schleswig in Kapitel 7 muß auf Grund der Untersuchungen von Professor Sach beanstandet werden. So hätte bei einer zweiten Auflage auch noch an manchen andern Stellen die bessernde Hand angelegt werden können; allein trotzdem bleibt der Wert des Buches bestehen, und ich stehe nicht an, es den Lesern der „Heimat" aufs wärmste zu empfehlen.

Kiel. H. E. Hoff.

2. **Geschichtliches und Kulturgeschichtliches** von **Carl Westphal.** Lübeck 1907. Selbstverlag des Verfassers. 8°. XV u. 303 S. 19 Bilder u. 1 Karte. Preis 4 *M*, geb. 5 *M*. Käuflich bei Franz Westphal, Lübeck, Karpfenstr. 3a. — Der aus alter Schlutuper Familie stammende und mit warmer Liebe an seinem Geburtsorte hangende Herausgeber, ein zwar nicht wissenschaftlich gebildeter, aber mit gründlichen, allseitigen Kenntnissen und klarem Urteile begabter Mann, stellt unter obigem Titel eine reiche Fülle von Nachrichten über das namentlich durch seine Fischräuchereien bekannte lübeckische Fischerdorf zusammen, die er teils aus eigener Beobachtung und Erfahrung, teils aus den verschiedenen älteren und neueren Werken über Lübeck geschöpft und in mehrjähriger eifriger Arbeit, für die ihm fachmännischer Rat zur Seite stand, gesammelt und gesichtet hat. In gemeinverständlicher, lebendiger und gemütvoller Darstellung behandelt er zunächst die Geschichte Schlutups und seiner Umgebung, die Schicksale seiner Bewohner, die gewerblichen und gemeindlichen Einrichtungen, die Rechtspflege, die Kirchen- und Schulverhältnisse u. a., alles auf dem Boden der lübeckischen Zustände. Im zweiten Teile folgen Mitteilungen volkskundlicher Art: Haus, Tracht, Sprache, Fischerbrauch und -leben, Aberglauben, Kinderlied und -spiel und zum Schlusse einige Sagen, die freilich nicht alle nur dort zuhause sind, fesseln uns. Wenngleich das Buch auf Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit keinen Anspruch machen will noch kann, so ist es doch schon deshalb willkommen zu heißen, weil es Weitverstreutes übersichtlich vereinigt. Besonders aber verdient es die volle Anerkennung der „Heimat" und ihrer Freunde durch die edle

Denkart, aus der es geboren ist und die es bei seinen Lesern fördern und stärken möchte: Sinn für die Natur und ihre Schönheiten, Anhänglichkeit an das gute Alte, offenen Blick für das, was als heilsam zu schätzen, als schädlich zu ändern ist, vor allem Liebe zur Heimatstätte als dem sichersten Grunde treuer Liebe zum großen deutschen Vaterlande.

Lübeck. C. Schumann.

3. **Das Nordseebad Büsum.** Altes und Neues über Land und Leute nebst einer kurzen Chronik von **Johs. Kinder**, Bürgermeister in Plön, und **P. Stüben**, Organist in Büsum. Büsum: W. Clausen, 1906. 157 S. 8°. — Es ist keine Reklameschrift, in der „Altes und Neues über Land und Leute" nur ein Anhängsel und die bekannten Anpreisungen von Hotels usw. die Hauptsache bedeuten. Schon die schlichte Ausstattung beweist das Gegenteil. Die Verfasser wollen nur Antwort auf oft vernommene Fragen geben, und die Fragenden sind natürlich die oft und gern nach Büsum zurückkehrenden Badegäste. Inhalt: 1. Kirchspiel und Kirche. 2. Alte Büsumer Familien und Geschlechter. 3. Die altdithmarsischen Verbundbriefe. 4. Cord Widderik und das Büsumer Taufbecken. 5. Seefehden der Büsumer. 6. Der Landesfeind Wieben Peters 1545. 7. Neocorus. 8. Volksglaube der alten Büsumer. 9. Wie es die Büsumer machten. 10. Die Dithmarscher Bucht. 11. Der Krabbenfang in Büsum. 12. Seemoos-Fischerei. 13. Luftfahrt mit einem Kutter. 14. Seehundsjagd. 15. De Floth. 16. Zur Chronik unseres Bades. 17. Kurze Chronik von Büsum. — Die erste Erwähnung des Kirchspiels fällt ins Jahr 1140: Erzbischof Adalbert von Bremen verleiht die Einkünfte des Kirchspiels Büsum und den Zehnten aus Middelsdorf dem Hamburger Kloster. — 1818 oder 1819: Kirchspielvogt Bruer in Büsum ließ auf der Horst eine Badekarre herstellen. 1906 zählte das Bad 4344 Kurgäste. Barfod.

4. **Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, 22. Heft.** Kiel, 1906. Verlag von Lipsius & Tischer. — Dieses Heft, herausgegeben von C. Rodenberg, enthält: I. Kieler Schloßrechnungen 1611—1704, von Herrn Pastor Johs. Biernatzki zu Hamberge aus den Herzoglich Gottorper Rentekammer-Rechnungen des Staatsarchivs zu Schleswig ausgezogen und für den Druck vorbereitet. II. Das Inventar des Fürstlichen Hauses zu Kiel 1654, von demselben Herrn ausgezogen. III. Ein Verzeichnis der in den Schloßrechnungen namhaft gemachten Meister, von denen einzelne, wie „Meister Henning, der Steinhauer vom Kiel" oder „Daniel Vorhaven, der Kleinschmied" usw. auch nach anderen Quellen eingehend gewürdigt werden. Den Schluß bildet ein Wort- und Sachregister von Dr. A. Gloy. — Jedenfalls bietet dieses Heft einen schätzenswerten Beitrag zur Geschichte des Handwerks und des Kunstgewerbes der Stadt Kiel und unserer engeren Heimat, und es ist, da die Rechnungen und das Inventar genau in der Schreibung damaliger Zeit wiedergegeben sind, sicherlich auch für den Sprachforscher von Wert. Und wohl jeden Leser wird es interessieren, wenn er erfährt: „In diesem 1617. Jahre Zum Kiell hatt Jacob Fincke vff Fl. Gu. Ronnebaen daselbst Zwey pfeiler gestafierett, geliedrencket und mit Bleywldt angestreken ... Dyth ys tho dancke betalth (eigenhändig) hackop ffyncke maler." Bedauerlich ist es, wenn nach S. 81 „In deß Kunings Gemach" im Jahre 1654 inventarisiert werden muß: „1 Mißings Crantz mit 4 Armen vmb den Pfeiler mit Pipen vndt Platen, darunter 1 Plate etwas Zerbrochen." „1 schwartzer von Ebenholtz vndt mit Perlemutter eingelechter vierkantiger Tisch, Welcher von der Kayserlichen Soldatesca ziemlich schampfierett." Aber gar betrübsam ist's, Seite 84 zu lesen: „Im Bierkeller: Ist nichtes, sondern was vorhanden gewesen, ist von den Schwedischen verbrandt worden." „Im Großen Weinkeller: Ist nichtes." Steht man hier also schließlich dem absoluten Nichts gegenüber, so ist um so mehr im letzten Teil unseres Heftes, dem Wort- und Sachregister, zu finden: vieles, was einen anheimelt, vieles, was einem einleuchtet, etliches aber auch, daran man selbst seinen Witz versuchen möchte. Und so soll's auch wohl sein! G. Schröder.

Anfrage.

An der Rendsburg-Schleswiger Chaussee liegt in sandiger, zum Teil aufgeforsteter Gegend das aus wenigen Gehöften bestehende Heidbunge. Könnte dieser Name nicht wie „Bachbunge" auf das altnordische bingr = Polster zurückgeleitet werden? Das ergäbe ja einen richtigen Sinn. Dieselbe Form ist enthalten in Holzbunge, nahe am Wittensee, eine ähnliche in Bünge, unweit der Treene, und Bungsberg.

Sorgwohld. H. Dose.

Auskunft. In Jellinghaus, „Holsteinische Ortsnamen" heißt es unter dem Ortsnamen „bünje": „Aus mnd. buwinge, der Bau, das Gebaute, wohl nicht aus schlesw. bund, Grund, Boden. Wester-, Norder- und Osterbünje bei Windbergen, Bünge bei Hemme. Vergl. Heidbünge bei Kropp: Olden buwinge 15. Jahrhundert."

J. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

A. F. Jensen
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.
Anfertigung sämtlicher Buchdruck-Arbeiten.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,
Brunswiekerstraße 35 a
erwarb die Restvorräte und empfiehlt:
Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.
Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

Robert Streiber,
Kiel, Wall 20.
Musikalien-Handlung.
Spezial-Geschäft.
Verleger von Liedern sowie Chören für gemischte und Männerstimmen mit plattdeutschen Texten.
Katalog gratis und franko.

Deutsche Seemanns-Schule
Hamburg-Waltershof
Praktisch-theoret. Vorbereitung u. Unterbringung seelustiger Knaben. Prosp. durch die Direktion.

Kl. Samml. **ausgest. Vögel** liefert für Schulen z. billig. Preisen A. Dieſtel, Lehrer.
Elpersbütteldonn b. Meldorf.
NB. Vögel werd. billig u. tadellos ausgestopft.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Anfr. mit Rückmarke.
Kossau pr. Plön (Holstein).
Jürgen Schröder.

Abonnement
auf exotische Prachtschmetterlinge und Käfer.
Für Herren, die nach und nach eine Prachtsammlung ausländischer, farbenprächtiger Schmetterlinge oder Käfer anlegen wollen, empfehle meine Abonnementseinrichtung mit Ratenzahlung von ℳ 5.— bis 20.—. Interessenten wollen Bedingungen einfordern.
Neue Utensilienliste erschienen.
Paul Ringler, Vertrieb überseeischer Naturalien
Halle a. S., Viktoriaplatz 1.

Landesgeschichtliche Schriften.
Antiquarisch.
Bei mir stehen zum Verkauf, von sachkundiger Seite eingeschätzt:
Adler: Schlesw.-Holsteinische Kirchenagende. Schleswig 1897. Geb. (etwas befleckt) 2 ℳ.
A. Hansen: Erinnerungen aus 1848—50. Kiel 1870. Geh. 1,50 ℳ.
J. A. Bolten: Dithmarsische Geschichte. Flensburg 1781. 4 Bde. Geb. 24 ℳ.
W. E. Christiani: Geschichte der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Flensburg 1776. Bd. 1, 2 und 4. Geb. 8 ℳ.
Neocorus: Chronik des Landes Dithmarschen. Ausgegeben von Dahlmann. Kiel 1827. 2 Bde. Geb. 25 ℳ.
K. Strackerjahn: Dänische Umtriebe. Flensburg 1895. Geh. 60 Pf.
Porto trägt der Empfänger. Versendung unter Postnachnahme.
Kiel, Zastrowstr. 6 part. r.
Pastor a. D. Harder.

Albert H. Bergh & Co.
Ansgaritorstr. 22 Bremen n. d. Gewerbehaus.
Lehrmittel-Vertrieb
Bezugsquelle für Lehrmittel u. Schuleinrichtungs-Gegenstände jedes Unterrichtszweiges.
Anstalt für den modernen Natur- und Zeichenunterricht.
Einrichtung ganzer Schulen — Kostenanschläge gratis.
Man verlange kostenlose Zusendung von Spezial-Katalogen.
Referenzen vieler Behörden und Schulen.

Wilh. Schlüter, Halle a. S.

Naturwissenschaftliches Lehrmittel-Institut

erzeugt und liefert in anerkannt erstklassiger Ausführung

Präparate, Sammlungen und Modelle

für den naturgeschichtlichen Anschauungsunterricht
sowie für den modernen Zeichenunterricht.

Kataloge kostenlos.

Empfehlungen höchster Schulbehörden und hervorragender Fachmänner.

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten,
Adreßmappen, Photographie-Album usw.
sauber, geschmackvoll und preiswert.

Einrahmung

von Ölgemälden, Kupferstichen, Gravüren, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.
Wilh. Heuck Nachf. (Inh. H. Rock),
Kiel, Holstenstraße 75.

Aug. Junge,

Färberei
und chemische Reinigungsanstalt

Kellinghusen.

Gegründet 1724.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Weinhandlung,

empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Monatsschrift „Die Heimat,"

1896 (1,20 M.),
1894, 1899, (je 2 M.),
1902, 1905, 1906 (je 2,50 M.)
gebunden je 1 M. mehr.
Bestellungen erbittet
Die Expedition.

L. Handorff, Kiel

Graphische Kunstanstalt

mit neuesten Setz- und Druckmaschinen ausgerüstet,
empfiehlt sich zur Herstellung von:

Werken, Abhandlungen,
Zeitschriften, sowie allen vork.
Druckarbeiten.

Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
Mehr als 100 Angestellte.

Jul. Arntz, Elberfeld,

fertigt anerkannt gut und billig:
Insekten- und **Pflanzenpräparate** als **Zeichenvorlagen, Insekten-Lebensbilder** für den **naturwissenschaftlichen Unterricht, Insektenkasten, Schränke** und **Utensilien** für Naturalienssammler.
Lieferant vieler Schulen und Museen.
Ill. Preislisten gratis und franko!

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(12) **Ad. Swickert,**

Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an
Schrift nach Angabe. Muster frei.
Nicol. Kißling, Vegesack.

Dieser Nummer sind beigegeben: 1. ein Prospekt der Firma **A. Glaschker** in **Leipzig** und 2. ein Prospekt der Buchhandlung **B. Schotts Söhne** in **Mainz.** Der Inhalt beider Prospekte berührt die Interessensphäre unserer Mitglieder. Wir empfehlen sie darum der besonderen Beachtung.
Die Expedition.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 211.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 5. Mai 1907.

Schriftleiter: Rektor Joachim Ekmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Hansen, Menno Simonis in Holstein. (Mit Bildern.) — 2. Schröder, Zu Urgroßvaters und Großvaters Zeiten. — 3. Marianne Mewis, Grotmoder, hüpp! (Gedicht.) — 4. Philippsen, Naturgeschichtliche Studien im Treibsel der Nordsee. (Mit Bild.) — 5. Tränckner, Heidemädchen. (Gedicht.) — 6. Lembke, Hochdeutsch und Plattdeutsch. I. — 7. Hinrichsen, Altdeutscher Kulturrest auf den Halligen. — 8. Mitteilungen. — 9. Bücherschau. — 10. Eingegangene Bücher.

Einladung zur Teilnahme an der Generalversammlung in Kappeln.

In der **Pfingstwoche** wird die Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Kappeln tagen. Der unterzeichnete Ortsausschuß gestattet sich, auch seinerseits zum Besuch dieser Versammlung herzlich einzuladen. Unser Städtchen gehört freilich nur zu den „Kleinen" im Lande. Museen und Sammlungen können wir den Gästen nicht bieten. Aber in der schönen Maienzeit ist eine Fahrt längs der blauen Schlei oder durch die gesegneten Fluren Angelns und Schwansens ein Hochgenuß.

Wer unsere Stadt noch nicht kennt, wird sich freuen an ihrer schönen Lage, wie sie am hohen Schleiufer emporsteigt, von grünen Buchenwäldern umrahmt, das belebte Gewässer vor sich. Wer aber schon hier gewesen ist, wird sicher am lieblichen Pfingstfest das freundliche Bild sich ins Gedächtnis zurückrufen wollen.

Für die Unterhaltung der Gäste ist bestens gesorgt, so daß wir allen Landsleuten empfehlen können: „Kommt nach Kappeln und lernt ein Stück Heimat kennen, dessen Bewohner sich freuen werden, wenn sie zahlreiche Landsleute aus allen Teilen der Heimat mit freundlichem Gruß empfangen dürfen!"

Kappeln, 20. April 1907.

Der Ortsausschuß.

Kassennotiz.

Bei Versendung des Juni-Heftes werden die dann noch ausstehenden Jahresbeiträge für 1907 durch Nachnahme (2,75 M.) erhoben. — Einige Beträge sind **ohne Angabe des Absenders** eingegangen. Etwaige Nachnahmesendungen wollen die Beteiligten **unter Benachrichtigung des Unterzeichneten** verweigern.

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 25. April 1907. Der Kassenführer: **F. Lorentzen.**

Unsere Vereinsgabe 1907,

die prächtige **Photogravüre** nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Uglei[illegible],

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**

II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**,

ist bereits in **240** großen und **75** kleinen Exemplaren bezogen worden, ein Zeichen, wie sehr das heimatliche Bild gefällt. Wir fordern zu noch zahlreicherer Bestellung auf unter dem Hinweis auf die bezüglichen Angaben in **Heft 1** und **2** der „Heimat."

Kiel, den 25. April 1907. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

17. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am **Mittwoch** der Pfingstwoche, 22. Mai 1907,

zu **Kappeln** an der Schlei im Hotel **„Stadt Hamburg."**

Tagesordnung.

I. Geschäftliches (u. a. Rechnungsablage, Bericht des Schriftführers, Wahl der Beisitzer und Revisoren).

II. Vorträge:

1. **„Die Entwicklung der Landwirtschaft Schleswig-Holsteins im letzten Jahrhundert."** (Referent: Herr Ökonomierat De **Fuchs** in Kappeln.)
2. **„Kultur- und Sittenzustände in Angeln zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges."** (Referent: Herr Pastor **Mortensen** in Kahleby bei Schleswig.)
3. **„Über die Beziehungen zwischen den Landschaftsformen und dem geologischen Bau von Schleswig-Holstein."** Einleitender Vortrag für die Donnerstags-Exkursion in die Hüttener Berge. (Referent: Herr Kgl. Bezirksgeologe Dr. **W. Wolff** in Berlin, Kgl. Geol. Landesanstalt.)
4. **„Einiges über die Anfänge der Dampfschiffahrt in der Ostsee."** Vortrag zum einhundertjährigen Jubiläum des Dampfschiffes. (Referent: Herr Ingenieur **K. Rodatz** in Kiel.)

III. Mitteilungen aus der Versammlung, ev. Demonstration von Natur- und Kunstgegenständen aus unserm Vereinsgebiet.

Festprogramm.

Dienstag, 21. Mai.

3[30] nachmittags: Fahrt nach Maasholm und Schleimünde (Motorboot, Preis etwa 40 Pf.)

8 Uhr abends: Allgemeiner Kammers im **Schauspielhause.** Aus dem reichhaltigen Programm heben wir hervor: Lichtbildervortrag von Herrn **Theodor Mäller**-Kiel **„Sommertage auf den Halligen."** — **Plattdeutsche Rezitationen** von Herrn Realgymnasiallehrer **Westphal**-Kiel. — **Gesangsvorträge** und **turnerische Aufführungen.**

Mittwoch, 22. Mai.

9 Uhr vormittags: Besichtigung der Kirche.

10 „ (pünktlich): Beginn der Generalversammlung. (Tagesordnung siehe oben.)

2 „ Gemeinsames Mittagessen im Hotel „Hohenzollern" (Gedeck ohne Wein 3 Mk.)

Abends 8 Uhr: Gartenkonzert und gemütliches Beisammensein im „Strandhotel."

Während des Konzertes: Vorführung der Kunst des Fahnenschwenkens durch den Fähnrich der Türlengilde.

Donnerstag, 23. Mai.

Exkursion in die Umgegend von Schleswig und in die Hüttener Berge.

6[30] morgens: Dampferfahrt nach Schleswig bezw. Haddeby.

10 Uhr (ab Haddeby, Tams' Etablissement): Kurzer einleitender Vortrag über die Oldenburg usw. von einem der Herren Kustoden des Museums für vaterländische Altertümer in Kiel. Darauf Besichtigung der Oldenburg (des alten Haithaby), des Margarethenwalles und des Busdorfer Runensteines. Zu Wagen nach Lottorf (Besichtigung der Endmoräne), nach Brekendorf (ev. Besichtigung des Westermoores). In Brekendorf gegen 2 Uhr Frühstück. Sodann zu Fuß über den Scheelsberg nach Aicheffel (Landschaft und geologischer Bau der Hüttener Berge). In Aicheffel gegen 5 Uhr Mittagessen und Auflösung der Exkursion.

Die Teilnehmer können per Bahn gegen 7 Uhr in der Richtung Owschlag, gegen 9 Uhr nach Eckernförde abreisen und noch an demselben Abend ihren Wohnort erreichen.

Bemerkungen.

1. **Anmeldungen** für das Festessen erbittet der Geschäftsführer des Ortsausschusses, Herr Rektor **Petersen** in Koppeln, der auch die Besorgung von Quartieren gern vermittelt und zur Erteilung weiterer Auskunft jederzeit bereit ist.
2. Auf die Veranstaltungen des Donnerstages machen wir noch ganz besonders aufmerksam. Besondere Kosten tragen die Teilnehmer an der Exkursion nicht; der Verein bestreitet die Ausgaben, die uns durch die Führung erwachsen. Die Ausgaben für Dampfer- und Wagenfahrt, für Frühstück, Mittagessen usw. hat natürlich jeder Teilnehmer selbst zu tragen. Nur wer sich vorher für die Wagenfahrt, für das Frühstück und Mittagessen usw. anmeldet, kann Anspruch darauf erheben, daß er berücksichtigt wird. Die Preise sollen selbstverständlich so niedrig wie nur irgendwie möglich normiert werden.
3. Wem hauptsächlich an der geologischen Exkursion in die Hüttener Berge liegt, dem empfehlen wir, sich in Lottorf (letzte Bahnstation vor Schleswig) der Gesellschaft anzuschließen.
4. In dem Lokal der Generalversammlung (Hotel „Stadt Hamburg") werden künstlerische Photographien (Aufnahmen heimatlicher Landschaften usw.) ausgehängt werden. Aussteller sind die Herren **Griese** in Süderbrarup und Photographen **Hansen** und **Hartmann** in Kappeln. Die Bilder sind verkäuflich. — Außerdem hat auf besonderen Wunsch des Vorstandes unser Mitglied, Herr Bildhauer **Carl Sünksen** in Schleswig, sich dazu bereit erklärt, im Tamsschen Lokal zu Haddeby seine größeren und kleineren Runenstein-Modelle, seine Reliefkarten vom Dannewerk und der Oldenburg usw. auszustellen. Runenstein-Modelle für Schule und Haus werden daselbst auch käuflich zu haben sein.
5. Zu allen Veranstaltungen sind Nichtmitglieder, insbesondere aber auch Damen, herzlich willkommen.

Verkehrstabelle.

Dampfschiff:	ab Schleswig 7[50] 2[20] 7[10]	von Kiel 2[30]
	ab Kappeln 6[10] 11[20] (bis Lindaunis) 3[0] 7[30]	von Kappeln 7[0]
Eisenbahn:	in Kappeln ab Eckernförde 8[41] 11[13] 2[03] 3[32] 5[14] 10[04]	
	ab Kappeln nach Eckernförde 6[0] 8[53] 11[40] 3[0] 4[10] 7[50]	
dto.	von Schleswig nach Kappeln 6[08] 8[20] 1t[45] 3[0] 8[46]	
	von Kappeln nach Schleswig 6[0] 8[35] t1[40] 3[10] 8[37]	
dto.	in Kappeln von Flensburg 9[30] 11[35] 3[47] 8[37] 1t[09]	
	von Kappeln nach Flensburg 5[54] 10[37] 12[46] 5[30] 7[10]	

Kiel, den 28. April 1907.

Der geschäftsführende Ausschuß.
J. A.: **Barfod**, Schriftführer.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 5. Mai 1907.

Menno Simonis in Holstein.

Von Prof. Dr. R. Hansen in Oldesloe.

Es wird vielen Lesern der „Heimat" kaum bekannt sein, daß in unserer Provinz ein Religionsstifter seine letzte Ruhestätte gefunden hat, dessen Anhänger heute zwar nicht sehr zahlreich sind, aber durch ihre wahrhaft christliche Brüderlichkeit, durch ihren Fleiß und Friedensliebe sich überall, wo sie sich niedergelassen haben, allgemeiner Achtung erfreuen. „Religionsstifter" ist allerdings nicht in dem Sinne zu fassen, daß er eine völlig neue Religion gegründet hat, er war eigentlich nur ein Reorganisator der sogenannten Wiedertäufer, deren religiöser Fanatismus nicht nur ihnen selbst, sondern der ganzen kirchenreformatorischen Bewegung in Deutschland schwere Schäden zugefügt hat.

Menno Simons, d. h. Sohn eines Simon, latinisiert Menno Simonis, ward 1492 zu Witmarsum in Westfriesland geboren und zum katholischen Priester ausgebildet. Der Heldenmut, mit dem ein Wiedertäufer allen Qualen trotzte, trieb ihn an zu ernstlichem Studium der Bibel, und als er 1532 in die Kreise der Melchioriten, der Anhänger des Wiedertäufers Melchior Hoffmann, eingeführt wurde, gewann er allmählich die Überzeugung, daß seine bisherigen Anschauungen voller Irrtümer seien. Doch erst am 12. Januar 1536 brach er endgültig mit der katholischen Kirche, indem er sein Pfarramt niederlegte. Inzwischen war der revolutionäre Zweig der Wiedertäufer 1535 in Münster mit Gewalt niedergeworfen; die schlimmen Ausschreitungen, die sie sich hatten zu Schulden kommen lassen, erweckten überall die Angst, daß auch die anderen Gruppen der sogenannten Wiedertäufer eine Gefahr für den Staat werden könnten, und hatten die Verfolgung auch der milder Denkenden zur Folge. Es war Mennos Verdienst, daß er die bedenklichen Elemente ausschied und durch sein Leben und seine Schriften die Furcht vor dem „Münsterschen Geist" zwar nicht beseitigt, aber doch erheblich gemildert hat.

Charakteristisch für seine Lehre ist die Weltflucht; seine Anhänger sollten eine Gemeinde der Heiligen sein, die sich von den weltlichen Angelegenheiten fern hielte, keine Waffen führen, weder zum Angriff noch zur Verteidigung, keine obrigkeitlichen Ämter bekleiden noch einen Eid leisten; die Taufe wurde erst vollzogen, wenn ihre Bedeutung dem Täufling verständlich geworden war. Von den Andersgläubigen sollten sie sich möglichst abschließen, sich unter einander selbst wie Brüder behandeln.

Bis 1542 lebte und lehrte Menno in Westfriesland; als er auf Befehl Kaiser Karls V. das Land räumen mußte, ging er anfangs nach Emden, und kam nach verschiedenen Wanderungen 1544 nach Wismar, wo er mit einem

aus England vertriebenen Anhänger Zwinglis, Martin Myconius, eine Disputation hatte. Seine letzte Zufluchtsstätte fand Menno bei Oldesloe.

Das Gut Fresenburg bei Oldesloe war 1526 durch Kauf in den Besitz Hennekes von Ahlefeldt gekommen. Sein Sohn Bartholomäus hatte auf seinen Reisen die Mennoniten in Westfriesland kennen gelernt und ihren Fleiß und ihr stilles Leben bewundert. Er gewährte nicht nur Menno Wohnsitz und Schutz auf seinen Besitzungen, sondern zog auch verschiedene Anhänger seiner Lehrer dahin. In Lübeck hatten die Mennoniten eine geheime Druckerei und sandten die dort hergestellten Schriften in Tonnen besonders nach den Niederlanden. Eine Sendung von 10 Tonnen ließ der Amtmann von Segeberg,

Claus Wensin, auf die Anzeige der Lübecker, die von dem Inhalt Kenntnis erhalten hatten, in Oldesloe mit Beschlag belegen, November 1554, während 14 andere bereits nach Antwerpen abgegangen waren. Der Buchdrucker fand aber Schutz bei Bartholomäus von Ahlefeldt und erhielt von ihm auf seinem Gute ein Haus angewiesen, in dem er Mennos Schriften weiter drucken konnte; als er auch hier belästigt wurde, wußte Ahlefeldt mit energischer Faust die Attentäter fernzuhalten. Auch die Beschwerde der Geistlichen von Segeberg über das wiedertäuferische Wesen in der Nachbarschaft ließ Ahlefeldt unbeachtet. König Christian III. prüfte selbst einige Bücher, die er „ketzerisch und wiedertäuferisch" fand; er schlug seinen Brüdern Hans und Adolf vor, ein gemeinsames Mandat zu erlassen, daß niemand die Wiedertäufer „hausen und beschützen" solle, 12. Dezember 1554. Hans wollte darauf seinen Rat Gregorius von Ahlefeldt und den Statthalter Bertram von Ahlefeldt zugleich mit den etwa von Herzog Adolf beauftragten Persönlichkeiten ein Verhör mit Bartholomäus von Ahlefeldt anstellen lassen, damit er dem Befehle zur Entfernung der Wiedertäufer nachkäme; Adolf hielt ein allgemeines Mandat für angebracht, da die Sekte sich schon über beide Herzogtümer ausbreite; es könne nichts nützen, sich allein an Bartholomäus zu halten (3. Januar 1555).[1])

Zwar ergingen jetzt einige Mandate gegen Sektiererei, aber Menno blieb unter dem Schutze des Gutsherrn. Er starb dort am 13. Januar 1559 in seinem Hause zu Woistenfelde und ward „in seinem Kohlhof" begraben.

Die Stelle, wo Menno zuletzt gewirkt hat, ist lange unbeachtet geblieben. Als nun 1902 eine Versammlung der Vertreter mennonitischer Gemeinden in Hamburg stattfinden sollte, gedachte Pastor van der Smissen, der Geistliche an der Altonaer Mennonitenkirche, sie an die denkwürdige Stätte zu führen. Im Volksmunde hatte sich die Erinnerung an Menno noch gehalten; das Dorf Wüstenfelde, östlich von dem Fresenburger Nebenhof Schadehorn, ist zwar längst niedergelegt, die Ländereien tragen aber noch den Flurnamen Wüstenfeld, und ein Teil davon heißt die Menokoppel. Ist das Land gepflügt oder geeggt, so erkennt man deutlich die Spuren alter Häuser an den Ziegelbrocken und die Grenze der ehemaligen Gärten an dem durch die schwärzliche Farbe von dem umliegenden Lande abstechenden Boden. Ein etwas erhöhtes Stück war dem alten Vogt Grell von Schadehorn bekannt als das „Menostück," und hier war die deutlichste Spur eines ehemaligen Hauses und Gartens; dort war der Kohlhof gewesen, wo Menno bestattet ist, dort das Haus, wo er lehrte.

Im Volksmunde bekannt war auch das Haus, wo der Buchdrucker Mennos gewohnt, das nach der Angabe seiner Gegner mit wiedertäuferischen Schriften angefüllt war. Es ist die sogenannte „Weiße Kate," das erste Haus auf Fresenburger Gebiet, wenn man von Oldesloe der Chaussee folgt. Es dient seit langer Zeit als Wohnsitz für Witwen von Arbeitern des Fresenburger Gutes. Daß es noch dasselbe Haus ist, nur etwas umgebaut oder modernisiert, läßt sich nicht beweisen; mit Sicherheit darf man aber behaupten, daß seit langen Jahren ein Haus an dieser Stelle stand: die umfangreiche Linde, die vor ihm steht, mit einer weit ausgebreiteten Krone, ist mehrere Jahrhunderte alt. Nach der Sage soll Menno selbst sie gepflanzt haben; dann zählt sie über 350 Jahre. Gepflanzt ist sie natürlich erst, als ein Haus dort vorhanden war.

Ziemlich viele Teilnehmer der Mennonitenversammlung in Hamburg besuchten die Stelle, wo Menno starb, und beschlossen, dort einen Denkstein zu

[1]) Nach Akten im Kopenhagener Archiv, herausgegeben von Nördam in „Kirkehistoriske Samlinger," Bd. 6, Kopenhagen 1867/68, S. 647 ff.

errichten. Der jetzige Besitzer des Gutes, Freiherr v. Rücker-Jenisch, ließ sich leicht bereit finden, den Platz des ehemaligen Gartens und Hauses gegen eine geringe Pacht auf 99 Jahre an die Hamburg-Altonaer Mennonitengemeinde zu überlassen, und bald erhob sich dort ein Gedenkstein aus Granit. Eine Bronzetafel mit dem Relief Mennos — nach einer Abbildung in einem Buche auf der Hamburger Bibliothek — und der Umschrift: „Hier lebte, lehrte und starb Menno Simons in Demut fromm und still 1492—1559" fertigte Professor Duyffcke mit kunstgeübter Hand; diese Tafel wurde im August 1906 auf dem Granitstein angebracht. Am Sonntag, den 26. August 1906 erfolgte durch Pastor van der Smissen die feierliche Einweihung des Denkmals, an der gegen 70 Mitglieder der Hamburg-Altonaer Mennonitengemeinde, Männer, Frauen und Kinder, teilnahmen. Sie besichtigten unterwegs die „Weiße Kate" mit der Mennolinde. Die bei dieser Gelegenheit aufgenommene Photographie der Kate und der Teilnehmer wird auch für die Leser der „Heimat" von Interessesein, ebenso das Bild des Gedenksteins. Will jemand, der in die Nähe kommt, ihn besuchen, so folge er dem Kirchensteig, der von Oldesloe über Poggensee nach dem Dorfe Havighorst führt, oder gehe von der Chaussee hinter der „Weißen Kate" rechts ab nach Poggensee und von dort auf dem oben gedachten Wege weiter. Nach etwa einer Stunde Wegs sieht man zur Linken das Denkmal, von freundlichen gärtnerischen Anlagen umgeben.

Zu Urgroßvaters und Großvaters Zeiten.

In den adligen Gütern Ostholsteins lebten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Bauern und Tagelöhner in sehr ärmlichen Verhältnissen. Nicht nur bei den Insten, sondern auch bei den Hufnern war bares Geld rare Ware. Der Ackerbau wurde nach hergebrachtem Schlendrian betrieben; von Kunstdünger, Drainage und landwirtschaftlichen Maschinen wußte man nichts. Der Ertrag aus der Feld- und Viehwirtschaft war gering, zumal auch die Preise sich ungemein niedrig hielten. Man rechnete damals nach Talern, Dritteln, Mark, Schillingen, Sechslingen usw. Ein Taler würde nach jetzigem

Gelde 3,60 ℳ, eine Mark = 1,20 ℳ, ein Schilling = 7½ Pfg. und ein Sechsling etwa 4 Pfg. betragen. Nun galt dort um's Jahr 1820 ein Pferd 20 alte Taler (Rtl), eine Kuh = 10—12 Taler, eine Tonne (120 kg) Weizen = 4 Mark (ℛ) bis 4 Mark 12 Schilling, eine Tonne (110 kg) Roggen = 3 ℛ bis 3 ℛ 12 ß, eine Tonne (100 kg) Gerste = 30 Schilling und eine Tonne Hafer = 24 bis 26 Schilling. Die Butter wurde das Pfund mit 2 bis 2½ Schilling, ein Pfund Käse mit einem Sechsling, ein Pfund Rindfleisch mit 1½ bis 2 Schillingen bezahlt. Wenn im Herbst eine Kuh geschlachtet wurde, kam nach Verkauf von Haut und Talg das Pfund Fleisch selten über einen Sechsling zu stehen. Hofdienstpflichtige Insten bekamen für so und soviele Hoftage, die sie und ihre Frauen abzuarbeiten hatten, u. a. 2 Fuder Stroh, 1 Fuder Heu und freie Sommerweide für eine Kuh und konnten dieses „Deputat" auf 21 ℛ bewerten. Die Löhne für das Gesinde waren entsprechend niedrig; Dienstmädchen bekamen an Lohn 6—7 Taler Kurant, Knechte höchstens 10—12 Taler und dazu gewisse Ellen Leinen und „Fünftaum," auch wohl einige Pfund Wolle oder freie Weide für ein Schaf. Und doch hatten die „Deensten," wenn sich zwei einigten, „ehr Plünn tosam to smieten," nicht nur etwas auf dem Leibe und etwas im Koffer, sondern meistens auch noch „wat in de Bielad."

Die Katen und die meisten Bauernhäuser waren von Fachwerk mit Lehmwänden oder mit Tafeln von Backsteinen. Kein Bauernhaus hatte mehr als ein heizbares Zimmer (de Döns) mit Lehmdiele, selten mit einem Ziegelsteinfußboden. Der Ofen (Bilegger) wurde vom Feuerherde aus geheizt, zum Teil mit Buschholz, das in der Gutsforst gesammelt war. Über dem weißgescheuerten Tisch des Wohn-, Eß- und zugleich auch Schlafzimmers qualmte an den langen Winterabenden am Lampenstock die Tranlampe, deren Docht von der Hausfrau zeitweilig mit einer Haarnadel hervorgezogen werden mußte. Um dieses Lämpchens gesellige Flamme scharte sich die Familie; die Frauen und Mädchen krazten und spannen Wolle, Flachs oder Heede, strickten, knütteten usw., während die Knechte und Männer schnitzten, klüterten, Besen banden, Stroh flochten und in anderer Weise Handfertigkeit übten. Dem Lichte zunächst stehend quälten sich Schulkinder mit dem „Buten Kopp lehren" ab. Denn in der Zeit von Martini bis Ostern mußte doch auch schon vor 1814 die Schule besucht werden und „Katechissen" und „Sprüch" sollten schließlich sitzen. — Hier und da traf man Koffer und Schränke mit Schnitzereien und Beschlag; meistens waren die Geräte einfachster Art. Eine Holzbank an der Fensterwand, ein Lehnstuhl mit Lederbezug in der Ofenecke, einige Strohstühle, Schemel und Feuerkiste, Wandbettstellen, eine hölzerne Wiege wo man sie gebrauchte, ein kleiner Spiegel zwischen den Fenstern, ein Tassenbort neben der Tür und etliche „Schillerazen" (Genoveva und Christus am Kreuz dürften am meisten zu finden gewesen sein) bildeten so ungefähr die Ausstattung einer Stube. Auf dem Herde und in dessen Nähe gab es wohl kupferne und messingene Kessel, auch Geräte von Zinn; aber Grapen und andere Gegenstände von Gußeisen, wie sie jetzt benutzt werden, waren damals nicht im Gebrauch. — Mon aß von steinernen Tellern und Schüsseln, wie der „Pütter" sie für einen Schilling oder weniger lieferte. Der Gabeln bediente man sich noch sehr selten; jeder hatte sein eigenes Messer, meistens ein Taschenmesser (Klappmeß) und einen eigenen Löffel (vom „Spillbohm"), den er nach der Mahlzeit säuberlich abgeleckt und mit dem Jackenzipfel abgeputzt in das Löffelbrett an der Wand steckte. — Uhren waren selten. Die Turmuhren zu Panker und Schmoel waren die Normaluhren für die dortige ganze Gegend. In wenigen Häusern gab es Wanduhren, und eine Taschenuhr, „een Klock

uppe Tasch" hatten fast nur die Herren vom Schreiber und Verwalter aufwärts. Die Mehrzahl der „Leute" richtete sich am Tage nach der Sonne, während der Nacht nach dem Hahnenschrei und Siebengestirn. In den wenigsten Bauernhäusern waren eine abgetrennte Küche und ein ordentlicher Keller (deepen Keller) vorhanden; „in de Gööt" wurde aufgewaschen, gebükt und gebraut, „in de Lucht" gegenüber standen Bettstellen für die Dienstmägde, Koffer, Laden und dergl. Die Knechte schliefen „bi de Peer."

An Ackergeräten, die großenteils selbstgefertigt waren, hatte man einfache hölzerne Blockwagen, Leiter- und Bretterwagen, Sturzkarren, Eggen mit hölzernen Zinken, hölzerne Pflüge mit Siek und Schar von Eisen, hölzerne Walzen, „Klütkühlen," hölzerne Schaufeln, auch Spaten, hölzerne Heu- und Hungerharken usw. Beim Korndreschen bediente man sich der „Flegel" von Buchen- und großer Gaffeln von Weidenholz. Beim Reinmachen gebrauchte man nur hölzerne Wurfschaufeln und ein Handsieb. Zur Bearbeitung des Flachses wurden hölzerne Braaken und Schwingen angewandt; auch Winde und Haspel waren von Holz.

Der Speisezettel machte kein Kopfzerbrechen; es gab nur ein Gericht auf den Tisch, dazu an jedem Wochentag ein bestimmtes. Es wurde allerdings durch den Wechsel von Winter und Sommer eine gewisse Abwechselung bedingt, da man das aß, was man hatte, im Winter z. B. viel Grünkohl. Zu den däftigen Klößen nahm man Gerstenmehl; „Weetenklümp" gab es erst viel, viel später und zwar zunächst einmal am Weihnachtabend. Reis wurde nur auf Hochzeiten und Kindtaufen gegessen; Sago war damals überhaupt nicht zu haben. Erbsen, Bohnen, Grütze, Graupen, Kohl, Rüben, Schweine-, Kuh- und Schaffleisch bildeten im wesentlichen neben dem Mehl und den Kartoffeln die solide Grundlage der damaligen Küchenkunst. Ein gehöriger Beutel mit „Backbeeren" und „Backappeln" durfte in keinem Haushalte fehlen; von eingemachten Gurken oder Rotebeeten wußte man nichts. Buttermilch und eigengebrautes Bier bildeten das Hauptgetränk; Branntwein wurde hierorts nur in geringem Maße getrunken, Met besonders zu Fastnacht. Kaffee wurde sehr selten genossen und dann auch noch als Tee bezeichnet. Das Kaffeetrinken geschah meistens heimlich, denn es galt für ehrenrührig, dabei betroffen zu werden. Der chinesische Tee war hier übrigens völlig unbekannt; es gab nur Flieder-, Kamillen-, Odermennig-, Dreiblatt- oder Erdbeertee. Wein gab es nur beim heiligen Abendmahl. Was nun weitere Genüsse anlangt, so wurde nach Feierabend wohl aus einer Kalk- oder Meerschaumpfeife „een Mundvoll smökt," eine Zigarre aber war ein unbekanntes Ding. Daneben wurde „een Prieschen" Schnupftabak gern genommen, zumal alte Frauen trugen ihre Dose stets bei sich.

Die Tracht war einfach und althergebracht. Frauen und Mädchen trugen zu der Zeit noch stets faltenreiche, gestreifte, fußfreie eigengemachte Röcke, gewöhnlich mehrere übereinander, dazu breite, meistens weiße leinene Schürzen, eine Jacke von Tuch oder Baumwollenzeug, die am Halse ziemlich tief ausgeschnitten und im Sommer bei den jüngeren Personen kurzärmelig war, und ein buntes „französisches" Halstuch. Das Haar wurde einfach gescheitelt, der Zopf auf dem Hinterkopf aufgebunden und von der Mütze bedeckt. Die „Dreestückmütz" der Mädchen und jungen Frauen war aus drei Teilen zusammengesetzt, entweder von Tuch oder Seidenzeug, und war mit breitem Bande und oft mit Stickerei von Silber oder Gold reich geschmückt. Alte Frauen trugen schwarze, enganliegende Mützen (Knêphüll), die nicht nur den ganzen Scheitel und Hinterkopf, sondern auch Stirn, Ohren und den hinteren Teil der Wangen bedeckten.

Die Hüte der Mädchen und Frauen waren von Stroh, mit etwas Band geputzt und nach den Seiten niedergebunden. Die selbstgestrickten wollenen Strümpfe waren meistens von blauer Farbe, seltener weiß; die starken Schuhe hatten nur niedriges Oberleder und waren mit blanken Spangen versehen. — Die Männer gingen für gewöhnlich in eigengemachtem Zeug, in blauen Leinenjacken oder langen „griesen Kitteln" nach Alter und Würden; Riemenschuhe bezw. Schmierstiefel an den Füßen, ein runder schwarzer Filzhut auf dem Kopfe: dann war „de Kerl farri." „Fünfkamm" und „Dreidraht" gaben den Stoff ab auch für den besseren Anzug. Über den Oberteil der kurzen Kniehose von grauem Fünfkamm fiel eine lange Weste mit schwarzen und roten niederwärts laufenden Streifen. Zur Erwärmung des Unterleibs war über Weste und Hose ein sehr breites wollenes Leibband gewunden. Die Weste war bis zum Halse hinauf geschlossen, also wurde keinerlei „Witttüg utstellt." Die Sonntagsjacke, meistens grau und buntgestreift, war ohne Kragen, hatte eine sehr lange Taille und breite Schöße und war mit großen Metall- oder Hornknöpfen versehen. Den Hals deckte ein rotes baumwollenes Tuch, und auf dem Kopfe trug man „för best" einen großen runden Hut mit breitem, dreifach aufgekrempeltem Rande. Die blauen Strümpfe reichten bis über das Knie und wurden durch die blanken messingenen Knieschnallen (Kneespang) der Hosen gehalten. Die Schnallenschuhe waren von derbem Rindleder und an Sohlen wie Absätzen gehörig mit Eisen beschlagen. Stiefel wurden Sonntags weniger getragen; bei hohem Schnee und starkem Frost umwickelte man wohl die Beine mit Strohfielen zum Schutz gegen Nässe und Kälte. So konnte „Buervag Peter Cay ut Hoffell" (regierte um 1755), einen derben „Gundagstock" in der Faust, schon einen Gang „upp Nawerschupp" oder „en beeten na Jochen Eller in Swartbuck" unternehmen.

Zu der Zeit waren noch sehr wenig Gebäude und gar keine Mobilien versichert; wer abbrannte, war völlig ruiniert, hatte dafür aber den Trost, nicht gegen alten Glauben gehandelt zu haben. Der Aberglaube war noch ungemein im Schwange. Verschiedene alte Frauen wurden allgemein für Hexen gehalten, Schuster Danzmann galt als Hexenmeister. Man sprach viel von der schwarzen Kunst, vom Schatzgraben, Besprechen, Vorspuken und Spuken (Spökeln), vom Nachtmard, vom wilden Jäger und von Unterirdischen. In Krankheitsfällen begnügte man sich meistens mit Hausmitteln oder nahm seine Zuflucht zu Quacksalbern usw. Die Ärzte waren übrigens damals so selten, daß auf der ganzen Strecke von Kiel nach Oldenburg nur einer und zwar in Lütjenburg ansässig war. Ein Gegenstand des Aberglaubens, der alte Galgen am Wege von Hohenfelde nach der Ostsee, wurde um 1820 abgebrochen; es „spökelt" dort aber vielleicht noch. —

Einzelne alte Leute hielten ihre tägliche Andacht aus einem Morgen- und Abendsegenbuch. Am Abend des Sonnabend wurde nicht gearbeitet; zumal weibliche Handarbeiten zu verrichten galt als große Sünde, und es herrschte der Glaube, daß keiner in einem Hemde sterben könne, zu welchem das Garn am Sonnabend-Abend gesponnen sei. Am Sonntage geschah nur das Allernotwendigste. Während der Kirchzeit herrschte die allergrößte Stille. In vielen Familien wurde mit Gesang, Gebet und Vorlesen aus der Postille ein Hausgottesdienst abgehalten, jedenfalls am Weihnachts- und Altjahrsabend. In Hohenfelde wurde am Sonntag-Nachmittag durch den alten Lehrer Möller Betstunde gehalten, wozu der Bauervogt die Dorfschaft mittels seines Kuhhornes zusammenrief. — Keine wichtige Arbeit wurde begonnen, ohne zu beten oder wenigstens „Help Gott!" zu sagen. Fast jeder Erwachsene ging alljährlich wenigstens einmal, am liebsten am Gründonnerstag oder Stillfreitag, zu Beichte und Abendmahl.

Bei dem Mangel an Kalendern berechnete man die Zeit fast ausschließlich nach den hohen Festen und nach besonderen Heiligentagen wie Lichtmeß, Johanni, Peter Kett, Jakobi, Micheli, Martini usw. — Der erste Advent stand in hohem Ansehen. Am Weihnachtsabend wurden statt der Lampe doch mindestens zwei selbstgegossene Talglichte angezündet, und bei dieser festlichen Beleuchtung sang die Familie ein Weihnachtslied, betete und hörte das Evangelium, auch wohl eine Predigt vorlesen. Es war eine alte Sitte, daß „Ruppert und Kinnjes" mit dem „Rummelpott" von Haus zu Haus gingen, ein Lied, etwa „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich," sangen und dafür Äpfel, Nüsse, „Pepernöt" oder gar einen Sechsling oder Schilling in Empfang nahmen. Viele Weihnachtsgeschenke gab es nicht. Die Kinder setzten, bevor sie zu Bett gingen, einen Teller vors Fenster, damit „Kinnjes" bei seiner nächtlichen Wanderung eine Gabe hineinlege. „Artige" Kinder fanden dann auch richtig am nächsten Morgen zu ihrer unbeschreiblichen Freude einige Nüsse, Äpfel, braune Kuchen und auch wohl „Adam und Eva" und wunderbare Tiere von Kuchenteig, „acht förn Schilling" vom Bäcker bezogen; unartige aber mußten zu ihrem Entsetzen wohl eine Rute entdecken. —

Am 1. Januar mußte in der Morgendämmerung das neue Jahr durch Schüsse begrüßt werden; gab es keine Flinten, so taten's auch alte Kofferschlüssel. Der Tag der heiligen drei Könige wurde in vielen Häusern gefeiert, wenigstens ging der Rummelpott wieder herum. Während der Fastenzeit hörte man nirgend Sang und Klang, und die Kirche war, wenn Weg und Wetter es irgend gestatteten, nicht nur am Sonntag, sondern auch am Mittwoch gefüllt. Alte Leute gingen dann nur in Trauerkleidern zum Gotteshause. — Am Gründonnerstag gab es grünen Kohl. Am Ostermorgen sah man die Sonne beim Aufgehen dreimal hüpfen; besondere Ostergebräuche scheinen hier aber kaum üblich gewesen zu sein. Am Maitagabend wurden auf den Kreuzwegen Strohfeuer angezündet, um den Hexen auf ihrem Ritt zum Blocksberge zu leuchten. Am Pfingstmorgen wurden alle Häuser mit Maibüschen (hier Buchenzweige) besteckt. Vom Johanni-Abend sagt eine alte Handschrift:

> „Den Abend vor Johannestag gehn die jungen Burschen und Mädchen nach ihren wachsenden Flachs, und stecken grüne Zweige dazwischen, glaubend der Flachs solle so lang wachsen wie die darin gesteckten Busche."
>
> „In der Johannesnacht soll ein Tier, flegen Krêf (fliegender Krebs) genannt, umherschwärmen und alles draußen gebliebenes Zeug und anderes Leinen vergiften, so daß derjenige, welcher sich mit dem Zeuge bekleidet, auch selber einen Krebsschaden bekommt, daher niemand Zeug draußen läßt."
>
> „Die in dieser Nacht gepflückte Kräuter, wie Flieder, Kamillen 2c. sollen noch mal soviel medizinische Wirkung tun, wie zur andern Zeit gepflückte Kräuter."

Zwischen Micheli und Martini war „groot Ahrnbeer."

Um Lichtmeß herum gab's „Faßlabend," eine Festlichkeit, die vom Sonntagnachmittag bis zur Mitternacht auf Mittwoch währte. Unter Vorantritt eines Klarinettenbläsers und begleitet von „Lütt und Groot" zogen die jungen Leute am Montage im Dorfe herum von einem Bauernhause ins andere, tanzten und ließen sich mit Bier und Branntwein bewirten und mit Mehl, Eiern, Würsten, Fleisch und Geld beschenken. Die eingesammelten Lebensmittel wurden dann am Nachmittag von den jungen Mädchen zu kräftigen Gerichten verarbeitet. Zum Freibier lieferte jeder Bauer ein gewisses Quantum Malz. —

Digitized by Google

Verlobungen wurden nicht besonders gefeiert. Bald nach der Verlobung, einige Wochen vor der Hochzeit legte die Braut ihren besten Putz an, nahm einen weißen Kissenüberzug voll Bettfedern unter den Arm und einen weißen, geschmeidigen Stock in die Hand und ging in Begleitung einer alten Frau, die außer einem langen Stock einen nicht zu kleinen Sack trug, von Haus zu Haus „upp Brutschopp.“ Sobald sie in ein Haus eintraten, sagte die alte Brautmutter: „Wüllt Ji de Brut nich ut 'n Beeten mitdeelen?“ Auf diesen Wink erfolgte eine Gabe zumeist an Weizen, Federn und Geld. Dann meinte die Alte: „Uck en Beeten in'n Schoot för de ohl Brut!“ worauf ihr Grütze oder Mehl gereicht wurde. Diese Sammlung war oft so ergiebig, daß das junge Ehepaar ein halbes Jahr hinreichend zu leben hatte.

Bei Sterbefällen wurde in der ganzen Verwandtschaft und näheren Bekanntschaft zum „Folgen“ durch die Frau eingeladen, welche die Leiche „gekleidet“ hatte. Ihr wurde für das „Ansagen“ irgend eine Gabe, meistens ein Brot, gereicht. Nach alter Sitte gehörte dieser Leichenfrau das Zeug, welches der Tote zuletzt lebend getragen hatte, sowie das, worin er gestorben war. Der Sarg bestand aus nur sechs Brettern und war stets schwarz. Sowie der Sarg auf den Wagen gebracht war, bestieg auch die schwarzgekleidete Leichenfrau den Wagen, zog ihren obersten Rock über den Kopf, setzte sich auf den Sarg und blieb darauf hocken, bis der Zug an der Kirchhofspforte anlangte. Dem Leichenwagen folgten zunächst die Anverwandten und danach die andern Leidtragenden und zwar nicht nur Männer, sondern auch Frauen, alle im Trauerzeuge und mit ungeschmierten Stiefeln und Schuhen. Eine besondere Vorschrift war noch diese:

> „Wenn eine Leiche zu Grabe gefahren wird, muß der Wagen ungeschmiert bleiben, auch der Fuhrmann darf sich nicht umsehen bei der Hinfahrt. Ist der Wagen zu Hause gekommen, wird er gleich voneinander genommen: Unterließe man dieses, würde der Tote wiederkommen. Desgleichen müssen die Strohklappen, darauf der Sarg gestanden, bei der Rückkehr vom Begräbnis an der Feldscheide vom Wagen geworfen werden.“

Dietrichsdorf. G. Schröder.

„Grotmoder, hüpp!“

Großmutter zittert und lallt und lacht.
Großmutter kennt weder Tag noch Nacht.
Großmutter kann die Sonne nicht sehn,
Aber Großmutter soll in die Sonne gehn.

Lütt Wieschen hält ihre welke Hand, —
Lütt Wieschen, der arge Höllenbrand!
Die roten Locken, die Flackeraugen,
Das weiße Fellchen dem Teufel taugen!

„Ji Deerns un Bengels, it wis' jug wat.
Ji seht doch — de Jr' is platt un glatt.
Dor ische nich Steen un Renn un Swell.
Grotmoder hüppt mi, as ik dat well:
Grotmoder, hüpp!“

Da johlt und jubelt die Gassenbrut
Und stachelt Lütt Wieschens frechen Mut.

Großmutter hüpft alle Dutzend Schritt,
Und Buben und Dirnen hüpfen mit.

Ohm Hinrich trifft sie, der Schauermann,
Und zornig fährt er Lütt Wieschen an:
„Du Düvelsbraden! — Paß acht, min Deern,
Di ward de Herrgott noch hüppen lehr'n!“ —

Lütt Wieschen wirbelt im Hofballet.
Lütt Wieschen hüpft aufs Brettl vom Brett.
In Wieschen Gesicht sind die Runzeln zu sehn.
Sie läßt ihre Kinder betteln gehn.

Sie tanzt zu Sankt Pauli im Jahrmarktszelt.
Da trifft sich das Schiffsvolk aus aller Welt,
Das wählt und das wägt seine Scherze nicht;
Das schleudert ihr lachenden Hohn ins Gesicht:
„Grotmoder, hüpp!“

Dresden. Marianne Mewis.

Naturgeschichtliche Studien im Treibsel der Nordsee.

Von **Philippsen** in Flensburg.

II.

Neben den Treibstoffen pflanzlichen und tierischen Ursprungs haben solche aus dem Reiche der Mineralien ein besonderes Interesse. Als Mineral oder Lava von Island oder von einem submarinen Vulkan wird vielfach eine dunkelblaugraue, bienenwabenähnliche, poröse Masse angesehen; es ist aber eine Hochofenschlacke aus den Eisenwerken von Middlesborough in England, die man dort ins Meer wirft und die dann mit der Strömung ostwärts treibt und die ganze deutsche und dänische Nordseeküste bedeckt. Auch von Dampfschiffen treiben viele Kohlenschlacken an, doch sind diese mehr glasig, unregelmäßig porös. Die Poren dieser beiden Schlacken bilden wahre Fundgruben von seltenen und interessanten Tieren: man findet die Stücke bewachsen mit Seemoosarten, Obelia geniculata und Campanularia flexuosa, auch die Entenmuschel, Lepas hilli siedelt sich gern darauf an, ebenfalls findet man die weißen Kalkröhren des Dreikantenwurms, Serpula triqueter, dessen herrlich rote oder blaue Kiemenkränze aus den Röhren hervorschauen; als größte Seltenheit aber findet man angewachsen die Lochmuschel, Anomia ephippium. Neben den Schlacken treibt gelegentlich auch weißer Bimsstein an, der aber vielleicht von einem Schiffe stammt; jedenfalls ist es nicht erwiesen, daß er von einem unterseeischen Vulkan herrührt. Vielfach findet man im Treibsel Stücke vom Seetorf oder Tuul, der aus den unterseeischen Mooren oder versunkenen Wäldern stammt, vom Rollen auf dem Meeresboden aber kugelig oder abgerundet worden ist; die runden Löcher im Seetorf stammen von den Bohrmuscheln, oft findet man noch Schalen der verschiedensten Arten der Pholaden in den Bohrlöchern sitzen. Der Seetorf redet uns ergreifende Worte aus längstvergangener Zeit; aus den Bestandteilen erkennt man, ob er aus einem versunkenen Wald stammt oder ob er seine Entstehung einer einstigen Sumpf- oder Heidevegetation verdankt; im ersteren Falle findet man Überreste verschiedener Waldpflanzen im Torf eingebettet, ebenso deren Früchte, namentlich Tannenzapfen, Samen von Nadelhölzern, Haselnüsse usw., der gewöhnliche Torf enthält Überreste von Sumpfpflanzen, genau so wie der Torf unserer Moore. Bei besonderem Glück findet man im Torf auch Überreste der damaligen Tierwelt in Wald und Feld, Hirsch-

Torfstück mit Pholas candida.

geweihe, Eberzähne, auch wohl Schalen von Mollusken, sowie mikroskopisch kleine Kalkpanzer und Süßwassertierchen. Aus noch fernerer Vergangenheit redet der Bernstein zu uns, der an gewissen Stellen sich nicht selten im Treibsel findet, so namentlich bei Nordamrum, Nordföhr, Keitum auf Sylt, Weström und Eiderstedt; er ist jedoch nirgends so häufig, daß das Sammeln desselben als besondere Erwerbsquelle sich lohnt.

Schon mehrfach wurde einiger Gegenstände erwähnt, die von Schiffen stammen; bei eifrigem Suchen kann man noch sehr viele solcher Gegenstände anführen, die meistens auf Schiffen über Bord geworfen werden oder auch direkt von verunglückten oder gestrandeten Schiffen herrühren. Zahlreich treiben Lichter oder Lichtstumpen an; Neptun kann sich noch nicht mit den herrlichen Lichtspendern der Gegenwart befreunden, die elektrischen Glühlampen duldet er nicht in seinem Krystallschlosse. Auch Flaschen sind häufig im Treibsel, die nach dem Geruche zu urteilen meistens einen solchen Inhalt bargen, wie er Nordpolfahrern ganz im Norden bekömmlich sein soll und auch sonst von Seeleuten nicht verschmäht wird, aber ihres Inhaltes leer in der Nordsee von Schiffen ausgeworfen worden. Solche Flaschen nebst Blechdosen sind oft dicht mit Hydroidpolypen bewachsen und ergeben dann für naturwissenschaftliche Sammlungen die herrlichsten Präparate. Flaschenposten findet man selten. Reiche Sammlerausbeute liefern die angespülten Fisch- oder Hummerkisten, die meistens eine englische Marke tragen; man findet daran verschiedene Algen, Seemoos, oft die kleine buntfarbige Kamm-Muschel, Pecten opercularis usw. Auch größeres Treibholz kann manchmal wichtige Objekte bergen, wie die schon mehrfach genannten Obelia und Lepas, in Fugen den kleinen Felsenbohrer, Saxicava rugosa, sowie die kleine Lochmuschel, Anomia ephippium. Auch sitzen die kugelförmigen Kalkgebilde der Seepocken oder Seewarzen, Balanus gerne auf dem Treibholz; hat dasselbe lange getrieben, so ist es ganz durchlöchert von den Röhren der Schiffbohrwürmer, Teredo navalis und Xylophaga dorsalis, wovon der erstere seine Röhren inwendig mit einer dünnen Kalkschicht bekleidet. Diese beiden Schädlinge gehören zu den Muscheltieren und tragen an dem einen Ende ihres wurmförmigen Körpers zwei kleine feilenartige Muschelschalen, mit welchen sie ihre zerstörende Tätigkeit ausüben. Von sonstigem Strandgut gibt Neptun oder Ekkenekkepenn, wie der Meeresgott an der Nordseeküste genannt wird, nur die leichte Ware heraus, und wenn auch Balken, Planken, Bretter, leere Tonnen und Fässer wohl für Strandläufer ein Interesse haben, so sieht der Naturfreund doch weit mehr auf andere Sachen und sind ihm Rohgummi, Kopal und sonstige tropische Erzeugnisse weit wertvoller, und eine Sammlung solcher Sachen bildet nicht nur einen Beitrag zum Kapitel der Meeresströmungen, sondern auch der Gefahren für Schiffer an den deutschen Küsten der Nordsee. Wohl kein Jahr vergeht, in welchem nicht mit dem Treibsel wertvolle Güter ans Ufer gespült werden hier oder da, oft von weither getrieben; aber auch oft zum Schrecken der Strandbevölkerung wird ein armer Heimatloser zur stillen Ruhe aus dem feuchten Grabe dem Friedhofe überführt, und wie viele kleine Überreste menschlicher Gebeine sieht man nicht auf den Watten liegen, ohne daß man sie sammeln und begraben kann. Das Meer ist ein großer, weiter Friedhof, nur wenige Leichen gibt es heraus.

Eine gar wichtige Bedeutung im Haushalte der Natur hat das Plankton, auch wohl pelagischer Auftrieb genannt, das ebenfalls dem Treibsel zugezählt werden muß, und man versteht darunter alle frei im Wasser schwebenden und lebenden tierischen und pflanzlichen Organismen. Sind diese so groß, daß man mit unbewaffnetem Auge deutlich ihren Bau usw. erkennen kann, so gehören

sie dem makroskopischen Plankton an; was man nur mit Hilfe starker Vergrößerung erkennen kann, ist mikroskopisches Plankton. Das mikroskopische Plankton besteht aus den Larven der verschiedensten Seetiere, sodann aus einer großen Anzahl von Organismen, die bald als Tier, bald als Pflanze beschrieben werden, ferner aus den Peridineen und Flagelaten und aus einzelligen Algen. Über die Merkmale dieser verschiedenen Wesen kann hier hinweggegangen werden. Ziemlich bekannt dürften wohl die Diatomeen sein, die teils am Grunde leben, teils aber auch dem Plankton angehören. Das Plankton treibt das ganze Jahr hindurch an, im Winter ebenso gut als im Sommer; einige Formen haben sogar in der kalten Jahreszeit ihren Höhepunkt. Dem Plankton kann auch die Hirsekorn-Nachtleuchte, Noctiluca miliaris hinzugerechnet werden, ein winzig kleines Tierchen, das dem bloßen Auge nur eben als ein Punkt sichtbar, das aber im Spätherbst in so ungeheuren Scharen die Nordsee bevölkert, daß die Oberfläche des Meeres davon wie bedeckt ist, und welches dann die herrliche Erscheinung des Meerleuchtens verursacht. Jede Welle, das ins Meer getauchte Ruder, das Kielwasser des Schiffes leuchten in hellem Silberglanz. Nach warmen antreibenden Winden ist der Sand am Strande so mit den Tieren durchsetzt, daß die Fußtritte des nächtlichen Strandwanderers leuchtende Spuren zurücklassen und man mit feurigen Buchstaben seinen Namen in den Sand schreiben kann.

Das Plankton ist für das Tierleben von größter Wichtigkeit. Wohl sind die mit den Flüssen ins Meer geförderten organischen Stoffe imstande, verschiedenen Tieren als Nahrung zu dienen, aber sie verschwinden vollständig vor der Menge des Planktons, des mikroskopischen und des makroskopischen, welches denselben Zweck erfüllt, und das bei seiner ungeheuren Menge die weiten Meere so anfüllt, daß das Meer gar festsitzende Tiere, wie Austern, Seepocken, Korallen u. a. ernähren kann, und doch sitzen diese Tiere nicht einzeln, sondern bilden mit andern ihrer Art mächtige Kolonien. Vom Plankton nähren sich die kleinen Lebewesen der Tiefsee und der Oberfläche, diese fallen wieder andern größeren zur Beute und so fort, bis auch schließlich ein Fisch in den menschlichen Organismus wandert und sich hier einesteils als Kraft offenbart, während ein anderer Teil in die Dunggrube wandert, aufs Land gebracht wird und hier zum Aufbau von Pflanzen dient, die wieder Menschen und Tieren Nahrung geben. Das ist der hohe Wert des Planktons, und mit vollem Recht kann man das Meer als die Urquelle des Lebens auf Erden ansehen.

Alle antreibenden Organismen bilden einen oder mehrere hohe Wälle und wären geeignet, durch ihre Verwesung einen solchen Geruch zu verbreiten, der den Aufenthalt am Strande unmöglich machen würde, wenn nicht diesem durch verschiedene Umstände von der vorsorgenden Natur vorgebeugt würde. Zunächst sieht man an Steilküsten, die nun allerdings an der Nordsee selten genug sind, oder an Steindeichen nur wenig Treibsel, obwohl hier ebenso viel antreibt als an den Flachkusten; aber hier wird eben alles von der Gewalt der Wogen, von der Brandung vollständig in Atome zermalmt, und diese Teile bilden dann zum Aufbau der fruchtbaren Marsch einen wichtigen Beitrag. Anders ist es an den Flachküsten, wo jede Fluthöhe durch eine Reihe von Treibsel gekennzeichnet ist. Dem Verfaulen der Organismen wird hier vorgebeugt durch das schnelle Vertrocknen; denn obgleich die Algen sehr wasserreich sind, vertrocknen sie auf dem heißen Sandstrand in wenigen Stunden und sind so vor Verwesung geschützt. Immerhin aber geht von ihnen ein Geruch aus, der unangenehm genug ist, und da sind es nun eine Anzahl von Tieren, die hier eine Art Gesundheitspolizei ausüben, indem sie in ihrer ungeheuren Menge die angeworfenen Sachen zerbeißen und verzehren und so zur Reinigung des

Strandes mit beitragen. Da ist zunächst der Sandhüpfer, Talitrus saltator zu nennen, der im Verein mit dem Küstenfloh, Orchestia littorea diese wichtige Arbeit verrichtet. Beide sind kleine Krebstiere, Verwandte vom Bachfloh, womit man die Tiere in Aquarien füttert. Der Sandhüpfer ist etwa 1 cm, der andere 2 cm lang, sie bevölkern den Strand in der Höhe des Treibsels, graben sich Löcher in den Sand, und wenn man über den Strand geht, dann hüpfen sie empor und verkriechen sich; von ihrer ungeheuren Menge scheint sich der Sand zu bewegen, aber dennoch muß man scharf hinschauen, um sie zu sehen, da sie genau die Farbe des Sandes haben. Ihren Heißhunger suchen sie zu stillen von allen angetriebenen Stoffen und wählen zuerst die leicht vergänglichen, vermutlich weil diese am besten zu zernagen sind.

Ihre Tätigkeit wird unterstützt von zahllosen Insekten. Die Leichen angetriebener Vögel und Seehunde sind in kürzester Zeit mit Millionen von Fliegenmaden besetzt, die in wenigen Tagen die ganze Fleischmasse fressen; andere Fliegen legen ihre Eier direkt in den Treibsel, wo die Maden genug zu leben finden. Zahlreiche Tonnenpuppen von Fliegen findet man unten im Sande des Treibsels. Ebenso sind eine große Menge von Käfern damit beschäftigt, in und unter dem Treibsel ihre Nahrung zu suchen, hauptsächlich Carabiden und Staphyliniden, teilweise seltene Arten, die nur der Meeresküste angehören. Der größte Käfer unter dem Treibsel ist Broscus cephalotus, der an Stellen häufig ist. Natürlich kommen die verschiedenen Arten der Toten- und Aaskäfer auch vor, namentlich, wo es gilt, einen Körper schnell in den Boden zu vergraben. Ein so reges Tierleben im Treibsel lockt natürlich wieder andere Tiere, namentlich Vögel herbei; die verschiedenen Strandläufer, Regenpfeifer, Austernfischer usw. finden hier einen reich gedeckten Tisch, aber auch Landvögel kommen häufig, um hier ihren Hunger zu stillen, besonders Kiebitze, Stare, Lerchen und Schneefinken.

Der Treibsel kommt an allen Küsten und zu allen Jahreszeiten vor; am meisten treibt er natürlich an der Windseite an, doch gibt es auch Gegenstände, die im Wasser schweben und deshalb weniger von Wind und Strom abhängig sind und auch an der geschützten Seite antreiben. Stürme bringen am meisten Treibsel, und mit den Gegenständen marinen Ursprungs vermischen sich nach Hochfluten die mühsam geborgenen, aber doch entführten Heuvorräte der Halligen und Vorländereien. Jeder Tag bringt neue Gegenstände aus dem Treibsel, nnd wem die Gelegenheit geboten ist, der sollte nicht versäumen, aus dem Treibsel sein naturgeschichtliches Wissen zu bereichern.

Heidemädchen.

1. Heut' kommt mein Liebster nach Haus, nach Haus!
   Da kehr' ich mein Stübchen, da putz' ich's heraus
   Und tanz' ihm entgegen im Sonntagskleide
   Weit über die leuchtende grüne Heide!
2. O Liebster, sieh, der Tag erwacht,
   Kurz, ach, kurz ist die Sommernacht,
   Kurz, ach, kurz ist Wonne und Weide
   Und Duft und Sonne auf roter Heide!
3. Leer ist mein Stübchen, verschwunden er
   Im fernen streifigen Nebelmeer;
   Vom Hünenhügel unter weinender Weide
   Schau' ich ihm nach über die braune Heide.
4. Und nun aus Nächten dunkel und lang
   Steigen Gespenster und Träume bang,
   Und die Stürme, sie rauschen von ewigem Leide
   Über die tote weiße Heide.

Chr. Tränckner.

Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Von W. J. Lembke in Ochsenwerder.

I.

Soweit wir unsere deutsche Sprache zurückverfolgen können in ihren Denkmälern, also etwa seit der Zeit Karls des Großen, gibt es in Deutschland eine reiche Zahl von Mundarten. Jeder Stamm redet sein Deutsch mit eigentümlicher Färbung, überall hat man andere Laute und Lautnüancen, andere Wörter im Wortschatz oder dieselben Wörter in anderer Bedeutung, häufig auch andere Weisen der Wort- und Satzbildung. Doch lassen sich schon damals zwei ziemlich scharf geschiedene Gruppen von Mundarten unterscheiden, die innerhalb der beiden leicht unterscheidbaren Gruppen einen hohen Grad von Verwandtschaft zeigen; Mundarten verschiedener Gruppen dagegen weisen so wesentliche Unterschiede auf, daß sie sich fast wie Fremdsprachen zu einander ausnehmen. Der Heliand-Schreiber wird aus seiner Mundart heraus Otfried schwerlich verstanden haben und umgekehrt auch nicht; trotzdem schreiben sie beide gleichzeitig gutes Deutsch. Die eine dieser Mundartengruppen hat ihren Sitz im hohen, gebirgigen Deutschland, man nennt diese Mundarten deswegen hochdeutsche Mundarten oder einfach das Hochdeutsch; die andere Mundartengruppe hat ihren Sitz im ebenen, niedrigen, platten Deutschland, hier also spricht man niederdeutsche oder plattdeutsche Mundarten oder kurzweg das Niederdeutsch oder Plattdeutsch. Hochdeutsch und Niederdeutsch sind nicht einheitliche Sprachen wie etwa die englische oder deutsche Literatursprache, sondern Mundartengruppen, die Ausdrücke Hochdeutsch und Plattdeutsch geben also leicht eine verkehrte Vorstellung. Das Verhältnis des Plattdeutschen zum Hochdeutschen war vor 1000 Jahren nicht wesentlich anders als heute. Die Mundarten sind im Norden wie im Süden eigene, verschiedene Wege gegangen, die Unterschiede haben sich nicht ausgeglichen, sie sind eher größer als kleiner geworden. Die Sprache Klaus Groths ist von der Hebels ebensoweit entfernt, wie die Sprache Otfrieds von der des Heliand. Wir stellen hier fest, daß die Mundarten ihre Namen tragen nach der landschaftlichen, physikalischen Beschaffenheit ihrer Geltungsgebiete; die Namen sind also von Haus aus keine Qualitätsbezeichnungen.

Die Sprache ist das wichtigste Ausdrucksmittel des Menschen, sie ist eine Offenbarung des Innen- und Seelenlebens in seiner Gesamtheit. Ein solches Mittel kann man nicht willkürlich machen, wie etwa ein Stenographiesystem; Sprache ist immer und überall unter bestimmendem Einfluß der Volkskultur und des Volkscharakters entstanden, sie ist überall ihrem Erzeuger wahl- und wesensverwandt. Das gelt selbstverständlich auch für uns Norddeutsche und die Sprache unserer Landschaften; für uns ist das Plattdeutsch die natürliche, organisch mit unserm Innenleben verwachsene Offenbarungsweise unsers norddeutschen Volkscharakters; unsere Mundart ist ein Stück unserer Persönlichkeit, unserer eigenes, selbstgezeugtes Kind, unter fortwährendem Einfluß unserer eigentümlichen Gesamtverfassung entstanden und weitergebildet. Wir würden uns vor uns selbst schämen müssen, wenn wir unsere Mundart als gemein und unedel in moralischem oder auch nur in ästhetischem Sinne wollten gelten lassen.

Für die Verständigung der Stämme unter einander, für die Verwaltung großer Ländergebiete, vor allem auch für die Mitteilung geistiger, dichterischer Erzeugnisse und religiöser Ideen war es sehr störend, daß jede Mundart ein so eng begrenztes Geltungsgebiet hatte. So erschien die Schöpfung einer einheitlichen Sprache für ein einheitliches Kultur- und Wirtschaftsgebiet, wie

Deutschland es darstellte, als wünschenswert, ja, als notwendig. Die Verwaltung Deutschlands wurde zur Hauptsache vom Süden aus geleitet; die erste Blütezeit unserer Literatur hatte ihren Sitz in Süddeutschland, Niederdeutschland wurde von diesem gewaltigen Aufschwung zur Zeit der Hohenstaufen kaum berührt. Die geistige wie die wirtschaftliche Kultur, die Kultur im engern Sinne, wie die Zivilisation hat durchweg den Weg von Hochdeutschland nach Niederdeutschland eingeschlagen, nicht umgekehrt. So war es natürlich, daß, als im Mittelalter, etwa um 1200, eine Art deutscher Einheitssprache sich bildete, die höfische Sprache, die Sprache der klassischen Dichtung des Mittelalters, daß diese Sprache ausgeprägt hochdeutschen Charakter trug.

Dreihundert Jahre später sieht's anders aus, die Kaisermacht hat in der Selbständigkeit der freien Städte und mächtiger Fürsten eine große Einbuße erlitten; der Kaiserhof hat nicht mehr die dominierende Stellung unter den Fürstenhöfen Deutschlands wie einst. Nnn geht von Wittenberg, also von Mitteldeutschland, eine geistige, religiöse Bewegung aus, die die ganze germanische Welt im tiefsten Innern bewegt und ergreift. An diese Bewegung, die Reformation, schließt sich unmittelbar die sprachliche Einigung Gesamtdeutschlands an. Diese Lutherſprache ist freilich dem Hochdeutschen noch bedeutend näher als dem Niederdeutschen, aber sie ist dem Norddeutschen doch nicht so fremd wie etwa die Sprache Walthers oder Wolframs. Die Sprache Luthers in seinen Streitschriften, in Katechismus, Bibel und in seinen Kirchenliedern war zu gewaltig, als daß sie dauernd hätte überhört werden können. Die Sachen gingen jeden Deutschen, dem Wohl und Wehe seines Volkes nicht gleichgültig war, persönlich an, ob er nun für oder gegen die reformatorischen Ideen war. Langsam, aber stetig und sicher greift die Lutherſprache nach allen Seiten um sich, nach Norden wie nach Süden, auf freundliches wie auf feindliches Gebiet, so sehr man sich auch hier dagegen sträubt. Im 16. Jahrhundert schrieb man bei uns Chroniken und andere Bücher noch plattdeutsch, geistliche wie weltliche Lieder werden noch plattdeutsch gesungen. Aber schon 1621 erscheint in Goslar die letzte plattdeutsche Bibel. Nun ist die Herrschaft der Lutherſprache als Schriftsprache in Nord- wie in Süddeutschland unbestritten. Zunächst sind die Schriften hier wie dort noch mundartlich gefärbt, auch das verschwindet bald, und nun haben wir im gesamten Gebiete der deutschsprechenden Stämme ein einheitliches, allgemein verständliches Deutsch, das Schriftdeutsch oder Hochdeutsch im engern Sinne. Dieser Ausdehnungsprozeß ging zunächst als Breitenausdehnung vor sich, aber überall sehen wir nun auch, daß die Lutherſprache ins Volk hineinsinkt und in die Tiefe dringt. Sie wird die Sprache des Gottesdienstes, des gesamten Unterrichts, des Religionsunterrichts zuletzt; sie wird die Sprache der Gerichtsverhandlungen, sie wird die Amtssprache für den schriftlichen wie mündlichen Verkehr. Das Plattdeutsch bleibt fürs erste noch die Sprache des gesellschaftlichen Verkehrs, auch für die feine Gesellschaft. Die Dichtungen Lessings, vor allem aber Goethes und Schillers Schöpfungen haben die Dialektsprache auch als Unterhaltungssprache in der Gesellschaft unmöglich gemacht. Das Plattdeutsch wird nun die Sprache des Dorfes und der Gasse. Wer auf geistige und gesellschaftliche Bildung Anspruch macht, wer sich zur Gesellschaft will rechnen lassen, bedient sich überall des Hochdeutschen, wie man das Schriftdeutsch ja gewöhnlich nennt. Wer plattdeutsch spricht, stellt sich unter die Ungebildeten, unter den geistigen und gesellschaftlichen Plebs. Die Sprache drückt nun dem, der sich ihrer bedient, den Stempel des Ordinären und Unfeinen auf. Wer in guter Gesellschaft plattdeutsch spricht, drückt sich breit, massiv, platt und niedrig aus. Nun

werden die Ausdrücke plattdeutsch und niederdeutsch zu dem, was sie ursprünglich nicht waren und sein sollten: Bezeichnungen nicht des Geltungsgebiets, sondern einer Qualität, zunächst einer Qualität der Sprache an sich, dann und damit zugleich aber wird sie auch Ausdruck der Qualität geistig-literarischer und gesellschaftlicher Bildung desjenigen, der sich dieser Mundart bedient. Das Plattdeutsch bleibt nur für den mündlichen Verkehr des gewöhnlichen Volks unter sich. Sowie etwas schriftlich mitgeteilt wird, in Briefen, Aufzeichnungen usw., bedient man sich auch für die einfachsten Verhältnisse des Hochdeutschen. Das Hochdeutsch ist für die geistig und gesellschaftlich Hochstehenden jetzt ausschließlich Mittel sprachlichen Ausdrucks und sprachlicher Mitteilung, als wäre diese Sprache schon durch ihre Bezeichnung für diese Würde prädestiniert, was ja durchaus nicht zutrifft.

Als Goethe starb, war die soeben angedeutete Entwicklung abgeschlossen. Die hochdeutschen Dialekte hatten noch einige namhafte Vertreter; Hebel dichtete in alemannischer, Goethe sein Berglied in schweizerischer Mundart, und man hat sie nicht darum gescholten. Die plattdeutschen Dialekte waren literarisch tot. Als Klaus Harms 1842 seinen Gnomon herausgab, schrieb er darin einen Aufsatz: „Mien lew Moderſprak, gude Nacht.“ Die plattdeutsche Sprache sei, sagt er, überall verschwunden, nur hinter „Ploog und Pann“ gebrauche man sie noch, und auch hier fange man an, sich ihrer zu schämen. Wir dürfen uns darauf verlassen, daß Klaus Harms wie immer, so auch hier die Wahrheit sagte, so traurig sie war. Die Zeiten sind jedoch bald etwas besser geworden. Fritz Reuter verließ um diese Zeit die Festung und begann seine Dichtungen im Mecklenburger Platt; 1854 gab Klaus Groth seinen Quickborn heraus in Dithmarscher Mundart; Klaus Harms schrieb seinem Landsmann fröhlichen Herzens ein Vorwort dazu. Damit war praktisch der Beweis erbracht, daß das Schönste und Tiefste sich auch in unserer plattdeutschen Mundart sagen lasse, wenn nur jemand uns etwas zu sagen hat und die künstlerische Gestaltungskraft besitzt, es auch zum Ausdruck zu bringen, was des Menschen Herz bewegt und erhebt. Der Beweis ist erbracht für Poesie wie für Prosa, für Scherz wie für Ernst.

Ein anderes kam hinzu. Die wissenschaftliche Sprachforschung, auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage arbeitend, spürte den Form- und Entwicklungsgesetzen der deutschen Sprache nach und fixierte sie. Seit der Zeit weiß man, daß vom wissenschaftlichen Standpunkt aus Hochdeutsch und Plattdeutsch gleich zu achten sind, daß gerade die plattdeutsche Sprache ganz vorzügliches Anschauungsmaterial für das Werden der deutschen Sprache gibt, Material, das der hochdeutschen Sprache entschwunden ist oder nur noch in Sprachdenkmälern aufbewahrt wird, und die Schrift ist tot und kann nur verhältnismäßig grobe Lautunterschiede sichtbar machen, die Schrift gibt uns meistens nur die Endglieder der Entwicklung, die Mittelglieder und damit zugleich Einsicht in den Entwicklungsvorgang können oft nur die Mundarten geben.

Man hat sich nicht damit begnügt, die Entwicklungsgesetze zu formulieren, sondern hat weiterhin die Frage beantwortet: Wie lassen sich diese sprachgeschichtlichen Tatsachen physiologisch aus der Tätigkeit unserer Sprachorgane erklären und deuten? Da kann wiederum die lebende Schwester neben den hochdeutschen Mundarten besseren und sichereren Aufschluß geben als die tote Mutter in einigen Urkunden, denn das Plattdeutsch geht ja noch jetzt den Weg, den das Hochdeutsch in nebelgrauer Ferne hinter sich hat. Wir werden es noch sehen. Zuletzt hat man noch die Frage gestellt: Wie hängt das völkerpsychologisch zusammen, daß die Lautwandlungen so ungleichmäßig eingetreten sind; wie kommt es, daß die Sprache des Süddeutschen flüssiger und beweg-

licher, die des Norddeutschen fester und konstanter sich gezeigt hat? Die Antwort könnte so sicher nicht gegeben werden, sie könnte nicht so glaubhaft gemacht werden, wenn man nicht neben Plattdeutsch und Hochdeutsch den süddeutschen und norddeutschen Volkscharakter gleichzeitig an lebenden Menschen unmittelbar zur Vergleichung heranziehen könnte.

So hat das 19. Jahrhundert die plattdeutsche Sprache ein wenig wieder aus dem Winkel hervorgeholt und etwas wieder zu Ehren gebracht. An der Vorherrschaft der hochdeutschen Schriftsprache als solcher ist nichts geändert worden, das tut uns auch nicht leid; es wäre vielleicht gut gewesen, wenn die Schriftsprache ihren Siegeszug auch in das niederdeutsch gebliebene Holland hinein gemacht hätte. Statt dessen erwuchs in Holland auf niederdeutscher Grundlage eine eigene Schriftsprache. Die einheitliche Schriftsprache Gesamtdeutschlands hat bestehende Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland gemildert und ausgeglichen, sie hat den Grund für die geistige Einheit geschaffen und die nationale, staatliche Einigung Deutschlands möglich gemacht und wirksam vorbereitet.

Aber weil unsere Mundart zu dieser Ehre nicht berufen worden ist, ist sie deswegen noch nicht platt und gemein, sie ist für den Norddeutschen die einheimische, bodensässige Sprache, sie ist das Werkeltagskleid neben dem Sonntagskleid der Schriftsprache. Übrigens stehen wir Norddeutschen nicht wesentlich anders zum Schriftdeutschen wie die von Haus aus hochdeutsch redenden Stämme. Das Schriftdeutsch steht nicht nur im Gegensatz zu den niederdeutschen Mundarten, sondern zu den Mundarten überhaupt. Die Unterschiede zwischen den hochdeutschen Dialekten und dem Hochdeutsch unserer Schrift sind nicht so groß und so mannigfaltig wie zwischen dem Schriftdeutsch und den niederdeutschen Mundarten, aber das gegensätzliche Verhältnis existiert dort wie hier. Nirgends ist die Sprache unserer Literatur und Schrift die Sprache des Volkes, Muttersprache. Es gibt nirgends eine Landschaft, eine Stadt, ein Dorf, in dem unser Schriftsprache die bodensässige, autochthone Umgangssprache des Volkes ist. Überall besteht neben der Schriftsprache die Mundart, hier eine niederdeutsche, dort eine hochdeutsche, und es ist nie anders gewesen. Dies Nebeneinander von Volks- und Schriftsprache gilt für München wie für Hamburg, für Königsberg wie für Köln, für Wien und Basel wie für Dresden und Berlin. Es liegt im Wesen der Schriftsprache, daß sie nicht zugleich Mundart sein kann, wie ja auch die sprachlichen Zustände anderer Länder es uns bezeugen; für unsere deutsche Schriftsprache ergibt sich das schon aus der Art und Weise ihrer Entstehung. Den Grundstock des Wortschatzes der deutschen Schriftsprache bildet der Meißner Dialekt; Luther hat die Wörter nicht aus Büchern und Urkunden, sondern er habe dem Manne des Volkes aufs Maul gesehen, sagt er, und seine urwüchsige, anschauliche Sprache zeigt es uns genugsam. Die Grammatik nahm Luther für seine Sprache aus der Sprache der sächsischen Kanzlei. Von Luthers Zeit an hat die Schriftsprache Elemente aus allen Mundarten in sich aufgenommen, und noch immer werden Dialektwörter und -formen in der Schriftsprache Allgemeingut, auch Bestandteile aus niederdeutschen Dialekten. Daß die Schriftsprache sich fortwährend und recht wesentlich verändert, sehen wir sofort, wenn wir einen Text aus dem 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert einmal daraufhin ansehen. Das wirkliche und nationale Leben der Sprache pulsiert nur in den Mundarten, und diese Lebenskraft hat von jeher ihren Einfluß auch auf die Schriftsprache bewahrt, die sonst längst erstarrt wäre.

Altdeutscher Kulturrest auf den Halligen.

Von **Hinrichsen** in Wyk auf Föhr.

Alles fließt! Im ganzen Reiche der Natur wie im unendlichen All sehen wir eine fortschreitende Entwicklung, indem einfache Formen durch vollkommnere abgelöst werden. Ein Blick auf die mannigfachen Völkerschaften der Erde und speziell auf unser deutsches Volk läßt uns erkennen, daß sich auch das menschliche Geistesleben aus bescheidenen Anfängen zu immer höheren Leistungen emporgeschwungen hat. Mit dem geistigen Fortschritt geht die kulturelle Hebung Hand in Hand. Der Strom der Entwicklung führt aus primitiven Lebensverhältnissen zu den kompliziertesten Gemeinschaftsformen des modernen Staates. Freilich verläuft der Weg dahin in Zickzacklinien, insofern Aufschwung und Stillstand, resp. Rückschritt, in kultureller Beziehung miteinander abwechseln. Zudem vermissen wir nicht selten die Gleichmäßigkeit in der Kulturentwicklung eines Volkes. Boden-, klimatische und andere Verhältnisse erweisen sich in mancher Hinsicht als maßgebende Faktoren bei der Gestaltung menschlicher Einrichtungen und bedingen öfters ein Festhalten an Formen verflossener Kulturperioden, so daß große Zeitabschnitte gleichsam überbrückt werden. Ein Beispiel hierfür liefern uns die Landeigentumsverhältnisse auf den Halligen, den kleinen uneingedeichten, wogenumbrausten Eilanden der Nordsee. Finden wir doch hier einen Kulturrest unserer alten Vorfahren aus der Zeit erhalten, wo der römische Schriftsteller Tacitus ein Bild vom Leben und Treiben der Germanen entwarf, nämlich die Gemeinschaftlichkeit von Grund und Boden.

Die Konservierung dieser altdeutschen Einrichtung liegt zunächst wohl begründet in dem allezeit wahrgenommenen Hangen des Menschen am Hergebrachten, dessen negative Seite in der Abneigung gegen Neuerungen besteht. Ohne Zweifel würde es auch auf der Hallig manche Leute geben, die diejenigen, welche „sich in ihrem Gehirn große Vorteile versprechen, wenn das Abgraben (und Aufteilen) zur Wirklichkeit kommen sollte, für schlechte Patrioten und Übelgesinnte halten würden, die nur zu ihrem eigenen Vorteil den Ruin des Landes und bei dieser Gelegenheit im Trüben zu fischen suchen.“ [1]) Doch dieses in der menschlichen Natur begründete Hindernis, das sich überall dem Fortschritt entgegengestellt hat und doch überwunden worden ist, wäre gewiß am leichtesten auf der Hallig wegzuräumen gewesen, wenn nicht wichtige Gründe die Beibehaltung der alten „Gemeinwirtschaft“ zur Notwendigkeit gemacht hätten. Bei der ungleichmäßigen Erhebung des Bodens und dessen zahlreichen Unebenheiten weist nämlich das Land hinsichtlich der Güte solche Verschiedenheit auf, daß eine richtige Bonitierung und gerechte Verteilung selbst mit Hülfe des Bodenchemikers kaum möglich sein dürfte.

Ein wenig Mehr oder Minder ist aber für den Halligbewohner viel; der Boden ist seine einzige Existenzbedingung. Jagd, Fischfang, Handel usw. sind ihm sozusagen fremd. Wenn es hoch kommt, liefern ihm ein paar wilde Enten und Gänse, die sich in das zwischen zwei Eisenstangen auf den Watten ausgespannte Netz verirren, einige delikate Mahlzeiten. Selbst durch den Schollen- und Garneelenfang kann er sich kaum mehr als eine kleine Abwechselung in der einförmigen Kost verschaffen. Die Ausnutzung des Bodens

[1]) Mit diesen Worten haben im Jahre 1769 Rat- und Rechensmänner der Insel Föhr dem Amtmann von Tondern, Grafen von Holstein, ihren Widerspruch gegen die befohlene Aufteilung zum Ausdruck gebracht.

ist zudem insofern wesentlich eingeschränkt, als die Überschwemmungen, die in den Wintermonaten von Zeit zu Zeit eintreten, das Umpflügen des festen Kleibodens nicht gestatten, da die hierdurch gelockerte Schicht dem „blanken Hans" eine willkommene Beute sein und die Abnagung durch das Meer in einem beschleunigten Tempo vor sich gehen würde. Weil der Halligmann deshalb vom Körner-, Rüben- und Kartoffelbau absehen muß, bleibt ihm als Ernährungsquelle nur die Viehzucht. Unter dem Einfluß des feindlichen Elements vermag der Boden nur einen feinen und kurzen Graswuchs hervorzubringen, weshalb die Halligwirtschaft im allgemeinen nur eine dürftige Existenz gewähren kann und zur Niederlassung für Fremde wenig verlockend ist. Um so mehr aber erweckt sie unser aller Interesse, und zwar sowohl infolge der Eigen- und Einzigartigkeit, als auch deshalb, weil sich in ihr ein Stückchen Kultur unserer Vorfahren erhalten hat.

Nicht nur die alten Markgenossenschaften mit der dem gemeinen Nutzen dienenden „Allmende" oder „gemeinsamen Mark" finden wir hier wieder, sondern auch die jährliche Aufteilung des Landes und den stetigen Wechsel der Anteile in der vor Jahrtausenden allgemein ausgeübten Weise. Gewöhnlich wird die Markgenossenschaft von den Eingesessenen einer Werft (d. h. einem künstlich errichteten Erdhügel zum Schutze der Häuser gegen Sturmfluten), jedoch nicht, wie manche annehmen, von der gesamten Einwohnerschaft der Hallig gebildet. Die Abgrenzung der Genossenschaftsgebiete geschieht durch die in großer Zahl vorhandenen, im Laufe der Jahrhunderte vom Meer gezogenen Wasserrinnen, die als „Schloten," bezw. „Ley," bezeichnet werden. Das Werft-(Mark-)Genossenschaftsland ist in zwei Hälften geteilt, von denen eine als gemeinsames Weideland, die andere zur Gewinnung der für die Durchfütterung des Viehs erforderlichen Heuvorräte dient. Erstere entspricht der ehemaligen Allmende und führt den Namen „Fenne," während letztere das „Meedeland" (von mähen) genannt wird. Über die Benutzung der Fenne gibt es, wie bei unsern Altvordern, genaue Vorschriften, die in dem sog. Fennenbuch aufgezeichnet sind. Den wesentlichsten Teil dieses Buches bildet die Angabe über die Größe des Anteils jedes Genossenschaftsgliedes. Das Einheitsmaß ist das „Notsgras," d. h. der Teil der Fenne, den eine Kuh während der Weidezeit vom 12. Mai („Altmai" nach dem alten Kalender) bis zum 24. August (Bartolomäus) nötig hat. Statt mit 1 Kuh kann man das Notsgras auch mit 2 Stück Jungvieh, 4 Kälbern, 4 Schafen oder 8 Lämmern belegen oder — wie der ortsübliche Terminus technicus lautet — „bescheren." Da Pferde auf der Hallig nicht gehalten, sondern für die Zeit der Heuernte vom Festlande oder den benachbarten Inseln gegen Mietsentschädigung herbeigeschafft werden, ist dafür keine Bestimmung vorhanden. Die Größe des Anteils der Interessenten richtet sich nach der Anzahl der Nots-, bezw. Schafs- oder Lammsgras. Alljährlich am 12. Mai treibt jeder seinen Viehbestand in die Fenne. Die Kosten, nämlich Lohn für den Hirten, Ausgaben für Instandsetzung der von den Sturmfluten beschädigten Wege und Dämme usw., werden von der Genossenschaft im Verhältnis der Anteile gemeinsam bestritten. Der Hirte teilt insofern das Los seiner Herde, als auch er in der Werftgemeinschaft seine Kostgeberin hat. Die Aufsicht und Geschäftsführung wechselt jährlich. Der Träger dieses Amtes, der sog. Fennenmann, muß den Hirten mieten, heranholen — die eigenen Kinder will man nämlich nicht der Schule entziehen — und ihm die erforderlichen Instruktionen erteilen; er hat zugleich über dessen Führung zu wachen und ihn gegen etwaige ungehörige Behandlung in Schutz zu nehmen. Der Fennenmann trägt zugleich die Verantwortung dafür, daß alle

Arbeiten an der Allmende ordnungsmäßig und ordentlich zur Ausführung gelangen, und hat im Laufe der Wintermonate der Werftgenossenschaft eine Abrechnung über Einnahmen und Ausgaben im verflossenen Wirtschaftsjahr vorzulegen. Am Schluß dieser „Fennenrechnung" übernimmt der Nachbar das Amt für das kommende Jahr.

In wesentlich anderer Form, wenn auch nach demselben Maßstab, gestaltet sich die Benutzung der Fluren, die der Heugewinnung dienen. Die Abgrenzung findet nur während der Zeit vom 1. Mai bis 24. August statt. Den übrigen Teil des Jahres hat das Vieh freien Lauf und bedarf keiner Bewachung; dann ist gleichsam das ganze Werftgebiet eine Allmende. Die Aufteilung des „Meedelandes," die nach den Bestimmungen des sog. „Meedebuches" erfolgt, muß in jedem Frühjahr von neuem ausgeführt werden. Sie nimmt schon im März oder April ihren Anfang, und zwar beginnt man mit derjenigen der Uferstriche. Hier hat nämlich das Meer während des Winters Teile des Landes abgerissen und mit Erde, Sand und Muscheln einen billigen, aber ungern gesehenen Teppich geschaffen. Es gilt nun, diesen abzutragen, bevor das Wachstum der bedeckten Grasnarbe begonnen hat. Ist die Aufteilung dieser Strecken erfolgt, so macht man sich an die mühevolle Arbeit des „Abharkens" und Fortschaffens der schweren Sanddecke. Als Werkzeug dienen zu diesem Zweck besonders konstruierte Rechen mit eisernen Zinken. Nach vollendeter Landreinigung stellt der Halligbauer seine Feldarbeit vorläufig ein, für Mai und Juni eine fruchtbare Zeit erhoffend. Kommt der Johannistag und mit diesem die Zeit der Ernte heran, so schreitet man zur Verteilung des landeinwärts gelegenen „Meedelands," das nun schon fast zwei Monate hindurch vollständige Ruhe genossen hat. Sowohl die Ufer- als auch die dahinter gelegenen Fluren sind durch natürliche Grenzen in mehrere Abteilungen gegliedert, die je nach dem besonderen Landcharakter entsprechende Namen führen und alle in eine gleiche, für immer festgesetzte Anzahl Einheiten zerlegt werden. Die Einheiten, vormals als „Gewannen" bezeichnete Feldstücke, heißen „Köre" und haben wie einst bei unsern Vorfahren die Form von Rechtecken oder Trapezen, die am Ufer meistens kurz, landeinwärts mehr streifenartig sind. Gewöhnlich hat jeder Genosse Anteile an mehreren Kören; ein größerer Besitz nimmt auch wohl einen solchen für sich allein in Anspruch. Die näheren Angaben darüber sind im „Meedebuch" enthalten. Anstatt der früheren Meßseile bedient man sich bei der Ausmessung eines Fußstocks, dessen Länge 12×12 Zoll beträgt. Ist der Kör ausgemessen, so entscheidet das Los darüber, welche Stücke den einzelnen Teilhabern zufallen sollen. Da der Ertrag der Einheiten aus den schon erwähnten Gründen sehr verschieden ist, läßt man einen jährlichen Wechsel eintreten, und zwar in der Weise, daß diejenigen, die in einem Jahr etwa den 1. Kör teilten, im nächsten Sommer den 2., im folgenden den 3. u. s. f. zugewiesen bekommen, so daß sie erst nach Verlauf mehrerer Jahre wieder bei der 1. Einheit angelangt sind. Die Teile eines Körs entsprechen den Bifängen unserer Vorfahren, die auch durch das Los verteilt wurden, und zwar so, daß die Anteile der einzelnen Haushaltungen wechselten. Sobald das Los entschieden hat, macht man an den Endpunkten des erhaltenen Bifangs durch Einschneiden in das feste Erdreich Merkzeichen, in die Richtstangen gesteckt werden, wenn zur Orientierung für die Schnitter die Abgrenzung erfolgen muß, was in der Weise geschieht, daß man beim Abschreiten auf je 2—3 m ein Grasbüschelchen hinlegt.

Obwohl diese komplizierte Landverteilung, die den Bodenverhältnissen am besten entspricht, manche Vorzüge aufweist, so ist doch nicht zu leugnen, daß

die Gemeinschaftlichkeit auch große Nachteile mit sich bringt, schon allein insofern, als niemand an der Verbesserung eines Eigentums, das er doch nicht sein eigen nennen darf, Interesse hat. In Erwägung dieser Tatsache hat eine Werftgenossenschaft auf der Hallig Langeneß eine nicht mehr wechselnde Aufteilung des „Meedelandes" vollzogen und begonnen, ihr Gebiet mit einem Sommerdeich einzufriedigen und das Land durch Entwässerungsanlagen ertragfähiger zu machen.

Falls sich diese Neuerung bewähren sollte, ist wohl anzunehmen, daß das Verfahren zur allgemeinen Anwendung gelangen wird. Dagegen darf eine Aufteilung der Allmende in absehbarer Zeit als ausgeschlossen gelten, schon aus dem Grunde, weil die Ausgaben für Einfriedigung und Abgrenzung der einzelnen Anteile zum Wert des Landes nicht annähernd in einem angemessenen Verhältnis stehen würden. Somit können noch Jahrhunderte vergehen, bis der Strom der Zeit diesen letzten altdeutschen Kulturrest hinweggespült haben wird.

Mitteilungen.

1. **Die Fremdentrauungen auf Helgoland.** Unter den geistlichen Amtshandlungen haben die Trauungen Auswärtiger auf Helgoland stets das größte Aufsehen erregt. Mit Recht, denn etwas Ähnliches kannte man in anderen Ländern nicht, England ausgenommen, obwohl die Helgoländer Trauungen ohne Aufgebot mit den diesbezüglichen weitgehenden Dispensationen in England nicht die geringste Gemeinschaft hatten. Mit Unrecht, denn sie ruhten auf dem gesetzlichen Boden des schleswig-holsteinischen Kirchenrechts. Willkürliche, ungesetzliche Handlungen, wie irrtümlicherweise immer wieder angenommen und behauptet wurde, waren sie also nicht. Dieses Ausnahmegesetz bezüglich der Trauungen hat sich vielmehr in dem von jeder engeren Verbindung mit einem größeren Staatsverbande losgelösten Gemeinwesen historisch und selbständig entwickelt. Bemerkenswert ist zunächst die Tatsache, daß in früheren Zeiten, und zwar schon von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, verhältnismäßig ebensoviele Brautpaare zur Trauung nach dem Festlande fuhren, wie umgekehrt in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von dort fremde Brautpaare hierher kamen. Fast in allen Jahrgängen des Trauungsregisters finden wir Helgoländer Brautpaare verzeichnet, die sich nicht in der Heimat trauen ließen. In den fünf Jahren von 1718 bis 1722 wurden im ganzen 89 Paare, davon 40, also fast die Hälfte, wie es im Trauungsregister heißt, „außerhalb des Landes," „auf'm festen Lande," „vor Hamburg," „auf dem Hamburger Berge" und in Hamburg, Altona, Ottensen, Rellingen oder Husum getraut. Ottensen war eine Zeitlang besonders beliebt, während Husum zu allen Zeiten merkwürdig wenig aufgesucht ward, obgleich die Insel gerade mit diesem Ort den regsten Verkehr unterhielt, weil sie sich von dort aus verproviantierte. Was die hiesigen Paare bewogen hat, in so großer Zahl die langwierige, beschwerliche Reise auf den unbequemen Fahrzeugen jener Zeit zu unternehmen, läßt sich nicht mehr ermitteln. Es müssen aber schwerwiegende Gründe oder unüberwindliche Vorurteile irgendwelcher Art vorgelegen haben. Heimliche Trauungen waren es auch nicht; auf solche war schon früh eine hohe Brüche gesetzt. Vielmehr mußten alle gesetzlichen Vorschriften für eine ordentliche Trauung hier in der Kirche vor der Abreise erfüllt werden. Daher sind derartige Trauungen in das hiesige Kopulationsregister mit dem Vermerk eingetragen: „Einen Trauschein bezw. Kopulationsschein gegeben an den Junggesellen N. N., sich auf'n festen Lande kopulieren zu lassen mit seiner Braut N. N." — Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts nahm dieser Zug Helgoländer Brautpaare nach dem Festlande plötzlich und auffallend ab. An die Stelle der auswärtigen Trauungen treten nun Hauskopulationen; den Anfang damit machte der damalige Lehrer Höck im November 1800. 1803 wurden von 10 Trauungen schon 5, 1804 von 16 sogar 12 im Hause, nur 2 in der Kirche und 2 auswärts vollzogen. In den folgenden Jahren ging es zum Vorteil der Kirchenkasse ebenso weiter. In einzelnen Jahren hatte diese aus den Gebühren für die Hauskopulationen eine so große Einnahme, daß damit fast alle laufenden Ausgaben gedeckt werden konnten. Die obrigkeitliche Erlaubnis zur Hauskopulation, den sogenannten Königsbrief, erhielten die Kopulanden vom Landvogt. Sie wurden dadurch nicht nur vom öffentlichen Verlöbnis, von der dreimaligen Proklamation und der Trauung in

der Kirche befreit, sondern auch zur Trauung an einem willkürlichen Orte berechtigt. Außerdem mußten sie vor Gericht eine eidliche Versicherung abgeben, „daß sie sich nirgends in eine andere Eheberedung oder Verbindung eingelassen hätten." Hierbei war vorausgesetzt, daß wenigstens die Braut eine Helgoländerin war oder sich hier aufhielt; denn die Konzession zur Hauskopulation konnte im vormals fürstlichen Anteil des Herzogtums Schleswig nur von der Amtsstube des Distrikts, wo die Braut sich aufhielt, gelöst werden. Diese Voraussetzung fiel fort, als die Engländer im Jahre 1807 Helgoland besetzten und namentlich der Kontinentalsperre wegen Legionssoldaten und Kaufleute aus aller Herren Länder hier zusammenströmten. Diesen kam das vereinfachte Verfahren der Eheschließung sehr zustatten, zumal da der englische Gouverneur bei seiner größeren Machtvollkommenheit nötigenfalls weitergehende Dispensationen erteilen konnte als der dänische Landvogt. Jetzt konnten alle fehlenden Dokumente, die damals auch schwer zu beschaffen waren, durch eine eidliche Versicherung ersetzt werden. Im allgemeinen scheint man sich aber mit dem Ledigkeitseide begnügt zu haben. Je mehr die Sache bekannt wurde und je bequemer die Schiffsverbindung sich gestaltete, desto mehr wuchs auch die Zahl solcher Paare, die nur um der Trauung willen nach Helgoland kamen. Sie verminderte sich auch nicht, als 1885 von der Regierung die Gesamt-

Abb. 1. Erratischer Block bei Königsförde.

gebühren für die beteiligten Beamten und öffentlichen Kassen auf 200 ℳ festgesetzt wurden und man sich in der Folge auch nicht mehr mit dem bloßen Ledigkeitseide begnügte, sondern von den Kopulanden ausdrücklich beschwören ließ, daß bei ihnen keins der namentlich genannten materiellen Ehehindernisse, welche im deutschen Reichsgesetz angegeben sind, vorläge. In dieser Weise haben sich die sogenannten Fremdentrauungen aus den Hauskopulationen entwickelt. Die Bedingungen, welche erfüllt werden mußten, waren für beide stets die gleichen. Wie denn auch später, als die Hauskopulationen seltener wurden und man für die Fremdentrauungen besondere Bestimmungen traf, diese letzteren auch auf jene Anwendung fanden. Ein Helgoländer Paar, das ohne Aufgebot im Hause getraut zu werden wünschte, hatte also dieselben Formalitäten zu erfüllen und dieselben Gebühren zu bezahlen wie ein völlig fremdes Paar, das nur zum Zweck der Trauung hierher kam. — Der Gang solcher Trauungen war naturgemäß sehr einfach, zumal wenn die Verlobten sich rechtzeitig nach den zu erfüllenden Bedingungen erkundigt hatten. Nach ihrer Ankunft suchten sie zunächst den Geistlichen auf, der an der Hand der vorgelegten Dokumente sich davon überzeugte, daß kein kirchliches

und materielles Ehehindernis vorhanden sei. Mit einem Antrage desselben, daß sie zur Eidesleistung behufs Erteilung der Dispensation vom Aufgebot zugelassen werden könnten, begaben sie sich zum Gouvernement bezw. Landratsamt und leisteten zur englischen Zeit vor Gericht, zur deutschen Zeit auf dem Landratsamt den vorgeschriebenen Eid, worauf ihnen die Dispensation vom Aufgebot erteilt wurde. Nun konnte die kirchliche Trauung, die damals allein rechtsgültige Form der Eheschließung, vollzogen werden. In der Befreiung vom Aufgebot lag der Hauptgrund, warum derartige Trauungen so oft vorkamen. Als Erleichterung kam noch hinzu, daß die Staatsangehörigkeit und der Unterstützungswohnsitz nicht in Frage kamen. Ohne Zweifel war diese Form der Eheschließung für viele, die sich lange im Auslande aufgehalten oder dort ihren ständigen Wohnsitz hatten, eine große Wohltat, aber auch für viele andere, die aus rein persönlichen Gründen eine Trauung am Wohnorte vermeiden wollten. Leider ließ sich, als im Jahre 1900 mit dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch auch das Zivilstandsgesetz hier eingeführt wurde, trotz aller Bemühungen der Gemeinde kein Weg finden, ihr in irgend einer Form das alte Vorrecht, wenn auch in beschränktem Maße, zu erhalten. Denn die Notwendigkeit solcher Trauungen besteht in vielen Fällen auch heute noch fort, und möglich sind sie jetzt nur noch in England. Pastor Schröder-Helgoland.

Abb. 2. Eiche im Königsförder Wohld.

(Aus den Schriften des Vereins für schlesw.-holst. Kirchengeschichte, III. Band, 3. Heft.)

2. **Drei Naturdenkmäler bei Königsförde.** Ein Zeuge jener Zeit, als unsere Heimat noch unter Gletschern begraben lag, steht nördlich vom Kaiser Wilhelm-Kanal, 15 Min. von Königsförde, unmittelbar am Wege von jenem Ort nach Revensdorf, ein Granitfindling mittelgroßer Körnung. (Abb. 1.) Dieser Stein übertrifft an Größe den auf dem Dufenddüwelswarf und den Düppelstein. Der größte Umfang dieses Steines etwa 1 m über dem Boden beträgt 15,5 m, die Vorderfläche mißt 6 m, die größte Höhe über dem Boden 4 m. Der Stein steht in der hohen Kante, ist mehr breit und flach als dick und rund und ruht noch mit seinem unteren Teil im Boden; wie tief, weiß man nicht. Bei einer Nachgrabung hat man es nicht ergründen können, da man befürchten mußte, daß der Koloß umfallen würde. Der Zerstörung ist er bisher entgangen. Möge ihm das Glück auch ferner hold sein!

Nicht weit von diesem Steine stehen ebenfalls auf dem Besitze des Herrn A. v. Ahlefeldt, dem adligen Gute Lindau, im Königsförder Wohld zwei bemerkenswerte Bäume: 1. eine Stieleiche, Quercus pedunculata (Abb. 2), von 6,75 m Stammumfang, mit langem astreinen Schaft. Eine ebenso starke Eiche, die hohl war, soll vor etwa 20 Jahren dort gefällt worden sein. 2. Eine Rotbuche, Fagus silvatica (Abb. 3), die

anscheinend aus mehreren Stämmen verwachsen ist und nun einen Stammumfang von 7,25 m aufweist. [1])

Kiel. R. Gisewsky.

3. **Münzfunde auf Kirchhöfen.** Vor etwa 10 Jahren fand ich zwischen den Gräberreihen des hiesigen Kirchhofs einen kleinen Gegenstand, der sich bei näherer Betrachtung als eine Silbermünze und zwar als ein 2 Schillingstück Christians IV. entpuppte. Das ungefähr 18—19 mm im Durchmesser haltende Exemplar zeigt auf der Wappenseite die norwegischen Löwen mit der Umschrift: CHRISTIAN · IIII · D · G · DAN · und auf der entgegengesetzten in der Mitte die Wertbezeichnung: II · SKILING · DANSK · und dazu als Umschrift: NOR · VAN · GOTO · REX · 1646. Einige Jahre später fand ich unter einem Haufen von Steinen, die der Spaten des Totengräbers beim Aufwerfen der Gräber zu Tage gefördert hatte, eine zweite Silbermünze, ein $^1/_{192}$ Talerstück oder Dreiling Christian Albrechts, mit einem Durchmesser von etwa 14 mm. Der Avers weist die beiden Schleswiger Löwen auf mit der Umschrift: CRIST · ALB · D · G · H · N ·, der Revers die Worte: DUX · SCHLES · ET · H · 1670 und in der Mitte in einem Kreise die Ziffer 192. Weder die eine noch die andere Münze ist Rarität. Was hinsichtlich dieser Funde interessiert, das ist denn auch weniger ihr Wert in numismatischer Beziehung als vielmehr die Frage: Wie mögen sie an diesen Ort hingekommen sein? Sind die Stücke ihren einstigen Besitzern nur zufällig verloren gegangen oder ist es vielleicht Brauch gewesen, den Toten ein oder ein paar Geldstücke mit in den Sarg, ins Grab zu geben? Am wahrscheinlichsten erscheint ja die erstere Annahme, doch auch die zweite wäre denkbar. Für sie könnte vielleicht der Hohenwestedter Fund sprechen, der 1863 6 Fuß tief aus dem dortigen Kirchhofe zu Tage gefördert ward und aus einer Anzahl eingewickelter Silbermünzen aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts bestand. (24. Bericht des Museums vaterländischer Altertümer.) Aus dem Steruper Funde — 2 Münzen des Königs Waldemar II. aus der Friedenszeit nach 1230, gefunden vor etwa anderthalb Jahrzehnten bei einer Reparatur der Kirche am Sockel in der Erde (s. 39. Bericht) lassen die in dieser Hinsicht wohl schwerlich Schlüsse ziehen.

Quern. E. Schnack.

Abb. 3. Buche im Königsförder Wohld.

[1]) Die nach Amateurphotographien des Herrn Gisewsky gefertigten Abbildungen 2 und 3 sind mit freundlicher Erlaubnis dem Aufsatze von Dr. Heering: „Bäume und Wälder Schleswig-Holsteins," (Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein, Bd. XIII) entnommen. Die Schriftleitung.

4. **Berichtigung.** Um die Verdienste meiner Landsmännin nicht schmälern zu lassen, möchte ich mir erlauben, mitzuteilen, daß das Gedicht „Schleswig-Holsteins Gegenwart, März 1854, in Heft Nr. 3 der „Heimat," Seite 72, die Dichterin Sophie Dethleffs zur Verfasserin hat. Es ist erschienen in der 2. Auflage ihrer Gedichtsammlung, Heide 1851, wo es unter der Überschrift „Schleswig-Holstein" auf Seite 90 zu finden ist.

Kiel. Frau E. Paulsen.

5. **Gerichtsverfahren aus Angelns alten Tagen.** Der Thing, die altgermanische Volksversammlung aller Freien, hat sich als entscheidende Gewalt in allen öffentlichen und Rechtsfragen recht lange gehalten. Noch im 17. Jahrhundert gibt es ein solches Gerichtswesen, wenn es freilich durch behördliche Beschränkung in Ritus und Bedeutung umgewandelt erscheint. Häufig verraten die Ortsnamen — wie Tingleff, Dingholz — ihre kulturhistorische Bedeutung. Ein altes rechtshistorisches Dokument vom Jahre 1601 gibt Aufschluß über das Verfahren bei dem vom präsidierenden Hardesvogt einberufenen Dinggericht. Es nimmt Bezug auf die Dingstätte der Nieharde in Angeln — Dingholz, dort gelegen, wo die drei Kirchspiele Sörup, Quern und Sterup zusammenstoßen. Die Richtstätte lag dicht bei Bargfeld auf einem Hünengrabe in Querner Gemarkung. Das Dokument hat folgenden Wortlaut: „Wittlick kundt vnd[1]) avenbahrt sy Allen vnd Idermännicklicken, de dit nabeschreuene Dingswinde sehenn, Hören effte leßenn, dhat nha Christi vnsers Herren vnd Heylandes geburt im Im Söstein Hundert vnd Erstenn Jahre, denn 20. Octobri Gehegedes vnd uppgerichtetes Rechten vor nu Clawes Marquartzen, Hardesvagett, sampt den gemeinen Hardeslüdenn, so vele damals bleuand tho stede gewesen, binnen Nieharde Then Dingestöcken erschenen ist der Edler vnd Ernuester Hinrich Magnussen erffgesehten thom Südensee, Welcker berichtet, wo dhat he mit Hennig Jensen thom Südensehe wahnhafftig, mit einer Katen, so der Karkenn thogehörigk, gebütet. — — — — — — — Devile auerst vff befehlig des Herrn Ambtmannes Baltzer vom Aleseldes tho solcker Behoff vthgenömet worden, de Erbaren, Niß Jürgens, Jes Ebsen, denn ock de Karckschwarenn Alß: Henning Janßen tho Schwensby, Niß Jürgens tho Möllmarck vnd Niß Wree, Welcke op solcken Wedderlage vnd Mageschifftungs (darmit der Karcken nicht tho Kordt geschehe, vnd so gudt wedder in de stede bekammen möchte) mit an vnd auer sin, vnd der Karcken bestes wahren scholden. — — — Ick Hardesvaget, ohne tho weigeren nich gewüßt. Sündern tho derfulwigen Notdurft nabeschreuene unberüchtede 8 frame Hardeßlüde uthgenömet, Alß Jes Knutzen vnd Kurt Martensen Sandtlüde, Niß Iversen, Raßmuß Jensen, Jes Dirichsen, Erich Petersen, Tomas Höcke vnd Marquart Erichsen, vnd hebben defuluigen, Nadem se thovörn Vthgegangen, vnd nha geholdenen Tuggesprake, wollbedachtes modes binnen dinges wedder ingkamen, bewunden vnd betüget, dat sick alle Dinge, wo bauen geschreuen, alß begeuen vnd thogededragen. Urkundtlich hebben wi Hardeßvagt vnd Sandlyde, dit Dingswinde wetentlich versegelt."

Adelby bei Flensburg. J. Hoeck.

6. **Ein eigenartig geformter Eschenzweig,** eine Art Hexenbesen oder wohl richtiger: eine sog. Verbänderung wurde mir vor etlichen Jahren von einem hiesigen Einwohner geschenkweise überlassen Er zeigt ganz auffällig die Gestalt eines Vogelflügels, ententstanden durch enge Verwachsung einer großen Reihe junger Schößlinge, die sämtlich aus der Endknospe eines Zweiges hervorgesprossen sind. Die einzelnen Zweige heben sich nur noch wie schwach hervortretende Rippen von der sonst ziemlich ebenen Fläche ab, die hin und her verstreuten zahlreichen Knospen auf derselben gleichen erstarrten, ablaufenden Wassertropfen. Wie ein zum Einfassen dienendes Saumband nehmen sich die eng aneinandergereihten Endknospen aus. Die Länge des Stücks beträgt etwa 23 cm, die größte Breite 8—9 cm. — Ob derartige Mißbildungen bei Eschen öfters vorkommen?

Quern. E. Schnack.

7. **Über einen merkwürdig ausgebildeten Ortssinn bei Enten** veröffentlicht Harro Magnussen in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" (N. F. VI Nr. 8) folgende Mitteilung: „Anfang der achtziger Jahre kaufte der Gastwirt Süverkrübbe in Schleswig zwölf Enten auf dem Husumer Markt von einem Husumer Bürger. Die Tiere wurden in einem verdeckten Korbe den etwa 4 Meilen weiten Weg nach Schleswig in einem Wagen mitgenommen, und ihnen wurden bei der Ankunft die Flügel ganz kurz beschnitten, so daß sie nicht über die Umwehrung des Hofes fliegen konnten. Da die zahmen Enten in der Marsch anfangs ihr Futter selbst suchen müssen und nicht gleich gemästet werden, können sie nämlich meist recht gut fliegen. — Am nächsten Morgen waren die Enten vom Hof verschwunden; eine offenstehende Tür hatte ihnen

[1]) Lies „v" als Anfangsbuchstabe wie „u," dagegen „u" im Inlaut wie „w."

das ermöglicht. Sie wurden trotz allen Suchens nicht wiedergefunden. Nach 14 Tagen erhielt S. einen Brief vom früheren Besitzer aus Husum: Elf Enten wären bei ihm angekommen in ganz verhungertem Zustande, sämtliche Federn an der Unterseite des Körpers fehlten usw. Wenn man bedenkt, daß die Gegend zwischen Schleswig und Husum meist mit hohem Heidekraut bewachsen war und noch ist, so ist die Leistung dieser Tiere doch staunenswert." Lz.

8. **Das offizielle Bestehen der Harden im Kreise Tondern** wird nur noch eine Frage der Zeit sein. Harde ist der Name für die alte germanische Einteilung des Landes, die sich bis auf Karl den Großen zurückverfolgen läßt und ursprünglich Bezug nahm oder abgeleitet wurde von dem Heerwesen. Später bildeten die Harden auch die Grundlage zur Einteilung sonstiger öffentlicher Angelegenheiten, wie Verwaltungs- und Rechtswesen. Jede Harde hatte einen Hardenthing, über dem Syssel- und Landthing. In neuerer Zeit mußten sie einer anderen Einteilung weichen, und zuletzt war ihr Name nur noch in Verbänden zur Erhaltung von Wegen offiziell vertreten. Nun sollen auch diese verschwinden und durch eine andere Organisation auf anderer Grundlage ersetzt werden. K. Z.

9. **Aus der Sammlung Hamburgischer Altertümer:**

1) Eines der in der Sammlung vorhandenen Richtschwerter zeigt auf der einen Seite der Klinge die Inschrift:

„Gott sterke mich in dieser Stunde. Anno 1765."

und auf der anderen Seite:

Wan ich thu dasz Schwert aufheben
wünsch ich dem Sünder dasz Ewig leben.

2) Ein Stubenschild der Töpferinnung, aus Zinn gefertigt, trägt den Vers:

Gott als der rechte Schöpfer
war selbst der erste Töpfer.

3) Am „Regiment" [1]) der Drechsler liest man:

Ach Gott ihr lieben Leut
verbringt euer Lebenszeit
in Fried und Einigkeit
bedenkt die Ewigkeit.

4) Ein Trinkgefäß der Schiffbauer in Buchform trägt die Inschrift:

Wol ntt disser Bibel wil stnderen
De do de Blade tho degegen (tüchtig) ummekeren
Dat em de Lez des Avendes tho Harten ga
Er (oder) men schal en mit der Roden aver de Lenden schlan.

5) Der Willkomm (Trinkgefäß) der Wandbereiter (Tuchmacher) trägt die Verse:

Wen Gott nicht hätt die Schaff gegeben
wovon wolt der Wandbereiter leben. 1806.

6) Auf dem Deckelkrug der „Schiffbauer-Brüderschaft" vom Jahre 1669 steht:

Noa der erste Schiffbauer war
Das liset man von der Arche klar.

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Tischgebet eines Grobianus. Wenn die Speise auffgetragen ist und kein Kinder da sein, so da beten, so sol ein kurtz Freßgebet thun Benedictius benedicat in rostrum nostrum per dominum nostrum, oder: dit und dat: Trög und nat, deus benedicat. Ethnographie von Olorinus Variscus (d. i. Joh. Sommer aus Zwickau, vgl. Goedeke, Grundriß I, 314, 431 ff.). Magd. 1609. I, S. 80.

(Aus dem Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, VII. Jahrg. 1882 Nr. 8 S. 96.)

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Ik mende, idt were Eken
Allent wat de Lüde spreken,
Nu is idt kume Linden
De Warheit kan me nergen vinden.

Niederdeutsches Reimbüchlein, herausgegeben von W. Seelmann. S. 85 Zeile 2506—9.

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

[1]) Der Vorsitzende führte eine Art Scepter, das „Regiment" oder „Schafferholz," auch wohl „Fachholz" genannt, mit welchem er auf den Tisch klopfte, um sich Gehör zu verschaffen.

Bücherschau.

1. **Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.** 18. Heft. Kiel, 1907. Inhalt: F. Knorr, Hausreste neolithischer Zeit bei Klein-Meinsdorf, Ksp. Plön. — C. Rothmann, Ein Grabhügel der Bronzezeit bei Schafstedt in Norderdithmarschen. — J. Mestorf, Die Sage vom Oldenburger Horn und Verwandtes. — Jahresbericht. — Verzeichnis der Mitglieder und der Pfleger. — Das diesjährige Heft ist äußerst reichhaltig und mit besonders guten Bildern ausgestattet. Etwas ganz Neues bietet die erste Arbeit, dir in Wort und Bild die bisher völlig unbekannten Wohnhäuser aus der Steinzeit vorführt, rund gebaute Hütten mit draußen liegendem Herd. — Die zweite Arbeit schildert die Ergebnisse einer systematischen Untersuchung eines großen Grabhügels, der zum ersten Mal für unsere Provinz ein Brandgrab erster Periode der Bronzezeit lieferte. — Die dritte Abhandlung knüpft an eine in dem alten Haithabu bei Schleswig gefundene Bronzefigur an. Diese Bronze erinnert an eine alte Sage; eine Zusammenstellung der verschiedensten Variationen derselben läßt die Verbreitung dieser Sage erkennen, die noch heute dem Volk bekannt ist. — Der aufmerksame Leser wird sich darüber wundern, wieviel ein kundiges Auge aus anscheinend unbedeutenden Funden herauslesen kann. Er wird deswegen Sorge tragen, daß prähistorische Funde baldmöglichst den Forschern angezeigt werden. J.

2. **Historische Streifzüge im Flußgebiet der Bille.** Von Robert Körner. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1907. — Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß die Heimatgeschichte mehr und mehr die verdiente Würdigung findet. Immer größer wird die Zahl der Männer, die sich die Aufgabe stellen, die Geschichte ihrer engeren Heimat zu erforschen, und die dann in anerkennenswerter Weise ihre Kenntnis weiteren Kreisen zugänglich machen. Zu ihnen gehört auch Robert Körner in Hamburg, der den Lesern der „Heimat" bereits aus einer Anzahl heimatgeschichtlicher Aufsätze, die er in unserer Monatsschrift veröffentlichte, vorteilhaft bekannt ist, und der sich auch anderweitig vielfach als kundiger Führer durch die Vergangenheit unsers Vereinsgebiets erwiesen hat. Neuerdings ist von ihm ein 73 Seiten umfassendes Werkchen erschienen, betitelt: „Historische Streifzüge im Flußgebiet der Bille," für das die Bewohner dieser Gegend — und nicht zum wenigsten die Lehrer — ihm zu großem Danke verpflichtet sind. Es ist nicht jedermanns Sache, sich das zu seiner eigenen Orientierung oder für den heimatgeschichtlichen Schulunterricht geeignete Material aus mehr oder weniger schwer zugänglichen Quellen mühsam zu erarbeiten. Hier wird es ihm zur Auswahl für den jeweiligen Zweck in reicher Fülle und in ansprechender Form dargeboten. Nachdem der Verfasser zunächst das Flußgebiet der Bille geographisch kurz behandelt hat, beginnt er seine historischen Streifzüge bei dem alten Ort der „Hegung des Bill- und Ochsenwärder Landgerichts," dem Schleusenhaus von Bullenhusen, um sie von hier aus billaufwärts bis zu dem Lauenburger Dorf Linau (Linow), in dessen Nähe die Bille ihre Quelle hat, fortzusetzen. Für weitere Kreise hochinteressant sind besonders die Ausführungen über den Sachsenwald und das allbekannte Friedrichsruher Herrenhaus; aber die Bewohner des behandelten Landstrichs werden überall auf ihre Rechnung kommen. Als Probe für die Form der Darstellung mögen hier folgende schönen Worte über die Bismarcksche Gruftkapelle eine Stelle finden: „Wenn Theodorichs Grabmal zu Ravenna noch heute nach 14 Jahrhunderten der Vergänglichkeit Trotz bietet, so wird auch dieses festgefügte steinerne Totenmal im Schutze des Sachsenwaldes manches Säkulum überdauern. Die Epigonen werden mit scheuer Ehrfurcht zu dieser Stätte nationaler Verehrung wallen, wo Germaniens größter Sohn ausruht von seiner Heldenlaufbahn. Duftige Wunderblumen der Sage werden diesem vom geschichtlichen Geiste umschwebten Grabhügel entsprießen, und wie die Sagengestalten der Nibelungen im geistigen Leben unserer deutschen Nation nicht untergegangen sind, sondern von Geschlecht zu Geschlecht sich lebendig erhalten haben, so wird die ehrfurchtgebietende Reckengestalt Bismarcks, der durchdringende Blick seines mächtigen Augenpaares in der Erinnerung des deutschen Volkes fortleben für alle Zeiten." — Möge das Büchlein eine so weite Verbreitung finden, wie sie ihm nach Inhalt und Form gebührt!

Altona. H. Ehlers.

3. **Charakterbilder mitteleuropäischer Waldbäume I,** von **Dr. Ludwig Klein,** Professor der Botanik an der technischen Hochschule zu Karlsruhe. Mit 30 Tafeln. Jena: Gustav Fischer, 1905. 12 *M.* — Die „Charakterbilder" sind ein Sonderabdruck aus den von Prof. Dr. G. Karsten und Prof. Dr. Schenck herausgegebenen „Vegetationsbildern," jener splendid angelegten Sammlung von Lichtdrucken und Autotypien, die nach photographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellt und in erster Linie als De-

monstrationsmaterial für Unterrichtszwecke (Universität, Forstakademie, höhere Schulen) gedacht sind. Der Verwendung im Volksschulunterricht steht leider der hohe Preis entgegen. Unter gebildeten Naturfreunden werden diese Aufnahmen charakteristischer Gestalten von Waldbäumen in Jugend und Alter in besonders typischer wie abweichender Form unter besonderer Berücksichtigung der im Freien vorkommenden Varietäten, Spielarten, Wuchsformen und Standortsmodifikationen unbedingt ihre Verehrer finden. Das Textwort dient der Erläuterung. Inhaltsübersicht: 1. Lärchen von der Baumgrenze des Hochgebirges. 2. Arven von der Baumgrenze des Hochgebirges. 3. Die „Wettertannen." 4. Verbiß durch Weidevieh und Wild. 5. Die Windbuchen des Schwarzwaldes. 6. Der peitschende und scherende Einfluß des Windes auf die Baumgestalt. — Zur Erläuterung des auf S. 184 des Jahrg. 1906 der „Heimat" veröffentlichten Bildes (Strauch, die scherende Wirkung des Westwindes zeigend, Flensburg) sei in Anlehnung an das letzte Kapitel der „Charakterbilder" folgendes zugleich als Textprobe mitgeteilt: „Die Wirkung des Windes ist teils eine austrocknende, teils eine mechanische, bezw. beides nacheinander. In der Richtung des herrschenden starken Westwindes sehen wir die Krone auf der Stoßseite des Windes verkürzt, auf der Zugseite, oft auffallend, verlängert und sog. „Fahnenwuchs" bildend. Diese Windwirkung wird als peitschende bezeichnet; auf der Stoßseite des Windes sind die Äste mehr oder weniger stark zurückgebrochen und die Stummel mitunter auffallend dicht und kurz verzweigt, während sich die Krone auf der Zugseite ziemlich ungestört entwickeln kann und dann natürlich einseitig wird. Diese peitschende Wirkung äußert sich vornehmlich in luftfeuchten Tagen. Die mechanische Wirkung einseitig wehender Winde kann sich auch in der Wuchsrichtung der Stämme zeigen, die sich mehr oder weniger schief in der herrschenden Windrichtung stellen; solche Bäume heißen windgedrückte Bäume. Wirkt der Wind auf der Stoßseite noch stärker austrocknend, dann sterben hier mit der Zeit sämtliche Zweige und Äste ab, und wir erhalten die windgescherten Bäume, so genannt, weil die Krone nur auf der Zugseite des Windes entwickelt und die dem Winde zugewandte Hälfte derselben wie mit der Schere abgeschnitten ist. Derartige Bäume zeigen oft den Fahnenwuchs in seiner reinsten und auffallendsten Form und sind überall zu finden, wo starke Winde konstant oder lange Zeit in der gleichen Richtung wehen, besonders schön an den Küsten und Inseln der Nord- und Ostsee. (Schimper, Pflanzengeographie, S. 86. — Hansen, Die Vegetation der ostfriesischen Inseln, 1901, S. 32 ff.) Barfod.

4. **Berichtigung.** In der Bücherschau von Heft 4 S. 99 ist der Titel des zweiten besprochenen Buches durch ein Versehen unvollständig angegeben worden. Er lautet: „Schlutup." Geschichtliches und Kulturgeschichtliches von Carl Westphal.

Die Schriftleitung.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Fr. Ratzel, Über Naturschilderung. 2. Auflage. Verlag von R. Oldenburg in München. Preis 7,50 ℳ. — A. Graesel, Führer für Bibliothekbenutzer. Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Preis 2 ℳ. — F. A. Schmidt, K. Möller und M. Radczwill, Schönheit und Gymnastik, zur Ästhetik der Lebenserziehung. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 2,80 ℳ. — Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. 18. Heft. Kiel 1907. Lipsius & Tischer. — Prof. Dr. H. Genzken, Die Abiturienten des Katharineums zu Lübeck von 1807—1907. Verlag von Lübcke und Nöhring. Preis 1,60 ℳ. — Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. III. Band. 3. Heft. — K. Bielenberg, Stammbaum der Familie Franzenburg von 1624—1906. — Jahresbericht der Handelskammer zu Kiel für 1906. I. Teil. Bericht über die Tätigkeit usw. der Handelskammer. — O. Junge, Schmeils „wissenschaftliche Beleuchtung" der Jungeschen Reformbestrebungen um einige Normalkerzen verstärkt. Verlag von Lipsius & Tischer. Preis 0,30 ℳ. — Aus dem Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig: H. Sternbach, Ein Erntelied der Liebe und des Lebens. A. Grobe-Wutischky, Johanna Denkert. Th. Kieser, Klatschmohn. R. Agamethy-Racher, Aus tiefster Brust. M. v. Dembritzka, Moderne Zigeunerlieder. A. Grunewald, Vom Lachen und vom Müdesein. F. Ehebrecht, Traum und Wahrheit.

Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde.

Das Ziel erreicht!

wer die elektr. Remus-Taschenlaterne „Stets bereit — **Hände frei**" gebraucht. Prüfen Sie das Produkt mehrjähriger Versuche und Erfahrungen Nr. 1, 3 ℳ Nr. 3, 4 ℳ mit **Doppelbatterie** 4,50 u. 5,50 ℳ, Größe $8^1/_2 \times 5 \times 2$ cm od. $10 \times 7 \times 2^1/_2$ cm. Ehrende Zeugnisse von Militär-, Zivilbehörden u. Privaten. — Direkt vom Konstruktor Gustav Remus, Halle a. S. zu beziehen. Wiederverkäufer gesucht. — **Feldpostbrief** aus S.-W.-Afrika: „Karihib 1. 4. 06. In d. Besitz d. Taschenlaterne „Hände frei" gelangt, kann ich Ihnen nur mitteilen, dass ich sehr zufrieden bin. In stockfinstrer Nacht, Dienstgang z. Hererowerft. Einige Kaffern näherten sich mir in nicht guter Absicht. Auf zirka 15 Met. Entf. leuchtete ich an und die Kaffern hatten keine Courage, mich weiter zu belästigen. Die Remuslaterne werde ich meinen Kameraden empfehlen. Send. Sie mir umgeh. per Nachn. 10 Ersatzhatt. u. 10 Ersatzglühbirnen." — **Betrag wird zurückbezahlt, wenn die Laterne Ihren Beifall nicht findet.**

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten,
Adreßmappen, Photographie-Album usw.
sauber, geschmackvoll und preiswert.

A. F. Jensen

Buchdruckerei

KIEL

Holstenstraße 43.

H. Heustreu Kiel — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art. — Schumacher Str. 9

Zu kaufen gesucht
1 Cilicius Cinelea Ditmarcia.
K. Rose, Meldorf.

Kl. Samml. **ausgest. Vögel** liefert für Schulen z. billig. Preisen **A. Dietel,** Lehrer.
Elpersbütteldonn b. Meldorf.
NB. Vögel werd. billig u. tadellos ausgestopft.

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Anfr. mit Rückmarke.
Kossau pr. Plön (Holstein).
Jürgen Schröder.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35 a

erwarb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—

Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.

Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

Abonnement
auf exotische Prachtschmetterlinge und Käfer.

Für Herren, die nach und nach eine Prachtsammlung ausländischer, farbenprächtiger Schmetterlinge oder Käfer anlegen wollen, empfehle meine Abonnementseinrichtung mit Ratenzahlung von ℳ 5.— bis 20.—. Interessenten wollen Bedingungen einfordern.

Neue Utensilienliste erschienen.

Paul Ringler, Vertrieb über-seeischer Naturalien
Halle a. S., Victoriaplatz 1.

Hohen Wert für alle Lehranstalten

haben **Kagerahs**, sowie **unsere**

technologischen Sammlungen,

geeignet für den **Unterricht** in **Technologie, Chemie, Botanik, Geographie, Warenkunde** usw.

Kataloge
auf Wunsch gratis.

Gebr. Höpfel,
Lehrmittel-Anstalt.
Berlin NW. 5, Birkenstr. 75.

Spezial-Preislisten

über andere Lehrmittel: Anatomische **Modelle, botanische Sammlungen und Präparate, Mineralien, Analysen-Material** usw.
stehen auf Verlangen gern zu Diensten.

Einrahmung

von Ölgemälden, Kupferstichen, Gravüren, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.
Wilh. Heuck Nachf. (Inh. H. Koch),
Kiel, Holstenstraße 75.

Aug. Junge,

Färberei
und chemische Reinigungsanstalt
Kellinghusen.

Gegründet 1724.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux
Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Runensteine.

Carl Sünksen, Bildhauer,
Schleswig, Plessenstr. 6,
empfiehlt Nachbildungen aller in u. bei Schleswig gefundenen Runensteine in verschiedenen Größen. (Material: Alabaster.)
Reliefkarten vom **Dannewerk** und der **„Oldenburg"** (Hedeby).

L. Handorff, Kiel

Graphische Kunstanstalt
mit neuesten Satz- und Druckmaschinen ausgerüstet,
empfiehlt sich zur Herstellung von:
Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork.
Druckarbeiten.
Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
Mehr als 100 Angestellte.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an
Schrift nach Angabe. Muster frei.
Nicol. Kißling, Vegesack.

Schildkrötenpanzer

60—80 cm lg. 5—10 *M*, Haifischrachen, Sägehaifägen, echte Bären u. **Löwenkrallen,** ferner **Geweihe** jeder Art offerieren billigst
Weise & Bitterlich, Ebersbach-Sa.
Ankauf v. Damhirschgeweihen u. Abwürfen.

Dem **Maihefte** sind folgende Prospekte beigegeben: 1. Bilder und Bücher aus dem Verlage von **B. G. Teubner** in Leipzig; 2. **Julius Arntz** in **Elberfeld,** Lehrmittelanstalt; 3. Etwas vom See im Wasserglase, **M. Glaeßner** in **Leipzig;** 4. Lehrer **P. Eigen** in **Solingen,** Präparate f. d. Zeichenunterricht. Wir empfehlen alle der Beachtung unserer Mitglieder.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 6. Juni 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorenzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 3000.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Witt, Badeleben in Wyk auf Föhr im Sommer 1906. (Mit Bildern.) — 2. Lemke, Hochdeutsch und Plattdeutsch. II. — 3. Schweim, Das Heidehaus. (Gedicht.) — 4. v. d. Wahl, Vom dreißigjährigen Krieg in Nordfriesland. — 5. Meyer, Neckreime. — 6. Mitteilungen. — 7. Eingegangene Bücher.

Unsere Vereinsgabe 1907,

die prächtige **Photogravüre** nach dem Gemälde von

J. Prellex: Am Ugleisee,

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**,

ist bereits in **260** großen und **80** kleinen Exemplaren bezogen worden, ein Zeichen, wie sehr das heimatliche Bild gefällt. Wir fordern zu noch zahlreicherer Bestellung auf unter dem Hinweis auf die bezüglichen Angaben in **Heft 1** und **2** der „Heimat."

Kiel, den 25. Mai 1907. **Der geschäftsführende Ausschuss.**

Als heimatlichen Wandschmuck für Schule und Haus

konnten wir bereits im Bericht über die Generalversammlung in Hadersleben (vgl. „Heimat" 1905, S. 254) die beiden Lithographien

„Eiderlandschaft" und „In der Räucherkate"

empfehlen, stimmungsvolle Reproduktionen photographischer Aufnahmen von Herrn Lehrer Th. Möller in Kiel. Indem wir auf die früheren Ausführungen hinweisen, machen wir die Mitteilung, daß die Verlagsbuchhandlung von Rob. Cordes in Kiel, Brunswiker Str. 35a, für unsere **Mitglieder** den Ladenpreis von **4 M.** auf **2,50 M.** pro Exemplar ermäßigt hat. Bestellungen sind direkt an den genannten Verlag zu senden. Wir bitten, auch von diesem Angebot zahlreich Gebrauch machen zu wollen.

Kiel, 25. Mai 1907. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Digitized by Google

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

214. Aye, Amtsgerichts-Sekretär, Flensburg, Mathildenstr. 6. 215. Frl. Magdalene Cruse, Lehrerin, Kiel, Lornsenstr. 28. 216. Dr. Fuchs, Ökonomierat, Kappeln. 217. Gebrüder Höpfel, Lehrmittel-Anstalt, Berlin NW. 5, Birkenstr. 75. 218. Lüthje, W., Lehrer, Pellworm, neue Kirche. 219. Frl. J. Merck, Hamburg 36, Esplanade. 220. Molzen, Christ., Postbote, Jordkirch (Kr. Apenrade). 221. Muuß, Ferd., Ütersen. 222. II. Knaben-Mittelschule, Neumünster. 223. Rohwedder, Otto, Lehrer, Hadersleben. 224. Tewes, Dr. Arnold, Östrich (Rheingau). 225. Theen, Herm., Präparand, Kappeln. 226. Witt, Präparand, Kappeln. 227–239. Seminaristen in Ratzeburg: Bendigsen, Biemann, Brünings, Dankert, Dechow, Detleffen, Göttsch, Harms, Henningsen, Hilliger, Petersen, Rollwage, Trenktrog. 240. Adler, Buchhändler, Kappeln. 241. Adolphsen, H., Lehrer, Stutebüll b. Kappeln. 242. Arps, Fr., Lehrer, Ekenis b. Süderbrarup 243. Dr. Bahrfeldt, Regierungs-Assessor, Schleswig, Alleestr. 5. 244. Blöcker, Neumünster, Holstenstr 26[1]. 245. Bock, Adolf, Pastor, Rabenkirchen. 246. Böhm, F., Lehrer, Loitmark b. Kappeln. 247. Boie, C., Lehrer Kappeln. 248. Bruhn, P. C., Gastwirt, Knefferbek b. Gelting. 249. Cornils, J., Lehrer, Ording b. St. Peter. 250. Ehlers, Gärtnereibesitzer, Lütjenbrode b. Heiligenhafen. 251. Fintzen, Landwirtschafts-Lehrer, Kappeln. 252. Francke, C., Heilgehilfe, Kappeln. 253 Frandsen, H., Hauptlehrer, Husby, Angeln. 254. Friederichsen, H A., Lehrer, Örsberg b. Scheggerott. 255. Görriffen, Johs., Büreau-Vorsteher, Kappeln. 256. Grimm, Joh., Kaufmann, Kappeln. 257. Günther, W., Lehrer, Ohlsdorf b. Hamburg. 258. Hansen, L., Photograph, Kappeln. 259. Hansen, N., Lehrer, Flensburg. 260. Harder, F., Stoltebüll b Kappeln. 261. Haserik, Drogist, Kappeln. 262. Haserik, O., Rentier, Kappeln. 263. Hensen, B, Uhrmacher, Kappeln. 264. Dr. med. Hepp, prakt. Arzt, Kappeln 265. Höck, Oberpostsekretär, Altona. 266. Holm, Sekretär der Landesversicherungs-Anstalt, Kiel, Gartenstr. 7. 267. Dr. Ernst Hönck, Hamburg, Glockengießerwall 6. 268. Hümpel, Lehrer, Kiel. 269. Jensen, W., Seminarist, Segeberg. 270. Jordt, R., Landmann, Schörderup pr. Kappeln 271 Kroll, H., Hauptlehrer, Bojum b Rundhof. 272. Laisen, F, Landmann, Lück b. Gelting 273. Leckband, Th, Kaufmann, Kappeln. 274. Lorenzen, J., Lehrer, Kiel, Harmsstr. 82. 275. Lund, Redakteur, Kappeln. 276. Martens, Kaufmann, Altona, Lagerstr. 10. 277. Marscheik, Karl, Postassistent, Holtenau. 278. Meyn, E. L., Stadtrat, Ütersen. 279. Möller, J., Lehrer, Faulück b. Rabenkirchen. 280. Moser, Emil, Bradford (England). 281. Moser, J., Bradford (England). 282. Niemand, C., Zahnarzt, Kiel, Holstenstr. 12. 83. Petersen, Hans, Schleswig, Plessenstr. 16. 284. Petersen, Jeß, Kaufmann, Kappeln. 285. Dr. Pfeffer, Oberlehrer, Kiel. 286. Rave, Johs., „Hotel Hohenzollern," Kappeln. 287. Rieper, Aug., Kaufmann, Kappeln. 288. Schmidt, Gustav, Kiel, Prinz Heinrichstr. 45. 289. Schreck, Bürgermeister, Kappeln. 290. Schwarck, R., Architekt, Kiel, Düppelstr. 95. 291. Siemen, Marcus, Kaufmann, Kappeln. 292. Staven, M, Lehrer, Stoltebüll pr. Kappeln. 293. Fräul. Stellmann, E., Privatiere, Kappeln. 294. Stoffers, Johs, Lehrer, Langberg b. Handewitt. 295 Tams, J., Rektor, Hamburg. 296. Urban, F., Lehrer, Ellund pr. Handewitt. 297. Voigt, Jul., Stadtrat, Kappeln.

Kiel, 28. Mai 1907.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Eine prähistorische Pfahlbauniederlassung

hat der Kunstverlag von **F. E. Wachsmuth** in **Leipzig** reproduziert und als Kunsttafel erscheinen lassen. Sie ist von H. Marxer gemalt. Alles Wissenswerte ist darauf wiedergegeben. Wir sehen eine Anzahl Strohhütten auf den typischen Pfählen ruhend; die Dorfanlage steht mit dem nahen Ufer durch einen Steg in Verbindung. Im Hintergrunde türmen sich die blauen Berge der Alpen auf. Vor den Hütten erblicken wir das Topfgerät aufgestellt und die Netze zum Trocknen ausgebreitet; wir sehen ferner die Frauen am aufrechten Webstuhl hantierend, die Männer beim Aushöhlen des Einbaumes mittels Feuer und Steinaxt sich abmühend, andere beim Angeln beschäftigt oder in Begleitung des Torfspitzes auf die Jagd ausziehen. Im Vordergrunde weiden Schweine, Ziegen und Rinder. Das Ganze ist naturgetreu und recht ansehaulich in bunten Farben dargestellt. Auf starkem Papier gedruckt, mit Leinwandrand versehen, kostet das 59 × 91 cm große Bild 2,60 M.

Für den Wechselrahmen in Schule und Haus besonders zu empfehlen.

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 6. Juni 1907.

Badeleben in Wyk auf Föhr im Sommer 1906.

Von **G. Witt** in Ellerbek.

Wyk ist das älteste der nordfriesischen Inselbäder. Als es im Jahre 1819 gegründet wurde, war der Gebrauch von Seebädern in Deutschland noch wenig bekannt. Heute wird der Ort von mehr als 5000 Gästen jährlich aufgesucht. Verdient Wyk schon seines Alters wegen besondere Beachtung, so noch mehr deshalb, weil es einige Eigenschaften hat, die es vor andern Nordseebädern auszeichnen. Seine geschützte Lage und die gleichmäßige Milde seines Klimas gestatten es auch solchen Leidenden, die den stärkeren, d. h. rauheren Nordseebädern fernbleiben müssen, hier die Heilkraft der Nordsee zu erproben. Für Personen mit empfindlicher Konstitution ist Wyk ein wirklicher Kur- und Heilplatz.

Die Literatur über Wyk und die Insel Föhr ist recht ansehnlich. Geschichte und natürliche Beschaffenheit, sowie die Besonderheiten und Vorzüge des Bades sind in zahlreichen Werken erschöpfend behandelt. Ich will mich deshalb darauf beschränken, meine Beobachtungen über das Badeleben in Wyk mitzuteilen.

Wyk ist das Seebad der Kinder und der alten Leute. Dieser Umstand gibt dem Badeleben seinen besonderen, anheimelnden, freundlichen Charakter. Die dazwischen liegenden Altersstufen sind zwar auch als merkbarer Einschlag in dem Leben und Weben vorhanden, jedoch vielfach nur als Begleitung der Kinder und der Alten. Schwerkranke sind in Wyk nicht. Selten sieht man den Rollstuhl. Schwächliche Kinder werden von den Eltern zur Stärkung hierher gebracht, und das Alter sucht seine leichten Katarrhe hier zu heilen und zu lindern. Das Tagewerk des Badegastes, wenn man so sagen darf, ist ein einfaches, kurgemäßes. Man schläft lange in Wyk, denn die Meeresluft macht müde. Die wenigen Frühaufsteher zählen nicht. Indessen sucht jeder doch möglichst zu dem Frühkonzert der Kurkapelle, welches mit einem Choral um 9 Uhr beginnt, auf dem Sandwall zu sein. Hier wandelt die Badegesellschaft im Schatten der hohen, alten Bäume. An klaren Tagen zeigt sich dort eine Küstenlandschaft von großer Schönheit, die in ihrer Mannigfaltigkeit und stets wechselnden Beleuchtung an südliche Gestade erinnert und wochenlang jeden Tag mit neuem Vergnügen beobachtet werden kann. In dem abgeschlossenen Bilde sieht man westwärts die klaren Umrisse der Festlandsküste, nordwärts die vorspringende Insel Föhr, und nach Süden taucht die lange Reihe der Werften auf der Hallig Oland und der Insel Langeneß geheimnisvoll aus den Fluten auf, jede aus der Ferne wie eine reizende kleine Insel für sich erscheinend. Es dürfte an der Nordsee kaum ein zweites derartig mannigfaltiges Landschaftsbild geben.

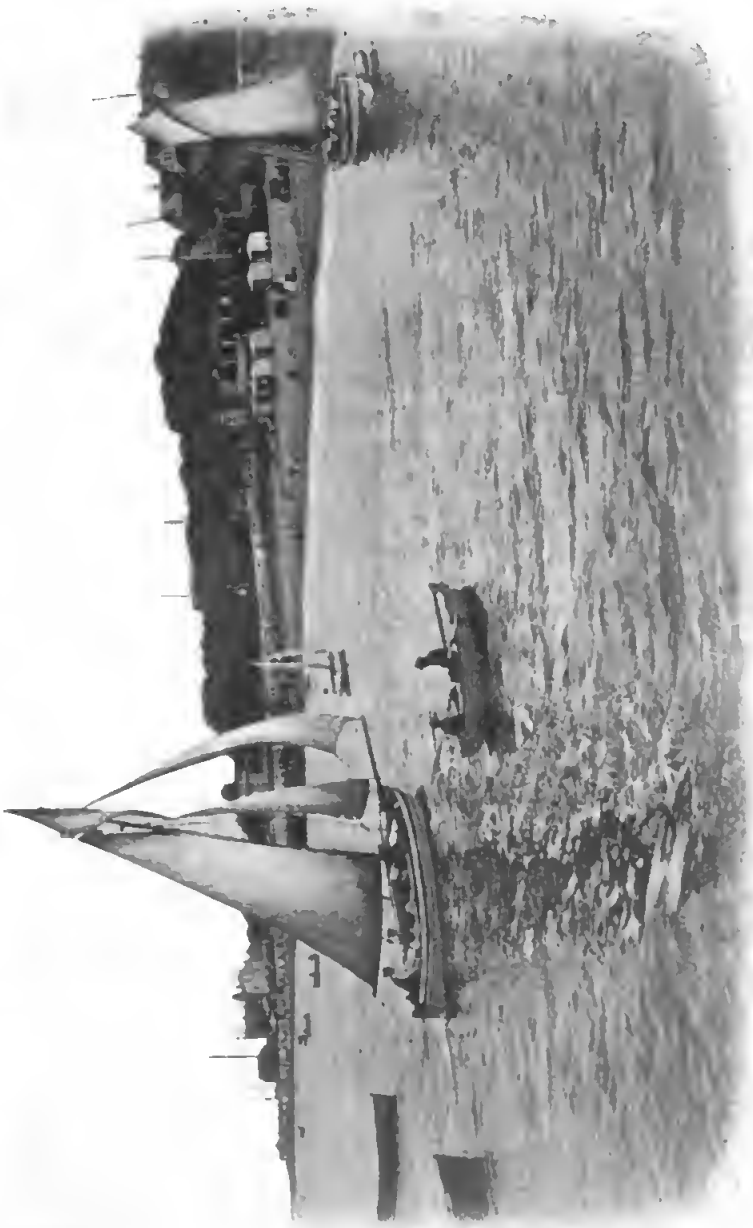
Um 10 Uhr beginnt der Hauptzug der Badenden zum Südstrand, wo die Badeplätze liegen. Der Sandwall leert sich. Nur die alten Herrschaften bleiben zurück in Morgensonne und Seeluft; sie wandeln meist einsam oder ruhen auf den zahlreichen Bänken. Manches Greisenauge weilt sinnend auf dem leuchtenden Meer, das ihm neue Lebenskraft bringen soll. Das Auge des Alters hat

Wyker Strand.

meistens etwas Abschiednehmendes, Resigniertes. Hier hat man den erfreulichen Anblick, daß sich von Tag zu Tage bei den Alten der Lebensmut hebt, ihre Beweglichkeit und Frische zunimmt.

Der tiefer gelegene Strand vor dem Sandwall wird allmälich belebt von solchen Kindern, die nicht baden. Die Strandzelte und Strandkörbe werden besetzt. Es beginnt das Strandleben mit seinem Sandburgenbau und Muschel-

suchen, das bis gegen Mittag sein buntes Getriebe fortsetzt. Vielfach sieht man leider auch hier in den Händen der Damen das mehr oder weniger unsaubere Leihbibliotheksbuch, während die Männer, im Sande liegend, mit den großen Zeitungen knittern und mit den Wellen um die Wette rauschen. Schade um die schönen, sonnigen Stunden, die in dieser Weise verdorben werden! Das Lesen behindert die Atmung und hält das Auge von der Schönheit der Umgebung zurück. Ungeduldig und unwillig werden die Kinder, die bei ihrem Burgenbau und Muschelsuchen soviel zu fragen haben, abgewiesen. Es wäre aber recht ratsam, wenn die Kinder allgemein bei ihren Strandbeschäftigungen mehr beaufsichtigt und geleitet würden. Es läuft hierbei nämlich ein gut Teil unnötige Tierquälerei unter, die für das Gemüt der Kinder nicht von Nutzen ist. Mit Bedauern muß man sehen, wie zur Ebbezeit selbst größere Kinder Reihen lebender Seesterne auf der Strandmauer der glühenden Sonne aussetzen und die zahlreichen dem zurückgewichenen Wasser zustrebenden jungen Taschenkrebse erhaschen und zertreten, um kleine Fische damit zu fangen, die ebenfalls nutzlos zu Tode gequält werden. Derartiges Spiel sollte verhindert werden. Um Wyk herum ist das Meer ohnehin fischarm, kaum daß einige handgroße Sandschollen gefangen werden. Auffällig ist, daß hier die in großer Menge vorkommenden Taschenkrebse, die an der Ostsee, z. B. in Kiel, ein beliebter Handelsartikel sind, garnicht beachtet werden. Sie sind doch



Wyker Reede.

wohlschmeckend und stehen den Flußkrebsen nicht nach. Zwar sind sie etwas mühsam zu zerlegen, würden aber gerade für Badegäste, die gern länger bei Tisch sitzen, eine willkommene Abwechselung bieten. Auch als Volksnahrungsmittel für die nicht immer mit Glücksgütern gesegneten Fischer und sonstigen Strandbewohner der Nordsee könnte der Taschenkrebs gleich seinem Verwandten, dem muschelbewohnenden Einsiedlerkrebs, dienen. Bedauerlich ist, daß der Badestrand in Wyk so arm ist an Seevögeln. Möven größerer Art und auch die zierliche Seeschwalbe sieht man nur in geringer Zahl; sie sollen durch die Jagdlust der Badegäste so verringert sein.

Der Strand ist eine gute Viertelstunde lang bis zu der Südostecke der Insel mit Zelten und Körben besetzt. Gleich dahinter am Südstrande liegen die Badestellen. Wer den hochgelegenen Strandweg dahin in Sonnenschein und Seewind nicht liebt, dem steht ein daneben herlaufender tiefgelegener Hohlweg zur Verfügung, welcher außerdem durch Gesträuch und Tannenbüsche geschützt ist und zahlreiche Ruhebänke bietet. Fest und staubfrei sind beide Wege. Auf Föhr braucht man nicht die ermüdenden Bretterwandelbahnen, die in Westerland und auf Amrum des Flugsandes wegen nötig sind. Die Badeplätze sind getrennt in Damenbad, Familienbad und Herrenbad. Gebadet wird meistens vormittags bis 1 Uhr. Die Badekarren werden des flachen Vorstrandes wegen durch Reiter zu Wasser gebracht. Die See ist hier durchweg bewegter als an der Ostseite vor Wyk, und der Wellenschlag oft nicht unbedeutend. Die Insel ist an dieser Stelle nur durch Buhnen, nicht durch Deichmauern geschützt, und das einige Meter hohe Ufer wird vielfach vom Wasser angenagt. Auf einer Grasnarbe kann man den Südstrand verfolgen bis zu dem etwa eine Stunde entfernten Kirchdorfe Nieblum. In der Nähe der Badeplätze liegt die Villenkolonie „Südstrand" und außerdem ein Sanatorium, ebenfalls von Badegästen bewohnt. Die Gemeinde Wyk hat sehr wenig Flur; unmittelbar an seinen Toren beginnt das Gelände der Gemeinde Boldixum; auch die Badeplätze liegen schon auf dem Gebiete dieses Kirchdorfes.

Die Aussicht vom Südstrande ist wieder eine ganz andere als von Wyk aus, aber sie ist nicht minder anmutend. Im Südwesten erscheint in etwa 2 Meilen Entfernung die Insel Amrum; der Leuchtturm und das auf der Südspitze der Insel gelegene Bad Wittdün sind deutlich sichtbar. Die Häuser von Langeneß zeigen sich im Süden in anderer Gruppierung und Beleuchtung.

Unmittelbar hinter den Badeplätzen liegt ein besonderes Schmuckstück von Wyk, ein Tannendickicht von etwa einer halben Stunde Umfang. Von mehreren breiten Fußwegen durchschnitten und reichlich mit Ruhebänken besetzt, bietet es einen angenehmen, viel benutzten Aufenthalt. Der Naturfreund bewundert zahlreiche Tannenarten, die höchstens 5 m hoch sind, aber von seltener Frische und Dichtigkeit. Stundenlang kann man ohne Ermüdung in diesem herrlichen Wäldchen, wie man es auf einer Nordseeinsel nicht für möglich halten sollte, verweilen, in Sonne oder Schatten die harzgetränkte Waldluft einatmend, geschützt gegen den kräftig darüber hinstreichenden Seewind. Ein Kieler Herr, namens Lemcke, hat vor etwa 12 Jahren durch eine Stiftung diese Anpflanzung ermöglicht, die ihm zu Ehren Lemckehain heißt. Tausende segnen alljährlich das Andenken dieses Menschenfreundes. Die Pflege und Sauberhaltung des Wäldchens kann der Badeverwaltung und den Gästen nicht genug empfohlen werden. Da in diesem kostbaren Wäldchen das Rauchen verboten ist, können leidenschaftliche Raucher sich hier unschwer einige Vor- und Nachmittagszigarren abgewöhnen.

Nach dem Mittagessen und der kurgemäßen Siesta versammelt sich die Bade-

gesellschaft wieder unter den Baumreihen des Sandwalls zum Nachmittagskonzert von 4 bis 5 Uhr. Dauerregen ist im Sommer selten. Gegen alle westlichen Winde ist der Sandwall durch die dichte Reihe der hohen Häuser geschützt, selbst wenn der Sturm seine Melodien mit denen der Badekapelle vermischt.

Seehospiz in Wyk.

Kleideraufwand wird in Wyk wenig oder garnicht sichtbar. Die meisten Damen gehen auch nachmittags und abends im einfachen Anzuge, in der so geschmackvollen und kleidsamen Strandkleidung. Hin und wieder sieht man wohl bei neuangekommenen Damen prächtigere Gewänder, aber nur wenige Tage; dann wandern die Staatskleider in den Koffer zurück, und die bequemere Tracht behält den Sieg.

Die weiteren Stunden bis zum Abend sind wieder der Ruhe am Strande, im Lemckehain oder einem Spaziergang gewidmet, ferner der Ruder- und Segelfahrt. Auf einem Gange am Strande vor Wyk hat man jetzt die beste Gelegenheit, seine Bekannten in den Strandkörben und Zelten zu begrüßen und sich am Treiben der Kinder beim Burgenbau zu erfreuen. Melancholiker, Hypochonder und Misanthropen sollten nach Wyk gehen und der Kinderlust zuschauen. Sie würden bald die schwarze Brille des Trübsinns absetzen und die Welt wieder freundlicher ansehen.

Auf dem Wege zu den Badeplätzen liegt am Ausgang von Wyk das Seehospiz, welches noch unter Mitwirkung der Kaiserin Friedrich gegründet und am 7. Juni 1882 eröffnet wurde. Eltern, die ihre Kinder nicht selbst begleiten können, sowie Wohlfahrtsvereine bringen hier gegen geringe Pflegekosten den Sommer über gegen 500 Kinder unter, die abteilungsweise kommen und jedesmal etwa sechs Wochen bleiben. Das Hospiz wird von einer Oberschwester geleitet, der genügend Schwestern und Pflegerinnen zur Seite stehen. Das Hospiz hat seinen besondern Platz am Strande mit einer Arbeitshalle und einem großen Garten mit Luftbädern. Wer von der Wohltat eines solchen Seeaufenthaltes für Kinder noch nicht überzeugt ist, mag einmal den Zug der ankommenden erholungsbedürftigen Kinder vergleichen mit dem derjenigen, welche die Ferienkur hinter sich haben.

Die 25jährige Gedenkfeier soll im Juni 1907 in Wyk festlich begangen werden und wird Gelegenheit bieten, die vorzüglichen Erfolge der Anstalt der Öffentlichkeit vorzuführen. Schon jetzt haben verschiedene Wohlfahrtsvereine die Absicht kundgegeben, weitere Kinderhospize auf Föhr anzulegen.

Nach dem Abendessen führt das Abendkonzert die Erwachsenen von 8½ bis 10 Uhr zum dritten Male auf dem Sandwall zusammen. Das elektrische Licht schimmert durch das dichte Laub der Bäume, gleichmäßig rauschen die Wellen an das Ufer, und wenn das Meer weithin geheimnisvoll im Mondenschein glänzt, bedarf man kaum noch der sanften Klänge eines Konzertstückes, um in eine wohlige, wunschlose Stimmung zu fallen — eine gute Vorbereitung für die Nachtruhe. Diese wird kurgemäß durchweg rechtzeitig angetreten; Bier- und Kaffeehäuser werden nach 10 Uhr von den Kurgästen wenig besucht.

An besonderen Zerstreuungen und Vergnügungen für die Rüstigeren unter den Badegästen ist Wyk keineswegs arm. Es gewährt einen überraschenden und heiteren Anblick, wenn man, von den Badeplätzen nach Wyk zurückkehrend, auf der Reede vor dem Sandwall die stattliche Flottille, bestehend aus etwa einem Dutzend größerer Segelboote und der doppelten Anzahl Ruderboote, vor sich sieht. Größere Segelfahrten macht man je nach dem Wasserstande vor- oder nachmittags zu der Hallig Oland im Osten, die nur 50 Einwohner zählt, aber eine Kirche und eine Schule hat, die beide durch den Pastor verwaltet werden, oder zu der niedrigen Insel Langeneß, die etwa 20 Gehöfte aufweist, welche alle auf künstlich erhöhten Erdwällen, Warfen oder Werften genannt, erbaut sind. Die Bewohner treiben ausschließlich Viehzucht, da Weiden und Heu reichlich sind, und leben in bescheidenem Wohlstand ihr abgeschlossenes Dasein. Nur der Postbote besucht sie regelmäßig, wenn ihn Sturm und Fluten nicht zurückhalten. Vom Festland nach Oland und von dort weiter nach Langeneß hat neuerdings die Regierung einen hohen Steindamm gezogen, um neues Land zu gewinnen. Wird die Nordsee sich fesseln lassen, oder wird eine Sturmflut, ähnlich den vielen, die früher Nordfriesland verschlangen, Mauer und Halligen zugleich wegreißen?

An der Südküste von Langeneß liegt auch die große Werft, welche den berühmten Namen „Hilligenlei" trägt. Etwas mehr südlich zeigt sich die Hallig Hooge, auf welcher der vielgenannte Königspesel zu sehen ist.

Föhrerin.

Der Wattenlauf auf den Sandbänken vor Wyk wird fleißig betrieben. Die Nachbarinsel Amrum wird oft auf Segelfahrten besucht, um die Dünenbildung, die auf Föhr ganz fehlt, kennen zu lernen. Der Leuchtturm auf Amrum bietet eine großartige Aussicht über die ganze Inselwelt des Westens. — Einzelne Jäger treiben auch von Wyk aus die anstrengende Seehundsjagd auf den entfernteren Watten.

Für die zahlreichen Kinder ist jeden Mittwoch von 5—7 Uhr ein Ball im Kurhause, der diesen, den Eltern und sonstigen Zuschauern viel Vergnügen bereitet. Es wird aber aber auch hier schon über die Tanzfaulheit der „Herren" geklagt. Das Gleiche ist auf den Reunions für die Erwachsenen am Donnerstag Abend der Fall, bei welchen ohnehin der Damenflor stark in

der Mehrzahl ist. Die jungen Herren scheinen sich gerade diesen Abend zu einem recht „kurgemäßen" Leben auszusuchen.

Eine weitere Abwechselung bieten die Spaziergänge oder Wagenfahrten auf der Insel. Föhr ist 1½ Quadratmeilen groß und zählt 5000 Einwohner, die sich außer auf Wyk mit 1000 Einwohnern, auf 16 Dörfer verteilen. Die Dorfnamen haben fast alle die friesische Endung „um." Die Dörfer liegen alle auf dem Geestlande, haben sich aber ziemlich gleichmäßig geteilt in Geestland und Marsch. Am äußersten Weststrande findet man bei diesen Ausflügen das Dorf Utersum, wo der Lehrer Philippsen eine vielbesuchte, reichhaltige Sammlung von Altertümern angelegt hat, die aus den noch zahlreich vorhandenen Hünengräbern und von Funden bei den Deicharbeiten herrühren. Auch die Tier- und Pflanzenwelt der Insel ist hier vollständig vertreten. Die vorzügliche Sammlung ist jetzt, da der Sammler nach Flensburg verzogen ist, für eine namhafte Summe von Wyk erworben und soll die dort schon vorhandene, noch sehr in den Anfängen steckende Altertumssammlung ergänzen.

Straße in Wyk.

Die Bewohner der Dörfer kümmern sich wenig um das Gedeihen des Badelebens, da sie nach ihrer Angabe keinerlei Vorteil davon haben. Ihre Insel halten sie dagegen in hoher Kultur. Eine Landflucht besteht hier anscheinend nicht, höchstens geht die männliche Jugend znr See. Bettler und Arme nimmt man nicht wahr. Die Landestracht der Friesinnen sieht man noch vielfach auf der Insel, weniger in Wyk. Das Kopftuch erinnert an das der Thüringerinnen im Hennegau. Die Stickereien an demselben sollen noch den Stand der Trägerin, ob Jungfrau, Frau oder Witwe, anzeigen, doch unterscheiden sich die einzelnen Dörfer nicht mehr durch die Tracht, wie es z. B. noch im Bückeburgischen der Fall ist, vielmehr wählt jede Trägerin die Stickerei nach ihrem Geschmack. — Die Föhrer sind stolz auf ihre unvermischt friesische Abstammung. Sie behaupten, daß die Friesen einen Hauptteil der England erobernden Angelsachsen unter Hengist und Horsa gebildet hätten. Sie weisen darauf hin, daß die Friesen sich deutlich in Gesichtsbildung und zierlicherem Körperbau von den Niedersachsen unterscheiden, und sprechen sogar die Normannen, die seinerzeit die Normandie eroberten, als Landsleute an. Tatsächlich erwähnen die alten Schriftsteller in ihren Berichten über die Kämpfe der Deutschen und Normannen in Süditalien, daß die Gestalten der Normannen kleiner und zierlicher waren. Der Friese rühmt sich noch jetzt als freiheitsliebend bis zum Eigensinn. Im gewöhnlichen Verkehr ist auf Föhr davon nicht viel zu merken; man ist im allgemeinen höflich und freundlich gegen die Fremden. Die Bewohner von Wyk zeigen sogar eine bemerkenswerte Gewandtheit im Umgang. Auch ihre Freundlichkeit und Ge-

fälligkeit wird vielfach gerühmt von den zahlreichen weniger bemittelten Kurgästen, welche der Billigkeit wegen die Mahlzeiten in der Küche ihrer Gastgeber selbst bereiten.

Wohnungsmangel tritt in Wyk selbst in der Hochsaison nicht ein, weil fast jedes Haus auf Vermieten eingerichtet ist. Bei einigermaßen glücklicher Verteilung auf den ganzen Sommer würde der Ort schon jetzt bequem 10 000 statt 5000 Gäste aufnehmen können. Daß eine solche Verteilung eintritt, dafür sorgt schon die Ferienordnung in Deutschland. So ziemlich die letzten, die mit Weib und Kind zur Kur nach Wyk kommen, sind die Rheinländer. Sie bringen stets eine erfreuliche Munterkeit mit.

Eine in unserem Norden etwas auffällige Erscheinung bilden die jungen katholischen Geistlichen, welche im Sommer in Wyk weilen und den Gottesdienst für die Badegäste ihrer Konfession abhalten. Ob ihnen wohl bekannt ist, daß die Friesen sich nie an das Zölibatsgebot Gregors VII. gekehrt, sondern verlangt und bis zur Reformation durchgesetzt haben, daß ihre Priester verheiratet waren, „um treu und rein mit den Frauen und Mädchen ihrer Gemeinde verkehren zu können"? Man sieht, bei der nötigen friesischen Hartnäckigkeit Rom gegenüber ging es auch ohne Zölibat, obgleich Rom auch hierbei wieder zu seinem so oft angewandten „Non possumus" griff. Ob wohl jetzt noch eine Nation es wagen würde, einen solchen natur- und vernunftgemäßen Entschluß durchzuführen?

Die Rheinländer ließen es sich nicht nehmen, auch die Gedenktage der großen Augustschlachten 1870 ein wenig zu feiern. Es mochte eine ganze Anzahl Veteranen zur Kur gekommen sein. Diese stellen ja einen merklichen Prozentsatz derer, die mit Katarrhen und Lungenerweiterung behaftet sind, wozu sie die Anlage aus Frankreich mitbrachten. Sagte mir doch schon bald nach dem Kriege mein alter Arzt: „Ihr habt zuviel Hurra geschrien im Kriege, dabei wird die Lunge weiter als gut ist." — Die alten Krieger saßen mit ihren Damen vollzählig vor dem Kurhause. Sie hatten sich bei dem freundlichen thüringischen Kapellmeister eine vaterländische Liederfolge bestellt und sangen begeistert ihr schönes „Strömt herbei, ihr Völkerscharen" und die lange Reihe der patriotischen Lieder. Die ganze Kurgesellschaft sang, selbst auf die Gefahr einer kleinen Heiserkeit hin, begeistert mit. Auch einer der Herren Kapläne stimmte fröhlich mit ein. Täuschte mich das unsichere Licht, oder sah ich ihn wirklich bei „Deutschland über alles" die Lippen bewegen? Er kann aber auch die österreichische Kaiserhymne gesungen haben, welche die gleiche Melodie hat. Das „Deutschland"-Lied ist auf Inseln gut zu singen, — hat es doch Hoffmann von Fallersleben auf dem nahen Helgoland gedichtet, — besonders wenn, wie heute Abend, die schweren Geschütze unserer Kriegsflotte, die bei Helgoland übt, den Baß dazu brummen. Wie ein Gruß von ihr mutet es an, wenn der Lichtstrahl des Helgoländer Leuchtturms in regelmäßigen Zeiträumen über den westlichen Horizont blitzt.

In diesem Sommer beging Wyk die 200jährige Gedenkfeier seiner Erhebung zu einer Stadtgemeinde. Das Fest hätte schon am 17. April gefeiert werden können, war aber wohl zur Unterhaltung der Fremden in die erste Augustwoche verlegt. An dieser Feier nahm die ganze Inselbevölkerung einmütig teil. Der historische Festzug enthielt Bilder des Föhrer und Wyker Lebens aus alter und neuer Zeit, ernsten und komischen Inhalts. Die geschmackvolle, festtägliche Landestracht kam in dem großen Zuge junger Friesinnen besonders zum Ausdruck. Zwischen den Gruppen und Wagen der Neuzeit schritt auch die ehrwürdige Oberschwester des Seehospizes mit ihren 150 Pfleglingen beiderlei Geschlechts,

Digitized by Google

welche, gerade am Ende ihrer Kurzeit befindlich, einen recht frischen, seegebräunten Anblick boten. Auch ein Festspiel war von einem Herrn aus Wyk verfaßt. Das Gedicht beginnt mit der großen Sturmflut 1624, bei welcher die Bewohner von Föhr, da sie von der Flut mehr verschont geblieben waren, Flüchtlinge aus Nordstrand gastlich aufnahmen und ihnen die Gründung von Wyk gestatteten. Erzählt werden uns weiter in einzelnen Abschnitten die Hauptereignisse auf der kleinen Insel bis in die Neuzeit. Die tragische Geschichte des Friesenstammes, die von fortgesetztem Kampf gegen das übermächtige Meer und vom Untergang in diesem Kampf redet, findet in diesen Versen beweglichen Widerhall.

In einer mehrfach mit Erfolg wiederholten Festvorstellung bildete das Gedicht den erklärenden Text zu einer Reihe von lebenden Bildern, welche von Eingeborenen der Insel und der Stadt gestellt wurden, und zwar durchweg mit viel Geschick und Geschmack. Wenn auch die malerisch schöne Landestracht der Friesinnen eine Hauptrolle spielte, so waren die Damen Wyks doch nicht davor zurückgeschreckt, auch einen holsteinischen Herzogshof und die Herzogin selbst mit Gefolge in den glanzvollen Kostümen der Vorzeit zu zeigen. Sympathisch berührte es, daß auch der Könige aus der Dänenzeit, die vielfach ihre Sommerresidenz in Wyk hielten und der Insel sonst Wohltaten erwiesen, dankbar gedacht wurde.

Das Festkomitee zeigte sich insofern recht liebenswürdig gegen die fremden Gäste, als es ihnen auch Gelegenheit zu einer gemeinsamen Wagenfahrt durch die Insel bot; ja, ein großes Feuerwerk wurde unter dem Beifall der Kurgäste abgebrannt. Ein Schiffsball an Bord des eigens von Hamburg hergesandten großen Turbinendampfers „Kaiser" folgte, der weit draußen im tiefen Wasser lag. Die Absicht, der Badegesellschaft eine angenehme Erinnerung mehr an die diesjährige Saison mitzugeben durch dieses Fest, ist vollauf erreicht worden.

Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Von **W. J. Lembke** in Ochsenwerder.

II.

Wie unterscheiden sich nun die niederdeutschen Mundarten vom Hochdeutschen?

Als plattdeutsche Mundart nehme ich den Dithmarscher Dialekt, unter Hochdeutsch verstehe ich hier die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Hochdeutsch und Niederdeutsch sind wahrscheinlich Schwestersprachen, einer gemeinsamen Mutter entsprossen, die man nicht kennt, aber annimmt und das Grunddeutsch nennt. In den Jahrhunderten, die der Zeit Karls des Großen vorausgehen, veränderte der Süden Deutschlands einen wesentlichen Bestandteil seiner Konsonanten. Damit tritt die Zweiteilung der ursprünglich einheitlichen Sprache ein. Niederdeutschland machte diesen Lautwandel, den Grimm Lautverschiebung nannte, nicht mit, es steht also dem Hochdeutschen gegenüber auf der nächstälteren Lautstufe. Diese zweite germanische Lautverschiebung, wie man diesen Lautwandel zum Unterschied von jener Lautverschiebung, die die Sprache der Ost- und Westgermanen schied, nennt, verwandelte die Stoßlaute in Streiflaute, die Streiflaute in Drucklaute und die Drucklaute in Stoßlaute. Man sucht diesen Vorgang auf folgende Weise physiologisch zu erklären: Der Stoßlaut zog durch immer schärfere, härtere Aussprache einen Hauch nach sich, der mit dem Stoßlaut zu einem einheitlichen Streiflaut oder Reibelaut ver-

schmolz. Ich erinnere aus meiner Kindheit, daß unser benachbarter Grobschmied jeden Schlag seines großen Vorhammers mit einem kräftigen „k" begleitete, aus dem mit sich steigernder Heftigkeit bald „kh," „ch" und zuletzt „h" wurde. Was hier das „k" in einigen Minuten wurde, ist es in unserer Sprache in einer jahrhundertelangen Entwicklung geworden.

Der Drucklaut erhärtet durch intensiven Druck zum Stoßlaut. Der stimmhafte Drucklaut verliert seine Stimme und wird stimmloser Drucklaut. Der Streiflaut kann zwei Wege gehen. Entweder die zur Lautgebung nötigen Muskelbewegungen werden vernachlässigt und unterbleiben ganz; läßt man z. B. beim ch Zunge und Gaumensegel in der Ruhelage, so entsteht das h. So wird der Streiflaut zum Hauchlaut und geht oft ganz verloren, so namentlich im Auslaut. Oder die Artikulationsstellung des Streiflauts wird zunächst verschlossen gehalten und dann durch Druck gesprengt, so wird der Streiflaut zum Drucklaut; das geschieht namentlich im Anlaut.

Wir wollen nun im Plattdeutschen und Hochdeutschen die Parallelen im einzelnen aufzeigen.

I. Drucklaut ist Stoßlaut geworden.

Plattdeutsch d entspricht dem hochdeutschen t: drög — trocken, dusend — tausend, Düwel — Teufel, don — tun, dögen, Undög — taugen, Untugend, Disch — Tisch, drog — träge usw.

II. Der Stoßlaut ist zum Streiflaut geworden.

1. Plattdeutsches p entspricht dem hochdeutschen pf, so stets im Anlaut, oder f, so meistens im In- und Auslaut: Port — Pforte, Pad, von pedden — Pfad, Pot — Pfote, Pip — Pfeife, Proppen — Pfropfen, Plant — Pflanze, Plog — Pflug; gripen — greifen, lopen — laufen, supen — saufen, Sep — Seife, Slöp — Schleife, grep — griff, Schop — Schaf usw.

Für die Rechtschreibung gründet sich auf diese Parallele die Regel: Hat das Plattdeutsche im Anlaut ein p, das Hochdeutsche an derselben Stelle einen f-Laut, so ist es stets ein pf. Hier gibt es eine Ausnahme: Placken — Fleck, Flecken. Würde wirklich P fote gesprochen, so bedürfte es dieser Regel nicht, aber man spricht nicht Stoßlaut + Streiflaut, Affrikata, sondern bei nachlässiger Sprache nur den Reibelaut f.

2. Plattdeutsches t entspricht dem hochdeutschen z, so im Anlaut und hinter r und l, oder hochdeutschem ß und s, so meistens im In- und Auslaut, ausgenommen hinter r und l: Tung — Zunge, Tang — Zange, Tappen — Zapfen, Ton, Tön — Zehe, Zehen, Hart — Herz, smarten — schmerzen, Smolt — Schmalz, Holt — Holz; riten — reißen, biten — beißen, buten — außen (mit vorgesetztem b, wie bei oben und innen, bei innen auch im hochdeutschen binnen), Woter — Wasser, Ketel — Kessel, söt — süß, Slott — Schloß, dütt — dies, dat — das, wat — was. Hier steht die Regel durch und zwar ausnahmslos: Hat das Plattdeutsche im Anlaut ein t und das Hochdeutsche an derselben Stelle einen Zischlaut, so ist es immer ein z.

Z, d. h. t + s, die Affrikate, ist auf dem Wege s, Spirans, zu werden, analog der Entwicklung p — pf — f.

3. Plattdeutsches k entspricht hochdeutschem ch, durchweg im In- und Auslaut: ick — ich, sick — sich, Rok — Rauch, Lock — Loch, Lik — Leiche, Lurk — Lerche, Hinnerk — Hinrich, Dirk — Dietrich, Anke — Annchen, Frauke — Frauchen, Wiebke — Weibchen.

Die Entwicklung des Stoßlauts zum Reibelaut ist am breitesten vor sich gegangen, wir finden sie bei Lauten aller Sprachorgane und in allen Stellungen, im An-, In- und Auslaut. Die Wandlung des Drucklauts zum Stoßlaut ist

nur bei den Zungenlauten eingetreten, bei den Lippen- und Gaumenlauten nicht. Man fragt zu viel, wenn man das Warum darüber wissen will, daß die Wandlung des Konsonanten hier eintrat und dort nicht. Überhaupt ist es ja nicht eigentlich der einzelne Laut, der nach gewissen, allgemein gültigen Gesetzen sich verändert, sondern es sind fast immer Lautkomplexe, die in bestimmter Stellung gewissen Entwicklungen unterworfen sind.

III. Der Reibelaut ist zum Drucklaut geworden.

1. Plattdeutsches w, so namentlich im Inlaut, und plattdeutsches f, so häufig im Auslaut, entspricht hochdeutschem b: gewen — geben, lewen — leben, riwen — reiben, Lewer — Leber, Druf — Traube, Elf — Elbe, Lef — Liebe, Def — Dieb, Lof — Laub, Wif — Weib, ick heff — ich habe, he rifft — er reibt. Wenn man in gewen, lewen ein w setzt, so ist das eigentlich nicht das richtige Zeichen, denn wir schließen beim fraglichen Laut die Lippen vollständig, entgegen der w-Artikulation, und lassen den Exspirationsstrom ausschließlich durch die Nase entweichen; so klingt plattdeutsch lewen fast wie hochdeutsch Lehm. Übrigens ist in diesem Fall weder im Plattdeutschen noch im Hochdeutschen hinter w, b und p, wenn die Silbe en folgt, ein n zu hören, nach den Lippenlauten öffnet man die Lippen nicht wieder zum n, sondern läßt den Luftstrom durch die Nase entweichen; so entsteht regelmäßig ein m.

2. Plattdeutsches ch entspricht hochdeutschem g, meistens im Auslaut: Dech — Teig, Troch — Trog, Wech — Weg, noch — genug, Dach — Tag usw. Der Hochdeutsche spricht hier ausgesprochenen Explosivlaut, mitunter mehr k als g. Der Plattdeutsche spricht auch die hochdeutschen Wörter dieser Art mit ch aus.

Das ch kann noch einen andern Weg gehen, wie die Parallele Plattdeutsch — Hochdeutsch uns zeigt, es kann zum Hauchlaut werden und so schließlich ganz verschwinden: ruch — rauh, roch — roh, ick sech — ich sah, nech — nahe, toch — zähe usw.

IV. Stimmhafter Drucklaut ist stimmloser Drucklaut geworden.

Um festzustellen, ob man stimmhaften oder stimmlosen Drucklaut spricht, halte man mit je einem Finger die Ohröffnungen zu und spreche sich ein Wort mit dem betreffenden Laut vor. Man spürt dann, daß bei einem Worte wie du, Düwel die Stimme während des d schon schwirrt, daß sie bei möd = müde, Sched = Scheide noch schwirrt und daß sie bei Leder = Leder und Fleder = Flieder nicht aufhört zu schwirren? Dasselbe gilt natürlich für den g-Laut.

Übrigens trifft man auch in Niederdeutschland, namentlich im Anlaut, schon stimmlose Drucklaute, die Entwicklung vom stimmhaften zum stimmlosen Drucklaut hat also auch bei uns eingesetzt.

Für g spricht man häufig, so auch an einigen Stellen in Dithmarschen, ein dem entsprechenden holländischen Laut ähnliches ch: chut, chon — gut, gehen.

Einer eigentümlichen Wandlung ist das s in einigen Konsonanten-Verbindungen unterworfen, am leichtesten im Anlaut vor m, n, l und w, schwerer vor t und p, im Auslaut auch hinter r: smuck — schmuck, smidig — geschmeidig, smal — schmal, smöken — schmauchen, Smolt — Schmalz, smeden — schmieden usw.; Snowel — Schnabel, snuwen — schnauben, Snee — Schnee usw.; Slang — Schlange, slogen — schlagen, slopen — schlafen, slau — schlau, slech — schlecht usw.; Swülk — Schwalbe, Swad — Schwade, Swamm — Swamm, Swort — Schwarte, swern — schwören usw.; Bors — Barsch, Kaßbeer — Kirsche usw. In allen diesen Lautverbindungen ist die Entwicklung abgeschlossen gewesen, als zu Luthers Zeit überall sch an der fraglichen Stelle eingesetzt wurde. Auch im Plattdeutschen spürt man, daß in den Verbindungen sm, sn, sl und sw die Entwicklung des s zu sch eingesetzt hat. Man spricht

hier kein spitzes ſ mehr, ſondern häufig ſchon ein ausgeprägtes ſch. Wer Schmolt, Schnider, ſchlopen und Schwälk ſagt, ſpricht gutes, echtes Platt.

Etwas anders liegt die Sache bei den Lautverbindungen ſt und ſp. Zu Luthers Zeit wird hier auch in Luthers Sprache, alſo in Mitteldeutſchland, die Entwicklung zu ſcht und ſchp noch nicht abgeſchloſſen geweſen ſein, vermutlich wären dann doch die lautrechten Zeichen dafür eingeſetzt worden. Jetzt iſt die angedeutete Entwicklung in Süd- und Mitteldeutſchland im Anlaut reſtlos zu Ende geführt; im Auslaut ſpricht man erſt in einigen hoch- und oberdeutſchen Dialekten ſcht, alſo du biſcht, Wurſcht uſw.

Es iſt anzunehmen, daß die Entwicklung auch im Auslaut um ſich greifen wird. Im Plattdeutſchen iſt von der Entwicklung des ſt und ſp zu ſcht und ſchp nirgends etwas zu ſpüren, ſie liegt für uns noch in der Zukunft. Daß ſie auch hier eintreten wird, wenn auch erſt nach langer Zeit, daran iſt kaum zu zweifeln. Vom äſthetiſchen Standpunkt aus ſind die hochdeutſchen Lautverbindungen ſcht und ſchp ſicher den plattdeutſchen ſpitzen ſp- und ſt-Lauten vorzuziehen; die für Geſamtdeutſchland geltende Bühnenſprache verlangt hier deswegen auch die hochdeutſchen Formen. Wer ſich als Plattdeutſcher der Bühne widmet, muß ein ſo modulationsfähiges Organ beſitzen, daß er dieſe Laute künſtleriſch einwandfrei ſprechen lernt. Auch ſonſt wird es dieſem oder jenem gelingen, ſich dieſe, uns von Haus aus fremden Laute vollkommen anzueignen; der mag dann für den Vortrag ſich dieſer Laute bedienen, die Sprache wird dadurch ſicher an Reiz gewinnen. Aber leicht iſt die Aneignung dieſer Fremdlaute nicht, es gehört ſehr viel Übung dazu, und dann auch iſt das gute Gelingen Ausnahme, nicht Regel. Es iſt damit ja nicht getan, daß man die uns bekannten Elemente ſch und t und p zuſammenſetzt, und dabei wird es in den meiſten Fällen bleiben. Jeder arbeitet in jeder Sprache zunächſt, und ſoweit es eben geht, mit dem Lautmaterial, das ihm aus ſeiner Mutterſprache, ſeiner Mundart zur Verfügung ſteht; ſo kann man die Herkunft auch des gebildeten Deutſchen meiſtens ſchon nach einigen Redewendungen erraten, er ſei Hochdeutſcher oder Plattdeutſcher, ſelbſt dann, wenn er ſich des neutralen Schriftdeutſch bedient. Die Muskulatur unſerer Sprachwerkzeuge wird durch die ſtets gleichartigen Artikulationsbewegungen einſeitig ausgebildet, ſo daß alle Laute und Lautverbindungen, die aus dem Rahmen dieſer geläufigen Bewegungen herausgehen, als ſchwierig empfunden werden. Wie ſchwer ein fremder Laut zu lernen iſt, wiſſen wir alle vom engliſchen th her, und doch läßt ſich bei dieſem Laut die Artikulation gut angeben und von der unſerer nächſtliegenden Laute ſcharf unterſcheiden. Die Fertigkeit und Sicherheit in der Hervorbringung dieſes Lautes wird erſt mit der Einübung und dem faſt unwillkürlichen Gebrauch der beteiligten Muskeln erworben. Man übt nur eine beſchränkte Anzahl von Artikulationsbewegungen ein, über die man frei verfügt. So wird es für den Hochdeutſchen immer die größten Schwierigkeiten haben, unſern ſtimmhaften Drucklaut ſich anzueignen, da er des ſtimmloſen Drucklauts ſich zu bedienen gewohnt iſt. Nicht anders wird es dem Plattdeutſchen gehen mit der Angewöhnung des ſtimmloſen Drucklauts, ſofern derſelbe ihm nicht ſchon aus ſeiner Mundart heraus geläufig war. Ein beſtimmt nachweisbarer Unterſchied im Lautwert der Konſonanten im hoch- und niederdeutſchen Sprachgebiet beſteht ferner bei den Stoßlauten im Anlaut. Wir ſprechen die Stoßlaute aſpiriert, d. h. mit unmittelbar nachſtürzendem Hauch; ſpricht man ſie langſam und deutlich aus, ſo hört man th, ph, kh. Den Stoßlauten des Hochdeutſchen fehlt dieſer Nachhauch, ſie unterſcheiden ſich von den Drucklauten desſelben Organs nur durch die größere Intenſität des Exſpirations-

ſtroms. Deswegen redet der Hochdeutſche von einem harten d, g und b. Kunſt — Gunſt, Kern — gern, Gebäck — Gepäck, Begleitung — Bekleidung, dieſe Wörter ſind beim Sprechen ſo ähnlich, daß ſie für die Orthographie nicht geringe Schwierigkeiten machen. Wir ſprechen die Stoßlaute aſpiriert und ſtimmlos, die Drucklaute ſtimmhaft; dadurch ſind ſie ſo ſcharf von einander geſchieden, daß Verwechslungen in der Aufzeichnung ſo gut wie überhaupt nicht vorkommen. Es kommt hinzu, daß bei den ſtimmhaften Lauten ein Teil der Energie auf die Stimmerzeugung verwandt wird, daß alſo dadurch bei den Drucklauten die Exploſion noch ſchwächer wird, als ſie ohnehin ſchon iſt. In derſelben Verdammnis wie die Hochdeutſchen ſind wir Niederdeutſche bei auslautendem d und t, wie in Geld — Welt, Hund — bunt. Hier ſprechen wir die Drucklaute nicht ſtimmhaft und die Stoßlaute nicht aſpiriert, es bleibt alſo nur die Intenſität in der Sprengung der Artikulationsſtellung, und die reicht zur zweifelsfreien Unterſcheidung nicht aus, wie der Hochdeutſche es uns auch vom Anlaut her bezeugen kann.

Außer dieſen bisher angedeuteten Unterſchieden in den mit denſelben Schriftzeichen dargeſtellten Lautwerten gibt es noch eine ganze Reihe feiner Nüancen und kleiner Schattierungen, die die hochdeutſchen und plattdeutſchen Laute gegen einander aufweiſen; ſie ſind nicht immer ſchriftlich fixierbar, ja, ſie können oft kaum durch umſtändliche Beſchreibungen aufgezeigt werden. Aber dieſe feinen und feinſten Unterſchiede geben doch der Sprache des Niederdeutſchen und des Hochdeutſchen das eigentümliche Kolorit, das die Herkunft des Sprechers ſofort verrät; am leichteſten bei dem, der gewöhnlich in der Dialektſprache ſpricht, aber auch beim Gebildeten, der ſich ausſchließlich des Schriftdeutſchen bedient.

Wir haben geſehen, daß die plattdeutſche Sprache die ältere Stufe in der Lautverſchiebung vertritt, das Hochdeutſch die jüngere. Wir haben in unſerm Dialekt als Parallele zur hochdeutſchen Sprache das Material zur Hand, die zweite germaniſche Lautverſchiebung in den Lauten aller Stufen und aller Organe zu verfolgen. Wir würden aufs Gotiſche zurückgehen müſſen, um die germaniſche Konſonantenentwicklung ſo gut aufzeigen zu können. Wenn wir ſagten: die deutſche Sprache ſteht im Niederdeutſchen in einem weſentlichen Teile ſeines Lautbeſtandes auf einer älteren Stufe der Entwicklung, ſo bedeutet das, daß im Entwicklungsprozeß unſerer Sprache wir uns als die Beſtändigen, die Hochdeutſchen als die Beweglicheren ſich gezeigt haben. Das ſtimmt mit anderen Äußerungen des Volkscharakters der Nord- und Süddeutſchen überein. Der Süddeutſche ſtellt das leichte, flüſſige Element, der Norddeutſche das beſtändige, ſchwerfällige und ſchwerblütige Element dar.

Das Heidehaus.

Ich wanderte mit frohem Sinn
Durch eine braune Heide hin
Und hatte meine Freude
Am ſtillen Haus der Heide.

Ich weiß nicht, wie es mir geſchah,
Das ſtille Haus lag mir ſo nah;
Die ſchönſte Augenweide
War mir das Haus der Heide.

Es lag ſo lieb, es lag ſo traut,
So weltenfern im Heidekraut
An einer Wegeſcheide,
Das ſtille Haus der Heide.

Des Heidebauern Töchterlein
Sprach fröhlich auf den Wandrer ein
In ihrem ſchlichten Kleide
Am ſtillen Haus der Heide.

Ich war durch dieſe Art gerührt
Und hatte ſchnell mich eingeführt,
Stand bald in guter Kreide
Im ſtillen Haus der Heide.

Nun hat ſich alles wohlgemacht,
Wie wir es damals ausgedacht,
Mein Weib und ich, wir beide,
Im ſtillen Haus der Heide.

Magdeburg. Aug. Schweim.

Vom dreißigjährigen Krieg in Nordfriesland.

Von C. v. d. Wahl in Olderup.

Der große Religionskrieg, der von 1618 bis 1648 gedauert und unsägliches Elend über Deutschland gebracht, hat auch seine blutigen Wellen in unser meerumschlungenes Heimatland gewälzt. In den Jahren 1627 bis 1629 haben die Bewohner Schleswig-Holsteins alle Leiden des damals so grausam geführten Krieges durchmachen müssen. Insbesondere ist das fruchtbare Nordfriesland, der Landstrich zwischen Tönning und Tondern, mit den davor gelagerten Westsee-Inseln schwer heimgesucht worden.

Bevor wir jedoch auf den kaiserlichen Krieg eingehen, so genannt nach den Wallensteinern oder Kaiserlichen, welche Schleswig und Holstein überschwemmten, müssen wir zuvor der politischen Gestaltung der Herzogtümer gedenken.

In den beiden Herzogtümern Schleswig und Holstein waren derzeit zwei Herrscher, der König von Dänemark und der Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorf. Nach der neuen Landesteilung im Jahre 1581 zerfiel unsere heutige Provinz Schleswig-Holstein in einen fürstlichen und königlichen Teil, zwei äußerlich selbständige Gebiete, die einen gemeinsamen Landtag besaßen. Die Gottorfer Herzöge lebten mit ihren Stammvettern, den dänischen Königen, welche ihnen feindlich gesinnt waren, in steter Fehde, zum großen Nachteil des Landes. Dem Herzog gehörte fast das ganze Schleswig mit Ausnahme der damaligen Ämter Hadersleben, Flensburg und der Landschaft Bredstedt, welche königlich waren, und vom Herzogtum Holstein standen Wagrien, Stormarn, Norderdithmarschen und die Insel Fehmarn unter seiner Herrschaft; der Rest war ebenfalls königlich.

König Christian IV. von Dänemark wurde im Jahre 1625, obgleich er sich bisher stets als Feind deutscher Bürgerfreiheit gezeigt und die Hansa (Bund der handeltreibenden Städte) völlig aus den nordischen Meeren verdrängt hatte, anstelle des alten Herzogs von Lüneburg zum Feldhauptmann oder General des niedersächsischen Kreises gewählt und gegen den Ligaführer Tilly geschickt, der die Neutralität des Kreises verletzte. In der Schlacht bei Lutter am Bahrenberg im Braunschweigischen wurde der Dänenkönig, der sich mit Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig vereinigt hatte, am 27. und 28. August 1626 gründlich aufs Haupt geschlagen und soll an die 4000, ja, nach andern Berichten sogar 7—8000 Mann und 16 Kanonen verloren haben.

Teils zu Wasser und teils zu Lande flüchtete die dänische Armee nordwärts nach Schleswig-Holstein, von Tilly bis an die Elbe verfolgt, wo König Christian sich jedoch hielt. Im folgenden Jahre 1527 kam Wallenstein von der Verfolgung des Mansfelders zurück. Er verband sich mit Tilly, und drangen die Wallensteiner neben Tilly in die Herzogtümer hinein. Während Tilly die flüchtenden Dänen auf ihre Ostsee-Inseln verjagte, zogen die Kaiserlichen längs der Westküste und trieben die Dänen vor sich her.

Überall wurden im Sommer desselben Jahres große Schanzen an der Westküste aufgeworfen, wie z. B. in Stapelholm, Eiderstedt, bei Koldenbüttel, auf Nordstrand usw. Zwei fürstliche Kriegsschiffe fuhren in die Eider, den Kaiserlichen den Übergang zu wehren und die Fahrzeuge zu revidieren, daß keine Viktualien an verbotene Örter geführt würden. Die Landleute wurden durch die Landeshauptleute fleißig in den Waffen geübt, welche Übungen der Herzog selber oder durch den zum Feldhauptmann in Nordfriesland ernannten Statthalter zu überwachen nicht versäumte, und täglich mußten in allen Kirchen Betstunden abgehalten werden.

Als nun die Kaiserlichen in Nordfriesland eindrangen, erwies sich aller Widerstand der Bevölkerung gegen die kriegsgeübten Scharen vergeblich. Darum scheint der damalige Herzog Friedrich III., gute Miene zum bösen Spiel machend, nicht nur die Kaiserlichen aufgenommen zu haben, um unnötiges Blutvergießen zu verhüten, sondern sogar ein Bündnis mit ihnen eingegangen zu sein aus Fehdelust gegen seinen Vetter, den Dänenkönig.

So sehen wir den fürstlichen Oberhofmeister Ägidius von der Lanken über 500 kaiserliche Soldaten nach Friedrichstadt und 5 Regimenter nach Tönning führen, woselbst sie auf Kosten des Landes verpflegt wurden. Nachdem die Vorräte in den Städten bald aufgezehrt waren, in Friedrichstadt z. B. in acht Tagen, wurden die Scharen in die Dörfer verteilt.

Das Hauptquartier der Kaiserlichen war in Tönning, wo ihr Oberst Cerboni das Schloß bewohnte, welches der dort sonst wohnende Staller (Amtmann) des Herzogs, Jürg von der Wisch, räumen mußte. Zur Verpflegung der Kaiserlichen mußten dem Oberst wöchentlich 3200 bis 4800 und mehr Reichstaler von der Landschaft Eiderstedt geliefert werden, wobei auf Pünktlichkeit gehalten wurde. Andernfalls pflegte der geldgierige Cerboni die Kontribution durch seine Soldateska einzutreiben.

Nach einigen Wochen drangen die Kaiserlichen weiter nordwärts und ergriffen am 14. November 1627 Besitz von Husum, wo sie bis zum Friedensschluß 1629 geblieben sind. Eine schwere Zeit war es für die kleine aufstrebende Stadt; nicht weniger als 192000 Reichstaler Kriegskontribution hat sie in der Zeit zahlen müssen, während das Landgebiet des Amtes Husum als Leibgeding der verwitweten Herzogin Auguste, der Mutter des regierenden Herzogs, verschont wurde.

Die Dänen waren nach dem Norden enteilt oder saßen wohlgeborgen vor den Kaiserlichen auf ihren Kriegsschiffen in der Nordsee. Bald näherten sich die Feinde den fürstlichen Inseln und besetzten davon Helgoland, Föhr, einige Halligen und später auch Sylt. Sie von hier zu vertreiben, gelang nicht. Von Tönning aus ging die Fahrt des kaiserlichen Obersten Frank auf herzoglichen Schiffen nach Helgoland und Sylt. Die Dänen waren in der Übermacht und blieben Herren auf den Inseln. Auch der Insel Nordstrand suchten sie sich zu bemächtigen.

Diese Insel lag zu damaliger Zeit dem Festlande um sehr viel näher als heute. Sie hatte im großen eine Nierenform, deren Wölbung nach Norden und deren Lappen nach Süden zeigten. Ungefähr in der Mitte befand sich ein großes Moor- und Heidefeld, die jetzige Hallig Nordstrandischmoor. Das ganze Eiland zerfiel in drei Harden: Beltring-, Pellworm- und Edomsharde, von denen erstere den nördlichen und letztere bezw. den südwestlichen und südöstlichen bildeten. In der Edomsharde, dem Festland zugekehrt, lag unmittelbar hinter dem Deich das Kirchdorf Lith, von welchem die Fähre nach Lundenberg hinüberging. Dieses war ein großes Kirchdorf westsüdwestlich vom heutigen Simonsberg in Eiderstedt gelegen. Die Entfernung zwischen diesen beiden Orten, Lith und Lundenberg, mag wohl 2—3 km betragen haben. Das Volk auf dem derzeitigen Nordstrand wird als ein protziges, unruhiges, schwer zu regierendes in alten Schriften geschildert.

Die Einwohner auf Strand, wie die Insel auch kurz genannt wird, wurden von ihren Landeshauptleuten vereidigt, dem Herzog nnd dem Lande treu zu sein, und angewiesen, beim Herannahen von feindlichen, dänischen Schiffen die Glocken zu läuten und Feuerbecken aufzustellen. Große Unruhe und Furcht vor Überfällen herrschte unter ihnen, und oftmals wurde sogar blinder Lärm

geschlagen, einmal als 7 Salzschuten sich der Insel näherten, welche für feindliche gehalten wurden, und ein andermal fanden im April 1628 zwei Aufläufe auf Bullingland (Teil der Beltringharde) statt. Im Juni wurden abermals die Glocken zum Sturm geschlagen, als sich zwei dänische Orlogsschiffe, die mit 4 gekaperten Schiffen von Glückstadt hergekommen, um Nordstrand herum nach Föhr segelten. Die Furcht der Strandinger vor den Dänen und auch vor den Kaiserlichen, deren Fernbleiben von der Insel durch eine hohe Geldsumme von ihnen erkauft worden war, wurde noch geschürt von einigen gewissenlosen Dienern des Herzogs, welche sich auf der Insel aufhielten, durch ungeheuerliche Greuelgeschichten. Ja, es wurde von ihnen fälschlich ausgebreitet, daß es Befehl des Herzogs sei, unter keinen Umständen die Kaiserlichen aufzunehmen, selbst dann nicht, wenn von diesen ein herzoglicher Befehl zur Aufnahme vorgezeigt würde.

Der Staller von Bestenborstel, von den lügnerischen Umtrieben der sich umhertreibenden fürstlichen Diener unterrichtet, suchte vergebens, ihrer habhaft zu werden und die Einwohner zu beruhigen, so daß er schließlich einen Bericht an den Herzog in Gottorf sandte und um Verhaltungsmaßregeln bat. Der Herzog sandte seinen Statthalter in Friedrichstadt und früheren fürstlich holsteinischen Rat, den Freiherrn von der Wahl von Mursbergen,[1]) dorthin, um die Gemüter zu besänftigen und zum Schutze der Insel 300 Soldaten unter dem Hauptmann Wehrkamp nach dort zu bringen.

Inzwischen war von dem dänischen Oberstleutnant Marco von der Wisch von Föhr und von den Strandingern der schriftliche Bescheid gefordert, mit wem sie es zu halten gedächten, mit den Kaiserlichen oder den Königlichen. Er verlange nicht, so hieß es weiter in seinem Schreiben, daß sie von ihrem Herzog abfallen sollten, fordere aber von ihnen, den Kaiserlichen keine Zufuhr zu tun und sich während des Krieges in königlichen Schutz zu begeben.

Vergeblich suchten die Dänenfreunde den Staller zu bewegen, der Dänen Forderung nachzukommen. Als treuer Diener seines Fürsten sandte er aber das Schreiben durch Eilboten nach Gottorf. Mit demselben landete der Statthalter die fürstlichen Truppen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, offenbar von der Dänenpartei ausgesprengt, die Soldaten seien nur zu dem Zweck gekommen, die Kaiserlichen am 18. Juni ins Land zu führen. Ein großer Tumult und Aufstand war die Folge, und in hellen Haufen ging es nach der Lith. Die Soldaten wurden umringt und der Hauptmann Wehrkamp, der keine Disziplin über seine Leute hatte, wurde gefangen genommen und nebst Pulver, Kugeln und Leuten zum Staller geführt, während jene in die Schiffe zurückgedrängt und bewacht wurden. Vergeblich waren des Stallers Bemühungen, das Volk zu beruhigen. Alle Bitten und Drohungen wurden verlacht, und stürmisch verlangte man die Abfahrt der Truppen. Nach kurzer Beratung mit dem Statthalter gab dieser dem Drängen des Volkes notgedrungen nach, und unter dem Jubelgeschrei der Menge fuhren die Schiffe ab.

Auf Beschwerde des Statthalters über solches Gebahren langte am 23. Juni ein Schreiben des Herzogs an, in dem er das Volk zum schuldigen Gehorsam ermahnt, demselben verbietet, sich in den Schutz der Dänen zu begeben, und den Strandingern die geschehenen Ereignisse verzeiht, da sie seinen Befehlen wohl mehr aus Leichtgläubigkeit zuwidergehandelt.

Am selbigen Tage gelang es einigen Dänen, auf Nordstrand zu landen.

---

[1]) Auf holländisch: Jonkheer v. d. Wael v. Moersbergen.

Sie nahmen den Diener des Stallers gefangen, plünderten sein Haus und schleppten ihn nach Föhr, von wo aus er erst im folgenden Monat gegen Erlegung von 300 Reichstalern entlassen wurde.

Während dieser Ereignisse hatte sich der Herzog in Begleitung der Herzogin-Mutter, seines Oberstallmeisters v. d. Lanken, des Kanzlers Heidemann und anderer auf die Reise nach Nordstrand begeben und langte dort am 25. Juni an. Er ließ die Räte der drei Harden vor sich kommen und erklärte ihnen, daß es sein Wille sei, zum Schutze und zur Verteidigung der Insel 300 Soldaten dort als Besatzung zu wissen, welche das Land, außer dem Hauptmann, zu besolden habe, womit die Räte sich einverstanden erklärten.

Als nach diesem aber dennoch immer wieder das Gerücht auftauchte, die Besatzung solle nur zur Hereinführung des kaiserlichen Kriegsvolkes und zur Unterdrückung der Landleute dienen, wurde noch einmal vom Herzog am 9. Juli ein Versicherungs- und Verwahrungsedikt erlassen, daß dieselbe keinen andern Zweck habe, als das Land zu schützen.

So glaubte der Statthalter, die Strander seien endlich zur Vernunft und der Zeitpunkt gekommen, ohne Aufruhr erstmal eine kleine Anzahl Soldaten hinüberzuschaffen. Am 14. Juli wurde von Husum aus ein Schiff mit dem Leutnant Daldorpen, 30—50 Soldaten, 5 Kanonen und Munition nach dem Strand geführt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, es seien Kaiserliche. Überall in Hamm, Hersbüll, Evensbüll, Odenbüll, Trendermarsch, Stintebüll, Gaikebüll usw. wurden die Sturmglocken geläutet, und ein großes bewaffnetes Volk strömte abermals zum Landungsplatz, nach der Lith. Vergebens war des Statthalters Hinweis auf die herzogliche Fahne. Der Landschreiber Fink wäre fast gelyncht worden, als er sich zur Ruhe mahnend unter seine Landsleute mischte. Man war blind und taub gegen alle Vernunftgründe und befahl den Soldaten, wieder aufs Schiff zu gehen. Als diese sich weigerten, sperrte man sie mit Gewalt in der Kirche auf der Lith ein und brachte den Statthalter zum Staller, dem es schließlich gelang, die Ruhe herzustellen. Vergeblich war jedoch sein Bemühen, die Verbreiter des falschen Gerüchtes ausfindig zu machen. Nur des Knaben, der umhergeritten und das Sturmläuten angesagt, wurde man habhaft. Dieser wurde nach Gottorf gesandt. Als vorläufige Strafe wurden den Landleuten auf des Herzogs Befehl die Gewehre abgenommen.

Am 19. August kam Herzog Friedrich mit Gefolge nach der Lith geritten, um zwei Fähnlein ins Land zu bringen. Abermals riefen die Glocken zum Sturm. Aber infolge der Anwesenheit des Fürsten legte sich der Aufstand bald; das schwere Werk war also gelungen.

Nun aber folgte ein scharfes Verhör und scharfes Gericht, vom Herzog selbst abgehalten, über den großen Aufstand am 14. Juli. Viele, namentlich die Haupträdelsführer, wurden zum Profos auf den Deich ins Stockhaus gebracht und am 17. September 16 Aufrührer nach Gottorf geschickt und in den Turm geworfen.

Zu dieser Zeit kreuzte auf Befehl des Statthalters der fürstliche Kapitän Jost de Blair auf seinem Orlogsschiff in der Nordsee und nahm den Dänen ein von diesen gekapertes arminianisches Schiff aus Friedrichstadt weg. Es wurde nach Nordstrand geführt, wo de Blair mit seiner Besatzung Winterquartier bezog.

Anfangs November wurde bei der Lither Fähre außerhalb des Deiches um das Fährhaus herum eine große viereckige, mit vier starken Boll- und Außenwerken versehene Schanze aufgeführt und mit den fürstlichen Kriegsvölkern

besetzt, welche noch verstärkt wurden, als es den Dänen abermals gelang, nach dem Strand zu kommen und zu plündern.

Während des ganzen Winters unterließen die Dänen jeglichen Versuch, sich der Insel zu bemächtigen. Am 5. Mai 1629 jedoch erschien der König von Dänemark, von den Engländern unterstützt, mit über 100 Schiffen an der Nordküste und landete mit 8000 Mann [1]) dem Kirchdorf Röhrbek gegenüber. Der Statthalter, welcher zu der Zeit auf dem Strand anwesend war, ließ schleunig durch einen Boten 200 kaiserliche Soldaten von Lundenberg nach der Lith holen. Kaum waren diese in der Schanze angelangt, so waren auch die Dänen da, und der Kampf begann. Die starke Kanonade war weit zu hören und hielt den ganzen Tag an. Kräftig erwiderten die Geschütze der Schanze das Feuer der Dänen. Doch war der ungleiche Kampf für die Schanze auf die Dauer nicht auszuhalten, kämpften doch nur reichlich 200 Mann gegen das ganze Dänenheer, denn infolge Meinungsverschiedenheiten beteiligte sich der Hauptmann Schmitsberger mit seinen Leuten nicht an der Verteidigung der Schanze. Am folgenden Tage wurde der Kampf fortgesetzt; am Mittag war jedoch das Schicksal der kleinen tapferen Schar besiegelt. Ob die Schanze von den Dänen mit stürmender Hand genommen, oder ob die Besatzung kapitulierte, ist nicht festzustellen. Da aber der ganze Kampf fast unblutig verlaufen — er kostete nur einem Manne das Leben —, so gewinnt die Kapitulation an Wahrscheinlichkeit. Die ganze Besatzung mit dem Statthalter an der Spitze, 16 Kanonen und zahlreiche Munition fielen den Dänen in die Hände. Den Soldaten wurden nach Abnahme der Waffen Quartiere angewiesen. Hauptmann Schmitsberger wurde, da er sich nicht am Kampfe beteiligt hatte, freigegeben und zog nach Hamburg, während der Statthalter gefangen genommen wurde.

Bald hatten die Dänen ganz Nordstrand erobert, da am 7. Mai die im Norden beim Kirchdorf Bupte gelegene Schanze und am 8. Mai die Schanze bei dem Südersiel in Pellwormharde fast ohne Widerstand genommen wurden. Nachdem die Strandinger am 14. Mai dem Dänenkönig den Eid der Treue hatten schwören müssen, verließen die Dänen das Land und führten den Statthalter, den Kapitän sowie sämtliche Richter mit den Gerichtsakten gefangen nach List auf Sylt.

Darauf fuhren die Dänen nach Eiderstedt, landeten bei Westerhever und machten Streif- und Plünderungszüge ins Land. Auch nach dem Norden sind sie gezogen, eroberten die Schanzen bei Deezbüll und vertrieben die Kaiserlichen aus Ruttebüll, Risummoor, Ockholm und Bredstedt. Siegreich drangen sie nach Tondern und eroberten das dortige Schloß.

Inzwischen hatten sich 4000 Mann der kaiserlichen Völker in Husum versammelt. Die von Tondern zurückgekehrten Dänen lagerten zwischen Hattstedt und Schobüll, welche Örter damals große Angst und Not ausgestanden haben, denn die Dänen hausten nicht besser als die Kaiserlichen.

Bevor es jedoch zur Schlacht kam, erscholl die Freudenbotschaft, daß Friede sei. Am 12. Mai war in Lübeck von den Kommissarien der Friede geschlossen worden, der am 30. Mai öffentlich ausgeblasen wurde. In Husum geschah dies z. B. im Juni 1629 durch 40 Trompeter und 6 Trommelschläger.

Sämtliche kaiserliche Truppen zogen nach dem Süden, überall brandschatzend.

Die Friedensartikel schrieben u. a. dem Dänenkönig vor, dem Herzog von Gottorf die Inseln Fehmarn, Nordstrand und dessen Anteile von Föhr und Sylt wieder auszuliefern; jedoch wurde dem König über diese Gebiete die

[1]) So berichtet der Chronist Heimreich.

Lehnsgerechtigkeit zugesprochen. Auch die Dänen zogen ab, und die Gefangenen wurden losgegeben; Ruhe und Ordnung begannen allmählich wieder überall einzukehren.

Auf dem Landtag in Itzehoe kam am 20. August ein endgültiger Vertrag zwischen dem Könige von Dänemark und dem Herzog Friedrich zustande. Der Herzog mußte dem Könige Kriegskosten zahlen; wie viel, ist schwerlich jetzt zu ermitteln. Nur soviel ist bekannt, daß die Insel Nordstrand allein etwa 13000 Mark hat aufbringen müssen.

Am 8. September wurde auf Strand vom Herzog in Gegenwart eines großen Gefolges vor allem Volk über die am 14. Juli teils gegen Bürgschaft entlassenen Aufrührer endgültig Gericht gehalten und auf ihre kniefällige Bitte ihnen Gnade erteilt. Nach 2 Tagen verließ der Herzog die Insel und hinterließ in der Lither Schanze eine Besatzung von 200 Mann unter dem Kapitän Major Bartels.

Ungefähr 3 Jahre später, am 6. Dezember 1632, wurde in Anlaß einer Ausschreibung und Bewilligung einer höheren Landessteuer eine allgemeine Amnestie erlassen.

Neckreime.

Zusammengestellt von **G. J. Meyer** in Kiel.

1. Abel is kumpabel,
   Kriggt 'n Ganner bi'n Snabel.
   (Eschenburg in Holm.)

2. Abel, sla Babel,
   Sla Bumann nich dot,
   Lat Liesch doch lęb'n,
   Kann doch so schön węb'n.
   Pinneberg. Kaltenkirchen. (Derselbe.)

3. Anna Maria Rehbock,
   Geboren in de Teepott,
   Gestorben in de Kaffeekann un
   Begraben in de Paunkok'upann.
   Schwansen.

4. Anna Susanna
   Het Knöppelsch to Kop,
   De (Dree) Ęl to dree Süsselnk.
   Is dat nich god Kop?
   Brunsbüttel (Eschenburg). Dithmarschen (Ehlers). (Vergl. auch Handelmann, Top. Volkshumor S. 41. Knöppelsch sind geklöppelte Spitzen.)

5. Elisabeth,
   De Klümp sind fett,
   De Klümp sind gar,
   Giff mi en paar. (Is all nich wahr.)
   Fürst. Lübeck.

6. Emma, Karrewarrewemma,
   Karrewarrewinkeltinkeltemma.
   Hübsche Emma. (Auch andere Namen.)

7. Fritz Franz Friederich,
   Jochen Korl Diederich!
   Fürst. Lübeck.

8. Fritz Franz Friederich,
   Wat büst du (doch) so liederlich (niederich).

9. Fritz,
   Kiek mal dörch de Ritz,
   Wo de Schinner de Schap afblitz.
   Fürst. Lübeck.

10. Siehste, Fritze, wie du bist?
    G'rade wie die Altsche ist.
    Fürst. Lübeck.

11. Gisch (Gesa), kat Fisch,
    Sett s' morgen up'n Disch;
    Kat 'n paar mehr,
    Wi mögt se so gern.
    Haseldorf (Eschenburg in Holm).

12. Gret'n mit den Bessenstöl
    Danzt dreemal üm de Preesterdęl.
    Schwansen.

13. Gust
    Mit de warm Wust. Mölln i. L.

14. Gust
    Mit 'n Wust,
    Mit 'n brad'n Wust. Fürst. Lübeck.

15. Hanne, Hanne, Gnägelputt,
    Wuß ni, wat se kak'n schull:
    Supp, Supp, wupp, wupp,
    Hanne, Hanne, Gnägelputt.
    (Ehlers in Bramstedt.)

16. Hannis mit 'n Hot
    Is gar to got.
    Hannis mit de Mütz
    Is garnicks nütz.
    (Eschenburg in Holm.) Fürst. Lübeck.

17. O Hannis, wat 'n Hot!
    De Hot de kleed di got,
    De Hot de het fief Daler kost,
    Fief Daler kost de Hot. Schwansen.

18. Hans Hinnerk is von Meld'ndörp,
He mak sik garnich slech,
He het 'n gęle lerrern Büx an
Un Been as 'n Spech.
Up sin Schoh weern Spang'n;
Dat schall mi mal verlang'n,
Ob he mit sien Trien
Na 'n Danzboden geiht,
Na 'n Danzboden geiht.
(Ehlers in Bramstedt.)

19. Hans,
Mit 'n lang Swanz,
Mit 'n kort'n Ellbagen,
Kannst 'n Düwel ut de Höll jagen.

20. Hans, Hans, Piperſack,
Gah to Schol un lehr di wat,
Lehr di ni so vęl,
Sünst krigst wat mit de Ęl. Kiel.

21. Hans Wuß,
Wenn du rinkam'n wuß;
Denn dar weer noch 'n Wuß,
Den du ęten (hebben) schuß.
(Eschenburg in Holm.)

22. Een, twee, dree, veer, fief, söß, söben,
Hans in de Büx, he kann nich lęben;
He güng hen un puß in't Für,
Dat de Nieſen (Funken) flögen hier.
Kr. Husum.

23. Harm, Harm (Hermann),
Mak 'n Kohl warm,
Mak 'n nich to hitt,
Sünst brenn ik mi de Lipp.
Brunsbüttel. (Eschenburg in Holm.)

24. Harm, mak Larm,
De Kuckuck will starb'n,
De Hahn will leggn,
Dat dröff ik nich seggn.
(Eschenburg in Holm.)

25. Heineri, Heineri, Pellkantüffeln,
Heineri, Heineri, stipp in't Fett;
Heineri, Heineri mog so giern [1])
Pellkantüffeln un solten Hier'n. (Hering.)
Schwansen.
[1]) oder: Heineri, Heineri, Hasenbrad,
Heineri het de Schoh voll wat!
(Eschenburg in Holm.)
[1]) oder: Heineri, Heineri mag ni mehr,
Heineri, Heineri smitt't an de Ęr.
(Suck in Oldesloe.)

26. Hinnerk
Mit de Binnerk,
Mit de Bickbeernbeen, —
Heſt den Dübel danzen sehn?
(Eschenburg in Holm.)

27. Jehann von Steendor
Het de Mütz up een Ohr.
Fürst. Lübeck.

28. Jehann Pannkok,
Sla 'n Düwel dot,
Kak Supp up,
Fręt sülb'n up. Schwansen.

29. Jehann Wuß,
Ob nich 'rin kam' wuß
Un 'n Wuß hem wuß?
Da wär noch 'n Wuß
Vör Jehann Wuß. Schwansen.

30. Jehann,
Spann an,
Dree Katt'n vöran,
Dree Müs vörut, [1])
Föhrt Jehann na sin Brut. [2])
[1]) oder: Dree Müs vörup (achterup),
Den (Na'n) Blocksbarg herup.
oder: Denn geiht in'n Galopp
Den Blocksbarg herup.
oder: Den Kater vörup,
Denn geiht dat in'n Galopp.
oder: Den Kater in't Leid (Leine)
Un denn fohrst damit na de Heid.
[2]) oder: Denn fahrt Johann ut
Mit 'n Brut.
(Ut — et Dörp herut.)

31. Jan Witt, Jan Swatt,
Jan Botterfatt.
Kaltenkirchen. (Eschenburg in Holm.)

32. Jochen
Kann pochen,
Kann pracheln,
Kann prahl'n,
Kann ni mal 'n Pund Botter
Mit dree Süsselnk betahln.
Rendsburg. (Ehlers in Bramstedt.)

33. Jochen, Pochen, Pępermähl,
Sin oln Kinner fręt to vęl;
Jeden Dag vör 'n Dütjen Brot,
Nimm de Kül un sla se dot.
Pinneberg. (Eschenburg in Holm.)

34. Kassen (Karsten),
De Gös, de lopt in'n Gassen (Gerste);
Se fret'n, dat se bassen
Un röp'n nich eenmal: Kassen!
Fürst. Lübeck.

35. Krischan,
Lat de Katt nich bi de Fisch gahn.

36. Mariken, kiek mal ut de Luk,
Buten is dat düster;
All de Lampen utgepust
Mit den groten Püster.
(Suck in Oldesloe.) Fürst. Lübeck.

37. Marik, Marak, Ma-Rolltabak,
Het siefuntwintig Klümp (Pund) in de
Nack. Schwansen.

38. Matthies,
Wenn't wat is,
Wenn de Minsch man satt is.
Fürst. Lübeck.

39. Jan Meier
Leggt Eier,
Leggt allerhand Slag,
Leggt grise, leggt graue,
Leggt achter dat Schapp.
(Eschenburg in Holm.)

40. Meier
Leggt Eier,
Leggt achter dat Schapp;
Da köm de Katt
Un makt se glatt (natt),
Da köm de Hund
Un makt se bunt;
Da köm de Kreih
Un makt se twei;

Digitized by Google

Da köm de Kater
Un ſmeet ſ' in't Water.
(Suck in Oldesloe.) Fürſt. Lübeck.

41. Peter, Pater,
Plumps in't Water.
Plump! ſä dat,
Peter ſin lütt Po wär natt.
Schwanſen.

42. Peter mit 'n Geeter,
In'n Sommer ward 't heeter,
In'n Winter ward 't kolt
Un Peter ward olt.
(Eſchenburg in Holm.)

43. Peter, ſo heet 'r,
In'n Sommer ward 't heeter,
In'n Winter ward 't köller,
Un Peter ward öller.
(Suck in Oldesloe.)

44 a. Timm, Timm, Timm,
Mak dat nich to ſlimm.
b. Timm, Timm, Timm,
Tüttel up 'e Näs.
(Eſchenburg in Holm.)

45. Klaffergad (Angeber)
Sitt achter 't Schapp
Mit veer un fief Soldaten,
Kann 't Klaffern garnich laten.
Pinneberg. (Eſchenburg in Holm.)

46. Fickenverteller
Steeg up de Leller,
De Leller
Brok mit Fickenverteller! Etſch!
Bramſtedt. (Ficken = nachſagen, Fickenverteller = Angeber. Ehlers.)

47. Zum weinenden Kinde:
a. Ningelningelnier —
Vör 'n Dreeling Papier,
Vör 'n Sößling Tabak,
Stęk Ningelnier in 'n Sack.
(Eſchenburg in Holm.)
b. Ningelningelnott —
Vör 'n Dreeling in 'n Pott.
(Derſelbe.)
c. Ninn, ninn, ninn, ninn —
Min Vadder is nich in!
Fürſt. Lübeck.
d. Ninner, ninner, Piependreiher,
Burvagt ſin ol Bock is dot;
Morgen ſchall he grab'n warn,
Denn ſchall „Heine" Spęlmann warn.
Fürſt. Lübeck.
e. Darum ween du man ni,
Darum ween du man ni,
Ik hef na dree Sößling,
Dat weeſt du man ni.
Fürſt. Lübeck.

48. Nimm 'n Hod aff!
Morgen is Buß- un Będag.
(Ein Knabe ſchlägt dem andern die Kopfbedeckung ab.)
Fürſt. Lübeck. Schwanſen.

49. Wat?
De Katt — ſwatt,
De Kater — gęl,
Di lingerlang de Kęhl.
Fürſt. Lübeck.

50. Vadder Dackſteert
Sitt up 'n Fürherd,
Kakt Swienſchied
To Hochtied. (Ehlers in Bramſtedt.)

51. Ik ſchall di gröten von din Schatz,
De het de Gnatz,
De het ſchewe Been.
So 'n Schatz het de Donner ſehn.
(Heiſt.)

52. Mein Mann iſt auf der „Bühne,"
Er holt 'n Sack voll „Spühne";
Ich will hinauflaufen
Und ihn „runterraufen."
Schwanſen.

53. Ga nah Steenflüs,
Hal di 'n Pott voll Müs,
Hal di 'n Pott voll Entendarm, [1])
Sind ſe kolt, ſo mak ſe warm.
[1]) oder: Bra ſe in de Pann,
Giff din Vadder un Mudder wat van.
(Greve in Schleswig.)

54. Frier un Brut un Brüdigam
Slat ſik mit de Füertang.
Dithmarſchen. (Ehlers in Bramſtedt.)

55 a. Hans un Gret'n ſchlögen ſik,
Güng'n to Bett, verdrögen ſik.
Hier liggt 'n Appel un dor liggt 'n Bęr,
Dar kamt Hans un Greten her.
Greten ſeggt: Du fule Schleef!
Hans de harr ehr doch noch leef.
(Suck in Oldesloe.)

b. Hans un Gret'n flogen ſik,
Ging'n to Bedd, verdrogen ſik.
Hans de ſä von dit un dat,
Gret'n de ſä: Ik — di wat.
(Ehlers in Bramſtedt.)

56. Zu dem, der den Naſenſchleim zur Schau trägt:
a. Hans, putz dat Lich
Un brenn di nich,
Stick 'n Finger in 'n —
Un klemm di nich.
Kaltenkirchen. (Eſchenburg in Holm.)
b. Kuckuck, Kütſnut,
Puß de Lamp ut! Fürſt. Lübeck.

57. Zu dem, der ein Loch im Strumpf hat:
Antonius ſeet in't blaue Hus,
Dat Hus weer eng, de Wand weer mör,
Antonius bohr ſik en Lock hendör,
Krop ut un wull de Welt beſehn,
Harr blot's en groten Block an't Been.
Dithmarſchen. (Ehlers in Bramſtedt.)

58. Büſt bös?
Ga na de Gös.
Büſt gut?
Ga na de Brut. Fürſt. Lübeck.

59. Bock, Bock, stöt mi nich,
Hawergrütt mag ik nich,
Bokweetngrütt hes ik nich,
Bock, Bock, stöt mi nich.
Fürst. Lübeck.

60. Schosteenseger sitt up 't Dack,
Flickt sin Jack,
Godn, godn Stummel-Tabak.
Fürst. Lübeck.

61. Schosteenseger,
Trummelsläger,
Sitt up 't Dack,
Flickt sin Jack,
Het keen Nadel, het keen Tweern,
Het ok keen lütt söte Deern. Kiel.

62. Schosterknast,
Hol 'n Pickdraht fast,
Lat 'n Hamer nich slegen,
Kannst Lür bedregen. Fürst. Lübeck.

63. Schosterknast,
Lat 'n Hamer nich falln,
Lat de Büx nich knalln. Lübeck.

64. Schosterknast, Schosterknast,
Löp lang de Schmedstrat,
Bäckergrof up
Mit 'n Pott voll Supp,
Stött sik an de Eck,
Fallt in 'n Dreck. Lübeck.

Mitteilungen.

1. Vom Nordstrander Dammbau. Nachdem am Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der damalige Wasserbau-Inspektor zu Husum, Herr Baurat Matthießen, die Hamburger Hallig mit einem der Reußenköge und Pohns-Hallig an die Insel Nordstrand mit Erfolg durch Dämme verbunden hatte, ging bekanntlich unser preußischer Fiskus in den letzten Jahren daran, weitere Halligen des nordfriesischen Wattenmeeres, und zwar durch Buschlahnungen mit Steinschüttung, mit dem Festlande zu verbinden, nämlich Oland und Langeneß resp. Nordmarsch. — Im vorigen Sommer arbeitete man daran, die Insel Nordstrand mit dem Festlande zu verbinden, und zwar nicht wie Oland und Langeneß nur durch eine Buschlahnung, sondern durch einen 8 m breiten Kistendamm, deren Seitenwände von Buschbündeln und deren Mitte mit dem zur Hand liegenden Wattenschlick deichartig rund ausgefüllt wird. Der Schlick wird nach Abstockung mit Halligsoden besetzt und später bestickt werden. Die ganze Länge dieses im Bau begriffenen Dammes, von Grün zu Grün, also von Pohnswall bis zum Halebüller Gestade, beträgt 3 km. Durch diese Wattenfläche führte bis jetzt am Ufer von Pohnshallig unmittelbar eine 150 m breite Fahrrinne entlang, genannt „Pohnsloch." Es ist dieses diejenige Gaate (Fahrrinne), welche eben außerhalb der Husumer Aue vom Heverstrom nach der Nordertiefe führte und welche bis jetzt während der Hochwasserzeit fast von sämtlichen Schiffern benutzt wurde, die von Husum nach den nordfriesischen Inseln und Halligen fuhren. Ebenfalls ging ungefähr 600 m außerhalb des Halebüller Strands eine größere Lauspriele durch das Watt, welche in nördlicher Richtung von dem Damm begann und nach Südwest, also nach der Hever zu, mündete. Diese letztere mag wohl dort, wo sie von dem Damm durchschnitten wurde, eine Breite von cirka 40 m gehabt haben. Dem nördlich von dieser Durchquerung durch den Damm entstandenen „Dove Loch" hat man mittels eines gegrabenen Priels nach Norden zu Ableitung verschafft. Die eigentliche Hauptschwierigkeit bei dem Bau des neuen Dammes besteht aber in der Stopfung und Durchdämmung des tiefen Pohnsloches. Mit der erwähnten Halebüller Priele, auch „Rottloch" genannt, woraus sich die Halebüller Krabbenfischer bis jetzt die zu Husum so beliebten, großen, roten Halebüller Porren holten, wurde man verhältnismäßig leicht fertig, wogegen man durch das Pohnsloch erst einmal mit sogenannten Buschsenkstücken über die Quere kam. — Als die geeignetste Stelle zum Durchdämmen des Pohnloches wählte die kompetente Behörde diejenige Stelle, wo die vom Norden und Süden um Nordstrand herumkommenden beiden Flutströmungen zusammenstoßen resp. sich wieder im Moment der eintretenden Ebbe scheiden, — wo also naturgesetzlich alle 12 Stunden eine kurze Ruhepause eintritt. — Nach Anweisung haben nun die beiden Bauunternehmer, die Herren Struve & Gertz aus Husum, auf dem Pohnswall zwei kleine Hellings errichtet, worauf auf beiden Seiten kleine, um ihre eigene Achse sich drehende Walzen angebracht sind, hinunter bis zur Wasserlinie der normalen Flut. Auf diesen kleinen Hellingen fabrizieren Arbeiter die eben genannten Buschsenkstücke (Buschplatten), und läßt man solche nach Fertigstellung an einem Drahtseil über die Rollen während der Flut zu Wasser gleiten; hier werden sie dann eingerichtet, verankert und in den Schlick versenkt, wobei man sie mit 24 cbm Felsen beschwert. Die Senkstücke oder Buschplatten sind 12 m lang, 6 m breit und 1,20 m dick; hergestellt sind sie aus Buschbündeln, die mit dünnem, biegsamen Draht miteinander vernäht und verflochten sind. Auf den Senkstücken herum führt noch eine korbartige Umzäunung zwecks Zusammen-

haltung der Steinbelastung. — In einer Entfernung von 8 m wurde die zweite projektierte Linie gelegt. Die dazwischen befindliche 8 m breite Lücke wurde durch den zu Husum stationierten Bagger Herkules mit Meeresschlick ausgeglichen, und nach Besteckung desselben beabsichtigt man, auch hier mit der muldenförmigen Buschpackung zur normativmäßigen Höhe zu beginnen, falls nicht die Praxis inzwischen noch etwas anderes lehren wird. — Die Höhe der Buschpackung an den Seiten des Dammes schneidet mit der Wasserlinie einer ordinären Zeit ab, wogegen die mit Soden belegte Erdrundung eine Kammhöhe von 0,80 m über Normal bekommen soll. Auf beiden Seiten, vor und in der Buschpackung, führen diverse in den Schlick eingerammte Pfahlreihen entlang, woran die Buschbunde wieder mittels Draht verzäunt sind. Diese und die Schwere der eingefüllten Erdmassen sollen dem Damm so lange die Stabilität verleihen, bis durch den Naturprozeß des stetig arbeitenden Meeres hiergegen ein festes Fundament gelegt ist.

Husum. C. Hartnack.

2. Die plattdeutsche Vereinigung **„Quickborn"** feierte am 2. November ihr zehnjähriges **Stiftungsfest.** Nach einer begeisterten und begeisternden Ansprache des Vorsitzenden Lüttmann brachte der Kieler Lehrergesangverein mit bekannter Meisterschaft eine Reihe von Grothschen plattdeutschen Liedern in der Grimmschen Komposition zu Gehör. Die Sololieder sang Frau Anna Johannsen mit herzerfreuendem Vortrag. Sie wurde von ihrem Gemahl, dem verdienten Dirigenten des Lehrergesangvereins aufs feinsinnigste begleitet. Im weiteren Verlauf des Abends hielt Herr Pastor Edding einen Vortrag über „Aus der Vergangenheit einer alten Bauerngemeinde." An die Aufführung des Bauernspiels „Hanne" schloß sich die Vorführung von alten niederdeutschen Tänzen in alten schleswig-holsteinischen Trachten. Die Textunterlage hatte Herr Dr. Mensing zur Verfügung gestellt. Als Festgabe zum Stiftungsfest hatte der Vorstand eine wohlgelungene Festschrift herausgegeben. Namhafte Schriftsteller unserer nordischen Heimat hatten Beiträge geliefert, so J. F. Ahrens ein schwungvolles Festgedicht: „Uns Moderspraak hoch!", J. H. Fehrs das Kapitel „Trost" aus seinem jüngsten Roman „Maren," Paul Trede das Gedicht „Kinnerdrom," Timm Kröger eine Schweinegeschichte „Else und Anna und deren Kinder," Joachim Mähl das Märchen „De Königswahl," Paul Trede ein Denkgedicht auf Johann Meyer und das Winterlied „De Winterstorm kæm her ut Norn" und Hermann Heiberg die Humoreske „En Vergnögungsreis mit min Fründ Ewald." Das Eingangskapitel zur Festschrift behandelt die Geschichte des Vereins „Quickborn" aus der gewandten Feder des langjährigen Schriftführers des Vereins K. Jungclaus. Allen Freunden niederdeutschen Wesens kann ich diese Festschrift warm empfehlen. Sie ist nicht nur eine vorzügliche Unterhaltungsschrift, sondern sie gibt auch in ausgezeichneter Weise Auskunft über die Aufgabe der plattdeutschen Vereine und über die reiche Arbeit im Dienste unserer Stammeseigenart, die der „Quickborn" geleistet hat. Aus letzterem Grunde dürfte ein kurzer Hinweis auf die Arbeitsgebiete und die Tätigkeit des Quickborn im Dienste des Volkstums in der Heimat nicht unerwünscht sein. Über die Aufgabe des Quickborn orientiert die „Grundwett." Dieser Name stammt von Klaus Groth, der auch den beiden ersten Paragraphen die Fassung gegeben hat. In der Grundwett heißt es: „Wi möt sorgen, dat unse ole Stammsprak an't Leben blift, un allens dohn un allerwärts hölpen, wo dat nödig is oder angahn kann, besunners ok darvær, dat gude plattdütsche Böker schreben, kofft un lest ward." Dieses Ziel hat der Verein nun 10 Jahre lang verfolgt und damit sicherlich, wie Jungclaus meint, ein Stück Kulturarbeit geleistet. Die Hauptarbeit liegt in den Versammlungen. Hier sind die Mitglieder bekannt gemacht worden mit der plattdeutschen Literatur, den plattdeutschen Dichtern und allem, was mit der plattdeutschen Sprache verwandt ist. Männer wie Prof. Krumm, Lüttmann, Westphal, Wischer, Pauli haben Vorträge gehalten und aus den Werken der Dichter rezitiert. Von den Vorträgen nenne ich O. Enking „Johann Meyer," Prof. Wolff „Klaus Groths Vertelln," Prof. Krumm „Johann Hinrich Fehrs," Prof. Baumgarten „Klaus Groth und die plattdeutsche Bibel," F. Wischer „J. F. Ahrens und Johann Meyer," Dr. Asmus „Klaus Groth," F. Wischer „A. Schwarz, einer der Jungen," Prof. Krumm „Sophie Dethleffs," Westphal „Jobst Sackmann," Jungclaus „Stavenhagens Lotse" und „Jürgen Piepers," Laß „Johann Meyer als Lyriker," Prof. Krumm „John Brinkmann," Prof. Krumm „Über und aus Klaus Groths ‚Rotgeter Lamp un sien Dochter'." Mit plattdeutscher Sprache und niederdeutscher Kunst beschäftigten sich Vorträge wie „Die Bestrebungen des plattdeutschen Vereins" von Prof. Krumm, „Die Ziele der neuplattdeutschen Bewegung" von demselben, „Über schleswig-holsteinische Kunst von Prof. Mattaei, „Über Plattdeutsch und Hochdeutsch" von Prof. Kauffmann, „Was ist die Heimat" von Barfod, „Deutsches Lied in dänischen Kasernen" von Laß, „Ostholsteinische Volksmärchen" von Prof. Wisser, „Holland, Land un Lüd" von Westphal, „Geschichte und Bedeutung der Märchenliteratur" von Professor Wisser, „Ein holsteini-

sches Oberammergau" und „De düdesche Slömer" von Professor Kauffmann, „Plattdeutsch und die Schule" von Nissen, „Öber de plattdüttschen Mundarten und ehr geschichtliche Grundlag" von Prof. Bremer-Halle, „Über plattdeutsche Jugendschriften" von Nissen, „Über plattdeutsche Märchen" von Prof. Wisser, „Ziele und Bedeutung des Kunstgewerbemuseums" von Dr. Brandt, „Wesen und Bedeutung der plattdeutschen Sprache" von Jürgensen-Friedenau, „Über das schleswig-holsteinische Wörterbuch" von Dr. Mensing, „Volkslied und Volksrätsel, Volkssage und Volksmärchen!" von Jungclaus, „Kinnerdank" von J. H. Fehrs. Dies ist sicherlich eine stattliche Reihe von Vorträgen, die im „Quickborn" gehalten sind. Manche sind hochbedeutsam und haben sicherlich direkt anregend gewirkt. Sie bedeuten ein Stück Arbeit für das Volk. Um auch die Kinder für die plattdeutsche Sprache zu interessieren, veranstaltete der Verein alljährlich einen Kinderabend, an dem aus plattdeutschen Dichtungen vorgelesen wurde. Unter Beihülfe des Vereins entstanden die Jugendschriften „Ut Ilenbek" von J. H. Fehrs, „Moderspraak" von Groth und zwei Bände „Watt Grotmoder vertellt" von Wisser. Der „Quickborn" blickt auf 10 Jahre reicher Arbeit zurück. Möge es ihm in der Zukunft auch an Erfolg nie fehlen. Was man der Muttersprache tut, das tut man dem Volke, und dem Volke dienen, heißt dem Vaterlande seine Dienste weihen. Von Herzen rufe ich dem Quickborn und seinem regen Vorsitzenden zu: „Glückauf für die weitere reiche Arbeit für Volk und Heimatland!"

Kiel. Johannes Laß.

3. Sprachliche Erklärungen zu K. Bohnsacks Aufsatz über Taufe und Begräbnis in den Vierlanden: Die Taufkleidung heißt, auch nach Schützes holsteinischem Idiotikon, nicht nur in den Vierlanden Kasseltüg von Karst = Christ, daher das Tätigkeitswort Karstenen, Karsten, Kassen, Kasseln (Kremper Marschgegend) = zum Christen machen, taufen). — Die maugen sind wohl dasselbe wie die mauen, mauje, mauwe, mnd. mouwe, môwe, mâwe = (lose oder festgenähte) Ärmel. — lur ist im Nd. allgemein das Windeltuch, mnd. ludere, nhd. loden loses, lockeres grobes Tuch. — beige (französisch oder deutsch ausgesprochen?), sonst bâi, baje, boy, engl. baize, eine Art Flanell, von der Land- und Seebevölkerung viel zu Unterkleidern benutzt. — rodor ist wohl verdorben aus drap d'or = Brokat (mit Gold durchwirkter Seidenstoff).

Itzehoe. Dr. Seitz.

4. Lebensmittelpreise in Hamburg im Jahre 1662. In einer handschriftlichen Fortsetzung von Adam Tratzigers Hamburgischer Chronik, Bd. I, 282, die ich in der Bibliothek des Vereins für Hamburgische Geschichte einsehen durfte, fand ich, verbunden mit einer Klage über die teueren Zeiten, die folgenden statistischen Angaben über die Lebensmittelpreise des Jahres 1662 (April): „Umb diese Zeit war das Korn sehr theuer und galt der Scheffel

Rocken 15 biß 16 M⅄, der Weitzen 14 biß 15 M⅄,
der Gersten 9 „ 10 „ „ Habern 7 „ 8 „
Bohnen 12 „ 13 „ „ Erbsen 16 M⅄,
Haber-Grütze 8 „ 9 „ „ Buchweitzen-Grütze 11 biß 12 M⅄
Hirse-Grütze daß 100 ℔ à 13 bis 14 M⅄, sonsten fette Wahr als Butter und andere Victualien ist beym ziemlichen Preise gewesen, daß Fäßgen Butter 4 biß 5 M⅄ und ward der Sack Kohlen zu 10 ß, die kleinen Säcke zu 1½ ß verkauft."

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Verhandlungen der Ornithologischen Gesellschaft in Bayern 1905. München 1906. — Der Wanderer. Monatsschrift für Jugendsinn und Wanderlust. Herausgegeben vom Hamburger Wanderverein. 2. Jahrg., Heft 1. — C. Schumann, Der Wortschatz von Lübeck. Beiheft zum 9. Band der Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Verlag von K. J. Trübner. Straßburg 1907. — L. Frahm, Stormarn und Wandsbek. Ein Hand- und Hausbuch der Heimatskunde. Selbstverlag. Poppenbüttel 1907. Preis ungeb. 2 M, geb. 2,50 M. — R. Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee. 28 Lieferungen à 0,50 M. Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart. Eckmann.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten, Adreßmappen, Photographie-Album usw.

sauber, geschmackvoll und preiswert.

Zu kaufen gesucht
1 Cilicius Cinelea Ditmarcia.
R. Rose, Meldorf.

Runensteine.

Carl Sünksen, Bildhauer,
Schleswig, Plessenstr. 6,
empfiehlt Nachbildungen aller in u. bei Schleswig gefundenen Runensteine in verschiedenen Größen. (Material: Alabaster.)

Reliefkarten vom **Dannewerk** und der **„Oldenburg"** (Hedeby).

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Anfr. mit Rückmarke.
Rossau pr. Plön (Holstein).
Jürgen Schröder.

Wer sich eine Prachtsammlung
Exotischer Schmetterlinge oder Käfer
zu mäßigem Preise zulegen will, bestelle sich eine meiner sehr preiswerten Serien:

100 St.	**Käfer** aus Ost- und Westafrika, ca. 50 Arten mit dem Riesenprachtkäfer **Goliathus giganteus** . . .	ℳ 20.—
50 St.	do., ca. 30 Arten . . .	„ 12.—
25 „	**Prachtfalter** in 25 Arten aus Borneo	„ 15.—
25 „	do. in 25 Art. aus Ostafrika	„ 16.—
25 „	do. „ 25 „ „ Brasilien	„ 12.—

Sämtliche Tiere sind fertig präpariert, mit genauen Namen und Fundorten versehen und befinden sich unter allen Serien viele hervorragende, sonst sehr teure Arten.
Preisliste über Geräte u. Utensilien für Insektensammler gratis.

Paul Ringler, Vertrieb überseeischer Naturalien
Halle a. S., Viktoriaplatz 1.

Einrahmung

von Ölgemälden, Kupferstichen, Gouachen, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.
Wilh. Heuck Nachf. (Inh. H. Kock),
Kiel, Holstenstraße 75.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von 5 Pfg. an
Schrift nach Angabe. Muster frei.
Nicol. Kißling, Vegesack.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,
Brunswiekerstraße 35 a
erwarb die Restvorräte und empfiehlt:
Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, broschb. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk 5,— für Mk. 2,75.
Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

Technikum Eutin.

Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse z. Verkürzg. d. Studiums.
Progr. gratis. Dir. **Klücher.**

A. F. Jensen,
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

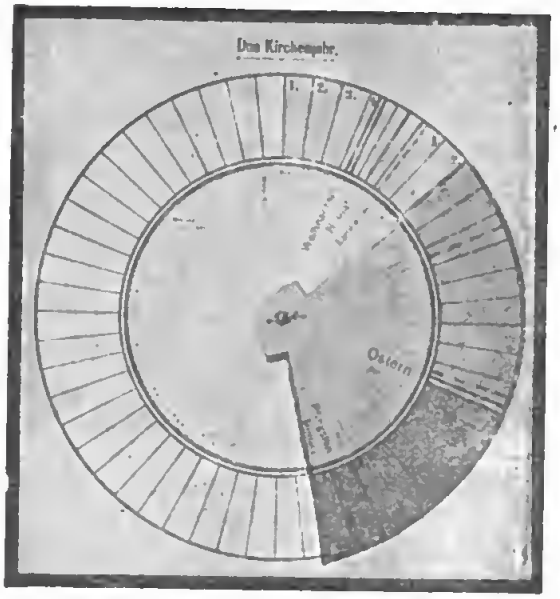
Neu! Andalusischer Neu!
Orangenblüten-Honig!!

übertrifft durch sein wundervolles Aroma u. seinen köstlichen Geschmack jeden andern Honig der Welt.
Garantiert absolut naturreines Bienenprodukt! *Keine Nachnahme! Erst prüfen, dann zahlen!* Begeisterte Lobschreiben von ersten Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10. –; 5 Pfd.-Dose M. 6.25* franko u. zollfrei ins Haus.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma).
Für Bestellung genügt 10 Pfg.-Karte.

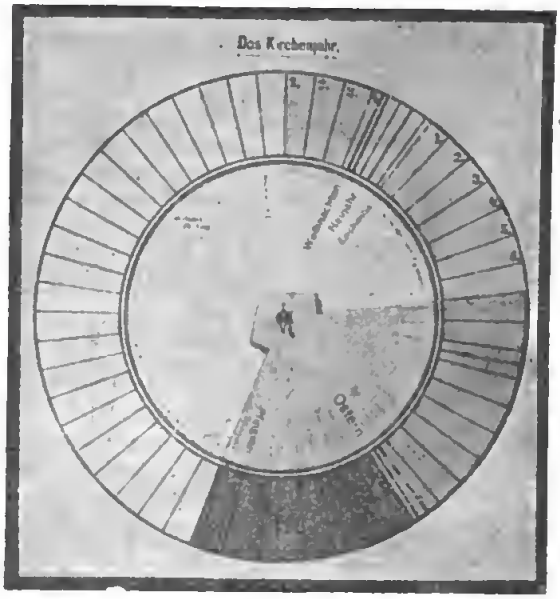
Dem Juniheft ist ein Prospekt des Verlags von Theod. Thomas in Leipzig beigegeben. — Auf das vor kurzem erschienene Werk des Herrn Dr. Bacharias in Plön: **„Das Plankton usw."** seien unsere Mitglieder ganz besonders aufmerksam gemacht.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde.

Das christliche Kirchenjahr,



Frühester Termin des Osterfestes.



Spätester Termin des Osterfestes.

ein 60 cm im Durchmesser haltender, von Dr. A. Gloy in Kiel hergestellter Apparat zur Veranschaulichung der **Verschiebbarkeit des Osterkreises und -Festes** sowie zur **Anknüpfung von Belehrungen** über christliche und altheidnische Feste usw. für **Schule** und **Kirche**. Herstellung in dreifarbiger Lithographie auf starker Pappe mit Messingschraube. Preis des verpackten und portofreien Exemplars 4 Mark.

Lipsius & Tischer, Kiel.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Aug. Junge,
Färberei
und chemische Reinigungsanstalt
Kellinghusen.
Gegründet 1724.

Aye & Haacke
Altona, Bordeaux
Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und
Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

L. Handorff, Kiel
Graphische Kunstanstalt
mit neuesten Satz- und Druckmaschinen ausgerüstet,
empfiehlt sich zur Herstellung von:
Werken, Abhandlungen,
Zeitschriften, sowie allen vork.
Druckarbeiten.
Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
120 Angestellte.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

2 Gazellengehörne und 5 schädelechte
Hirschgeweihe
sortiert, 4–8 Ender fertig mit Scheiben f. 20 Mk. Nachnahme. Gegen Sicherheit oder Nachnahme und Porto-Ersatz auch zur Ansicht offerieren
Weise & Bitterlich, Ebersbach-Sa.
Geweihe jed. Art, Schildkrötenpanzer, Hailfischgebisse 2c.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 7. Juli 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 3000.

Schriftleiter: Rektor Joachim Ekmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Konstmann, Die historischen Runensteine aus der Umgegend Schleswigs. (Mit Bildern.) — 2. Saga aeterna. (Gedicht.) — 3. Bruhn, Rechenmeister Jochim Klindt in Ahrensburg. — 4. J. P., Unser Glück daheim! (Gedicht.) — 5. Schölermann, Farbige Kieler Häuser. — 5. Meyer, Hirtenreime. — 6. Mitteilungen. — 7. Bücherschau.

Vereinsgabe 1907, die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Ugleisee,

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**,

wurde bisher in **285** großen und **85** kleinen Exemplaren bezogen. Weitere Bestellung nimmt der Unterzeichnete entgegen. (Vgl. „Heimat" 1907, Heft 1 u. 2.)

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 25. Juni 1907. **F. Lorentzen,** Kassenführer.

Mitteilung.

Eine eigenartige Sitte auf Nordstrand. Die Sitten und Bräuche waren ehemals und sind noch jetzt auf den einzelnen Inseln an unserer Westküste recht verschieden. Die ungleiche Zeit der Besiedelung, die Beschäftigung und die Charaktereigentümlichkeit der Bewohner gaben zu dieser Mannigfaltigkeit Anlaß. Ganz eigenartig ist u. a. ein Brauch auf Nordstrand, der auf den übrigen Inseln und wohl gar im deutschen Vaterlande nirgends anzutreffen ist. Diese Sitte hat sich hier bis auf den heutigen Tag erhalten und betrifft das Anzeigen einer Geburt, eines Todesfalles und Begräbnisses. Immer ist es eine männliche Person, entweder ein junger Mann oder ein Knabe, die mit dem Meldedienst betraut wird. Ist irgendwo, etwa auf einem Hofe, ein neuer Erdenbürger eingekehrt, so sendet der Vater seinen tüchtigsten Knecht oder Dienstjungen zu allen Verwandten und Bekannten, diesen die frohe Kunde mitzuteilen. Dabei tritt der Anmelder, der auch häufig hoch zu Roß erscheint, nicht in das Haus, sondern schlägt mehrere Male mit einem biegsamen Handstock gegen die Tür, bis ihm diese aufgetan wird. Dann lüftet er Hut oder Mütze und hebt auf plattdeutsch an: „N. N. un Fru laten weten, unse Herrgott har se sägnd (gesegnet) mit 'n junge Sön (Dochder). Grüßend zieht darauf der Bote weiter. Dem Lehrer oder Unbekannten gegenüber passiert jugendlichen Rednern leicht eine Entgleisung. Scherzeshalber füge ich derartige Meldungen hinzu: „Unse Herrgott lätt weten, he har N. N. un Fru sägnd mit 'n junge Sön," oder gar:

„N. N. un Fru laten weten, se har'n unsern Herrgott sägnd mit 'n junge Sön." — Will man eine Todesnachricht überbringen oder zur Begräbnisfeier einladen, so ist das mehrmalige Anschlagen gegen die Haustür ebenfalls üblich. Von Interesse ist hier wieder der stets gebräuchliche Text im Sterbefalle. Er lautet: „N. N. (Namen der Hinterbliebenen) laten weten, unse Herrgott hätt oplöst för N. N." (Name des Verstorbenen). Daß diese Art und Weise des „Ansagens" schon im alten Nordstrand üblich war, ist kaum anzunehmen, zumal dieser Brauch auf der Nachbarinsel Pellworm unbekannt ist und die Chronisten und Prediger Petreus und Heimreich darüber nichts erwähnen; vielmehr scheint diese Sitte um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch Holländer und Brabanter, denen bekanntlich (1652) die Trümmer der Edomsharde zur Eindeichung überlassen wurden, hierher verpflanzt worden zu sein.

H. Christiansen auf Nordstrand.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

298 Ehlers, Emil, Barbier, Kiel, Gerhardstr. 82. 299 Görrissen, Johs., Bureauvorsteher, Kappeln 300. Greve, Franz, Halbhufner, Aschefiel. 301 Jacobsen, G. W., Lehrer a. D., Hadersleben-Süderotting. 302. Jensen, W., Seminarist, Segeberg 303. Langrehr, K., Wegemeister, Flensburg, Nordergraben 10. 304. Frl Lassen, Friederike, Kappeln. 305. Lau, Friedr., Kaufmann, Hamburg 36, Colonnaden 104. 306 Lorenzen, Friedr., Rentner, Eckernförde. 307 Nlemeyer, Amtsrichter, Kappeln. 308 Oesau, L., Lehrer, Langballig. 309. Paulsen, John, cand. ing., Danzig-Langfuhr, Eichenweg 16 310 Paulsen, Hermann, „Bahnhofs-Hotel," Niesgrau, Angeln. 311. Reese, Johs., Kgl Postverwalter, Sommerstedt 312. Scheel, Oberbootsmannsmaat, Kiel, Waitzstr. 79 313. Stammer, O. Lehrer, Bojum pr. Rundhof. 314 Störtenbecker, M., Landmann, Burg a. F. 315. Dr. med. Struve, Reichstags-Abgeordneter, Kiel, Brunswikerstr. 4 316. Tiedemann, M., Kaufmann, Petersdorf a. F. 317. Wittorf Kaufmann, Kiel, Bergstr. 28 318—345. Präparanden in Kappeln: Koch, Waszkewitz, Reimers, Ahrendt, Kaisen, Christinnsen, Heilmann, Henningsen, Hinrichsen, Stormke, Jensen, Martensen, Scheller, Schnoor, Bauer, Jacobi, Andresen, Bielfeld, Carstensen, Gerndt, Hattendorf, Lorenzen II, Nissen, Lorenzen I, Paulsen, Petersen I, Scheel, Schmidt 346. 13 Knaben-Volksschule, Kiel-Gaarden.

Kiel, 24. Juni 1907. Der Schriftführer:
Geibelallee 2. H. Barfod.

Ein neues Buch von **ELLEN KEY**

Persönlichkeit und Schönheit

in ihren gesellschaftlichen und geselligen Wirkungen

Umf. 527 S., geh. 4 M., geb. 5 M., Lederbd. 6,50 M.

INHALT: Das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit / Das Sittengesetz der Schönheit / Die Schönheitsgebote des Gesellschaftslebens / Die Gesellschaftsschönheit / Völkergemeinschaft

S. Fischer, Verlag, Berlin W. Bülowstr. 90

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten, Adreßmappen, Photographie-Album usw.

sauber, geschmackvoll und preiswert.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 7. Juli 1907.

Die historischen Runensteine aus der Umgegend Schleswigs.

Von **J. Konstmann** in Flensburg.

Seitdem der berühmte Runologe Professor Ludwig Wimmer die vier bei Schleswig gefundenen historischen Runensteine zum Gegenstande der Festschrift machte, die von der Universität Kopenhagen 1892 zur Verherrlichung der goldenen Hochzeitsfeier Christians IX. und seiner Gemahlin herausgegeben wurde,[1]) und bald darauf unser landsmännischer Runenforscher Klosterpropst Rochus v. Liliencron in Schleswig einen Aufsatz über denselben Gegenstand im Aprilheft des Jahrgangs 1893 der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte, hat sich das Interesse weiterer Kreise in stetig zunehmendem Maße diesen Steinen und den durch ihre Inschriften beleuchteten, vorher dunkel gebliebenen Partien unserer Heimatsgeschichte zugewendet. Einige Ausführungen über den Gegenstand werden gewiß den Lesern der „Heimat" willkommen sein.

I.

Ein paar Worte über Runen und Runensteine mögen an der Spitze stehen.

Ehe in den germanischen Ländern die lateinische Buchstabenschrift durch Vermittelung christlicher Mönche und Priester dem Volke bekannt wurde, hatte dieses schon eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ein auf eigenem Boden entstandenes System von Schriftzeichen. Diese ältesten germanischen Buchstaben sind es, die den Namen Runen führen.

Ihre Erfindung verliert sich in die ferne Urzeit der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. In der älteren Edda wird sie Odin selber zugeschrieben. In Gelehrtenkreisen hat man die verschiedensten Ansichten über Alter und Entstehung der Runen gehabt. Angesehene schwedische Gelehrte im 16. u. 17. Jahrhundert sahen verschiedene Runensteine als Denkmäler aus der Zeit „vor oder kurz nach der Sündflut" an. Peringskjöld um das Jahr 1700 nahm an, daß die Runen durch Japhets Sohn Magog von Asien nach Schweden gebracht seien, und glaubte, dessen Grabstein unter den Runensteinen gefunden zu haben.

---

[1]) L. Wimmer, Sønderjyllands historiske Runemindesmærker. Kjøbenhavn 1892.

Der bekannte dänische Forscher Ole Worm (gest. 1654), der besondere Untersuchungen über die Frage anstellte, kam zu dem Resultat, daß die Runen vor der Einwanderung nach Europa in Asien nach den hebräischen Buchstaben gebildet worden wären. Die verschiedenen Gelehrten, die im Laufe des 19. Jahrhunderts über den Ursprung der Runen geschrieben haben, sind mit wenigen Ausnahmen der Meinung, daß sie in irgend einer Weise mit den alten südeuropäischen Alphabeten (dem griechischen, dem lateinischen, dem etruskischen usw.) oder der Quelle, woraus diese entsprungen sind (einem semitischen Alphabet, etwa dem phönizischen oder einem noch älteren) verwandt sein müssen; aber wie diese Verwandtschaft näher zu bezeichnen ist, darüber gehen die Ansichten auseinander. Gegenwärtig herrscht fast allgemein die Annahme, die besonders auch Wimmer vertritt, daß die Runen eine Umbildung des lateinischen Alphabets seien, wie dieses den Germanen aus römischen Inschriften bekannt geworden sei. Die betreffenden Worte Wimmers lauten: „Das Runenalphabet ist nach dem lateinischen Alphabet frühestens am Ende des 2. oder zu Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. bei einem der südlich wohnenden germanischen Stämme (natürlich an einer einzigen Stelle und — können wir wohl getrost hinzufügen — von einem einzigen Manne) gebildet, und es hat sich von dort aus allmählich zu den andern nahverwandten Stämmen verbreitet."[1]) In allerneuester Zeit ist allerdings wieder — wie früher schon mehrfach — auf das griechische Alphabet als auf die Quelle hingewiesen und eine neue Hypothese aufgestellt worden, nach der es die Goten gewesen sein sollen, die die von den Oströmern ihnen gebrachten griechischen Buchstaben in die Runenzeichen umwandelten.

Die Anzahl der Runen hat in ältester Zeit 24 betragen; später ist sie in den nordischen Ländern auf 16 zurückgegangen. Diese jüngere Runenreihe, die auf dem Wege stufenweiser Entwickelung aus der älteren hervorgegangen ist, ist es, die wir auf den Schleswiger Runensteinen finden.

Die Reihenfolge ist nicht unsere alphabetische; sie beginnt mit den Buchstaben des Wortes „Futhark" und führt auch diese Bezeichnung. In späterer Zeit ist die Reihe durch Anbringung von Punkten etwas erweitert worden.

Auf dem Dannewerkstein und dem Heidabystein finden sich schon die beiden ersten dieser punktierten Runen.

Für die Darstellung der Runen wurden senkrechte und schräge Striche benutzt, nicht gern wagerechte und krumme. Der Grund war wohl der, daß in der ältesten Zeit vorwiegend die Zeichen in Holzstäbe geschnitzt wurden, wobei der Verlauf der Fasern berücksichtigt werden mußte.

Eine besondere Eigentümlichkeit ist die Gliederung der Runenreihe in drei Abteilungen („Geschlechter"), die durch Trennungszeichen (:) von einander geschieden sind.

In Betreff der Richtung der Schrift zeigen die Runeninschriften große Willkür; bald finden wir sie von links nach rechts, bald von rechts nach links gehend, bald Zeile um Zeile wechselnd, so daß die erste von links nach rechts, die zweite von rechts nach links geht („Bustrophedon"). Häufig ist in dem letzteren Falle die Schrift in Schlangenwindungen („Pflugschrift").

Der Name „Run" (= Geheimnis, heimliche Weisheit) deutet an, daß der Gebrauch zunächst ein beschränkter, wenigen Bevorzugten bekannter gewesen ist.

---

[1]) L. Wimmer, Die Runenschrift. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. F. Holthausen. Berlin 1887. S. 176.

Verwendung fanden sie, in Holz geschnitzt oder in Metall und Stein geritzt, besonders zu magischen Zwecken. Doch hat sich allmählich die Kunde derselben erweitert, so daß sie zu Mitteilungen allerlei Art verwandt wurden.

Den nordischen Ländern — und England, soweit dort skandinavischer Einfluß sich geltend machte — allein ist die Errichtung von Runensteinen eigentümlich. Südlich von der Eider ist kein einziger gefunden worden; die südlichsten sind eben die vier Schleswiger Steine, die schon aus diesem Grunde Beachtung verdienen.

Von uralten Zeiten her ist es in unserer Heimat Sitte gewesen, Steine zum Andenken an Verstorbene zu errichten. An diese Sitte ist die Entstehung der Runensteine geknüpft. Es stellte sich nämlich als ein Bedürfnis heraus, Kunde von dem Toten auf die Nachwelt zu bringen. Man versah daher, als die Runen anfingen, allgemeiner bekannt zu werden, den betreffenden Stein mit dem Namen des Verstorbenen. In späterer Zeit stellte der Errichter des Denkmals in der Regel seinen eigenen Namen voran und fügte dann manchmal noch dies oder jenes zur Charakterisierung des verstorbenen Verwandten oder Freundes hinzu.

Die Runensteine galten den Verkündigern der christlichen Lehre als Denkmäler des Heidentums, und sie beseitigten dieselben, wo sie konnten. Viele mögen in die Erde gegraben oder versenkt worden sein; andere haben bei Bauten Verwendung gefunden. Hier und da gibt der Schoß der Erde einen, nachdem er lange Jahrhunderte den Augen der Menschen verborgen geblieben war, wieder heraus. In unserer Provinz sind außer den historischen Steinen aus der Umgegend Schleswigs solche gefunden worden bei Haderslund im Kreise Apenrade, bei Arrild in Angeln, bei Öwersee und in der Mauer des Schleswiger Doms. Der Haderslunder Stein, der von Thorsen ausführlich besprochen wird,[1]) stand Jahrhunderte lang an der alten Landstraße auf einer erhöhten Stelle eines Erdwalls. Er enthielt nur den Namen Hairulfr, weshalb man annehmen darf, daß er zu den ältesten seiner Art gehörte. Im Jahre 1864, während des Feldzuges, ist er leider weggenommen und nach Berlin geschafft worden. Er steht jetzt im Garten des Lustschlosses Dreilinden bei Potsdam. Der Stein von Arrild wurde 1832 in einem Hügel gefunden; er wies nur das Wort Fatur auf. Zunächst wurde er in die Sammlung des Hofbesitzers Jaspersen auf Nordschau im Kirchspiel Gelting aufgenommen, ist aber dort nach dessen Tode bei einem Scheunenbau als Grundstein benutzt worden und leider so eingemauert, daß die Schrift unsichtbar ist. Der Öwersee-Stein, den man in einem Moore gefunden hat, enthält nur ein einziges kompliziertes Runenzeichen, dessen Bedeutung unbekannt ist. Der Runenstein vom Schleswiger Dom wurde 1897 aus der Grundmauer hervorgezogen. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts ist er als christlicher Denkstein auf dem Domkirchhofe errichtet worden, und zwar zum Andenken eines Mannes, der auf der Hebrideninsel Skye begraben lag. Die beiden Meister Sven und Gudmund, die die Runen ritzten, stammten aus Schweden.[2]) Mit den mehr oder weniger wahrscheinlichen Ergänzungen lautet die Schrift in deutscher Übersetzung: „[Toke] ließ errichten [den Stein] nach [Half] Dan, Sul·[fes Sohn, seinem Genossen, der auf der Auslandsfahrt] starb. [Sve]n und Gudmund die r[itzten die Run]en. In England in Skia ruht er. Kr[ist helfe seiner Seele]. Zu erwähnen ist noch ein Stein mit ganz

[1]) P. G. Thorsen, De danske Runemindesmærker (1864), Seite 3—38.

[2]) R. v. Liliencron u. L. Wimmer, Der Runenstein im Schleswiger Dom. Kiel 1898.

eigenartigen, den gewöhnlichen Runen wenig ähnlichen Zeichen, der lange in einer Baumschule in Schleswig gestanden hat. Er wird der Jochimstein genannt und befindet sich in Schleswig. Man hat geglaubt, die Inschrift als „Eigentum Wulfs" deuten zu können. — Ein Leichenstein mit Runenschrift aus Bjolderup, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert, trägt die Inschrift: „Ketil Urne liegt hier." Er wurde 1841 nach Kiel in das Museum geführt.

II.

Indem wir uns jetzt den vier bei Schleswig gefundenen Runensteinen zuwenden, wollen wir zunächst unser Augenmerk auf die sehr interessanten Umstände richten, unter welchen dieselben zu Tage kamen und für die Wissenschaft gerettet wurden.

Der Besitzer eines der in der Nähe des Selker Noers belegenen Höfe von Wedelspang, Jürgen Meggers, entdeckte im Jahre 1796 auf einem seiner Felder, fünf Schritt vom Fuße des Hügels „Krützbarg" (Kreuzberg), zwischen diesem und einem später abgetragenen kleineren Hügel, einen in die Erde hineingesunkenen großen Stein, den er teilweise ausgraben ließ, weil er die Absicht hatte, ihn bei einem Bau zu verwenden. Er fand ihn aber für diesen Zweck zu groß und ließ ihn daher einstweilen liegen. Nach einiger Zeit, als der Regen die obere Fläche reingewaschen hatte, glaubte er Schriftzeichen auf dem Stein zu sehen und bemühte sich nun, jemanden zu finden, der die Inschrift lesen konnte. Indes vergingen zwei Jahre, ehe Altertumsforscher den Stein untersuchten und die Zeichen als Runen erkannten. Am 17. September 1798 schrieb Konditor Ewers, der „in Dienst" bei der fürstlichen Herrschaft auf Schloß Gottorp stand, an die Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen in Anlaß „eines hier in der Nähe entdeckten Gedenksteines mit Runenschrift." In diesem Schreiben heißt es: „Da ich der Meinung bin, daß es Pflicht ist, das wenige zu konservieren, was uns aus der Vorzeit übrig geblieben ist, habe ich die Inschrift kopiert, ehe der Stein, wie so viele andere, zerstört wird, worüber schon Arnkiel klagte und was jeder brave Mann mit ihm bedauert." Fast gleichzeitig (am 23. September 1798) sandte der Mechaniker Joh. Chr. Jürgensen in Schleswig — derselbe, der 1822 eine Chronik der Stadt herausgab — eine Abbildung der oberen (vorderen) Fläche des Steins nebst einer Beschreibung an dieselbe Gesellschaft, „in Hofnung, die kgl. Akademie werde diese Inscription ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig achten und sie erklähren." Er schreibt: „Vor ein Paar Monathen ist dieses Alterthum erst einige Gelehrte bekannt geworden, gereinigt, abgeschrieben und Erklärungen darüber versucht." „Das Süderende liegt wohl 3 Fuß in die Erde gesunken, das Norderende hat etwas von Erde entblößt gelegen." „Ob die entgegen gesetzte Seite auch noch Schrift enthält, kann man nicht sehen, ehe der Stein gänzlich entblößt wird." „Ich koute keine Sicherheit erhalten, ihn zu copiiren, ehe ich mit mehrere Gehülfen alle Züge mit dem Auge in der Nähe und von allen Seiten aufsuchten und so mit Kreide nachschrieben. Durch dieses Mittel wurde nun alles deutlich, und wir waren alle überzeugt, daß auch nicht ein Punkt mehr da ist, der nicht aufgezeichnet ist in seiner wahren Gestalt und auch sicher, daß das aufgezeichnete auch eingegraben ist, und keine von den natürlichen Furchen des Steines Unrichtigkeit in die Zeichnung verursacht haben." Die braven Männer, die sich so redlich Mühe machten, sind gewiß durch die Antwort aus Kopenhagen unangenehm überrascht worden. Es heißt in derselben, „daß aus diesem Runenstein kein wissenschaftlicher oder historischer Gebrauch gemacht

werden könne, da die auf demselben namhaft gemachten Personen ganz unbekannt seien, wie man denn von derartigen Runensteinen eine Menge gefunden habe, die aus demselben Grunde fast keinen wissenschaftlichen Wert besäßen." Man muß sich sehr darüber wundern, daß ein so hervorragendes Denkmal aus dem Altertum seitens der Männer der Wissenschaft keine Beachtung fand, während jetzt selbst weit geringere derartige Funde Aufsehen machen. Glücklicherweise sorgten diejenigen, die sich an Ort und Stelle für den Stein interessierten, dafür, daß er aufbewahrt und in Sicherheit gebracht wurde. Prinz Karl von Hessen, der damalige Statthalter der Herzogtümer, der auf Gottorp residierte, ließ den Stein sorgfältig ausgraben, wobei man entdeckte, daß auch die Rückseite beschrieben war, und nach Luisenlund bringen und dort im Park aufstellen. Hier ragte er 2,20 m über die Erde hinauf; die größte Breite beträgt 79 cm, die Dicke 57½ cm. Der Stein befindet sich seit einigen Jahren im Museum vaterländischer Altertümer in Kiel, nachdem er ein volles Jahrhundert im Park von Luisenlund gestanden hat. Es ist ein grobkörniger, roter Granitstein. Quer über die Rückseite läuft eine große Ader von Feldspat, weshalb hier ein größeres Stück unbeschrieben ist. Die Runen sind durchschnittlich 18 cm hoch. Man bezeichnet ihn als den Heidabystein.

Die Inschrift lautet folgendermaßen:

× thurlf × risthi × stin × thansi ×
× himthigi × suins × eftir ×
× erik × filaga × sin × ias × uarth
: tauthr × tha × trokiar
satn × um × haitha × bu
× ian : han : uas : sturi : matr : tregr ×
hartha : kuthr ×

Um Raum für die umfangreiche Inschrift zu gewinnen, hat der Runenritzer einen Teil derselben in kunstvoller Weise so ausgeführt, daß jedes Wort nur einen senkrechten Strich hat, an dem sich mehrere Beistriche befinden. In Dänemark bezeichnet man solche — übrigens sehr selten auftretende — Runen als „Samstavsruner."

In deutscher Übersetzung lautet die Inschrift:

„Thorulf errichtete diesen Stein, der Heimgenosse Svens, nach Erich, seinem Kameraden, der fand den Tod, als Helden Heidaby belagerten; er aber war Schiffsführer, ein gar guter Held."

Der zweite Stein wurde im Jahre 1797 ebenfalls von Jürgen Meggers aus Wedelspang gefunden. Er besteht aus blaugrauem, grobkörnigem Granit und ist, wie der erste, ursprünglich ein ungewöhnlich schönes und ansehnliches Denkmal gewesen. In zwei Stücke zerbrochen lag er im nordwestlichen Teile des Selker Noer, an der Übergangsstelle zwischen diesem und dem Haddebyer Noer. Wie die Inschrift zu erkennen gibt, hat er zuerst auf oder an einem Hügel gestanden, von wo er später nach dem Noer gebracht worden ist, wahrscheinlich, um denjenigen als Zeichen zu dienen, die die Furt (von Wedelspang nach Loopstedt) benutzen wollten. Es ist nicht anzunehmen, daß er absichtlich gespalten worden ist, da man keine Spuren äußerer Gewalt findet; vielleicht ist man beim Transport unvorsichtig gewesen, vielleicht ist der Bruch erst im Noer durch langdauernde Einwirkung des Wassers oder des Eises entstanden. Letzteres hält Wimmer für das wahrscheinlichste, da sich an der betreffenden Stelle eine Ader befindet, die großenteils aus Feldspat und Glimmer besteht. Auch diesen Stein erwarb Prinz Karl; im Park, neben dem Heidabystein,

wurde er liegend untergebracht. Die beiden Stücke wurden lose zusammengestellt. An der Rückseite haben Teile des Steins sich gelöst und sind verschwunden; ein noch vorhandenes Stück wurde lose in den Bruch gelegt. Gegenwärtig steht der Stein, dessen Teile zusammengefügt sind, im Kieler Museum. Seine Höhe beträgt 2,36 m, die Dicke in der Mitte 73½ cm. Die Runen sind von verschiedener Größe; einige haben eine Länge von 26 cm.

Die Inschrift, die durch den Bruch nur wenig gelitten hat und im ganzen als sehr deutlich bezeichnet werden muß, befindet sich auf zwei zusammenstoßenden Seiten des Steins in drei Linien, die sämtlich von links nach rechts laufen und vorne durch einen Strich abgeschlossen werden. Die Runenzeichen weichen stark ab von denjenigen, die auf gleichzeitigen dänischen Steinen benutzt sind.

Die Inschrift ist folgende:

asfriþr : karþi : kumbl | þaun
aft : siktriku :
sun [:] sin : aui : knubu

In Übersetzung: „Asfrid machte dieses Denkmal nach Sigtrygg, ihrem Sohn, auf der geweihten Grabstätte Knubas (Gnupas)."

Wimmer bezeichnet diesen Stein nach dem Orte seiner Auffindung als den Wedelspangstein I. Man kann ihn auch den großen Sigtryggstein nennen.

Schon 1799 erschien in Friedrichstadt eine Schrift, betitelt: „Beschreibung und Erläuterung zweyer in der Nähe von Schleswig aufgefundenen Runensteine. Ein Versuch, als Beytrag zur Vaterländischen Alterthumskunde, von zweyen Freunden." Die anonymen Verfasser sind bekannt: der eine war der schon genannte Mechaniker Jürgensen, der andere Joh. Matth. Schultz, Konrektor an der Domschule in Schleswig (1802 Professor in Kiel, gestorben 1849 in Quickborn).

In der von gesunden Anschauungen getragenen und mit Begeisterung für den Gegenstand geschriebenen Abhandlung heißt es: „Gesetzt, daß auch kein einziger der uns übrig gebliebenen Steine für die Geschichte den geringsten Nutzen hätte — welches indessen noch nicht erwiesen ist —, so würden diese ältesten Denkmäler unserer (gemeint ist: der dänischen) Sprache, wenn sie mit mehrerer Kritik, als bisher geschehen ist, behandelt würden, für die Geschichte sämtlicher skandischen Dialekte manchen nicht unwichtigen Beytrag liefern und schon dadurch einen nicht unbeträchtlichen Nutzen für die ältere Völkergeschichte des Nordens haben." Die Vermutung der beiden Freunde ist, wie Wimmer sich ausdrückt, in wunderbarer Weise zur Wirklichkeit geworden: die beiden später gefundenen Steine, der Dannewerkstein und der Stein von Gottorp („Wedelspangstein II"), bilden je ein Supplement zu den beiderer älteren, das ihnen mit Sicherheit ihren Platz in der Geschichte des Nordens zuweist.

Der dritte Stein, der Dannewerkstein, kam im Juli 1857 zum Vorschein. 2 km südwestlich von Schleswig, an der alten nach Rendsburg führenden Landstraße, liegt dicht südlich von Busdorf und den Überresten des Dannewerks ein Hügel mit Namen „Twiberg." Am Fuße dieses Hügels lag ein großer Stein umgefallen, den der Eigentümer, F. Tams in Busdorf, dem Steinhauer Petersen in Schleswig schenkte. Der Stein wurde also nach der Stadt gebracht, um verarbeitet zu werden. Bei der Überführung entdeckte der Steinhauer, daß er eine Inschrift hatte; er ließ ihn daher unbeschädigt stehen und zeigte ihn verschiedenen Vorübergehenden. Zwei Lehrer an der Domschule hörten davon und untersuchten am 25. Juli den Stein, bei welcher Gelegen-

Der Runenstein bei Busdorf. [1])

heit sie gleich erkannten, daß die Schriftzeichen Runen seien. Unter so eigentümlichen Umständen war dies wertvolle Altertumsdenkmal an den Tag gekommen. Die Regierung kaufte unverzüglich den Stein und das Grundstück,

[1]) Das Klischee ist uns freundlichst von der Verlagshandlung Grefe & Tiedemann in Hamburg zur Verfügung gestellt worden. Kürzlich ist von diesem Verlage herausgegeben worden „Das Dannewerk in Geschichte und Sage nebst Führer durch das Dannewerk von H. A. C. Philippsen und C. Sünksen," auf welches Buch wir die Leser der „Heimat" aufmerksam machen möchten. Die Schriftleitung.

Der Runenstein von Gottorp.[2])

auf welchem er gefunden worden war, und ließ ihn am Fuße des Hügels aufstellen. 1889 ist unter der Leitung W. Splieths eine Untersuchung des Hügels vorgenommen worden; es wurde unter demselben ein zerfallener Sarg aus Eichenholz mit geringen Resten einer Leiche gefunden.[1]) Jetzt steht der Stein auf dem Hügel. R. v. Liliencron schreibt in dem erwähnten Aufsatz in der „Deutschen Rundschau": „Ganz kürzlich ist auf Anordnung des Ministeriums unter meiner und Baurat Hotzens Leitung der Stein auf den Scheitel des Grabhügels gebracht, wo er offenbar ursprünglich gestanden hatte. Hier wurde er aus seiner bisherigen falschen Lage richtig auf den Fuß gestellt, und zugleich sind einer auch für das Altertum bezeugten Übung gemäß die Runenzeichen durch rote Farbe kräftig hervorgehoben. So steht er jetzt weithin sichtbar da, als wäre der alte Held, dem er gilt, erst unter den jüngsten Kämpfen am Danevirke in den Hügel eingefahren, statt in den ältesten, von denen Kunde auf uns gekommen ist."

Der Stein ist ein rötlicher Granitblock, 1,94 m hoch, 94 cm breit; die größte Dicke beträgt 42 cm. Die Runen sind 18—23½ cm hoch.

Die Inschrift, deren Zeilen abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links gelesen werden sollen, lautet:

: suin : kunukr : sati :
stin : uftir : skartha
sin : himthiga : ias : uas :
: farin : uestr : ian : nu :
: uarth : tauthr : at : hitha : bu

In Übersetzung: „König Sven setzte Stein nach Skardi, seinem Heimgenossen, der war gen Westen gefahren, starb aber nun vor Hedaby."

Der Name der Stadt ist auf diesem Stein „Hithabu," während auf dem zuerst gefundenen „Haithabu" steht. Mit den Worten „gen Westen gefahren" bezeichnete man in alter Zeit eine Englandsfahrt.

Der letzte der vier Runensteine wurde im Sommer 1887 gefunden. Als man damals, veranlaßt durch die Kasernenbauten in Schleswig, die Funda-

[1]) Handelmann und Splieth, Neue Mitteilungen von den Runensteinen bei Schleswig. Kiel 1889.

[2]) Das Klischee verdanken wir der Freundlichkeit des Vorstandes vom Museum Vaterländischer Altertümer in Kiel. Die Schriftleitung.

mente der alten Bastionen aufnahm, die seit dem 16. Jahrhundert das Schloß Gottorp umgaben, entdeckten die Arbeiter auf einem eingemauerten Granitblock Schriftzeichen. Sie riefen daher den Steinhauer Petersen herbei, einen Sohn des Mannes, der den Dannewerkstein gerettet hatte. Dieser erkannte die Zeichen als Runen und machte den Architekten Starke darauf aufmerksam, der nun den Stein sofort in Sicherheit bringen ließ. Bald darauf wurde derselbe dem Museum vaterländischer Altertümer in Kiel überlassen; vorher jedoch fand eine genaue Untersuchung der Inschrift durch R. v. Liliencron statt, der den Stein zum Gegenstand einer als Broschüre erschienenen Abhandlung machte.[1]) Der Stein, den Wimmer als den Wedelspangstein II bezeichnet, und den man nach der Fundstätte auch den Runenstein von Gottorp nennt, besteht aus hellgrauem Granit und ist außerordentlich gut erhalten, aber bedeutend kleiner als die andern Steine. Er hat eine Höhe von 1,24 m; die größte Breite beträgt 43 cm.

Der Runenstein von Gottorp (Rückseite).

Die sehr klare und scharfe Inschrift stimmt in den Runenformen genau mit denen überein, die sich auf dänischen Runensteinen befinden. Sie lautet:

(Vorderseite)
ui : asfriþr : karþi
kubl : þausi : tutir : utlinka
rs : aft : siktriuk : k
(Gipfel)
unuk
(Rückseite)
: sun : sin :
: auk : knubu :

Nach Wimmers Deutung muß die Übersetzung heißen: „Vi-Asfrid machte dies Denkmal, Odinkars Tochter, nach König Sigtrygg, ihrem und Knubas Sohne."

Liliencron, der in der erwähnten Broschüre hinsichtlich der Bedeutung des „Vi" speziell in dieser Inschrift zweifelhaft war und zwei verschiedene Hypothesen aufgestellt hatte, hat sich später Wimmer angeschlossen. Andere Forscher haben eine seiner Deutungen, wonach das erste Wort „Geweiht!" bedeuten soll, festgehalten. Dr. Friedrich Bangert hat in seiner in der Zeitschrift f. schleswig-holsteinische Geschichte erschienenen Abhandlung: „Die vier Schleswiger Runensteine als Geschichtsquellen" eine neue Hypothese aufgestellt. Nach seiner Meinung ist die erste Zeile der Inschrift nicht vollständig erhalten und darum zu ergänzen. Er übersetzt dann folgendermaßen: „Wir, die Angehörigen der Asfrid,

[1]) R. v. Liliencron, Der Runenstein von Gottorp. König Sigtryggs Stein im schleswig-holsteinischen Museum vaterländischer Altertümer zu Kiel. Mit einem Anhang von H. Handelmann. Kiel 1888.

und sie selbst, die Tochter Odinkars, machten dieses Denkmal nach Sigtrygg dem Könige, ihrem und Gnupas Sohne."

III.

Die vier Steine, die unter so eigentümlichen, wunderbar günstigen Umständen zu Tage gefördert und für die Wissenschaft gerettet wurden, haben nicht nur, wie alle Denkmäler ihrer Art, sprachlichen und kulturhistorischen Wert, sondern sie geben auch Kunde von geschichtlichen Vorgängen, sind also den historischen Runensteinen zuzuzählen; ja, sie nehmen unter diesen unbestritten den ersten Rang ein.

Die mitgeteilten Inschriften lassen sofort erkennen, daß zwei von ihnen zusammengehören; beide sind von einer Asfrid ihrem Sohne Sigtrygg gesetzt. Vor der Auffindung des Steines von Gottorp wußte man nicht, ob Asfrid oder Asfred zu lesen sei, ob man es mit einem Mannes- oder mit einem Frauennamen zu tun habe; auch war nicht zu ersehen, daß Knuba (Gnupa) ein Personenname war. Man tappte daher bei dem Versuch, die erste der beiden Inschriften historisch zu verwerten, ganz im Dunkeln. Die Inschrift des zuletzt gefundenen Steins unterscheidet sich aber dadurch von der des älteren, daß sie Asfrid als Tochter Odinkars bezeichnet, daß sie Sigtrygg den Titel König beilegt, und daß sie erkennen läßt, Gnupa oder Knuba sei Asfrids Gemahl gewesen. Dazu kommt noch die Hinzufügung des Wortes „Vi" vor „Asfrid." Durch diese Angaben sind alle Schwierigkeiten für die Verwertung des großen Sigtryggsteins beseitigt. Es ist nun möglich, verschiedene Stellen aus alten Quellenschriften, auf die man bisher kaum ein Gewicht legte, weil man sie für unzuverlässig hielt, mit den Inschriften zu vergleichen.

Von einem Gnupa ist die Rede in der — im 14. Jahrhundert geschriebenen — größeren Saga von dem norwegischen König Olaf Tryggvason. Die Stelle lautet (Kap. 63): „König Gorm zog mit seinem Heer in das Reich in Dänemark, welches Reidgotaland genannt worden ist, jetzt aber Jütland heißt, gegen den König, welcher damals dort herrschte, der hieß Gnupa. Sie hatten einige Schlachten miteinander; so aber endete es, daß Gorm jenen König tötete und sein Reich in Besitz nahm. Demnächst zog Gorm wider den König, der Silfraskalli genannt ward, und hatte mit ihm Krieg und Schlachten; und Gorm gewann immer den Sieg und fällte zuletzt den König. Darauf ging er in Jütland hinauf und drang so vor, daß er alle Könige südwärts bis an die Schlei vernichtete."

In Betracht kommt ferner folgende Stelle bei dem sächsischen Chronisten Widukind von Corvey, der seine Res gestae Saxonicae um 967 schrieb, zum Jahre 934: „Nachdem er (König Heinrich I.) alle umwohnenden Völker bezwungen hatte, griff er mit einem Heere die Dänen an, die die Friesen mit Seeräuberei heimsuchten, und besiegte sie, machte sie tributpflichtig und zwang ihren König Chnuba, sich taufen zu lassen." Widukind stand den Ereignissen so nahe und ist sonst so zuverlässig, daß man sicher dieser Angabe Glauben schenken darf.

Hundert Jahre nach Widukind schrieb Adam von Bremen seine Kirchengeschichte des Nordens. Seine Angaben über ältere dänische Verhältnisse sind freilich sehr unvollständig und verworren, beruhen aber auf Mitteilungen des Dänenkönigs Sven Estrithson und verdienen daher als Tradition im dänischen Königshause immerhin Beachtung. Er schreibt u. a.: „Ihm (einem König Heligon) folgte Olaf, welcher aus Schweden kam und das dänische Reich durch die Gewalt der Waffen erlangte. Er hatte viele Söhne, von denen nach des

Vaters Tode Chnob und Gurd regierten." „Seiner (König Svens) Aussage zufolge, bestieg nach Olaf, dem Fürsten der Sueonen (Schweden), welcher mit seinen Söhnen in Dänemark regierte, Sigerich den Thron. Nach einer kurzen Regierung wurde er von Hardegon, Svens Sohn, welcher aus Nordmannien kam, seines Reiches beraubt."

Die Namen Gnupa, Chnuba, Chnob bezeichnen offenbar alle dieselbe Person, deren geschichtliche Wirklichkeit nun durch die beiden Runensteine bekundet ist. — Sigerich dürfte eine verstümmelte Form von „Sigtrygg" sein.

Der Name Odinkar kommt bei Adam von Bremen an mehreren Stellen vor. Zwei hervorragende Bischöfe dieses Namens aus hochangesehenem Geschlecht werden genannt. Der jüngere Odinkar, der Neffe des älteren, war Bischof von Ripen zur Zeit Knuts des Großen (1014—1035) und schenkte seine bedeutenden Besitzungen dem dortigen Stifte. Von ihm sagt Adam, er sei von königlicher Abkunft gewesen. Der Name Odinkar scheint in dem Geschlechte üblich gewesen zu sein, und es ist wahrscheinlich, daß beide von dem Odinkar abstammten, als dessen Tochter Asfrid sich bezeichnet. Daß aber die Güter des jüngeren Odinkar in der Gegend von Ripen lagen, hat zu der Annahme geführt, daß Asfrids Vater einer der Kleinkönige gewesen sei, die das Schicksal Gnupas teilten, als Gorm seinen Kriegszug machte.

Der Verlauf der in Betracht kommenden Ereignisse muß nach Wimmers Darstellung in der Festschrift demnach folgender gewesen sein:

Zu Anfang des 10. Jahrhunderts, als Gorm der Alte in Dänemark herrschte, fuhr eine Vikingerflotte unter dem Häuptling Olaf von Schweden aus über die Ostsee. Der altberühmte Handelsplatz Schleswig oder Heidaby (Hedeby) an der Schlei lockte ihn, wie früher schon so manchen Vikinger, heran. Er landete und breitete in der Umgegend seine Macht immer weiter aus; besonders befestigte er sie durch die Vermählung seines Sohnes Gnupa mit Asfrid, der Tochter des mächtigen Odinkar. Nach Olaf übernahm Gnupa die Regierung; seine Macht war schon so groß, daß er im Süden und im Norden seine Nachbarn bedrängte. Da geschah es, daß der deutsche König Heinrich I. im Jahre 934 seinen bekannten Zug gegen die „Dänen" machte. Er kämpfte gegen Gnupa, unterwarf ihn und zwang ihn, sich taufen zu lassen und Tribut zu bezahlen. Unmittelbar darauf, vielleicht unter dem Schutz und mit Hülfe der Sachsen, suchte Gnupa seine Macht nach Norden hin auf Kosten der Dänen auszubreiten.

Da machte sich König Gorm von Dänemark auf, wahrscheinlich auf den Rat und unter dem Einfluß seiner tatkräftigen Gemahlin Thyra, die um diese Zeit und wohl im Anschluß an den Kampf gegen Gnupa das Dannewerk neu errichtete und aus Dankbarkeit dafür den Beinamen „Danmarkar bot" (Dänemarks Heil) erhielt. Wie die Saga in der angeführten Stelle meldet, siegte Gorm und fällte Gnupa. Damit war aber noch nicht die Macht des schwedischen Herrschergeschlechts in Schleswig vernichtet. Gnupas stolze Gemahlin Asfrid führte gemeinsam mit ihrem Sohne Sigtrygg und vielleicht gestützt von ihren mächtigen Verwandten die Herrschaft eine Reihe von Jahren weiter. Ihrem gefallenen Gemahl weihte sie nach heidnischem Brauche, gewiß auch, um Protest gegen die ihm aufgezwungene Taufe zu erheben, eine Grabstätte („Vi") südlich von der Stadt Schleswig. „Alle Umstände lassen schließen, daß dieses königliche Weihegrab sich auf der Höhe des Königshügels befand, da wo jetzt das Denkmal für die bei Selk gefallenen Österreicher steht. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch diesem Grabmal der Runenstein nicht gefehlt hat; vielleicht gibt auch diesen der Schoß der Erde noch einmal zurück" (Liliencron). Es scheint, daß Asfrid infolgedessen „Vi-Asfrid" genannt worden

ist, und daß sie diesen Namen als Ehrennamen angesehen hat, da sie sich auf dem Stein von Gottorp selber so bezeichnet. Etwa um das Jahr 950 gelang es dann dem Sohne Gorms, dem König Harald („Blauzahn"), Sigtrygg zu überwinden und zu töten. Auf der geweihten Grabstätte Gnupas errichtete nun Asfrid auch ihrem Sohne ein Grabdenkmal. Sie ließ einen ihrer schwedischen und einen ihrer dänischen Untertanen je einen Runenstein ritzen. „Die Inschriften auf diesen Steinen sollten aber der letzte Ausdruck ihres Trotzes den Dänen gegenüber sein; denn mit dem Falle Sigtryggs ist die schwedische, von Olaf in Südjütland gegründete Herrschaft vernichtet, und der Sieg über „König Sigtrygg" ist eine der Taten, die Harald später auf dem großen Stein von Jellinge in den Worten verewigte, daß er sich ganz Dänemark gewann" (Wimmer, Seite 35).[1])

Von besonderem Interesse ist die Gestalt der Asfrid, einer stolzen, trotzigen Heidin, die sicher ihren Mann und ihren Sohn zu Taten entflammt hat. „Sollte nicht eben" — fragt Wimmer — „der Wettstreit zwischen Asfrid und Thyra, die zwei einander ebenbürtige und würdige Gegner und beide vielleicht Töchter von südjütischen Jarlen waren, von Anfang an den Anstoß zu den gewaltigen Kämpfen gegeben haben, die lange Zeiten hindurch zwischen ihren Männern und Söhnen geführt wurden?"

Auffallend könnte es uns erscheinen, daß noch hundert Jahre nach der Erbauung der ersten christlichen Kirche in Schleswig durch Ansgar in unmittelbarer Nähe der Stadt heidnische Denkmäler errichtet wurden; aber auch aus andern Nachrichten wissen wir, daß der Sieg des Christentums in unserer Heimat ein sehr allmählicher war.

Gegen einige Punkte dieser Darstellung des geschichtlichen Verlaufs sind Einwendungen erhoben worden von Hermann Möller, der in dem „Anzeiger für deutsches Altertum" Wimmers Schrift eingehend besprach. Eine gründliche Auseinandersetzung zwischen beiden Gelehrten erfolgte in der „Oversigt over det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger," Jahrg. 1893. Auch der norwegische Geschichtsforscher Gustav Storm hat zu der Sache das Wort ergriffen, ebenso, wie oben erwähnt wurde, Friedrich Vangert. Hauptsächlich ist darauf hingewiesen worden, daß die Angaben von Adam von Bremen mit Wimmers Darstellung nicht in Einklang zu bringen seien. Indes hat Wimmer sich nur veranlaßt gesehen, in einem Punkte seine Auffassung zu ändern, nämlich inbetreff des Todes Sigtryggs.

Der Chronist Flodoard von Reims, der zwischen 948 und 966 schrieb, berichtet, daß im Sommer 943 die Normannen in der Normandie, bedrängt von den Franken, einen heidnischen König mit Namen „Setricus" zu Hülfe gerufen hatten, der im Kampfe mit dem westfränkischen König Ludwig fiel. Liliencron (in der oben erwähnten Broschüre über den Stein von Gottorp) und ebenso der dänische Forscher J. Steenstrup hatten darauf hingewiesen, daß möglicherweise dieser heidnische König mit dem Sigtrygg der Runensteine identisch sein könne. Später hat besonders G. Storm diesen Gedanken vertreten und darüber Forschungen angestellt, ob in den ziemlich gut bekannten normannischen Fürstenfamilien in Norwegen, Irland oder Northumberland zu der Zeit ein Sigtrygg nachgewiesen werden kann. Da dies nicht der Fall ist und

[1]) Die Inschriften der beiden Runensteine von Jellinge lauten: „König Gorm machte dies Grabdenkmal für Thyra, seine Gattin, Dänemarks Heil." — „König Harald ließ dies Grabdenkmal für Gorm, seinen Vater, und Thyra, seine Mutter, machen, der Harald, der sich ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und die Dänen zu Christen machte."

auch bisher unter den Mitgliedern der dänischen Königsgeschlechter der gefallene Setricus nicht gefunden werden konnte, so ist damit der indirekte Beweis geliefert, daß dieser mit Gnupas Sohn, dem Sigtrygg der Runensteine, identisch ist. „Dazu paßt vortrefflich die Zeitbestimmung Wimmers, der die Inschriften unserer Steine aus sprachlichen und runologischen Gründen auf die Mitte des 10. Jahrhunderts angesetzt hat, sowie der Umstand, daß die Königin Asfrid ihrem Sohne den Denkstein nicht auf seinem eigenen, sondern auf Gnupas Grabhügel errichtet" (Baugert). Wimmer hat zugegeben, daß der Nachweis der Identität Storm gelungen sei; der betreffende Abschnitt seiner Darstellung ist demgemäß zu ändern. Sigtrygg ist also nicht um das Jahr 950 von Harald besiegt worden, sondern 943 in der Normandie gefallen.

IV.

Der Heidabystein und der Dannewerkstein sind ein halbes Jahrhundert später errichtet worden; auch sie gehören zusammen, da sie offenbar den gleichen Vorgängen ihren Ursprung verdanken. Wie die Wedelspangsteine berichten sie über einen hartnäckigen Kampf bei Schleswig oder Heidaby. Auch hier diente der zuletzt gefundene Stein dem älteren zur Ergänzung und ermöglichte erst eine historische Verwertung: wir erfahren nun bestimmt, daß der Sven, von dem die Rede ist, ein König war. Da Sprache und Runenzeichen der Inschriften etwa auf das Jahr 1000 hinweisen, so ist es außer allem Zweifel, daß Sven Tjuguskegg („Gabelbart"), der Sohn Harald Blauzahns, der 985 bis 1014 regierte, gemeint ist. Durch ihn ist also nach dem Zeugnis der Steine einmal Heidaby belagert worden. Von einer Zerstörung der Stadt um diese Zeit erhalten wir auch aus einer deutschen Quellenschrift Nachricht. Als im Jahre 1000 Bischof Eckehard von Schleswig auf einer Synode in Gandersheim als Vertreter des Bischofs Bernward von Hildesheim auftrat und der Erzbischof von Mainz ihm vorwarf, er mische sich in fremde Angelegenheiten, statt auf seine eigene Kirche zu achten, antwortete Eckehard nach Thangmar („Leben Bernwards"): „Mein Bistum ist durch barbarische Wildheit verheert, die Stadt ist verlassen, die Kirche ist wüste; ich habe keinen Sitz."

Um zu erfahren, wer Schleswig verwüstet hat, muß man seinen Blick auf die damaligen Verhältnisse in Dänemark richten. Im letzten Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts machte König Sven seinen Englandszug; er verbündete sich mit dem Norweger Olaf Tryggvason, und vereint griffen sie im Jahre 994 London an. Dann schloß Olaf Frieden mit König Ethelred; Sven aber setzte den Kampf noch im folgenden Jahre fort. Seine lange Abwesenheit von der Heimat benutzte der Schwedenkönig Erich der Siegreiche zu einem Rachezuge gegen Dänemark. Als nämlich sein Brudersohn Björn, genannt Styrbjörn, den Versuch gemacht hatte, sich des schwedischen Reiches zu bemächtigen, hatten Dänen ihm tapferen Beistand geleistet. Erich aber hatte in der Schlacht bei Fyrisvellir in der Nähe von Upsala den Sieg gewonnen. Wir wissen aus den Inschriften einiger Runensteine, daß viele Dänen, unter ihnen auch Toke Gormson, ein Bruder Harald Blauzahns, gefallen sind. Die Schlacht soll zwischen 980 und 985 stattgefunden haben.

Erich der Siegreiche also fiel jetzt in Dänemark ein und verheerte das Land; ja, es scheint, daß er sich sogar zum König über dasselbe aufwarf. Unzweifelhaft ist er auch nach Heidaby, dem berühmtesten Orte der ganzen Halbinsel, gekommen, und er soll es nun nach Wimmers Meinung gewesen sein, der die Stadt zerstörte. Was weiter geschah, darüber haben wir nur

die Nachricht der beiden Runensteine. Sven sah sich genötigt, England zu verlassen, um seinem bedrängten Lande zur Hülfe zu eilen. Auf dieser Fahrt hat ihn Skardi, sein Heimgenosse (Hirdmann), begleitet; wahrscheinlich waren auch die beiden Freunde Thorulf und Erich bei ihm. Er zieht mit seinem Heere gegen Heidaby, das die Schweden befestigt haben, und belagert die Stadt. Erst nach längerem Kampfe und einem großen Verlust an Mannen gelingt es ihm, sie zurückzuerobern. Ob König Erich während der Belagerung selber an der Spitze der Schweden gestanden hat, wissen wir nicht. Die ganze Situation scheint aber darauf hinzudeuten, daß beide Könige des Nordens persönlich an dem Kampfe teilgenommen haben, der das Ende der schwedischen Herrschaft über Dänemark herbeiführte.

Thorulf und Erich sind aus der Geschichte nicht bekannt; sie haben aber sicher zu den hervorragendsten unter Svens Kämpfern gehört. Skardi muß dem Könige noch näher gestanden haben, da dieser selber ihm das Denkmal setzt; er ist ohne Zweifel ein auserlesener Held gewesen. Der Name Skardi, der sonst nur selten vorkommt, findet sich für die hier in Betracht kommende Zeit in der Erzählung der „Heimskringla," der Sage von den norwegischen Königen. Ein Viking Skardi war es, der nach der Seeschlacht in Hjörungavaag (an der Küste Norwegens), in welcher die berühmten Jomsvikinger besiegt wurden, dem Häuptling Vagn Ageson, der mit 30 Mann in die Gefangenschaft geraten war, das Leben rettete. Die gefangenen Jomsvikinger saßen auf einem Baumstamm, durch einen langen Strick an den Füßen zusammengefesselt, während die Hände frei waren. Der Norweger Thorkel Leira verrichtete Henkerdienste; er hatte vernommen, daß Vagn ihm den Tod geschworen hatte. Der größte Teil der Vikinger war schon enthauptet. In der Erzählung der „Heimskringla" heißt es nun wörtlich weiter:

„Es saß da ein sehr anmutiger Mann mit prächtigem Haar; er hielt das Haar zusammengerafft vor sich hergestreckt, reichte den Hals dem Henker dar und sprach: „Besudelt nicht mein Haar mit dem Blut!" Es faßte nun ein Mann sein Haar mit der Hand und hielt es fest. Thorkel hob das Beil; der Vikinger tat einen Ruck mit dem Kopfe, daß der, der das Haar hielt, auf ihn zugezogen wurde, und das Beil fuhr ihm durch beide Hände und in die Erde. Da kam Erich Jarl — der Sohn des Siegers Hakon Jarl — hinzu und fragte: „Wer ist dieser anmutige Mann?" „Sigurd nennen mich die Leute," sagte er, „ich werde für einen Sohn Bues" — des tapfersten, in der Schlacht gefallenen Häuptlings der Jomsvikinger — „gehalten; noch sind nicht alle Jomsvikinger tot." Erich sagt: „Gewiß bist du Bues echter Sohn; willst du Frieden haben?" „Es kommt darauf an, wer ihn anbietet," sagte Sigurd. „Der bietet an," sagt der Jarl, „der die Macht hat, Erich Jarl." „Dann will ich," sagt er. Er wurde nun aus dem Strang losgebunden. Da sprach Thorkel Leira: „Wenn du auch allen diesen Männern Frieden gibst, Jarl, so soll doch Vagn Ageson nicht mit dem Leben davonkommen!" In demselben Augenblick läuft er mit gehobenem Beil vor. Aber der Viking Skardi warf sich aus dem Strang vor Thorkels Füße; Thorkel fiel über ihn hin. Nun ergriff Vagn das Beil und erschlug damit Thorkel. Da sagte der Jarl: „Vagn, willst du Frieden haben?" „Das will ich," war die Antwort, „wenn ihn alle bekommen." „Löst sie aus dem Strang," sagt der Jarl, und so tat man. Achtzehn waren getötet, zwölf wurden begnadigt."

Skardi war einer der 12 Jomsvikinger, denen das Leben geschenkt wurde. Da nun von Vagn ausdrücklich erzählt wird, er sei nachher nach Dänemark gezogen und dort ein berühmter Mann geworden, so liegt es nahe, anzu-

uehmen, daß sein Freund und Retter Skardi ihn begleitet hat. Er mag dann in König Svens Dienste getreten sein; denn wahrscheinlich ist er es gewesen, der die Englandsfahrt mitmachte und zuletzt sein Grab bei Heidaby fand.[1])

Saga aeterna.

Des heil'gen Flusses Wellen flüstern leis,
Der Mondschein glitzert und die Wellen gleiten,
Die Sage träumt im Schatten alter Bäume.
Hier lächelte die holde Wendenmaid
Dem Liebsten und die Sterne sahen zu;
Der Sachsenritter schwang sein Siegesschwert
Und schnaubend trug sein Roß ihn durch die Flut
Den Flücht'gen nach in ferne dunkle Wälder.
Hier hob die Nonne bleiche Hände auf
Zum stummen Himmel. Schweigend netzte
Der Todesengel seine müden Füße,
Eh' er durch's Feld der schwarzen Krankheit schritt;
Die Glocken klangen und die Menschen zagten.
Und Jahre gingen — wieder schallte froh
Der Hirten Horn und heller Sensenklang
Und Mühlenrauschen — aus der Menschheit Lied
Uralte Töne — heut' noch klingen sie.
Im Mondschein silbern glänzt die junge Saat,
Vom Weidelande, wo die Nebel weben,
Ertönt gedämpft zu mir ein Hirtenruf;
Die Wälder dämmern schattenhaft und hinter ihnen
In weiter Ferne rauscht das Weltmeer, braust das Leben.
Hier träumt die Sage.

Rechenmeister Jochim Klindt in Ahrensburg.

Von **E. Bruhn** in Koldenbüttel.

Die Aufgabe, Schleswig-Holsteins Männer, alte und neue Bekannte, der Gefahr, vergessen zu werden, zu entreißen und lebensvolle Charakterbilder von ihnen aneinanderzureihen, erscheint großer Mühe wert. Es ist eine Freude, ihrer Entwicklung nachzuspüren und ihre persönlichen Züge zu zeichnen. Während in unserer Zeit der Bildungsgang der Staatsbürger und derjenigen, welche dem öffentlichen Wohle des Volkes dienen wollen, genau vorgezeichnet ist und programmmäßig verläuft, herrschte in dieser Beziehung vor hundert Jahren die weitestgehende persönliche Freiheit. Um so interessanter ist es, die verschlungenen Bildungswege unserer vaterländischen Männer zu verfolgen. Es sei nur erinnert an die des Begründers der Taubstummenanstalt in Schleswig, Georg Pfingsten.

Aber in noch anderer Beziehung — ich will sie bezeichnen als die Seite des Gemüts — erwächst aus oben bezeichneter Aufgabe Freude.

[1]) Meines Wissens ist Frederik Barfod der erste gewesen, der — schon bald nach der Auffindung des Dannewerksteins — die Vermutung aussprach, der Skardi des Runensteins sei identisch mit dem Skardi Viking der „Heimskringla." Vergl. Barfod, Fortællinger af Fædrelandets Historie. Anden Udgave. Kjøbenhavn 1858. S. 876. Rafn („Annaler for nordisk Oldkyndighed, 1859) und später auch Wimmer (S. 50) sind dieser Annahme beigetreten.

Wenn sich alte Bekannte im Leben einmal wieder begegnen und begrüßen, schütteln sie sich die Hände, schauen sich lange prüfend und innig ins Auge und sagen wohl: „Bist Du's denn wirklich, alter Junge? Das ist ja prächtig! Und nun erzähle aus Deinem Leben!" Man zieht sich dazu in ein lauschiges Plätzchen zurück. Die Vergangenheit reicht ihre schönste Gabe dar, die Erinnerung. Man fühlt sich in solchen wenigen Stunden um soviel bereichert, wie sonst wohl Jahre geben mochten, und wie die Sonnenstrahlen vor Aufgang über den Horizont hinauf in die erwartungsreiche, von den Umarmungen der Morgendämmerung sich lösende Schöpfung vorausstrahlen, so gehen von solcher Begegnung neue Licht- und Lebensstrahlen in die Zukunft des Lebens aus.

Ähnlich ist die Freude, wenn Menschen lange von einander gehört oder gelesen haben, ohne sich je zu sehen und zu sprechen, und nun ein Bild oder eine Charakterzeichnung von diesem oder jenem oft Genannten zu Gesicht bekommen. Da zieht man zunächst Vergleiche zwischen dem Bilde, das sich die eigene Seele vorgestellt hatte, und dem wirklichen. Man freut sich über Übereinstimmungen, mehr noch über neue Seiten. Darüber vertieft sich das eigene Seelenleben.

Solche Freude beabsichtigen und hoffen folgende Züge des Rechenmeisters Jochim Klindt in Ahrensburg zu bereiten. Die ehrwürdigen, greisen Häupter der Schulwelt haben ihn sicher noch alle gekannt als Mitarbeiter am Langfeldtschen Schulblatt. Gehört hat sonst wohl noch manch anderer von ihm. Ihn kennen zu lernen, dürfte für manchen, der sich selbst gerne an Persönlichkeiten bildet, anziehend sein.

Jochim Klindt war eine Persönlichkeit.

Genauer, feiner und mit mehr vom Herzen geführten Stifte wird ihn keiner zeichnen können als sein Enkel, der Gymnasialdirektor, Professor Dr. Puls in Husum. Lassen wir ihn zunächst ein Bild entwerfen.

„Jochim Klindt war ein sehr schweigsamer Mann. Er sprach am ganzen Tage sehr wenig; von selbst fing er selten ein Gespräch an. Unterhielt er sich jedoch mit Freunden über Punkte, die ihn interessierten, so entwickelte er klar und präzis seine Ansicht.

Mit Politik beschäftigte er sich wenig; alles Parteigetriebe und -gezänke war ihm in der Seele zuwider. So las er denn auch wenig die Tagespresse.

Gern erzählte er von der Vergangenheit, besonders von seinen volkswirtschaftlichen Bestrebungen sowie von seinen Reisen, die er mit seinem Freunde Fedderſen aus Bargteheide zu diesem Zwecke machte.

Am meisten beschäftigte er sich in seiner Mußezeit mit der Theorie des Rechenunterrichts; das Denkrechnen war sein Lieblingsthema. Mit Vorliebe las er lateinische Schriftsteller, soweit seine Kenntnisse dazu reichten; besonders bevorzugte er Ciceros Reden. Die Logik der lateinischen Syntax erfreute ihn immer wieder von neuem.

Bis in sein hohes Alter hinein war er mäßig; stets hatte er eine Beschäftigung vor, niemals war er müßig. Meistens saß er lesend oder schreibend an seinem Schreibtische. Die Zeit mit Spazierengehen zu verbringen, kannte er nicht; jeder Gang mußte für ihn ein ganz bestimmtes Ziel haben. Solche Gänge machte er noch als 90jähriger bis zu einer Stunde.

Für alle Hülfsbedürftigen hatte er offenes Herz und offene Hand, vielen hat er mit Rat und Tat geholfen. Die meisten haben ihm mit Undank gelohnt; das hielt ihn jedoch nicht ab, immer wieder zu helfen.

Er selbst war äußerst bedürfnislos. Eine Uhr hatte er selten in der Tasche, Handschuhe, Manschetten u. dgl. hat er nie getragen.

Digitized by Google

Er rauchte nicht und genoß keine Spirituosen; so ging er denn auch niemals ins Wirtshaus. Das Bedürfnis der Erholung von des Tages Geschäften kannte er nicht; höchstens arbeitete er eine Stunde in seinem Garten.

Der tägliche Verlauf seines Lebens war jahrein und jahraus genau derselbe. Die geringste Abweichung war ihm lästig.

So gern er in seinen jungen Jahren gereist war, so ungern verließ er später seine Häuslichkeit.

So steht das Bild meines Großvaters vor mir als das eines schweigsamen Beobachters, eines stillen Weisen."

Fügen wir zu diesem Bilde noch einige Striche.

Jochim Klindt war ein Propsteier, geboren zu Fiefbergen, am Luthergeburtstage 1795. Bis zum dreizehnten Jahre Schüler der Domschule, ward er seitdem bis zum achtzehnten bei dem tüchtigen Lehrer und Organisten Behrens in Schönberg ausgebildet. Nach zweijähriger Vorbildung auf dem Kieler Seminar war er Hauslehrer bei Physikus Vocke in Trittau. Organist Untiedt berief den zweiundzwanzigjährigen als Hülfslehrer nach Ahrensburg, und Graf Schimmelmann den bisherigen Gehülfen in die große und schwere Schule des bald in den Ruhestand tretenden Untiedt. Dort wirkte er bis 1848, als ein Kehlkopfleiden ihn der Stimme beraubte. Sein Haus und seine Feierstunden gehörten zahlreichen Kostgängern und Privatzöglingen. So bedeutend war seine Kraft, daß Generalsuperintendent Herzbruch ihn in die dritte Lehrerstelle am Segeberger Seminar zu berufen gedachte, wogegen Klindt jedoch sich sträubte.

Enge Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft verband ihn mit dem Organisten Fedderſen in Bargteheide. Mit ihm unternahm er Bildungsreisen nach Sachsen und Schlesien, namentlich zum Meister Dinter. Besonders die Strohflechtarbeiten kennen zu lernen und in Schleswig-Holstein einzuführen, zog ihn an. Von der Propstei her kannte er bereits rohe Anfänge dieses Hausfleißes, welche nur verfeinert zu werden brauchten. Die damalige Schleswig-Holsteinische patriotische Gesellschaft erkannte diese Bestrebungen ehrend an. Um sein Kirchdorf machte sich Klindt durch die Begründung der Spar- und Leihkasse verdient.

Unter den Schulfächern, in deren Unterricht er überall Meister war, verwendete Klindt besonderen Fleiß auf den Rechenunterricht. Denkrechnen durch Lösung eingekleideter Aufgaben zu pflegen, schien ihm der springende Punkt zu sein.

Auch den Volks- und Schulgesang pflegte er. Eine Anzahl von Liederheften, welche die Melodien in Ziffern darstellten, gingen aus seinem Fleiße hervor.

Seine mühsam durch Selbstbildung erlangten Kenntnisse in der lateinischen Sprache sind seinen Enkeln zugute gekommen.

Seit seiner Versetzung in den Ruhestand bot er dem Grafen Schimmelmann gerne seine Dienste als Rechnungsführer und Kassierer des Gutes Ahrensburg und der Kirche. Fast 40 Jahre versah er solche mit Treue und Takt.

In einfachster Weise führte er ein beglückendes, anspruchsloses, einiges und inniges, zufriedenes Familienleben. Das Leid über den Verlust mehrerer Kinder segnete ihm Gott mit Glück aus den Überlebenden. Sechs Kinder mit 16 Enkeln und einigen Urenkeln sowie 4 Schwiegersöhnen erfreuten ihn und sich durch die Gemeinschaft am goldenen Hochzeitstage 1874.

Gesund bis ins höchste Alter, so daß er noch einige Wochen vor seinem Tode sein Holz fürs Haus selbst zerkleinerte und im Garten arbeiten konnte, bot er das Bild eines alttestamentlichen Patriarchen. Er vollendete beinahe sein 92. Lebensjahr.

Sein Andenken ehren wir als das eines Schulmeisters, Volks- und Menschenfreundes.

Seine Schriften sind: 1. Rechenbuch für Volksschulen, Abt. 1—3. 2. Materialien für den Sprachunterricht (Hamburg, Hoffmann & Komp.) 3. Algebra (Oldenburg, Fränkel, 1854). 4. Volkslieder in Ziffernoten (ebenda, 1842). 5. Ausgewählte Choralmelodien zum Schleswig-Holsteinischen Gesangbuche mit begleitenden Stimmen in Ziffernoten (Oldenburg, 1842). 6. Schullieder 1—3 (Oldenburg, 1842). 7. Zweite Auflage der Aufgaben für den ersten Unterricht im Tafelrechnen (Oldenburg, 1854). 8. Heft 3 der neueren landwirtschaftlichen Hefte (Altona, 1829): Das Strohflechten in Ahrensburg. 9. Im Schleswig-Holsteinischen Schulblatt 1846, Seite 101—108: Herr Burgwardt über die Eckernförder Rechentabellen. Gegen denselben zur Abwehr. 10. Von F. Fedderſen in Bargteheide: Freimütige Bemerkungen über einige Gegenstände des Volksschulwesens, veranlaßt durch eine Reise durch Hannover, Braunschweig und Preußisch-Sachsen (Langfeldtsches Schulblatt II, 3. Seite 84—92). 11. 100 Aufgaben fürs Denkrechnen. Heft 1 u. 2. Ahrensburg 1881.

Nachwort: Zu vorstehendem Lebensbilde hat Herr Gymnasiallehrer Prof. Dr. Puls aus Husum, dem es vorgelegt ward, ehe es zur Veröffentlichung weitergegeben wurde, folgendes bemerkt: „Das Bild ist bis ins einzelne treu nach dem Leben. Durch die Knappheit und Abgewogenheit des Ausdrucks ist der Eigenart des Entschlafenen entsprochen worden. Klindts einfachem, bescheidenen Wesen war Wortschwall in der Seele zuwider, während schlichte Anerkennung seines Wirkens ihn stets erfreute." Der Verfasser.

Unser Glück daheim!

Wo ist das wahre Glück auf Erden? —
Nicht draußen in der lauten Welt,
Wo Jubel tönt beim Becherklang,
Wo Spiel und Tanz und froher Sang
Berauschend in die Sinne fällt.
Der Welt bleib' fern; halt' Dich zurück,
Willst Frieden Du und wahres Glück.
Wer ihrem Treiben war gewogen,
Sah sich noch immer arg betrogen.
Wo ist das wahre Glück auf Erden? —
Kann's Arbeit im Beruf wohl sein? —
Wär' Arbeit Dir auch Lust und Zier
Und brächte Ehr' und Ansehn Dir: —
Zum wahren Glück ist's doch nur Schein.
Sie hilft wohl über Leid hinweg,
Ist manchem dabei Brück' und Steg:
Doch tiefes Herzeleid zu tragen,
Dazu wird sie den Dienst versagen.
Wo ist das wahre Glück auf Erden? —
O, such's nicht fern wie mancher Mann.
Ist Dir ein gutes Heim beschert,
Das Liebe hegt und Lieb' begehrt,
So lächelt's hier Dich freundlich an.
Erkenn's — und pfleg's mit zarter Hand,
Dann schaffst Du Dir des Glückes Land.
Erlebst hier Deine größten Freuden
Und überwindest alle Leiden.

E. J. P.

Farbige Kieler Häuser.

(Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.)

Durch unser modernes Leben geht ein Bedürfnis nach Freude, ein Wunsch nach Farbenfrische. Denn Farbe ist Freude. Wir spüren diesen Zug im Kunsthandwerk und Gewerbe, in der Wohnungseinrichtung, im Plakat- und Annoncendruck, Kleidung und Buchausstattung. Licht und Lust an der Farbe ziehen überall ein.

Wie aber sieht es mit der Außenseite unserer Häuser aus? Meistenteils recht düster, lehmig, oder grell, rohfarbig. Ziegelsteine und Zement sind zwei Komplimentärtöne, die nicht sonderlich aufheitern. Unter den Fremden und Sommergästen, die während der Kieler Woche unsern Wassersport aufsuchen, wird es manche geben, die daheim erzählen, wie Kiel aussieht. Schmeichelhaft dürfte das Urteil kaum ausfallen! Ein Volksschullehrer aus Hamburg kam hierher und meinte, daß Kiel als Stadt wenig Reiz biete, verglichen mit Städten wie Lübeck oder Danzig, Husum und andern Mittelstädten in der Provinz. Der Mann gehört zur Vereinigung von Lehrern zur Pflege der künstlerischen Bildung. Er hatte recht. Kiel bietet des Schönen wenig, und das Wenige liegt versteckt. Und doch könnte manches hübscher und heiterer werden, als es jetzt ist. Wodurch? Durch einen frischen, bunten Anstrich älterer und neuerer Häuser. Ein wenig „Tünche" an richtiger Stelle kann manchmal Wunder tun. Sollten nicht unser Kunstgewerbeverein, unsere Maler oder unser rühriger Dürerbund sich der billigen Verschönerung der Kieler Straßen annehmen?

Hier nur ein paar Fingerzeige.

Man kann durch farbige Kontrastwirkungen ganze Straßen so verändern, daß die einzelnen Häuser nicht nur in der Nähe, sondern aus der Entfernung in perspektivischer Verkürzung zu lebhaften und doch harmonischen Farbenflecken verschmelzen. Bei Straßen z. B., die nicht ganz gerade laufen, wie etwa unsere Dänische Straße, Fleethörn, Kehdenstraße, Holstenstraße, Klinke, auf dem großen und kleinen Kuhberg, wo eine Häuserwand mehr vorspringt, die andere zurücktritt, da kann man mit richtig gewähltem Farbenanstrich manch Häßliches verdecken, manch Hübsches hervorheben. Biegungen in Häuserreihen laden zur bunten Bemalung der Front- und Seitenflächen ein.

Angenommen, daß ein Haus aus Ziegelsteinen, brandig rot oder gelbgrün, unangenehm auffällt. Wie mildert oder dämpft man es am leichtesten? Durch einen Gegensatz, ein Gegengewicht in Farben. Erhält das Nachbarhaus einen dunkelgrünen oder perlgrauen Anstrich, das nächste vielleicht einen weißen, so ist schon eine fröhliche Abwechselung da. Das vierte Haus mag blau sein, ja, blau, graublau oder grünblau. Es braucht ja nicht gleich Waschblau oder Anilinblau zu sein. Wie einfache Tonkontraste schon beleben, das können wir an unsern neuern Villen in der Umgebung Kiels beobachten, wo zumeist der Dreiklang Weiß, Rot und Grün so lebhaft wirkt. Das Kapitel von der Erziehung zur Farbe sollte auf der Straße und Landstraße beginnen. Es handelt sich dabei nicht darum, etwas Neues zu bauen oder etwas Vorhandenes zu zerstören, sondern nur das Vorhandene zu benutzen und möglichst angenehm zu machen, angenehmer, als es jetzt ist.

Man denke z. B. an die Fensterkreuze und Fensterläden, die gewöhnlich in ihrem stumpfen, dumpfen Ton imitierten Holzes ganzen Hausfronten einen mumienhaften Charakter verleihen. Beispielsweise in der Karlstraße, Muhliusstraße, Bergstraße. Die Holzteile an Fenstern oder Türen mit nachgeahmter Holzfarbe zu streichen, ist im Prinzip verkehrt. Holz mag mit jeder beliebigen Farbe angestrichen werden: weiß, grün, rot, blau, gelb, nur nicht in falscher Holzmaserung. Das ist eine „Lüge." Soll Holz seine Maserung oder seinen Naturton behalten, so mag man es einfach polieren oder beizen. Buntfarbene Fensterläden können (bei alten Häusern besonders) schon beleben oder auffrischen, wenn man den Ton richtig wählt. Denn fröhliche, heitere Farben färben auch das Gemüt des Menschen mit! Unbewußt nimmt der Stadtbewohner etwas von der Stimmung an, die ihn umgibt.

Schmutzig gelbgraue Putzflächen und Backsteinmassen geben ganzen Quartieren einen niederdrückenden, freud- und trostlosen Charakter, und die Menschen, die darin wohnen, nehmen unwillkürlich die düstere Grundstimmung in sich auf. Weckt hingegen unsere Umgebung frischfarbige, heitere Eindrücke, so übt sie auf unsere Gedanken und Gefühle, auf den Verkehr unter einander, ohne daß wir uns vielleicht darüber selber klar werden, einen heitern, belebenden und dadurch guten, sittlichen Einfluß aus. Auf die in hübschen, hellfarbigen Straßen verkehrenden Menschen würden die Wände ihrer Häuser, selbst nachdem der Anstrich längst trocken ist, angenehm „abfärben" in Sitte, Ton, Mienenspiel. Uns mangelt nur Mut und die Gewöhnung an frische, heitere Häuserfarben.

Haben wir jetzt nicht in Kiel einen hübschen, geräumigen Marktplatz? Das alte, einfache Rathaus und die „Persianische Reihe," dazwischen der Durchblick auf den Nikolaiturm. Sollte das gute Alte schon so bald verschwinden? Das wäre schade. Bevor es wirklich baufällig, was noch eine ganze Weile währen wird, können wir es noch manches Jahr farbig auffrischen. Beispielsweise beim Rathaus. Wie leicht wäre dem eine freundlich einladende Außenseite zu geben durch einen lebhaften Dreiklang und zwar in den schleswig-holsteinischen Farben blau, weiß und rot. (Wie, rot? Wirklich ein roter Anstrich? Sind wir denn schon so ganz „rotsozial," daß wir darob auf dem Markt erröten müßten? . . . . .) Nur sachte. Praktisch wäre ein neuer weißer Wandanstrich, dazu blau für die Fensterteile und die Türen; oder ein feines Grünblau für die Mauern, weiß und rot für die Holzteile? Das ginge gut. Dadurch würden der Bogengang und die Fassade der einfach spitzbogigen Anlage gewinnen und farbig gehoben. Doch wie „gräulich" ist der Bau? — Vorderwand und Seitenwand, alles Grau in Grau. — Jüngst hat man doch in der Haßstraße vortrefflich das alte holzgeschnitzte Haus durch bunte Bemalung der Holzteile und Inschriften aufgefrischt! Vor mehreren Wintern erhielt ein Kieler Gasthaus (an der Ecke der Dänischen Straße) einen fröhlichen Farbenanstrich und dazu den laternentragenden Nachtwächter an der Ecknische. Die Farben sind inzwischen abgeblichen. Es möchte bald wieder gestrichen sein . . .

Und unser Kieler Schloß? Ach, das Schloß, in nächster Nähe, vom Wasser oder aus fernster Ferne, so oft wir es ansehen, möchten wir fragen: Muß es denn so düster aussehen? Im 17. Jahrhundert war es eine Zeitlang weiß gestrichen, wie man aus Abbildungen entnehmen kann. Heute sehen die hohen, schweren, ungegliederten Mauern einem Kerker ähnlicher als einem Prinzenschloß. Farben sind Symbole und können manchmal viel ausdrücken. Sollte das Schloß unseres Prinzadmirals für unsern Marinestaat nicht auch ein Wahrzeichen für Alldeutschlands Wehrkraft zur See, ein Zeichen, auf das jeder Kieler freudig blicken möchte, wenn aus dem Grün der Bäume im Schloßgarten auch Türme und Fenster in kräftigen, hellen Farben leuchteten? Braucht die altpreußische Tugend nüchterner Strenge denn gar aus Farbenscheu zur Nüchternheit der Farbe zu werden? Die Preußenfahne ist Weiß und Schwarz, unsere Kriegsflagge hat etwas Rot dazu. Weshalb sollte unser altes Schloß bei irgend einem geeigneten Anlaß nicht ein neues Kleid in diesen drei Farben anziehen dürfen? Es würde viel gewinnen. Farben sind Symbole.

Liebe zur Heimatstadt hat diese Zeilen angeregt. Wer sollte das „alte Nest" nicht lieben, wo man aufwuchs? Im Frühjahr baut und schmückt der Vogel sein Nest, der Bürger läßt sein Haus anstreichen:

„Siehst Du dort den Maler Farben reiben?
Wo man anstreicht, darfst Du ruhig bleiben,
Wo man tüncht, da laß Dich gerne nieder:
Bösen Menschen ist die Farb' zuwider..."

Großstadt ist Kiel geworden. Es könnte vorangehen mit gutem Beispiel für andere Städte in der Provinz: für Schleswig, Neumünster, Flensburg, Hadersleben, Apenrade, ja, bis Heide und Marne, in die Dörfer der Geest und Marsch hinein. Ringsum kann auch in die Ortschaften an der Förde mehr Freude einziehen. Denn Farbe ist Freude.

Weimar. Schölermann.

Hirtenreime.

Zusammengestellt von **G. J. Meyer** in Kiel.

1. Die Scheneſelder gegen die Hirten des Dorfes Siezbüttel:
   Ji Siezbütteler Kanuten,
   Kamt ji man heruten!
   Kamt ji man herdall
   Wi wöllt ju betalen,
   Mit 'n Schweepſtock verhalen. Ahoi!
   (Zeitſchr. f. S.-H.-L. Geſch. XVI. Bd. S. 378.)
2. Ju Oſtſteenbeker Dinger,
   Fleit up 'n Finger,
   Fleit up 'n Dum'n,
   Kamt all to Ruum!
   Hoho, rut!
   Kirchſpiel Steinbek (Suck in Oldesloe).
3. De Appener Dinger,
   De fleit up 'n Finger,
   De tut up 'n (groten) Ton, (Zehe)
   Könnt de Holmer nicks don.
   (Eſchenburg in Holm.)
4. De Appener Huſoren,
   De könnt ſik man woren,
   De könnt ſik man packen,
   Sünſt kriegt ſ' wat in'n Nacken.
   (Eſchenburg in Holm.)
5. De nter Kamucken
   Mütt ſik vör de mter bucken!
   Fürſt. Lübeck.
6. De nter Koſacken
   Hebbt Lüs in'n Nacken,
   Hebbt Flöhn in de Knaken,
   Könnt garnicks maken.
   Fürſt. Lübeck.
7. A—u, a—u, hungerig,
   Kohharrjung is hungerig,
   Het hüt Morgen keen Frokoſt krĕg'n,
   Het to lang in'n Graben lĕg'n!
   Fürſt. Lübeck.
8. Häufiger Ausruf der Hirten:
   Hurrah! Kohſchiet an'n Lellerbalken!
   Fürſt. Lübeck.
9. Dor liggt Sweep un Botterbrot!
   Nu hö' Din Köh fülben!
   (Suck in Oldesloe.)
10. Lat rĕgen, lat geeten,
    Sall mi nich verdreeten.
    (Suck in Oldesloe.)
11. Rĕgenblatt,
    Mak mi nich natt,
    Mak all de ſcheefſchnutigen Wieber nattl
    Se ſeeten achter'n Buſch un eeten wat,
    Ik ſä' to ehr: „Geeſt mi 'n Stück aff!"
    Da geb'n ſe mi 'n Stück verſchimmelt Brot,
    Dat ſmeet ick ehr warrer in'n Schot.
    Da ſlög'n ſe mi up't Schullerblatt,
    O weh, o weh, wa buller dat!
    Brunsbüttel.
12. Eſener Deef,
    Stĕhlt mi den Breef,
    Stĕhlt mi de beſte bunte Koh
    Un treckt dormit na'n Galgen to,
    Von'n Galgen na't Pannkokenfatt:
    Wo ſmackt de olen Eſener Deef dat!
    (Suck in Oldesloe.)
13. Ho, ho, in't Holt!
    De Köſter het ſin Koh verlorn,
    De Preeſter het ſ' in't Solt!
    (Suck in Oldesloe.)
14. De Sünn de geiht ünner,
    De Lüd de ward dümmer,
    De Köh de ward dick,
    Hebt Gras in'e Kiep.
    Halloh, halloh, na Hu—s!
    (Suck in Oldesloe.)
15. Tiggertiggertaſchen!
    N. N. ſin Köh gaht naſchen
    In all den Haber un Gaſſen,
    Dor ſchall dat woll na waſſen.
    De Kohharr wohrt dat Spĕlen,
    De Köh de lehrt dat Stĕhlen.
    De Bur de kummt mit'n Rummelwagen,
    Will all de Köh na de Höll rin jagen.
    (Suck in Oldesloe.)
16. Tiggertiggertaſchen!
    N. N. ſin Köh gaht naſchen.
    Wo gaht ſe denn?
    In N. N. ſin Wiſch.
    De Bur de kummt mit 'n Knüppel up 'n Nack [1])
    Un gifft den Kohharr wat up't Jack.

[1]) oder: De Bur de kummt mit 'n Eeken,
De Jung fung an to queken.
(Suck in Oldesloe.)

Mitteilungen.

1. Himmelsbriefe. (Mitgeteilt von Heinr. Carstens in Dahrenwurth bei Lunden.) Die Himmelsbriefe, so genannt, weil sie dem Volksglauben nach vom Himmel gefallen sein sollen, stammen aus dem christlichen Mittelalter. Sie finden sich noch jetzt in vielen Häusern und werden als ein Heiligtum aufbewahrt. Wer einen solchen bei sich trägt, ist unverwundbar. Wo ein solcher im Hause ist, schlägt das Gewitter nicht ein; doch muß er in den Zwölften dann abgeschrieben sein. Hängt man einer Kuh denselben um den Hals, so kalbt sie leicht. — Im Kriegsjahre 1870 fand ich einen solchen Himmelsbrief auf den Hüttener Parzellen bei Eckernförde, von dem der Bruder der Frau, der den Feldzug gegen Frankreich mitmachte, eine Abschrift bei sich trug, aber trotzdem mit einem lahmen Bein heimkehrte. Derselbe lautete:

Der Glaube muß dabei sein,
Der Brief thut's nicht allein.

1. Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden anno 1579. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über dem Taufbecken zu Ratekau. Sowie man ihn ergreifen wollte, wich er zurück bis 1591, wo jemand den Gedanken faßte, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen. Zu diesem richtete sich der Brief und stand: Wenn einem die Nase blutet, oder er sonst einen blutigen Schaden hat und das Blut nicht stillen kann, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf. Wer dies nicht glauben will, der schreibe diese Buchstaben H. K. J. L. F. auf einen Degen oder auf die Seite eines Gewehrs, (und stecke es auf einen Platz?) so wird man ihn nicht verwunden können. Wer diesen Brief bei sich trägt, der kann nicht bezaubert werden, und seine Feinde können ihm keinen Schaden zufügen. Das sind die heiligen 5 Wunden Christi: H. G. L. G. K., und du bist sicher, daß dir kein falsches Urteil geschehen kann. Wer sonst diesen Brief bei sich trägt, dem kann kein Blitz, kein Donner, kein Feuer oder Wasser Schaden thun. Und wenn eine Frau gebiert, und die Geburt nicht von ihr will, so gebe man ihr diesen Brief in die Hand, so wird sie gebären und das Kind wird glücklich werden. — Wer diesen Segen gegen den Feind bei sich hat, der wird vor Gewehr und Geschütz bewahrt bleiben. Wer dieses nicht glauben will, schreibe ihn ab, hänge ihn einem Hunde um den Hals, schieße nach demselben, so werdet ihr sehen, daß es wahr ist (!!!). — Wer diesen Brief bei sich hat, wird nicht gefangen, noch durch Feindes Waffen verletzt werden, so wahr es ist, daß Christus geboren und gen Himmel gefahren ist, so wahr er auf Erden gewandelt hat.

Alles soll unbeschädigt bleiben!

Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen bei dem lebendigen Gott, im Namen † Gottes des Vaters, † und des Sohnes, † und des heiligen Geistes. — —

Gott mit uns!

Hüttener Parcellen b. Eckernförde.

2. Ein Graf hatte einen Diener. Dem wollte er für B. G. H. Vater das Haupt abschlagen lassen. Wie nun solches geschehen, hat ihm der Scharfrichter dies nicht abschlagen können. Wie nun solches der Graf bemerkt, hat er den Diener gefragt, wie solches zuginge, daß ihm das Schwert keinen Schaden thun könne. Da hat ihm der Diener diesen Brief mit den Buchstaben „L. F. T. K. H. B. K. N. K." gezeigt. Da hat der Graf befohlen, daß ein Jeder diesen Brief bei sich tragen solle. — Wenn einem die Nase blutet, oder solchen blutigen Schaden hat und das Blut nicht stillen kann, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf, so wird sich das Blut stillen, und wenn er das nicht glauben will, der schreibe diese Buchstaben auf einen Degen, oder auf die Seite eines Gewehrs und stelle einen Hund oder sonst ein Tier vor sich hin, so wird er es nicht verwunden können. Wer diesen Brief bei sich trägt, der kann nicht bezaubert werden, und seine Feinde können ihm keinen Schaden thun und zufügen. Das sind die heiligen 5 Wunden Christi: K. H. F. G. K. H. H. S. S. Wer diesen Brief bei sich trägt, dem kann kein Blitz und kein Donner, kein Feuer und kein Wasser Schaden thun. Und wenn eine Frau gebiert, und die Geburt nicht von ihr will, so gebe man ihr diesen Brief in die Hand, so wird sie bald gebären, und das Kind sehr glücklich werden.

Diesen Brief bei sich tragen, ist besser als Gold.

Schwienhusen i. Dithm.

3. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. So wie Christus im Ölgarten stille stand, so soll alles Geschütz stille stehen. Wer dieses Geschriebene bei sich trägt, dem wird nichts schaden. Es wird ihm nichts treffen können von des Feindes Geschütz, und Wasser; denselben wird Gott bekräftigen des Feindes Geschütz; und vor Dieben und Mördern. Er braucht sich nicht vor Pistolen zu fürchten. Alle Gewehre müssen stille stehen; alles Sichtbare und Unsichtbare, so man auf euch loshalten durch den Befehl und Tod Jesu. Es müssen stille stehen alle Sichtbaren und Unsicht-

baren durch den Befehl Michaels in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Gott sei mit mir! Wer diesen Segen gegen den Feind bei sich hat, der wird vor Gewehren geschützt bleiben. Wer diesem Briefe nicht glauben will, der schreibe ihn ab, hänge ihn einem Hunde um den Hals und schieße ihn, so wird er sehen, daß es wahr ist. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen noch von des Feindes Geschütz verwundet werden. So wahr als Christus gestorben und gen Himmel gefahren ist; so wahr er auf Erden gewandelt hat, kann nicht gestochen, geschossen, noch verwundet werden; Fleisch und Gedärme, aber soll mir unbeschädigt bleiben. Ich (be-) schwöre alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt bei dem Gott Vater, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich bitte im Namen unsers Herrn Jesu Christi Blut, daß mich keine Kugel treffen thut, der sei von Gold, Silber oder Blei. Gott im Himmel macht mich von alles frei. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden 1724. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über der Taufe Radagena. Wie man ihn greifen wollte, wich er zurück, bis 1791 sich jemand mit dem Gedanken näherte, ihn abzuschreiben. — Ferner stand darin: Wer am Sonntag arbeitet, der ist von mir verdammt. Ihr sollt am Sonntag nicht arbeiten, sondern zur Kirche gehen und mit Andacht beten. Von eurem Reichtum sollt ihr den Armen geben. Ihr sollt (nicht) sein wie die unvernünftigen Tiere. Ich gebiete euch: 6 Tage sollt ihr arbeiten und den 7. Tag sollt ihr Gottes Wort hören. Werdet ihr das nicht thun, so will ich euch strafen mit teuren Zeiten, Pestilenz und Krieg. Ich gebiete, daß ihr Samstags nicht so spät arbeitet, jedermann, er sei jung oder alt, soll für seine Sünden bitten, daß sie ihm vergeben werden. Schwört nicht bei seinem Namen, begehrt nicht Gold oder Silber, schämt euch vor Menschen Lust und Begierden. So geschwind ich euch erschaffen habe, so geschwind kann ich euch auch verschütten. Seid mit dem Zeugen nicht falsch. Ehret Vater und Mutter und redet nicht falsch Zeugnis wider deinen Nächsten. Wer das thut, dem (gebe) ich Gesundheit und Frieden. Wer dieses nicht glaubt und darnach thut, der ist von mir verlassen und wird weder Glück noch Segen haben. Ich sage euch, da Jesus Christus den Brief niedergeschrieben hat, wer dem widerspricht, der ist verlassen, und soll keine Hülfe haben. Wer diesen Brief hat und nicht offenbart, der ist verflucht von der christlichen Kirche. Diesen Brief soll einer dem andern abschreiben, und wenn ihr so viel Sünde gethan habt, als Sand am Meere und Laub auf den Bäumen, so sollen sie noch vergeben werden. Glaubt gewiß, daß ich den ehre, und wer nicht glaubt, soll des Todes sterben, und seine Kinder sollen des bösen Todes sterben. Bekehret euch, sonst werdet ihr ärgerlich bestraft werden. Ich werde euch am jüngsten Tage strafen, so ihr nicht Antwort geben könnt, ein jeglicher über seine Sünden. — Wer diesen Brief im Hause hat, den soll kein Donnerwetter treffen. Welche Frau diesen Brief bei sich hat, wird leibliche Frucht zur Welt bringen. Haltet meine Gebote, welche ich durch einen Engel gesandt habe im Namen Jesu. Amen.

S. J. S. X. X. H. B. X. N. H. X. H. P. G. H. X. B. G. H. W.

Schwienhusen in Dithmarschen.

2. Volkskundliches über Pflanzen und Pflanzennamen im nördlichen Angeln. Was „Die Heimat" bisher an Volkskundlichem über die Pflanzen und ihre Namen gebracht hat, das entstammt zum überwiegenden Teile solchen Gebieten unserer Heimat, in denen von jeher Niederdeutsch die Umgangssprache des Volkes war. Es dürfte nicht unangebracht sein, zur Abwechslung und zur Ergänzung einmal einen kleinen Beitrag aus einem Gebiete folgen zu lassen, wo das Plattdeutsche sich seine Stellung erst durch Verdrängung der alten einheimischen Sprache hat erringen müssen. Ich meine die Landschaft Angeln und zwar hier speziell das im nördlichen Teile der Halbinsel gelegene Kirchspiel Quern — auf dieses bezieht sich die nachfolgende Auslese in erster Linie. Wie sich's gehört, mögen die Kinder der Frühlingsflora den Reigen eröffnen. Als erste sei unsere Anemone genannt. Fewerblom hört man sie hier noch von manchen Alten nennen, weil man sie ehemals als Mittel gegen das Fieber verwandte. Wer die erste Blüte aß, der blieb von dieser Krankheit verschont. Heute, wo diese ihre Verwendung kaum noch bekannt ist, bezeichnet man sie schlechthin als Witte Holtblom oder ähnlich; manche wissen überhaupt keinen Namen für sie. Etwas später erscheint die Teeblom, Primula, hier vertreten durch elatior L. und acauiis Jacq. und ihre Spielarten. Sie führt ihren Namen daher, weil ehemals ihre getrockneten Blumenblätter unter den Tee gemengt wurden. Als Herrgottshand und Düwelshand bezeichnete man zuweilen die handförmigen Knollen von Orchis latifolia L., der Kuckucksblom. Mit dem bösen Feind bringt man übrigens aus leicht erklärlichen Gründen auch noch die Düwelsblom, Taraxacum officinaie, in Beziehung, öfterer noch Swiensdidsel genannt, da man sie früher und zuweilen auch jetzt noch als Schweinefutter benutzte. Auch der Name Löwenzahn bürgert sich mehr und mehr ein, dagegen ist Hunnblom nicht ge-

bräuchlich. Zu denjenigen Kindren der Flora, die wegen ihres mehr oder weniger massenhaften Auftretens zwischen den angebauten Gewächsen den Menschen einen immerwährenden Kampf aufnötigen, steht mit in erster Linie der Wildkohl, Sinapis arvensis L., der sich hier auf vielen Feldern breit macht, während auf andern wiederum die Böfen Blöme, Chrysanthemum segetum L., — der Sage nach von einem Grundhofer Prediger eingeführt — eine große Last sind. Ein wahres Kreuz für den Landmann ist ferner die Didfel, Cirsium arvense L. Sie hat zwar am Ende der Wurzel einen goldenen Knopf, so groß wie eine Erbse, „awer," so muß sich der Landmann resigniert gestehen, „de is man ni un kriegn." Weniger häufig und daher weniger lästig ist der Schrepp, dänisch Skræppe (Ampfer, Rumex L.), und auch Roggnrölk (Gemeine Schafgarbe, Achillea millefolinus L.), Klint (Kornrade, Agrostemma githago L.), Goosblom (Bellis perennis L.), sowie Kaiser- oder Kornblom (Centaurea cyanus L.) sind erträglich. Auf leichterem Boden findet sich zuweilen an den Ackergrenzen der Kreidorn (Hauhechel, Ononis L.), dessen harte Wurzeln unter Umständen sogar dem Pfluge widerstehen. Als eine für die Wiederkäuer sehr gefährliche Pflanze gilt der Kohdod (Sumpf-Schachtelhalm, Equisetum palustre L.), der hier und da auf sumpfigen Wiesen vorkommt. „De Köh ehr Dod, de Schap ehr Not, de Peer ehr Brot," heißt es von ihm. Daher findet denn auch mit Kuhtod durchsetztes Heu in der Regel nur als Pferdefutter Verwendung. Der verwandte Acker-Schachtelhalm, Equisetum arvense L., dagegen wird Foßswanz genannt. Zu denjenigen Gewächsen, die sich vor Pflug und Spaten auf die unbebauten Flächen zurückgezogen haben, zählt u. a. der Scharntüder, vom dänischen Skarntyde, Schierling, unter welcher Flagge hier aber Chaerophyllum L., der Kälberkropf, segelt. Auch der Wremp (Beifuß, Artemisia L.) liebt ähnliche Örtlichkeiten, ebenso die Burr (Klette, Lappa officinalis All.), von der übrigens ein Stück Wurzel, in der Westentasche getragen, gegen Schweinsdeulen schützen soll. Auch ein paar Namen von Holzgewächsen seien erwähnt. So führt die Ulme, Ulmus campestris L., den Namen Iper, die Rottanne, Picea exelsa Lk., wird, wenigstens von älteren Leuten, noch vielfach als Grann, die Vogeldeere, Sorbus aucuparia L., als Rönn bezeichnet. Wenig salonfähig ist der Name, den der Volksmund den Früchten der Mispel beigelegt hat. Apenmaßen werden sie hierorts genannt, ähnlich wie im Nordschleswigschen und im Süden unserer Heimat. (Siehe „Heimat" 3. Jahrg. S. 44.) Apen ist gleichbedeutend mit offen; die zweite Worthälfte bezeichnet einen gewissen Körperteil, den man umschrieben auch wohl das verlängerte Rückgrat nennt. Übrigens ist die Mispel, deren Früchte bekanntlich in teigem Zustande eine sehr gesunde Speise sind, in hiesigen Gärten gar kein so ganz seltener Baum; neu angepflanzt aber wird er bedauerlicherweise wohl kaum mehr. — Damit möge es für diesmal genug sein. Man sieht, ein gut Teil aller Namen ist noch echt dänischen Ursprungs, andere sind schon mehr lokaler Natur, während noch andere unter dem Einfluß von Handel und Verkehr und vielleicht noch mehr der Schule vom Süden her sich eingebürgert haben. Die Zahl der letzteren ist ohne Zweifel im Steigen begriffen.

Quern. E. Schnack.

Berichtigung. In „Münzfunde auf Kirchhöfen" (Heft 5, S. 124) ist Zeile 4 den statt die norwegischen Löwen zu lesen. Das norwegische Wappen enthält nur einen Löwen.

Quern. E. Schnack.

Bücherschau.

Schleswig-holsteinische Trachtenbilder. Der Verlag der „Fliegenden Blätter" (Braun und Schneider, München) hat in den Münchener Bilderbogen soeben eine Sammlung „Zur Geschichte der Kostüme," 119 Bogen mit 476 Kostümbildern aus verschiedenen Jahrhunderten, abgeschlossen, die hier erwähnt werden muß, weil auch unsere Heimat Berücksichtigung gefunden hat. Schleswig-holsteinische Trachten (vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart) bringen die Bogen „Kostümbogen Nr. 63, 97, 108, 116." Die älteren Kostüme sind anscheinend nach den Zeichnungen zu den Kartenwerken von Braun, Piscator u. a. entworfen. Leider sind aus diesen Quellen die alten und irreführenden Bezeichnungen übernommen, die hier zu berichtigen sind: Upford = Föhr, Eiderstadt = Eiderstedt, Stappelhall = Stapelholm, Haderstedt = Hattstedt. Wir freuen uns, daß diese sehr schätzenswerten Beiträge zu unserer heimatlichen Kulturgeschichte auf diese Weise erhalten werden, und wünschen ihnen reiche Verbreitung bei alt und jung. Die Bogen kosten einzeln 10 ₰ (schwarz) und 20 ₰ (koloriert).

Kiel-Gaarden. Ludwig Andresen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

Verlag von Grefe & Tiedemann, Hamburg.
Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Dannewerk in Geschichte und Sage

nebst Führer durch das Dannewerk

von H. A. C. Philippsen und C. Sünksen.

Zweite, bedeutend erweiterte Auflage des „Führers durch das Dannewerk" mit 5 Ansichten und 4 Karten.

Preis 2 Mark.

Zu kaufen gesucht
1 Cilicius Cinelea Ditmarcia.
K. Rose, Meldorf.

Runensteine.

Carl Sünksen, Bildhauer,
Schleswig, Plessenstr. 6,
empfiehlt Nachbildungen aller in u. bei Schleswig gefundenen Runensteine in verschiedenen Größen. (Material: Alabaster.)

Reliefkarten vom Dannewerk und der „Oldenburg" (Hedeby).

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Anfr. mit Rückmarke.
Rossau pr. Plön (Holstein).
Jürgen Schröder.

Lebende Terrarien-Tiere!
Liefere in gesunden, kräftigen Exemplaren:
Griechische Landschildkröten, Sumpfschildkröten je nach Größe 50 Pfg. bis ℳ 3.—,
Chamäleone ℳ 2.— bis 4. —, ferner viele Arten Schlangen, Eidechsen usw.
Liste gratis.
Paul Ringler, Vertrieb überseeischer Naturalien
Halle a. S., Victoriaplatz 1.

Einrahmung

von Ölgemälden, Kupferstichen, Gravüren, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.
Wilh. Heuck Nachf. (Inh. H. Kock),
Kiel, Holstenstraße 75.

Einbanddecken

für
„Die Heimat,"
für Einzel-Jahrgänge à 60 ₰,
für Doppel-Jahrgänge à 80 ₰.
Bestellungen mit Angabe der gewünschten Jahreszahlen unter Einsendung des Betrages (ev. auch in Marken) an den Expedienten oder den Kassenführer.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von 5 Pfg. an
Schrift nach Angabe. Muster frei.
Nicol. Kißling, Vegesack.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,
Brunswiekerstraße 35 a
erwarb die Restvorräte und empfiehlt:
Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.
Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

Technikum Eutin.

Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse z. Verkürzg. d. Studiums.
Progr. gratis. Dir. Klücher.

A. F. Jensen,
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

Neu! Andalusischer Neu!
Orangenblüten-
Honig!!
Übertrifft durch sein wundervolles Aroma u. seinen köstlichen Geschmack jeden andern Honig der Welt.
Garantiert absolut naturreines Bienenprodukt! *Keine Nachnahme! Erst prüfen, dann zahlen!* Begeisterte Lobschreiben von ersten Honigkennern!
10 Pfd.-Dose M. 10.—; 5 Pfd.-Dose M. 6.25 franko u. zollfrei ins Haus.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma).
Für Bestellung genügt 10 Pfg.-Karte.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde.

Ostseebad See- und Borby Eckernförde Luftkurort

in reizender Lage am Eckernförder Meerbusen.

Billiger, angenehmer Sommeraufenthalt. Von Ärzten bestens empfohlen. Von Kiel in einer, von Hamburg in drei Stunden zu erreichen. — Nähere Auskunft und Prospekte gratis durch **den Vorstand des Verkehrs-Vereins.**

L. Handorff, Kiel

Graphische Kunstanstalt

mit neuesten Satz- und Druckmaschinen ausgerüstet, empfiehlt sich zur Herstellung von:

Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork. **Druckarbeiten.**

Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.

120 Angestellte.

Spezial-Werkstatt für **Plankton**-Gerätschaften. **Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(13) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Schildkrötenpanzer

60—80 cm lg. 5—10 M, Haifischrachen, Sägehaifägen, echte Bären u. Löwenkrallen, ferner Geweihe jeder Art offerieren billigst Weise & Bitterlich, Ebersbach-Sa. Ankauf v. Damhirschgeweihen u. Abwürfen.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Aug. Junge,

Färberei

und chemische Reinigungsanstalt

Kellinghusen.

Gegründet 1724.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Weinhandlung,

empfehlen ihre gutgepflegten **Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine. Rum, Cognac, Whisky.**

Albert H. Bergh & Co.

Ansgaritorstr. 22 Bremen n. d. Gewerbehaus.

Lehrmittel-Vertrieb

Bezugsquelle für Lehrmittel u. Schuleinrichtungs-Gegenstände jedes Unterrichtszweiges.

Anstalt für den modernen Natur- und Zeichenunterricht.

Einrichtung ganzer Schulen — Kostenanschläge gratis.

Man verlange kostenlose Zusendung von Spezial-Katalogen.

Referenzen vieler Behörden und Schulen.

Dem Juliheft ist ein Prospekt des Verlags von Strecker & Schröder in Stuttgart beigegeben. Wir empfehlen ihn der besonderen Beachtung unserer Leser!

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 21.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 8. August 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Ekmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. v. Fischer-Benzon, Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek in Kiel. — 2. Andresen, Trolbnrg. (Mit Bildern.) — 3. Grundsätze für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. — 4. Lembke, Hochdeutsch und Plattdeutsch. III. — 5. Schröder, Stimmen der Heide. (Gedicht.) — Wiedenfeld, Eine Kindtaufe in Nordschleswig (Kirchsp. Hügum) vor 40 Jahren. — 7. Christiansen, Die Halligflora. — 8. Mitteilung. (Mit Bild.)

Vereinsgabe 1907, die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Ugleisee,

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**,
wurde bisher in **295** großen und **88** kleinen Exemplaren bezogen. Weitere Bestellung nimmt der Unterzeichnete entgegen. (Vgl. „Heimat" 1907, Heft 1 u. 2.)

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 25. Juli 1907. **F. Lorentzen,** Kassenführer.

Mitteilungen.

1. In der **handschriftlichen hamburgischen Chronik Hannibals** befindet sich 1654 folgende interessante Notiz: „In der Stillen wochen kam der König von Denemarck Friderich III. in Altona und verfügte sich nahe dieser Festung, wilto zwischen Millern- und Dammthor, die Königin war incognito in der Stadt; im wegfahren ward ihr zu ehren daß Geschütz gelöset. Den 30 Martz waren sie zu Ihrer Kgl. Maj. hinauß, alß Herr Penshorn und Herr Diedrich Müller [1]) und namen mit 2 Ohm Wein, 2 To Bier, 2 Lächse, 1 Stör, 4 Lämmer, 2 Hämmel, 1 Kalb."

Hamburg-Hamm. Robert Körner.

2. Die goldenen Hörner von Gallehnus. Die „Tond. Nachr." schreiben: „Zwei dänischen Gelehrten, dem Direktor Dr. phil. Sophus Müller vom Nationalmuseum in Kopenhagen und dem Schulinspektor Lauridsen, ist es in letzter Zeit gelungen, in Gallehuus die Stelle festzustellen, wo 1639 und 1734 die goldenen Hörner gefunden wurden. Danach lag die Stelle zur Seite des alten Königsweges, einer der ältesten Straßen des Landes. Der Weg ist inzwischen durch Verlegung verschwunden, und nur noch in der Heide deuten einige Wagenspuren auf seinen Verlauf hin. Außer den Angaben in den auf den Fund bezugnehmenden Dokumenten im gräflich Schackschen Archiv und sonstigen Quellen trug vor allem die Angabe eines 85jährigen Mannes zur Feststellung bei, der sich aus seiner Jugend noch genau erinnern konnte, wo das inzwischen verschwundene Wohnhaus des Mannes lag, der 1734 das zweite Horn fand. Lehnsgraf Schack beabsichtigt, die Stellen nun dauernd durch Errichtung eines Denksteins festzuhalten." Eine Bestätigung dieser Mitteilung konnte ich bisher nicht erhalten. Da-

[1]) Hamburger Ratsherren: D. Penshorn, Licentiat, und D. Moller, Licentiat.

gegen ist folgendes zu berichten: Im verflossenen Winter ist auf Veranlassung des Grafen Schack auf dem in der Skizze Heft 9 dieser Zeitschrift, Jahrg. 1906, S. 225, mit 8 bezeichneten Orte längere Zeit nach dem großen Steine (a. a. O. Seite 224) gegraben worden. Man fand schließlich einen solchen, ließ ihn von Pferden herausziehen und richtete ihn dann an der Fundstelle auf.

Kiel-Gaarden. Ludwig Andresen.

Bücherschau.

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor **Dr. K. Kraepelin.** Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, 1905. (VI und 175 S.) 8°. Preis geh. ℳ 1,—, geb. ℳ 1,25. — Dieses kleine Werk umfaßt in gedrängter Kürze den Inhalt eines Vortragszyklus, den der Verfasser, Direktor des Zoologischen Museums in Hamburg, dort im Wintersemester 1904/5 gehalten hat. Das rege Interesse, das die Ausführungen im Kreise der Hörer fanden, und der Gedanke, durch diese, wenn auch in großen Zügen gehaltene, in der Gliederung ihres Aufbaues manches Neue bietende Skizze auch anderen zu nützen, veranlaßten die Herausgabe der gesammelten Vorträge als 79. Bändchen in der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt." Der Stoff ist in 5 Hauptabschnitte gegliedert, deren Überschriften lauten: I. Die Beziehungen der Geschlechter zueinander. II. Die Beziehungen zur jungen Brut. Familie. III. Die Beziehungen der Individuen derselben Art zueinander (Schwarm, Herde, Staat). IV. Die Beziehungen verschiedener Tierarten zueinander. V. Die Beziehungen der Tiere zu den Pflanzen. In schöner, klarer Darstellung wird dem Leser eine Vorstellung von der Gesetzmäßigkeit geboten, nach der sich das Leben in der organischen Welt vollzieht; es wird ihm ein Einblick gewährt in die vielseitigen Anpassungen und Rücksichten, die es dem Einzelwesen ermöglichen, im allgemeinen Kampf ums Dasein sich zu behaupten und den Fortbestand seiner Art zu sichern. Das Büchlein wird allen willkommen sein, die als Lehrer oder Naturfreunde der modernen Biologie ihr Interesse zuwenden, umsomehr, als bei den einzelnen Abschnitten die wichtigsten einschlägigen Werke zu weiterem Studium aufgeführt sind.

F. Lorentzen.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

O. Schwindrazheim, Kunstwanderbücher. 1. Bändchen: Unsere Vaterstadt. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1907. Preis geh. 1,20 ℳ, geb. 1,80 ℳ. — H. Jacobsen, Ebbe und Flut. Erzählung aus der Zeit der Befreiung Schleswig-Holsteins. Flensburg, Verlag von G. Soltau. — Aus dem Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig: M. Otto, Glück und Glas. Novellen; E. Emmerich, Lastende Seelen. Novellen; G. Kurt, Novellen; E. Vockeradt, Im Nebel. Novelle; P. Kunad, Gedichte und Aphorismen; H. Graef, Deutsche Volkslieder. Eine ästhetische Würdigung.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

347. Ahlendorf, Maschinist, Kiel. 348. Busch, Ingenieur, Pinneberg. 349. Groß, Egmont, Hamburg, Ritterstr. 122a. 350. Husen, Wegemeister, Rellingen. 351. Koberg, Chr., Barbier, Kiel, Gerhardstr. 9. 352. Frl. Schütte, Lehrerin, Kiel, Fleethörn 41.

Zur Nachricht:

1. Kaum haben wir die Schwelle des zweiten Halbjahrs überschritten, und schon hat die Zahl der bis jetzt neu hinzugekommenen Mitglieder die Summe der Jahresmeldungen aller früheren Jahre überholt, wie folgende Übersicht beweisen mag:

1902: 154 Mitglieder	1905: 267 Mitglieder
1903: 186 „	1906: 273 „
1904: 210 „	**1907, im 1. Halbjahr 352 Mitglieder!**

   Gleichzeitig zeigt die Tabelle die von Jahr zu Jahr stetig wachsende Zahl neu hinzutretender Vereinsmitglieder, ein erfreuliches Zeichen gedeihlicher Vereinsarbeit. Ob wir in diesem Jahre die Mitgliederzahl 3000 noch erreichen werden? Wer hilft mit?
2. Die Anträge auf Beschaffung der vergriffenen Einzelhefte 1906, Nr. 3 u. 4 häufen sich. Wem doch nichts daran liegt, den Jahrgang 1906 geschlossen aufzubewahren, der wird gebeten, die genannten Hefte zum Preise von 30 Pf. dem unterzeichneten Schriftführer einzusenden.

Kiel, 24. Juli 1907. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barsod.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 8. August 1907.

Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek in Kiel.

Von Prof. Dr. **R. v. Fischer-Benzon**, Landesbibliothekar.

Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek verdankt ihre Entstehung dem ersten Landesdirektor unserer Provinz, dem am 5. Februar 1897 verstorbenen Herrn W. v. Ahlefeld. Dieser hat eigenhändig den ersten Katalog der Bibliothek geschrieben. Seit 1873 hat die Provinz größere und kleinere Büchersammlungen aus dem Nachlasse von Gelehrten und Beamten erworben. Das erste größere Geschenk fiel der Bibliothek im Jahre 1881 zu. Geheimrat A. L. J. Michelsen, bekannt durch seine Tätigkeit auf dem Gebiete unserer Landesgeschichte, hatte durch Testament „seinem Heimatlande Schleswig-Holstein seine historische und schleswig-holsteinische Bibliothek, zusammen 3000 Bände" vermacht „mit dem Wunsch und in der Hoffnung, daß seine Sammlung die Grundlage und der Anfang einer größeren schleswig-holsteinischen Landesbibliothek sein möge." Anfang der Bibliothek wurde diese Büchersammlung allerdings nicht mehr, aber zu ihrer Grundlage darf man sie immer noch rechnen. Die Abteilungen Weltgeschichte, historische Hülfswissenschaften und deutsche Geschichte bestehen im wesentlichen aus Büchern des Geheimrats Michelsen, und würden ohne seine Schenkung sehr viel weniger reichhaltig sein.

Michelsens Vermächtnis hat also dazu beigetragen, der Bibliothek einen etwas umfassenderen Charakter zu geben. In demselben Sinne war aber auch Herr Landesdirektor v. Ahlefeld tätig, indem er Werke allgemeineren Inhalts in größerer Zahl anschaffte, und das womöglich von ihrem ersten Bande an. Dahin gehören: Preußische Statistik, Statistik des Deutschen Reichs, Preußische Jahrbücher, Petermanns Monatshefte, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen und anderes mehr. Inzwischen hat sich durch Schenkung und Ankauf die historische und landeskundliche Literatur über Schleswig-Holstein so bedeutend vermehrt, daß diese durchaus als der Hauptbestandteil der Bibliothek angesehen werden muß.

Der erste gedruckte Katalog der Bibliothek erschien 1898 unter dem Titel „Katalog der Provinzialbibliothek für Schleswig-Holstein." Gleichzeitig wurde dem größeren Publikum ein Lesezimmer im Gebäude der Provinzialverwaltung, Fleethörn 56, am Mittwochnachmittag geöffnet. Infolgedessen stieg die Benutzung der Bibliothek recht erheblich. Da dem Landesbibliothekar jetzt ein Gehülfe für die Vormittagsstunden beigegeben ist, so steht es dem Publikum nunmehr auch frei, die Bibliothek vormittags von 10—1 Uhr zu benutzen, bei Anwesenheit des Bibliothekars von 10—2 Uhr. Die Benutzungsordnung ist am Schlusse dieser Bemerkungen abgedruckt.

Digitized by Google

Soeben ist der erste Nachtrag zum Katalog von 1898 erschienen, der ziemlich von gleicher Stärke ist wie das Hauptwerk (jedes Buch enthält über 1000 Seiten).[1]) Wer genauere Nachrichten über die Bibliothek sucht, findet diese als Einleitung zum Katalog und zum Nachtrag, auf die daher hiermit verwiesen sein mag. Hier sollen einige andere Punkte berührt werden.

In kleineren und größeren Orten unserer Heimatprovinz erscheinen oft Arbeiten zur Landeskunde, deren Besitz für die Landesbibliothek sehr wertvoll sein würde, die aber nicht zu erwerben sind, weil die Verfasser es unterlassen, ihre Arbeiten bei der Zentralstelle in Leipzig anzumelden. Sie gelangen also nicht in die von der Verlagsbuchhandlung J. C. Hinrichs herausgegebenen wöchentlichen Verzeichnisse, und deshalb auch nicht in die Bücherlexika. Manche von diesen Schriften hat die Landesbibliothek erwerben können, weil sie durch ihre Freunde darauf aufmerksam gemacht wurde, aber viele sind offenbar nicht in ihren Besitz gelangt. Es ergeht daher an alle, die sich für unsere Heimatsgeschichte interessieren, die Bitte, auf solche Schriften zu achten und der Landesbibliothek Anzeige davon zu machen.

Wer unsere Schriftstellerlexika in die Hand nimmt, muß bei vielen Autoren staunen über die große Zahl der von ihnen verfaßten Schriften. Versucht man dieser habhaft zu werden, so zeigt sich, daß das keineswegs leicht ist, oft sogar unmöglich erscheint. Tatsache ist, wie neuerdings die Arbeiten am Gesamtkatalog der Preußischen Bibliotheken ergeben haben, daß viele, und nicht bloß ältere Bücher in den elf größeren Preußischen Bibliotheken nur in einem einzigen Exemplar vorhanden sind. Bücher scheinen also wirklich zu verschwinden. Nun finden sich aber in vielen Häusern auf dem Boden oder in Abseiten Kisten und Schränke mit Büchern und Druckschriften. Gelegentlich wird der Inhalt solcher Kisten als wertlos vernichtet. An die Leser der „Heimat" ergeht daher die dringende Bitte, überall wo sie derartige ältere Bücherbestände entdecken sollten, darauf hinzuwirken, daß diese nicht vernichtet, sondern der Landesbibliothek überwiesen werden. Diese will gern anständig dafür bezahlen, ist aber auch bereit, ein Tauschgeschäft gegen ihre Kataloge einzugehen.

Schon mancher hat für seine Arbeiten das erforderliche Material in der Landesbibliothek finden können, mancher aber auch nicht alles gefunden, was er suchte. Die Bibliothek ist ja noch jung und sammelt planmäßig erst seit etwa 10 Jahren. Begreiflicherweise hat sie also noch manche Lücken. Für jeden aber, der für die Erforschung unserer Heimat arbeitet, ist es wichtig, daß sie möglichst vollständig werde, und jeder hat dann gewissermaßen die Pflicht, selbst etwas für diese Vervollständigung zu tun. Die Wege dafür sind soeben angedeutet und auch schon von verschiedenen befolgt. Hier wie auf anderen Gebieten kann das Zusammenarbeiten von Vielen reiche Frucht tragen.

Benutzungsordnung
für die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek in Kiel.

1. Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek verleiht unentgeltlich Bücher an jeden selbständigen Bewohner der Provinz, der durch seine Stellung oder seine Persönlichkeit die Gewähr bietet, daß er die entliehenen Bücher gut behandelt und zurückliefert.

2. Unselbständige Personen sind von der Benutzung der Bibliothek im allgemeinen ausgeschlossen; jedoch können sie mit besonderer Erlaubnis des Landeshauptmanns gegen einen Bürgschaftsschein ihrer Eltern oder Vormünder zugelassen werden.

[1]) Das Hauptwerk sowohl wie der Nachtrag sind durch die Landesbibliothek für den Preis von je 2 ℳ zu beziehen; Auswärtige haben je nach Entfernung ihres Wohnortes 25 oder 50 Pf. für Porto hinzuzufügen.

3. Außerhalb der Provinz wohnende Personen können nur mit besonderer Erlaubnis des Landeshauptmanns Bücher entleihen.

4. Werke zum Nachschlagen, Prachtwerke, Seltenheiten, Unterhaltungsschriften, Reisehandbücher, lose Kartenblätter und ältere Jahrgänge von Zeitungen dürfen im Lesezimmer der Bibliothek eingesehen, aber nicht mit nach Hause genommen werden.

Von Zeitschriften und periodischen Werken darf nicht die ganze Reihe der erschienenen Bände auf einmal ausgeliehen werden.

5. Die Zeit für das Entleihen eines Buches beträgt in Kiel 6 Wochen; für Auswärtige kann sie bis auf 12 Wochen und mehr ausgedehnt werden.

6. Außerhalb Kiel Wohnende haben das Porto für Hin- und Hersendung der Bücher und die Kosten der Versicherung der Sendung zu tragen. Außerdem haben sie bei der Rücksendung 20 Pf. in Freimarken als Vergütung für das Verpacken beizufügen. Bei Versendung in Kisten erfolgt eine entsprechende Erhöhung der Verpackungsgebühr. — Die der Sendung beigelegte Empfangsbescheinigung ist von dem Empfänger *sofort* zu unterschreiben, zu frankieren und auf die Post zu geben.

7. Jeder Entleiher eines Buches verpflichtet sich, es *nicht weiter* zu verleihen, es unbeschädigt zurückzuliefern und einen etwa entstandenen Schaden zu ersetzen.

Ein Buch gilt schon als beschädigt, wenn darin mit Tinte, Blei-, Blau- oder Rotstift, mit dem Fingernagel oder durch Umbrechen von Blättern Zeichen angebracht sind.

8. Wird ein Buch nicht nach Ablauf der in § 5 angegebenen Fristen zurückgeliefert, so erfolgt eine Mahnung durch eine Postkarte, und ist diese ohne Erfolg, durch einen unfrankierten Brief. Für eine Mahnung ist eine Strafe von 10 Pf., für eine wiederholte eine solche von 20 Pf. zu zahlen.

Kiel, den 23. Mai 1907. **Der Landeshauptmann.**

Troiburg.

Von **Ludwig Andresen** in Kiel-Gaarden.

In der Gemeinde Wiesby, etwa 1½ Meilen nordwestlich von Tondern und kaum 1 Meile von der Nordsee entfernt, liegt der alte Herrenhof Troiburg, der, einst urdeutsch, nun seit Jahrzehnten in dänischen Händen ist. 1851 kam Troiburg in den Besitz des Dänen K. L. Knudsen (1806—66), dessen Sohn H. A. Knudsen (* 1831) mehrfach Reichstagskandidat der Dänischgesinnten im Kreise Tondern war. Im vorigen Jahre wurde das Gut für 500 000 Kronen (ohne Viehbestand) an den dänischen Großkaufmann und Landthingsabgeordneten Holger Petersen in Kopenhagen und von diesem an den Landmann Hoyer (Törnumgaard) verkauft.

Für uns hat Troiburg besonderes Interesse, weil in dem herrlichen Gutspark sich die Reste des ehemaligen Schlosses, die die schönste und gewaltigste Ruine unserer Heimat bilden, in stiller Abgeschiedenheit verbergen. Selten nur sieht die Ruine Besucher in ihren Mauern. Wer aber einmal einen Blick getan hat in diese kleine einsame und dabei so erhabene, ehrwürdige Welt, den zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder dahin.

Die Leser wollen mich freundlichst in Gedanken auf meiner Troiburgfahrt an einem schönen Julitage des vergangenen Jahres begleiten. Man gelangt nach Troiburg am bequemsten von Tondern aus und zwar mit der Bahn Tondern—Hvidding. Nach einer Fahrt von wenigen Minuten erreichen wir die Station Wiesby, ein Stationsgebäude in der üblichen tristen, geschmacklosen Bauart. Unser Weg führt nach Westen. Heiß und sengend liegt die Sonne auf der lautlosen Straße; ein leise flackernder Westwind sucht uns die Schweißperlen von der Stirn zu fächeln. Rechts und links flankieren hohe, mit ihren langen Ästen sachte schwankende Kiefern ein Stückchen des Weges. Den Wallsaum kleidet die Erica mit ihren schönen violetten Blüten, und wo heller Sand durchschimmert, fleckt der hellgelbe Ginster. Da rasselt vor uns ein

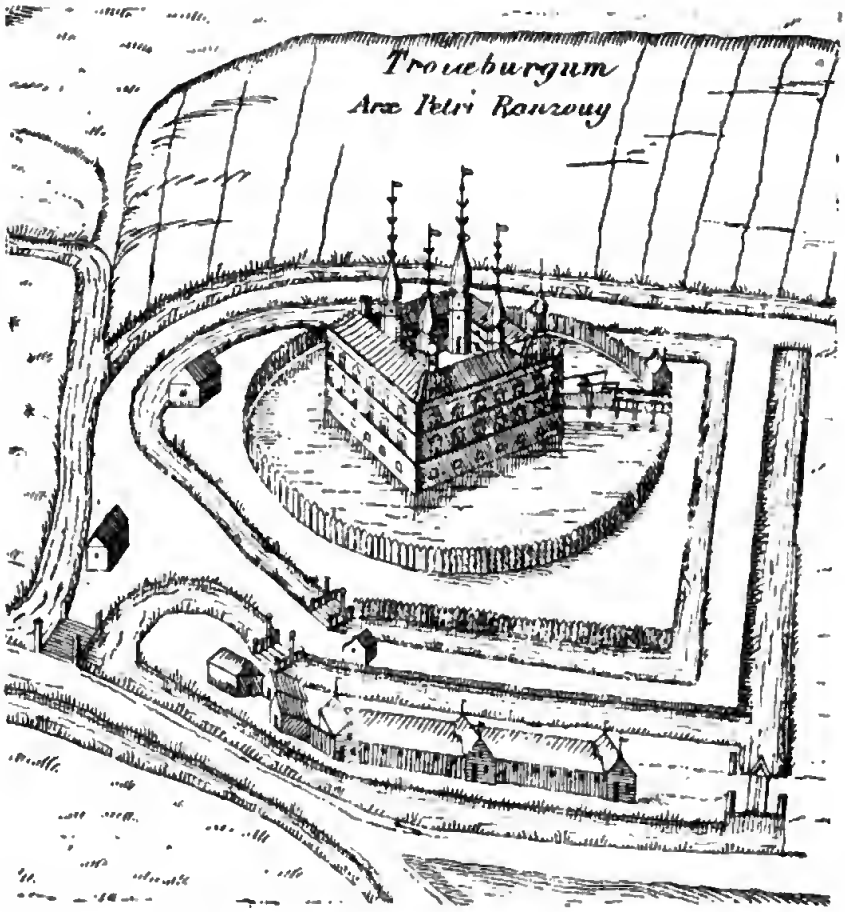


Fig. 1. Troiburg um 1600. (Nach Braun.)

Wagen: ein Torfbauer fährt zur Stadt; gemächlich und ſchnaufend ziehen zwei prächtige Ochſen den mit Torf hochbepackten Wagen, auf dem der Heidebauer verſchlafen hockt. Wenige Schritte noch, und wir queren die Dorfſtraße von Wiesby. Das Schulhaus zur Linken laſſend, verfolgen wir einen Feldweg, der uns durch ein in leichten Wellenlinien wogendes Kornfeld und dann über Wieſen führt, auf denen ſtattliche Rinder graſen. Bald ſind wir auf einer Höhe und ſchauen hinaus in eine weite, ſcheinbar ins Grenzenloſe ſich verlierende Ebene. Dort grünleuchtende Wieſen, vereinzelt ein Haus, Kornfelder, und dahinter dehnt ſich die weite Fläche, in der Ferne immer tiefbrauner ſich färbend. Zur Linken erſpähen wir die hinter einer zarten blauen Dunſtwand verſchwimmenden Umriſſe einer Mühle, einer Kirche und eines Dorfes. Unmittelbar vor uns aber liegt, faſt wie eine Oaſe, in der Mitte der einförmigen Landſchaft ein inſelartiges Wäldchen, in das ſich ein langgeſtrecktes, retgedecktes Haus mit leuchtend weißen Mauern hineinſchmiegt. Wir ſtehen dicht vor unſerem Ziele.

Das Gut Troiburg liegt vor der Ruine, rings von Waſſer umgeben. Das Herrenhaus und die Stallungen umſchließen im Rechteck den großen Hofplatz. Im Hintergrunde des Hofes, gegenüber vom Herrenhauſe, an dem die alte Glocke des Schloſſes hängt, befindet ſich das Torhaus, durch das man gleich zur Ruine gelangt. Die Erlaubnis zur Beſichtigung der Ruine wird uns in liebenswürdigſter Weiſe erteilt und zugleich auch ein Gang durch den Gutspark gern geſtattet. — Unſere baumarme Weſtküſte hat von Huſum bis zur Grenze nur zwei große Parks aufzuweiſen, nämlich in Mögeltondern und

Troiburg. Hinter dem für die Westküste einzigartigen Schackenburgischen Schloßgarten muß der Troiburger freilich zurückstehen. — Nach der Wanderung auf dem schattenlosen Wege empfinden wir den kühlen Schatten der alten Baumriesen im Troiburger Park ungemein angenehm, und der Gang durch den musterhaft gehaltenen Obstgarten, vorbei an dem Tennisplatz und dem efeuumrankten Pavillon, der ein Ölgemälde des früheren Schlosses birgt, auf den sauberen, breiten Parkwegen ist sehr reizvoll und lohnend. An der Außenseite des Parks, im Westen, liegt die Ruine, nur dem Nahestehenden sichtbar von zwei breiten Gräben, über welche zierliche Brücken führen, rings umgeben, also auf einer Insel. Wie aus dem Sagendunkel treten aus dem dichten Laubkranz der mächtigen Bäume die altersgrauen Mauerreste uns immer klarer entgegen. Es flüstert in den hohen Buchenzweigen von längst vergangenen Zeiten, als Ritter und Jungfrauen im Rundtanz sich vergnügten und auf den schattigen Parkwegen ergingen, von lustigen Turnieren und Gelagen, von Klagen schwerbedrückter Bauern, von dem Wechsel der Tage, vom Glänzen und Vergehen aller Dinge. Wer zu denen gehört, die vieles hergeben möchten für die geringste Spur von mittelalterlicher Romantik, für die winzigste kleine Ruine, wird mit Entzücken das Stück Vergangenheit, das Troiburgs Ruinen bieten, erblicken. Hoch ragt im Hintergrunde die ganz stehen gebliebene Westwand mit hohlen Fensteröffnungen auf; die übrigen Außenmauern sind nur im Untergeschoß erhalten. Hinter dem Zugang ist die prachtvoll wirkende Portalkrönung

Fig. 2. Troiburg im Jahre 1797.
(Zeichnung von Th. A. Jensen. Photographie von Bödewadt-Tondern.)

Digitized by Google

aufgerichtet. Die ganze Ruine iſt umwoben von üppigſtem Grün und ein beredtes Zeugnis von entſchwundener Macht und Pracht. Omnia vanitas — wie ſehr iſt dieſer Spruch an Troiburg wahr geworden!

Eine eingehende Darſtellung der Geſchichte Troiburgs gehört nicht hierher. In ſeinem „Der Kreis Tondern. Bilder aus der Erdkunde und Geſchichte des

Fig. 3. Blick auf die Ruine von Weſten.

Kreiſes“ bringt Ottſen unter Benutzung von den in wiſſenſchaftlichen Veröffentlichungen enthaltenen Nachrichten eine umfaſſende Zuſammenſtellung der Schickſale des Schloſſes. Wertvolle urkundliche Beiträge zur Geſchichte Troiburgs und des Landes birgt übrigens, wie wir u. a. aus Arbeiten in den „Sønderjydſke Aarbøger“ erſehen können, das Troiburger Gutsarchiv. Hier wird eine kurze Zuſammenſtellung genügen: Der Bau, deſſen Ruinen uns jetzt vor Augen ſtehen, iſt 1580 aufgeführt, nachdem Troiburg an die Ranzaus gekommen war. Wie alt die frühere Burg war, läßt ſich nicht feſtſtellen. Um 1350 ſind die mächtigen Lembeks Herren von Troiburg, um 1400 ſchon wird es aber an Dänemark verkauft und bald an den Biſchof von Ripen verpfändet. Mit der Reformation fällt es an den König, der es ſpäter dem genialen Feldmarſchall Daniel Ranzau verleiht. Nach deſſen Tode erhält es Peter Ranzau, der ſich nachher mit Daniels hinterbliebener Braut Katharina von Damme verheiratet. Dieſer iſt der Erbauer des Schloſſes 1580. Die Bauern der Umgegend führten ſpäter bittere Klage über die übermäßigen Frondienſte, zu denen Peter ſie beſonders während des Schloßbaues gezwungen hatte. Nach langen Erbſtreitigkeiten wurde dann Goſche Ranzau zu Neuenhof Beſitzer von Troiburg; ſein Leben wurde aber durch unaufhörliche Kämpfe mit den Bauern verbittert. Später kam das Gut durch Heirat an die Familie von Buchwald. Der Archivzeichner Sören Abildgaard, der 1775 Troiburg beſuchte, bemerkte in ſeinem Tagebuche (Sønderj. Aarb. 06, S. 114): „Schloß Troiburg hat vier Türme und iſt ein ſchmucker, anſehnlicher, alter, grundgemauerter Bau, von Gräben umgeben, gebaut auf moraſtigem Grund auf Pfählen und Mauern. Der Bau ruht daher auf ſtarken Kellergewölben. Er iſt aufgeführt von Peter

Rantzau .... Über dem Schloßtor nach der Zugbrücke hinaus sieht man eine Inschrift und Peter Rantzovs und Catarina von Dahms Wappen väterlicherseits, in ihrem Wappen quer horizontal ein fliegender Fisch und auf dem Helme 4 schmale Schmuckfedern. Gegenwärtige Besitzer sind Kammerherr Carl Adolf von Plessen und Frau Ida Hedevig von Buckwald. Im Tor, das aus Eiche ist, sieht man Löcher, die die Schweden in Kriegszeiten hineingeschossen haben. Daß Troiburg oder der Ort und Grund in ältesten Zeiten von Meer und Sumpf umgeben gewesen ist, erkennt man deutlich aus dem großen umliegenden Geestlande und aus der Au und ihren Zweigen, die dasselbe durchfließen, doch scheint hier trockenes und etwas höheres Land an der westlichen Seite gewesen zu sein." — Kurz darauf wurde Troiburg von Kanzleirat Holst erworben. Die hier veröffentlichte Zeichnung von Th. A. Jensen aus dem Jahre 1797 befand sich später im Besitz der Familie Knudsen. In dem 2. Berichte der Schl.-H.-L. Gesellschaft für die Erhaltung vaterl. Altertümer wird Troiburg 1837 so beschrieben: „Es ist ein schwerfälliges Gebäude, ein Schloß im alten Stil mit vier hohen Türmen, vier Flügelgebäuden und dem Hofe, durch ein kolossales Pfortportal geschlossen. Der breite Burggraben umgibt das Schloß dicht an dem Fuße der Mauer, über denselben führte eine große, sehr antike Zugbrücke, die jetzt durch eine lange, auf gemauerten Bögen ruhende Brücke ersetzt ist. Das Burgverließ, tief unter dem Schloßgraben erbaut, ist noch

Fig. 4. Zugang zur Ruine.
(Photographie von Möller-Lügumkloster.

unverändert erhalten, mit Ketten, mit Fuß- und Armfesseln, die an einem gemauerten Pfeiler befestigt sind. Ebenso die Schloßcapelle mit Beichtstuhl, mit Canzel und Altar unversehrt in der ursprünglichen Bauart. Im Rittersaale sind die Wände längshin zu beiden Seiten verziert mit großen Geweihen von

Hirschen, die auf dem Gute geschossen wurden. Die Wohnzimmer Peter Ranzaus stehen alle noch unverändert. In einem dieser geräumigen Zimmer sieht man einen großen dunkeln Fleck am Fußboden, der nicht vertilgt werden kann, denn in der Volkssage heißt es, ein Ritter sey dort beim Trinkgelage erstochen, auch gehe die alte Burg- und Ahnfrau nachts in diesen Gemächern um. Die Wappen Peter Ranzaus und seiner Gattin Catharina von Dahm stehen über allen Kaminen des Schlosses, und folgende Inschrift, unten mit diesen Wappen zur Seite, liest man mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Steine, nach außen der Brücke zugekehrt, über der Schloßpforte:

Omnia Vanitas.

Troyburgk heis ich von Alters her
Lis ferner wilstu wissen mehr.
Als Friederich der Ander schon
In Dennemarken trug die Kron
Und wieder Sweden kriegt acht Jhar
Hat Daniel Rantzow Feldobristr dar
Vom Reich mich vordient und erworben
For ihm und seinen Leibes erben
Weil er vor Warburg ward erschossen
Und kein Leibeserben hinderglassen
Hat nun Peter Rantzow sein Bruder
Mich für sein Erbgut Wamdrup wider
Nach Bgehr des Königs gtauscht udn gbaut
Wie ich allhie itz werd beschaut
Der Kron und seinem Gschlecht zum Ehrn.
Mein Glücke steht zu Gott dem Hern
Nach Christi Gburt merck ebn es war
Tausent fünfhundert achtzig iahr.
Queris opes condisque arces ut non moriturus,
Cras moreris nec scis tua possideat.

Auf der inneren Seite, dem Schloßplatze zugewandt, ist die Turmuhr mit ihrem großen Ziffernblatte und ihrer Glocke aus alter Zeit, die einen schönen, tiefen Klang hat. — Im Jahre 1644 wurde Troiburg von einem schwedischen Streifkorps belagert, eine Falkonettkugel ging durch die Pforte. Das Loch, wo sie durchging, ist noch da, und die Kugel sitzt in der Mauer des inneren Schloßhofs. Allein die Schweden mußten abziehen, ohne das feste Schloß nehmen zu können." Als der aus Ripen stammende K. L. Knudsen Troiburg 1851 erworben hatte, bot er der Regierung an, das Schloß als Seminar zu verwenden. Das wurde jedoch abgelehnt. 1854 wurde das Schloß abgebrochen, das gewaltige Kupferdach verkauft, das Holz verbraucht, das Mauerwerk zusammengerissen.

Schnell hat nun die Natur mit verschwenderischer Fülle alles mit einem reizenden, grünen Sommerkleide umhüllt, als wollte sie die altersschwache Ruine vor dem kampflustigen Westwinde sichern. Wunderbar schön ist der Eindruck, den der Anblick des laubumsponnenen alten, verwitterten Gemäuers hervorruft; unmittelbar wird die Phantasie gefesselt und in die Ferne längst entschwundener Zeiten gelenkt. Nur schwer entziehen wir uns dem Zauber der romantischen Stimmung.

So liebevoll auch die Natur mit ihrem sommerlichen Laubrahmen Schutz zu bringen scheint, um so grausamer zeigt sie sich im Winter. Wenn dann in den Alleen das hoch aufgeschichtete Laub unter den Füßen raschelt und der Sturm heult, die Wipfel der alten Baumriesen schüttelt, die Zweige peitscht und schwingt, dann versagen der durchsichtig gewordene weite und hohe Baumwall und das lockere Efeugerank; unerbittlich nagt dann der Wind an dem trotzenden Mauerwerk und führt rasselnd zerbröckelte Steinmassen in die Tiefe. Noch nie zeigte sich mir die zerstörende Wirkung der Winterstürme an Troiburgs Ruinen so sehr als auf meiner diesjährigen Frühlingswanderung nach Troiburg. Mit harter Hand hat der Sturm große Trümmer heruntergerissen, und aus der bisher so herrlich erhaltenen Kartusche ist durch den Frost ein Stück der Inschrift herausgebrochen. Leider scheint man auch einige der wuchtigen Wappenlöwen von der Ruine entfernt zu haben. Schneller, als bisher zu befürchten war, geht die Ruine ihrem völligen Verfall entgegen, und wenn nicht bald Maßregeln zur Erhaltung getroffen werden, wird die schönste Ruine unseres Landes in kurzer Zeit ein wüster Trümmerhaufe geworden sein.

Grundsätze für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen.

§ 1.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege, die einstweilen ihren Sitz in Danzig hat und von dem Direktor des Westpreußischen Provinzial-Museums, Professor Dr. Conwentz ebendort, als dem Staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege verwaltet wird, bezweckt die Förderung der Erhaltung von Naturdenkmälern im Preußischen Staatsgebiet.

§ 2.

Unter Naturdenkmälern im Sinne dieser Grundsätze sind besonders charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur zu verstehen, welche sich noch an ihrer ursprünglichen Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltungen des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt.[1])

§ 3.

Zu den Aufgaben der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege gehört insbesondere:

1. die Ermittelung, Erforschung und dauernde Beobachtung der in Preußen vorhandenen Natrdenkmäler,
2. die Erwägung der Maßnahmen, welche zur Erhaltung der Naturdenkmäler geeignet erscheinen,
3. die Anregung der Beteiligten zur ordnungsgemäßen Erhaltung gefährdeter Naturdenkmäler, ihre Beratung bei Feststellung der erforderlichen Schutzmaßregeln und bei Aufbringung der zur Erhaltung benötigten Mittel.

Die Erhaltung von Naturdenkmälern selbst und die Beschaffung der dazu notwendigen Mittel bleibt Sache der Beteiligten. Fonds für derartige Zwecke stehen der Staatlichen Stelle nicht zur Verfügung.

§ 4.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege wird es sich angelegen sein lassen, die auf die Erhaltung der Naturdenkmäler gerichteten Bestrebungen in gesunden Bahnen zu erhalten.

§ 5.

Die Staatliche Stelle wird in Sachen der Naturdenkmalpflege Behörden und Privatpersonen auf Anfragen jederzeit Auskunft geben, insbesondere darüber, ob ein bezeichneter Gegenstand als Naturdenkmal anzusehen ist und welche Maßnahmen zu seiner Erhaltung zu empfehlen sind.

Wo es sich um die Erhaltung eines gefährdeten Naturdenkmals handelt, wird sie sich mit den für die Übernahme des Schutzes in Frage kommenden Stellen (Behörden, Gemeinden, Vereinen, Privatbesitzern usw.) in Verbindung setzen, auch je nach Lage des Falles den beteiligten Aufsichtsbehörden (Landrat, Regierungspräsident usw.) von dem Sachverhalt Mitteilung machen. Sofern es zur Erreichung des Zieles erforderlich erscheint, wird sich der Staatliche Kommissar an Ort und Stelle begeben.

§ 6.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege steht unter der Aufsicht des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, dem sie unmittelbar berichtet und alljährlich einen Verwaltungsbericht vorlegt.

§ 7.

Dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten steht bei Ausübung der Aufsicht als beratendes Organ ein Kuratorium zur Seite, in welches

[1]) Als Beispiele seien genannt: die Schneegruben im Riesengebirge, das Bodetal im Harz, Heidefläche im Lüneburgischen, Hochmoor in Ostpreußen (Teile der Landschaft); Basaltfelsen mit säulenförmiger Absonderung im Rheinland, der Muschelkalk mit Gletscherschrammen bei Rüdersdorf, die Kreideseilküste auf Rügen, der Waldboden der Braunkohlenzeit in der Lausitz, Endmoränen und erratische Blöcke im Flachland (Gestaltungen des Erdbodens); die Salzflora bei Artern, die Steppenflora im Weichselgebiet, die Zwergbirkenbestände in der Lüneburger Heide und im Harz, der Buchenbestand bei Sadlowo (Ostpr.), der Eibenbestand in der Tucheler Heide, die Mistel bei Segeberg in Schleswig-Holstein, die Wassernuß bei Saarbrücken, Habmichlieb im Riesengebirge (Reste der Pflanzenwelt); marine bezw. nordische Reliktformen in Binnengewässern, der Biber und andere schwindende Arten in Altwässern der Elbe, das Möwenbruch bei Rossitten, die Kormorankolonie in Westpreußen, der Lummenfelsen auf Helgoland (Reste der Tierwelt).

seitens des Ministeriums der geistlichen usw. Angelegenheiten, für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, für Handel und Gewerbe, des Innern und der öffentlichen Arbeiten je ein Kommissar abgeordnet wird. Sofern im Einzelfall andere Preußische Ressorts als die genannten oder Reichsressorts in Frage kommen, bleibt vorbehalten, die betreffenden Ministerien oder Reichsämter um Entsendung eines Kommissars zu den Sitzungen des Kuratoriums zu ersuchen.

Berlin, den 22. Oktober 1906.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
Im Auftrage:
gez. Schmidt.

(Aus dem Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen.)

Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Von W. J. Lembke in Ochsenwerder.

III.

Soweit über die Konsonanten und Konsonantenentwicklung; die konsonantischen Lautwerte stehen so ziemlich für das ganze niederdeutsche Sprachgebiet fest, wenn auch hier bestimmt aufweisbare Schwankungen und Unterschiede in der Lautgebung vorkommen. Aber die Konsonanten bilden das Knochengerüst einer Sprache, nnd wie das Skelett im Tierreich sich in zeitlicher wie in räumlicher Ausdehnung so ziemlich an gleiche Formen hält, so liegt auch der Konsonantismus der Sprache für lange Zeiträume und ausgebreitete Mundartengruppen fest. Die Konsonanten haben sich in den reichlich 1000 Jahren, die wir unsere Sprache zurückverfolgen können, nicht sehr wesentlich verändert, weder im Hochdeutschen noch im Plattdeutschen. Die Konsonanten haben Gültigkeit für große Sprachgebiete, nicht nur für eng begrenzte Landschaften.

Ganz anders wird dagegen die Sachlage, wenn wir uns den Vokalen zuwenden. Hier kommen selbst bei dicht benachbarten Mundarten die mannigfachsten Unterschiede vor. Nach den Vokalen kann ein Eingeweihter am leichtesten die Heimat einer Mundart feststellen. So kann man in Schleswig-Holstein meistens schon nach einigen Redewendungen den Dithmarscher, den Angliter, den Propsteier usw. an der Färbung seiner Vokale erkennen. Ja, selbst in derselben Landschaft kommen noch ziemlich bedeutende, leicht schriftlich fixierbare Unterschiede vor, von kleinen Schwankungen ganz zu schweigen. Eine Stunde von meinem Heimatort Hemme in Dithmarschen liegt Lunden. In Hemme sagt man: Dat witte Perd, mit den witten Steert, leep no'n witten Moor dör dat witte Door. Der Lundener sagt: Dat witte Pird, mit den witten Stirt, leep no'n witten Mur dör dat witte Dur. Das war ein bekannter Spottvers, mit dem die Lundener und Hemmer Kinder sich gegenseitig neckten. Kam zu uns ein Eiderstedter, der Gild statt Geld sagte usw., so verriet seine Sprache ihn bald als „Gündsider," d. h. Jenseiter. Einwohner aus Heide fielen sofort durch ihr ok = auch auf, wo wir uck sagten. Dat is een Heider — ok, sagten wir dann. So kann man auch hier in den Vierlanden und den Marschlanden mit ziemlicher Bestimmtheit die Gemeinde angeben, aus der jemand stammt. Wir sehen, daß wir bei den Vokalen nicht den sicheren Boden unter den Füßen haben wie bei den Konsonanten. Doch auch in der Vokalwandlung können wir an der Hand der Parallele Hochdeutsch — Plattdeutsch wichtige, allgemein gültige Richtlinien angeben.

Die hochdeutsche Sprache hat eine große Zahl einfacher Vokale zu Zweilauten umgeändert, die Monodiphthonge diphthongiert.

1. Hochdeutsches ei entspricht plattdeutschem e oder i.

Wie bei den Konsonanten, so vertritt auch hier das Plattdeutsch die ältere Lautstufe, wir haben meistens noch die ursprünglichen Einlaute: Rim — Reim, Lim — Leim, riten — reißen, biten — beißen, hees, heesch — heiser, een — ein, twee — zwei usw. In den ersten vier Wörtern steht im Plattdeutschen das alte i, in den letzten drei ein e-Laut und zwar ein solcher, den die hochdeutsche Sprache nicht kennt. Dieses e ist von dem hochdeutschen e, wie es etwa in Beere gesprochen wird, so verschieden, daß es neben dem zuletztgenannten e, das wir ebenfalls haben, zur Bezeichnung einer Stufe in der Ablautreihe von Verbalformen dienen kann: riten, reet, reten; schriwen, schreew, schrewen; pripen, greep, grepen; sniden, sneed, sneden; meten, meet, meten us. Das e des Präteritums ist, wie gesagt, dem Hochdeutschen fremd; es ist ein spezifisch plattdeutscher Zwielaut, bei dem wir deutlich Anfangs- und Schlußartikulation unterscheiden können. Wir setzen diesen Laut mit kurzem e ein und schleifen auf kürzestem Wege zu i hinüber. Die beiden Komponenten des hochdeutschen ei liegen weiter auseinander, man schleift hier von a zu i hinüber, und bekanntlich liegt die Artikulationsstellung des e zwischen der des a und der des i. Stellen wir uns die Schleife von a zu i als eine unendliche, kontinuierliche Reihe von Lauten vor, so ergibt sich, daß wir mit der ersten Komponente an irgend einer beliebigen Stelle der Reihe einsetzen können und daß die Schlußkomponente an irgend einer andern Stelle der Reihe liegen kann. Die Bestimmung der Einsatzstelle wie der Schlußstelle ist sehr schwierig, weil man hier oft auf Laute kommt, die als selbständige Vokallaute in der Sprache nicht vorkommen, und weil wir uns zunächst immer an das Schriftbild halten. So ist das hochdeutsche ai, meistens ei geschrieben, in vielen Fällen ein ae, was sich leicht nachweisen läßt, wenn man die Schlußartikulation des Diphthongs festhält; wir spüren dann, daß wir die e-, nicht die i-Artikulation zum Schluß hatten. So ist die Möglichkeit einer unendlich großen Anzahl von Diphthongen gegeben. In Vierlanden spricht man z. B. einen Zwielaut, der zwischen dem hochdeutschen a—i und dem in andern plattdeutschen Dialekten üblichen e—i liegt. Spricht man ai, so trifft man's nicht, spricht man ei, so trifft man's wiederum nicht. In anderen Gegenden ist es mir ähnlich ergangen.

Wo wir im Plattdeutschen hochdeutsches ai haben, ist es ursprünglich, die Hochdeutschen haben hier altes ai zu offnem e monophthongiert; also auch das kommt vor: seien — säen, meien — mähen, neien — nähen, weien — wehen usw. Das Plattdeutsch vertritt auch hier die ältere Lautstufe, das Hochdeutsch die jüngere.

2. Hochdeutsches au entspricht plattdeutschem u oder o: Rum — Raum, Hus — Haus, Mus — Maus, herut — heraus, Duw — Taube, kopen — kaufen, Bom — Baum, Som — Saum usw.

Im Hochdeutschen sind die ursprünglich etymologisch verschiedenen Laute in au zusammengefallen, im Plattdeutschen haben wir die alten Laute u und ou bewahrt. Denn in dow — taub sprechen wir wiederum einen dem Hochdeutschen fremden Diphthong. Dieser Laut ist vom eigentlichen o etwa in don — getan hinreichend unterschieden, um eine Stufe in der Ablautreihe starker Verben vertreten zu können: supen, soop, sopen; krupen, kroop, kropen; sluten, sloot, sloten; suwen, soog, sogen usw.

Die Laute a, o, u bilden eine Artikulationsreihe; man kann bei der Diphthongenbildung an irgend einer Stelle einsetzen, an irgend einer Stelle ab-

setzen. Je länger die Schleife, desto breiter, je kürzer dieselbe, desto weniger breit klingt der Diphthong. Wo wir, wie in den angeführten Präteritumsformen, einen Diphthong haben, da ist er eine Stufe zwischen den ursprünglichen Lauten und dem hochdeutschen Diphthong. In Vierlanden spricht man nicht au und nicht ou, sondern etwa ao.

3. Hochdeutsches eu entspricht plattdeutschem ü, wie im Mittelhochdeutschen: Für — Feuer, dür — teuer, Schün — Scheune, Lüd — Leute, hüt — heute. In Ul — Eule, Bul — Beule ist das u alt. Hau von hauen = Heu.

In der plattdeutschen Sprache gibt es kein eu, wir haben statt dessen, freilich an anderer Stelle, einen ähnlichen Laut, das breite ö, wie in den Wörtern löwen — glauben, Höch — Höhe.

Das hochdeutsche eu setzt mit o ein und schleift zu i hinüber, das Plattdeutsche setzt im breiten ö mit ein und schleift zu i oder e hinüber. Auch hier ist unser Diphthong nicht so breit wie der entsprechende hochdeutsche. In Vierlanden spricht man fast hochdeutsches eu, d. h. oi.

Wir haben die alten Laute bewahrt, oder wo die Diphthongenbildung bei uns eingesetzt hat, da liegen die beiden Komponenten des Zwielauts näher zusammen als in der hochdeutschen Sprache, sind also Mittelglieder einer Entwicklung, die im Hochdeutschen durchgeführt ist. Wenn man also behauptet, die plattdeutschen Mundarten seien breiter als das Hochdeutsch, so trifft das nicht unbedingt zu, aber der Plattdeutsche ist groß darin, unechte Zwielaute zu bilden, indem er durch zögernde Aussprache die Einlaute in zwei getrennte Laute auseinanderzieht, wie in nee—joo, Ho—ohn, Sü—ünn usw. Auch sind die Tonschwankungen in der Sprache des Plattdeutschen im Verhältnis zu denen des Hochdeutschen gering, die Sprache fließt ruhiger und gleichmäßiger dahin. In einigen hochdeutschen Dialekten gibt es Intervalle bis zu einer Oktave. Solche Schwankungen in der Tonhöhe sind dem Niederdeutschen fremd. Die zögernde Aussprache wie die gleichmäßige Tonlage beim Sprechen haben sicher ihren Grund im ruhigen, phlegmatischen Temperament des Niederdeutschen.

Ein großer Teil alter kurzer u-Laute, namentlich vor l, m und n — die Verbindungen nd, ng und rk ausgenommen — hat sich im Hochdeutschen durch nachfolgendes a in o verwandelt. So hieß es im Althochdeutschen sumar für Sommer im Neuhochdeutschen. Die Artikulation des u glich sich der des nachfolgenden Lautes a an, man setzte nicht mit u, sondern an einer dem a näher liegenden Stelle, bei o ein. Man nennt diesen Vorgang Brechung; durch diesen Lautwandel sind die Formen des zweiten Partizips entstanden bei Verben wie schwimmen, sinnen usw. Die Formen, die im Althochdeutschen gaswumman usw. lauteten, heißen jetzt geschwommen, gesonnen, gewonnen usw. In der plattdeutschen Sprache ist das u nicht zu o gebrochen, die Formen lauten hier wunn = gewonnen, spunn = gesponnen, sunn = gesonnen, swulln = geschwollen, Summer = Sommer, rullen = rollen, Dunner = Donner usw. Ebenso haben wir im Plattdeutschen in Blick = Blech, licken = lecken usw. den ungebrochenen Laut bewahrt, während im Hochdeutschen ein Brechungs-e steht. In Moder, Broder, Botter für Mutter, Bruder, Butter ist das o ursprünglich, das hochdeutsche u neu.

Eine ganze Reihe von Wörtern, in denen im Hochdeutschen das a zu e umgelautet ist, hat im Plattdeutschen statt des Umlauts das alte a. Das hochdeutsche Wort Ähre hieß im Althochdeutschen ahir; das a wurde dem i der folgenden Silbe angeglichen und in e verwandelt: Ar — Ähre, Tran — Träne, Man — Mähne, Larm — Lärm, Bar — Bär, fas — fest, hatter — härter, smaller — schmäler usw.

In allen Lautwandlungen, die wir bisher an Gegenüberstellungen platt- und hochdeutscher Formen kennen gelernt haben, vertritt das Plattdeutsche die ältere Stufe der lautlichen Entwicklung, und es ist eine ganze Reihe wichtiger Lautentwicklungsgesetze, die wir an der Hand des Plattdeutschen aufzeigen können. Für die Lautverschiebung, die s-Wandlung, die Diphthongierung, die u- und i-Brechung und die Umlautung haben wir im Plattdeutschen gutes, einwandfreies Anschauungsmaterial bequem zur Hand. Die Lautwandlungen sind meistens dadurch eingetreten, daß der Sprechende sich für die Aussprache der Laute und Lautverbindungen bequemere, gelegenere Artikulationsbewegungen suchte und eingewöhnte. Würde die traditionelle Aussprache stets vollkommen genau und korrekt wiedergegeben, so wären Lautwandel und Lautwechsel unbekannte Begriffe. Max Müller sagt, die Hauptsumme aller Lautentwicklung sei Maulfaulheit. Im großen und ganzen trifft das sicher zu, dann könnte es den Anschein haben, als wenn es dem Norddeutschen an dieser lautentwickelnden Eigenschaft fehlte. Das ist nun wohl kaum der Fall, aber sie äußert sich bei uns weniger im Bequemermachen als in einem sehr stark ausgeprägten Beharrungsvermögen. Wir wissen alle aus eigener Erfahrung, mit welcher Zähigkeit der Norddeutsche an einmal eingebürgerten Gewohnheiten und Gebräuchen festhält. Man denke nur an Wohnung, Kleidung, Feld- und Gartenwirtschaft. Dieses Festhalten am Alten, wenn das Neue sich längst als besser und bequemer herausgestellt hat, wird auch in der langsamen sprachlichen Entwicklung mitgewirkt haben. Doch die Maulfaulheit hat sich auch im Plattdeutschen als Faktor im Lautwandel gezeigt, wie wir sehen werden. Hinter er und ir + Konsonanz haben e und i in a sich verwandelt: Bark — Birke, Kark — Kirche, Warwel — Wirbel, Harr — Hirte, Karsbeer — Kirsche, Harws — Herbst, Parl — Perle, barsen — bersten, Hart — Herz, Warw — Gewerbe, tweefarrig — zweifertig, zwitterig. Für das plattdeutsche Wort Kark ist aus alten niederdeutschen Schriften die Form Kerke bekannt, für Karsten, Eigenname aus Christian, die die alte Form Kersten. Spricht man nun etwa die Formen Kirke, Kerke, Kark nacheinander aus, so spürt man leicht, wie die Zunge sich allmählich senkt und in ihre Ruhelage zurücksinkt. Die Artikulation ar + Konsonanz liegt bequemer als ir und er + Konsonanz. In vielen Wörtern macht man sich die Aussprache noch bequemer, indem man, namentlich vor s und t, das r fortläßt: Gassen für Gerste, Hatt für Herz, smatten für schmerzen, Kasbeer für Kirsche usw. Eine eigentümliche Erscheinung weist außerdem noch die Entwicklung von Christian zu Karsten auf; das r ist hinter den Vokal gesetzt. Man nennt diesen Vorgang Metathese; er ist im Plattdeutschen garnicht so selten. So entstand dörtein aus dreizehn, dörschen aus dreschen, ick dröf für ich darf, Bernstein aus Brennstein usw. Aus Bequemlichkeitsgründen ist wahrscheinlich auch i und e in gewissen Zusammensetzungen in ü verwandelt worden: Süllwer — Silber, füs — sechs, nüms — niemand, ümmer — immer, Stülten — Stelzen, Küssen — Kissen usw. Soweit über die Lautqualitäten des Plattdeutschen im Gegensatz zum Hochdeutschen.

Wir wollen jetzt noch einige andere sprachliche Eigentümlichkeiten kurz erwähnen.

1. Es fehlt dem Plattdeutschen das Endungs-e des Hochdeutschen in den Substantiven, bei der Mehrzahlbildung, in der 1. Pers. Sing. Präs., im Imperativ Sing. der Verbalformen usw.: Rop — Raufe, Rup — Raupe, Sep — Seife, Müs — Mäuse, Hüs — Häuser, Böm — Bäume, ick lop — ich laufe, ick go — ich gehe, ick ween — ich weine, stoh! — stehe! lach! — lache! schriw! — schreibe! usw. In der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache hat dieses Endungs-e eine wichtige Rolle gespielt; es ist lange ein erbitterter Kampf darum geführt

worden. Die Sprache gewinnt durch den Gebrauch der Kurzformen sicher an Knappheit und Kürze.

2. Dem Plattdeutschen fehlt die Vorsilbe ge, die im Hochdeutschen zur Bildung des zweiten Partizips dient. Wir bilden die Verbalformen wie die Engländer: breken — brok, broken = brechen usw., lewen — lef, lefd = leben usw. Deswegen fehlt uns auch das g in den entsprechenden hochdeutschen Wörtern, in denen die Vorsilbe nicht mehr als selbständiger Bestandteil empfunden wird und das e hinter g weggefallen ist: Lid — Glied, lik — gleich, lücken — glücken usw.

3. Die Vorsilbe er lautet im Plattdeutschen häufig ver: versupen — ersaufen, verdrinken — ertrinken, verbelln — entzünden, ahd. belgan = schwellen, vermünnern — ermuntern, Verlöf — Erlaubnis, vertelln — erzählen usw.

4. Das Geschlecht ist im Plattdeutschen häufig anders als im Hochdeutschen: Dat Schwadd — die Schwade, dat Lohn — der Lohn, dat Mark — der Markt, dat Sand — der Sand, dat Speck — der Speck, dat Schapp — der Schrank, dat Dotter — der Dotter, dat Liw — der Leib, dat Sarg — der Sarg. Maskul.: de Disel — die Deichsel, de Simmel — die Semmel, de Ton — die Zehe. Femin.: de Mog — der Magen.

5. Der Plural wird im Plattdeutschen häufig durch Anhängung von s gebildet: De Jungs — die Knaben, de Dirns — die Mädchen, de Fruns — die Frauen, de Schosters — die Schuster, de Sniders — die Schneider usw.

6. In der Deklination des Substantivs sowohl wie des Personal-Pronomens kennt die plattdeutsche Sprache nur einen abhängigen Fall. Beim männlichen Substantiv haben wir den abhängigen Fall den, im Femin. sagt man in allen Fällen de, im Neutr. in allen Fällen dat. Die Deklination des Pronomens kennt meistens nur die Dativformen: mi, di, em, ehr, uns, jüm, süm. In der 3. Pers. Sing. Neutr. heißt es in allen Fällen et oder dat, in der 3. Pers. Plur. in allen Fällen se, zum Unterschied von der Form ehr, die für die 3. Pers. Sing. Femin. gebräuchlich ist. In „lat se lopen" handelt es sich um mehrere, in „lot ehr lopen" um eine Einzelperson. In der Propstei und in einigen Dialekten des südlichen Hannovers haben sich einige Akkusativformen erhalten: mick, dick, juck oder jück für mich, dich, euch. Ob nun die Dativformen oder die Akkusativformen erhalten sind, stets werden sie vermengt gebraucht, dergestalt, daß die Dativform auch den Akkusativ vertritt und umgekehrt. Daraus geht hervor, daß dem Niederdeutschen von Haus aus gänzlich das Gefühl abgeht für den Unterschied zwischen Dativ und Akkusativ, und daß er vom femin. und neutr. Substantiv und vom Plural des Pronomens der 3. Person nicht einmal abhängigen und unabhängigen Fall zu unterscheiden vermag. Die ganze Falllehre ist uns also ein sehr schwieriges Gebiet. Wer selten hochdeutsch spricht, nimmt aufs Geratewohl einen der möglichen Fälle und trifft meistens den verkehrten. Ja, wie mancher Gebildete wird in seinem Leben nicht vollständig sicher im Gebrauch der Fälle.

Der Genetiv wird im Plattdeutschen umschrieben: De Herr vun de Göder — der Herr der Güter, de Herr sin Göder — die Güter des Herrn, sick öwer mi erbarmen — sich meiner erbarmen.

Nun zum Schluß. Wer sprachliche Entwicklung und sprachliches Leben kennen lernen will, ohne daß er über eine Reihe von Fremdsprachen verfügt, der halte sich in erster Linie an die plattdeutsche Sprache, sie zeigt ihm die wichtigsten Entwicklungsgesetze der deutschen Sprache nicht nur, sondern aller Sprachen der germanischen Rasse überhaupt, der Rasse, die in erster Linie die Kultur der Menschheit trägt.

Digitized by Google

Stimmen der Heide.

I.

Der Nebel zog in Schwaden schwer,
Einsam schritt ich des Wegs daher
Wohl über die dunkle Heide.
Und wie es um mich wogt' und wallt':
Zu seltsamer Gestalt sich's ballt',
Die klagt von altem Leide.

Vom Hügel naht es stark und wild
Mit steinerner Axt und Weidenschild,
Zerspellt, zerbrochen all' beide:
„Ich fiel in blutiger Männerschlacht,
Da haben dies Grabmal zuhauf sie gebracht
Wohl auf der braunen Heide!"

Zum Wegrand weht ein Schatten heran,
Mit seinem Kasten ein Handelsmann
In wunderlich fremdem Kleide:
„Mich schlug die gierige Mörderhand
Und scharrte mich ein in tiefen Sand
Wohl auf der öden Heide!"

Vom Moor herüber schwebt ein Weib,
Zerflicktes Gewand um den jungen Leib,
Am Hals ein gleißend Geschmeide:
„Ach, meine Schande, sie wurde kund;
Sie senkten mich ein in schlamm'gen Grund
Wohl auf der düsteren Heide!" —

II.

Es lacht die Welt im Sonnenschein;
Wieder schreit' ich des Wegs allein
Wohl über die weite Heide.
Von rosa Glöckchen ein Blütenmeer;
Ein Singen und Klingen drüber her,
Das sagt von neuer Freude.

Aus Lüften hoch ein süßer Klang,
Der Heidelerche trillernder Sang
Gibt fröhlich zum Bescheide:
„Ein milder Vater ist's, der mich nährt,
Ein Körnlein mir, ein Würmchen beschert
Auch hier auf grüner Heide!"

Von Strauß zu Strauße zieh'n ringsum
Viel Tausende Bienen mit Gesumm,
Sie haben köstliche Weide:
„Nicht schreckt des langen Winters Not;
Dank ihm, der Vorrat die Fülle bot
Allhier auf blühender Heide!"

Vom fernen Dorf ein Kirchturm schaut;
Noch ruft verlorner Glockenlaut
Mir zu an Wegesscheide:
„Steh' still! Zieh's Käpplein vor dem ab,
Der Freude heut' und Frieden gab
Auch dir auf sonniger Heide!"

G. Schröder.

Eine Kindtaufe in Nordschleswig (Kirchspiel Hügum) vor 40 Jahren.

Erzählt von **Fritz Wiedenfeld** in Kellinghusen.

Es war 1865. — Bei meinem Nachbarn, einem wohlhabenden Bauernhofbesitzer, namens Sören Sörensen Andersen, war der Klapperstorch eingekehrt und hatte einen kleinen Stammhalter in die Wiege gebracht. Nach Verlauf von einiger Zeit sollte die Taufe stattfinden und dieses Fest natürlich in landesüblicher Weise begangen werden. Als Nachbar und außerdem guter Freund des eben Genannten war ich mit meiner Familie geladen worden, ich selbst als Gevatter.

Es besteht in Nordschleswig überall die schöne Sitte, daß alle Kinder, arm oder reich, am Sonntag in der Kirche getauft werden, was gewiß die Feierlichkeit der Handlung erhöht. Es geschieht nach der Predigt, und die versammelte Gemeinde bleibt, bis die Taufhandlung beendet ist. — An dem betreffenden Sonntage versammelten sich alle, die den Täufling auf seiner ersten Reise, d. h. zur Kirche, begleiten sollten, gegen 9 Uhr morgens im Hause des Taufvaters. Wir wurden hier mit Kuchen und Kaffee oder mit dem landesüblichen Kaffeepunsch bewirtet und fuhren dann mit 6 vollbesetzten Wagen zur Kirche, die reichlich ½ Meile vom Orte entfernt lag. Da ich damals erst verhältnismäßig kurze Zeit unter den Nordschleswigern weilte, kannte ich die Landessitten und Gebräuche noch sehr wenig und war daher einigermaßen überrascht, 16 Ge-

vattern vorzufinden. Auf meine Frage nach dem Zweck der großen Zahl der Gevattern wurde mir die Auskunft, daß 5 Hauptgevattern, die übrigen aber nur zum Opfern da seien, um die Einnahmen des Predigers und des Küsters, die sonst keinerlei Gebühren bekämen, zu erhöhen; man opfere wenigstens einen Banktaler (2,25 ℳ) für den Pastor und halb so viel für den Küster, und es wären einige von den großen Bauern, welche 2—3 preuß. Taler als Opfer darbrächten. Es bleibe jedoch jedem unbenommen, mehr zu geben. Die Hauptgevattern müßten ohnehin mehr geben, und namentlich derjenige, welcher das Kind zur Taufe halte, müsse außerdem für das Taufgewand Sorge tragen, was in der Regel, da keiner sich filzig zeigen möge, eine recht kostspielige Sache sei. Nun wußte ich Bescheid und machte mit, wie es die Sitte forderte, und da ich einfach „Opferlamm" war, holte ich, als es zum Opfern kam, einen Banktaler für den Prediger und einen halben Banktaler für den Küster hervor und brachte den beiden Herren das landesübliche Opfer.

Das Opfern geschah gleich nach der Taufhandlung und zwar in der Weise, daß man von dem Taufstein links um den Altar ging, dann auf der rechten Seite des Altars das Geldopfer, das man in der Regel in Papier möglichst zierlich eingeschlagen hatte, auf zwei Haufen, den ersten für den Prediger und den zweiten für den Küster, niederlegte; dann ging man wieder an seinen Platz und wartete, bis der Gottesdienst vollends beendet war.

Wieder im Hause des Gastgebers angelangt, wurden wir mit Glühwein, der in Tassen gereicht wurde, und Kuchen bewirtet und zwar im Vorgemach, wo inzwischen hinzugekommene Gäste sich aufhielten. Im großen Saal — hier Vauk, auch Pesel genannt —, welcher in keinem Hause in Nordschleswig fehlt, wurde die Tafel hergerichtet, und wir warteten im Vorzimmer — lille Döns genannt —, bis zu Tisch gegangen wurde, was erst nach Ankunft des Predigers mit seiner Frau und des Küsters ins Werk gesetzt wurde, und zwar wurde jeder Teilnehmer von dem Küster, welchem dieses Amt und außerdem das Aufwarten für Prediger und Gevattern — am Haupttisch — oblag, an seinen Platz geführt.

Hierbei entwickelten sich höchst komische Scenen, indem der Küster fast mit jedem der Gäste erst einen förmlichen Kampf zu bestehen hatte, bevor er ihn an den für ihn bestimmten Platz gebracht hatte. Der Herr Pastor und Gemahlin bekamen selbstverständlich den Ehrenplatz an der in offenem Viereck hergerichteten Tafel, den sie auch ohne weiteres einnahmen, dann kamen zu beiden Seiten die Gevattern, und zwar rechts neben dem Pastor die männlichen und links neben der Frau Pastorin die weiblichen, sodann in derselben Folge die nächsten Angehörigen, Nachbarn und die angesehensten unter den Gästen. Da nun keiner glaubte, oder sich wenigstens den Anschein gab, daß ihm der von dem Küster angewiesene Platz gebühre, mußte derselbe, um seiner Aufforderung Geltung zu verschaffen, bei jedem Gewalt anwenden. Der Küster war nun — in diesem Falle — ein baumstarker Mann, und daher fiel es ihm nicht gerade schwer, sich Folge zu verschaffen; aber trotzdem perlte ihm der Schweiß auf der Stirn von der Anstrengung. Er hatte aber auch, da etwa 170 bis 200 Personen anwesend waren, von denen wohl die Hälfte oder richtiger die männlichen Anwesenden fast sämtlich sich mehr oder weniger gegen die ihnen zugemutete Ehre sträubten, eine harte Arbeit zu bewältigen gehabt. Natürlich folgte ich seiner, wohl infolge des allgemein geübten Widerstandes, so etwas in Kommandoton an mich gerichteten Aufforderung sofort, da ich wenig Lust verspürte, erst meine Körperkraft mit ihm zu messen.

Als endlich jeder an seinem Platze war, sprach der Prediger ein Tischgebet,

dann wurde ein geistliches Lied gesungen, das von dem Küster intoniert wurde, und darauf langte jeder zu nach Herzenslust. Zuerst wurde Weinsuppe (Graupen mit Wein) vorgesetzt und hierzu Butter und eigengebackenes Weizenbrot herumgegeben, dann gekochter Schinken, kalt, und selbstbereiteter Senf und Roggen-, Fein- und Weizenbrot. Hierauf wurde dickgekochter Reis und gesüßtes, selbstgebrautes Bier aufgetragen, und damit war die Mahlzeit beendet. An Getränken waren Wein, Bier, welches in großen Steinkrügen von Mund zu Mund ging, Kirsch- und anderer Branntwein vorgesetzt.

Nach beendetem Mahl sprach der Prediger ein Dankgebet, dann wurde von dem Küster ein geistliches Lied intoniert, in welches die ganze Tischgesellschaft mit einstimmte. Als dieses beendet war, erhob sich der Prediger, reichte dem Gastgeber, welcher nebst Frau der Sitte gemäß ihm gerade gegenüber saß, die Hand und sagte: „Tak for Mad!" (Danke für das Mahl), worauf dieser erwiderte: „Vel bekoms" (Wohl bekomme es), und diesem Beispiel folgten alle Anwesenden, wobei, beiläufig bemerkt, ein unentwirrbares Durcheinander und Gedränge entstand; denn jeder war bestrebt, wenigstens dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin sowie dem Gastgeber und dessen Angehörigen die Hand zu drücken und in der beschriebenen Form eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen; auch die Bekannten und guten Freunde und namentlich die angesehensten unter den Gästen sollten ja notwendigerweise einer gesegneten Mahlzeit teilhaftig werden. Hiermit war das Essen zu Ende, und die „Bordpiger" — deutsch Tischmädchen oder Tafelmädchen, Aufwärterinnen — räumten den Tisch ab; denn das Aufwarten bei Tisch und das Besorgen des nötigen Geschirrs für so viele Gäste wurde von jungen Mädchen der Nachbarschaft besorgt, und zwar bat man zu diesem Ehrendienst Bauerntöchter und auch Dienstmädchen ohne Unterschied.

Nachdem der Saal geräumt war, holten einige von den Gästen, welche in ihrer Weise musikkundig waren, Violinen und andere musikalische Instrumente hervor, die sie zum Zweck der Unterhaltung der Gäste und zur Ausfüllung der Zwischenpausen mitgebracht hatten, und nun begann ein lustiger Tanz, der ein paar Runden anhielt, und an welchem sich vorzugsweise die jüngeren der Gesellschaft beteiligten.

Inzwischen war in einem andern Zimmer der Kaffeetisch hergerichtet worden; der Tanz wurde unterbrochen, und wir setzten uns an den Tisch, aber möglichst in derselben Ordnung wie beim Essen, jedoch selbständig ohne Zutun des Küsters. Nur die jüngeren Leute suchten sich möglichst so zu plazieren, daß sie, da das Kaffeetrinken bei solchen Gelegenheiten in der Regel eine lange Sitzung war und ein paar Stunden anhielt, alsbald dem Kaffeetisch entschlüpfen und den unterbrochenen Tanz wieder fortsetzen konnten.

Die jungen Mädchen, welche das Aufwarten besorgten, hatten sich an den Tischen verteilt und walteten ihres Amtes, und nachdem einige Tassen Kaffee getrunken und ganze Berge von allen möglichen Kuchen und Torten, welche letztere von einigen Gästen geschenkt waren, verzehrt worden, gab es den landesüblichen Kaffeepunsch, und nun wechselten immer eine Tasse Kaffee und ein Kaffeepunsch miteinander ab. Der Kaffeepunsch wurde in Tassen gereicht und bestand aus etwas Kaffee, tüchtig mit Zucker gesüßt, ohne Milch mit einem Zusatz von Rum oder Branntwein.

Bei dem ersten Punsch brachte der Pastor in einer längeren Rede die Gesundheit des Täuflings aus. Hierauf wurde mit den Tassen angestoßen und ein Gesundheits-Lied gesungen — natürlich alles in dänischer Sprache. Dann folgten Reden und Gesundheits-Toaste, gute und mäßige, ernste und mitunter recht launige, auf die Eltern, Großeltern und Gevattern des kleinen Welt-

bürgers usw., und dazwischen wurden Lieder gesungen. Unterdessen hatte im Saal der Tanz wieder begonnen, und nachdem der Pastor sich verabschiedet hatte, löste die Kaffeegesellschaft sich nach und nach auf. Einige der Gäste, namentlich die Frauen, waren schon früher vom Kaffeetisch aufgestanden, um einen Spaziergang durchs Feld zu machen oder in den Nachbarhöfen vorzusprechen. Gegen 10 Uhr abends wurde der Tanz unterbrochen, im Saal wieder der Tisch gedeckt und das Abendbrot aufgetragen. Letzteres bestand in Brot, Butter, Käse, rohem und kaltem gekochten Schinken, Bier und Branntwein, Tee und Teepunsch — für die Frauen hauptsächlich Tee. Nach dem Abendbrot wurde der Saal wieder geräumt und in ein Tanzlokal verwandelt.

Es herrschte die denkbar fröhlichste Stimmung. Es wurde gesungen, geredet, gescherzt und gelacht, vor allem aber auch jetzt wieder dem nationalen Kaffeepunsch gebührend zugesprochen; denn der Kaffeetisch war im Nebengemach angerichtet stehen geblieben, so daß jeder, der das Bedürfnis verspürte, sich heransetzen konnte, und das wurde auch in der ausgiebigsten Weise getan. — So ging es fort bis gegen Morgen, und wenn jemand glaubte, des Guten genug zu haben und sich nach Hause begeben wollte, so wurde er erst noch einmal mit einem Imbiß, bestehend in belegtem Butterbrot, Bier und Branntwein, beziehungsweise Kaffee oder Tee bewirtet.

Zu der Zeit, in welcher diese Kindtaufe gefeiert wurde, herrschte noch vollständig die althergebrachte Sitte und Gewohnheit bei dergleichen Festen. Dagegen verfeinern sich die Gebräuche jetzt schon mehr und mehr, namentlich was die Bespeisung angeht. Jetzt gibt es schon vielfach neben den nationalen Gerichten, als gekochtem Schinken, Graupen mit Wein usw., bei solchen Festen Fleischsuppe, mehrere Arten Braten, Eingemachtes u. a. m.

Zum Schluß muß ich hier noch einer Eigentümlichkeit gedenken, welche gewiß manchem sehr sonderbar erscheinen wird. Es herrschte nämlich zu der Zeit in Nordschleswig, und soviel ich weiß, gewiß auch in ganz Jütland, die jetzt jedoch gänzlich abgeschaffte Sitte, daß des Vaters Vorname der Stammname der Kinder wurde. Wenn z. B. der Vater Hans Petersen hieß, bekam der Stammerbe den Namen Peter Hansen, und auch alle andern Kinder führten den Stammnamen Hansen. Dieses wurde auch im übrigen Dänemark, wenigstens auf Fünen und Seeland, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, so verhalten; es soll aber jetzt regierungsseitig in Dänemark verboten sein. — So wurde es auch noch bei der vorbeschriebenen Taufe gehalten, und unser kleiner Weltbürger erhielt die Namen: Anders Sören Sörensen.

Die Halligflora.

Eine kleine Naturstudie.

Von H. Christiansen, Nordstrand.

Die Halligen, diese ungeschützten, niedrigen Inselchen der Friesischen Uthlande an Schleswigs Westküste, bieten manch anziehendes, eigenartiges Bild. Sei es, daß die brausenden und schäumenden Meereswogen über das Eiland dahinjagen und tobend und brandend an die Werften pochen und ein „fliegender Sturm" den Gischt zur menschlichen Wohnung sendet. Oder sei es, daß der Winter die Halligfluren mit einer Schneedecke versieht und das Wattenmeer von den mit dem Flut- und Ebbstrom

dahinziehenden Eisschollen starrt. Da ragen dann die Häuser auf den Werften gleich mittelalterlichen Burgen aus der einsamen Schnee- und Eiswüste hervor, und die Stille der Natur wird nur durch das Schreien der Möwen und das Geschnatter von Entenschwärmen, die auf den ausgedehnten Watten rasten, unterbrochen. Wie belebt ist dagegen die Hallig zur Zeit der Heubergung, wenn groß und klein, Männlein und Weiblein, barfuß und behend das duftende Heu in weißen Laken zusammentragen oder an die Werft bringen, damit es der „blanke Hans" (die Nordsee) nicht wegführt. Es ließen sich diese Landschaftsbilder leicht durch weitere, die dem Naturfreunde nicht minder interessant wären, ergänzen. „Die Vogelwelt der Halligen," „Auf der Eiersuche," „Frauen beim Porren- oder Garneelenfang," „das Meerleuchten" und das „St. Elmsfeuer, beobachtet auf einer Abendwanderung nach Herbst- und Gewitterstürmen," seien an dieser Stelle nur angedeutet.

Sehr wirkungsvoll ist das Bild von der blühenden Hallig. Der bekannte Halligmaler Alberts hat es auf die Leinwand gebannt. Während der wärmsten Zeit des Jahres zeigt sich die Hallig in ihrem violetten Sommergewand, das sich aus dem dunklen Grün des Grundes wundervoll abhebt. An des Kleides Saum hört man die Wogen rauschen und plätschern, und sieht sie schäumen und dran zerren und nagen, als ob sie es begehrten. Wenn nun gar die Sonne das Bild beleuchtet, so tritt die Pracht erst recht hervor. Die zuerst im Weiß der Gänseblümchen und dann im Gelb der Löwenzahn- und Hahnenfußblüten prangenden Marschen werden bei weitem an Schönheit übertroffen. Hervorgerufen wird der herrliche Blumenteppich der Halligen durch das massenhafte Auftreten des echten Wiederstoß (Statice Limonium) und vor diesem durch die unzähligen Blütenköpfe der Grasnelken (Armeria vulgaris). Die erstgenannte ist eine echte Halligblume, die jeder Gast, der zum ersten Mal das Eiland betrat, sicher zum Andenken an den Besuch aufhebt, sonderlich, wenn er sie zum Gruß aus der Hand eines frisch und frei dreinschauenden Halligkindes empfing. Und wie die Strand- oder „blaue" Distel (Meerstrands-Männertreu, Eryngium maritimum) aus der Dünenlandschaft, so eignet sich auch der Wiederstoß wegen der holzigen Beschaffenheit seines Stengels und der andauernden Farbenpracht seiner Blüten vortrefflich als Zimmerschmuck.

Das im Laufe der Jahrhunderte durch das Meer gebildete Schwemmland hat hier eine Pflanzenwelt hervorgezaubert, die wegen ihrer Eigenart wohl verdient, näher betrachtet zu werden. Doch bevor ich auf die heutige Flora eingehe, lassen Sie mich in kurzen Zügen ein Landschaftsbild aus der Vorzeit entwerfen. — Sämtliche 11 Halligen — Oland, Langeneß-Nordmarsch, Gröde, Habel, Hooge, Norderoog, Süderoog, Südfall, Nordstrandischmoor, Hamburger Hallig und Pohnshallig — samt den beiden Marschinseln Pellworm und Nordstrand sind Überreste des alten Nordstrand oder „Strandes," das man nicht mit Unrecht seiner Fruchtbarkeit und seines Reichtums wegen „das Herz Nordfrieslands" genannt hat. Gegen das Meer war es ehemals durch vorgelagerte Dünen geschützt; die jetzigen Hochsande Seesand und Süderoogsand sind deren Überbleibsel. Das Verschwinden dieses Schutzwalles wurde für das Inselland sehr verhängnisvoll. Die Flut zerriß, zernagte und verschlang ein Stück nach dem andern. Noch vor dem eigentlichen Untergange von Altnordstrand (10.—11. Oktober 1634) umfaßte die zusammenhängende Landmasse, die Edoms-, Beltrings- und Pellwormerharde, ca. 4 Quadratmeilen. Namen von Orten, die vormals bestanden und in den Fluten verschwanden, wie Rungholt (Holt = Gehölz), Oster- und Westerwohld, Waldhusen, Bupsee, Röhrbek, und solcher, die noch bestehen, wie Nordstrandischmoor, Morsum, deuten darauf

hin, daß im Gebiet der Halligen in grauer Vorzeit Sumpf- und Moorniederungen mit Süßwasserseen und Waldungen abgewechselt haben, die unbewohnbar waren und nur als Jagd- und Fischgründe aufgesucht wurden oder höchstens Seeräubern als Schlupfwinkel gedient haben mögen. Mehrfach sind nämlich unter dem Schwemmlande steinerne Lanzenspitzen gefunden. Mooriger Grund dehnte sich bis über ein Viertel des ganzen Gebietes aus, während das eigentliche „wüste Moor," ein Niederungsmoor von Marschboden bedeckt, nach einer Schätzung von 1581 eine Größe von 1000 Demat (500 ha) hatte. Die Hallig Nordstrandischmoor, jetzt 6 km nördlich der Insel Nordstrand, früher in der Mitte Altnordstrands gelegen, ist das Überbleibsel des Schwemmlandes, das sich auf der bis zu 2 m starken Moorschicht plazierte. Nach der Besiedelung des „Strandes," die spätestens um 800 n. Chr. durch Südfriesen erfolgte, haben hier die Bewohner eifrig Torf gegraben. Von lebenden Moospflänzchen ist natürlich jetzt keine Spur zu finden, da Sand und Schlamm alles erstickten; doch hat bis vor 100 Jahren auf einem abgerissenen Stück genannter Hallig eine Heidelbeerart standgehalten, die von den Halligleuten gesammelt wurde und im Haushalt Verwendung fand. Das Meer hat auch diesen letzten lebenden Zeugen der vergangenen Flora in die Tiefe gezogen. Auf die Vergangenheit weisen dagegen zurück die größeren und kleineren Bernsteinfunde, die Süßwasserquellen auf dem Wattengrund und die Spuren von untergegangenen Wäldern. Des öfteren hat man an den Tiefen mächtige Bamwurzeln, -stümpfe und -stämme angetroffen. Die Lage der steinharten, oft mannsdicken Baumriesen (Eichen) zeigt aufs deutlichste, daß eine Flutwelle vom Nordwesten verheerend einbrach. Wann dies geschah, läßt sich nicht angeben; ebenso wenig wage ich zu behaupten, daß die Cimberische Flut und der Cimbernzug (110 v. Chr.) damit in Verbindung stehen.

So hat das Meer Altes zerstört, doch im Laufe der Jahrhunderte auch wieder Neues aufgebaut. Zu diesem Neuen gehört die Marsch. Die Hauptmasse dieses jüngeren Schwemmlandes, im Volksmunde Klei oder Schlick genannt, ist völlig steinfrei, lehmig, fett, schwer und feinsandig. Bei seiner Entstehung und Ablagerung haben neben Ebbe und Flut, die regelmäßig Erd- und Schlammteilchen nebst Milliarden kleinster Tier- und Pflanzenleichname, die durch ihren Kalkgehalt besonders viel zur Fruchtbarkeit des Bodens beitrugen, mit sich führen, auch die in die Nordsee mündenden deutschen Ströme mitgewirkt. Dieser jungfräuliche Boden ließ nun zunächst die Halligflora ersprießen, auf welche wir jetzt unser Augenmerk richten.

Den Kindern aus dem Reiche der Flora haften ähnlich den Menschenrassen, die ja auch Produkte ihrer Umgebung sind, einige Hauptmerkmale an. Jedem Beobachter fällt sofort auf, daß die Pflanzen auf dem Vorlande und den Halligen nicht sehr in die Höhe gehen, sondern sich dem Boden anschmiegen, als wüßten sie, daß „der blanke Hans" sie im nächsten Augenblick mit seiner naßkalten Hand gehörig rüttelt oder gar für immer mit fortreißt und als Leiche zu dem „Teekwall" (angeschwemmte Meerespflanzen) wirft, wo sie nebst manchem Getier der Verwesung anheimfallen. Nicht ohne Grund duckt sich die ganze Gesellschaft. Einmal um sich gegenseitig zu wärmen, wie die Eskimo zu mehreren in einen Schlafsack kriechen oder die Schafe sich bei strenger Winterkälte nebeneinander lagern, um einen zu großen Wärmeverlust zu verhindern. Ähnlich machen es bekanntlich die Pflanzen im Hochgebirge. Unsere Halligpflanzen wagen erst dann ihre Blütenköpfe und Ähren in die Höhe zu stecken und zu entfalten, wenn im Hochsommer der nächtliche Wärmeverlust den Staubgefäßen und Stempeln nicht nachteilig wird. Bis dahin

aber bleiben die Blütenknospen in ihrer geschützten Stellung. Auch gilt es, die Erdwärme zurückzuhalten. Diese Arbeit besorgen die oft in einer Rosette liegenden, grundständigen Blätter; ähnlich wie die Federdecke die Bettwärme festhält. Gilt es doch im Frühling, die zarten Knospen aufs sorgfältigste zu beschützen und zu pflegen, damit die Frucht kräftig und nicht verkümmert ans Licht kommt, wo sie dann gar zu leicht den Witterungseinflüssen erliegt oder im Kampf ums Dasein elendiglich umkommt. Wie eng und behutsam legen sich darum auch die kleinen Blätter und die Hüllblättchen an die Blüten. Es kann daher nicht wundernehmen, daß so viele Kinder der Halligflora am Boden kriechen oder zwerghaft bleiben. Noch ein anderer Grund dieser Tatsache ist möglich. Die Pflanzen fürchten nicht nur die Wucht der Wellen und die Kälte, sondern auch den Wind, der hier oft aus vollen Backen über sie hinpustet. Damit die Woge sie nicht zerfetze und der Sturm sie nicht knicke, ist das Gewebe der Pflanzen viel zäher als bei den Blumen des Waldes, und wie bei den Tangen mehr oder weniger biegsam (Queller). Heftige Windstöße und Hagelwetter vermögen unter ihnen wenig Schaden anzurichten, weil viele von ihnen sich gegenseitig anfassen, stützen und anklammern, als bildeten sie einen dichten Teppich.

Die Pflanzen würden aber dennoch von Wind und Wellen fortgeschleppt und getötet, hätten sie sich nicht gründlich verankert. Man denke z. B. an den auf den Watten zur Flutzeit im Wasser stehenden Queller, der wacker auf seinem Posten bleibt. Er würde ohne Gnade vernichtet, wenn ihn nicht seine Wurzel mit aller Macht hielte; wenn auch der Oberkörper schwankt, die Wurzelfasern, der Fuß, rührt sich nicht. Wie dicht das Wurzelgeflecht der kurzen Halliggräser sein muß, erhellt schon daraus, daß über meterlange, 4 cm starke Rasenstücke als Soden zum Bedecken der First an Strohdächern Verwendung finden, und kleinere, dickere Soden zum Ausflicken („Leeken") der Außendeiche benutzt werden. Sämtliche Halligpflanzen, die dennoch über andere ihr Haupt erheben, wie Wiederstoß, Meerstrands-Aster und -Beifuß haben ein festes, tiefgehendes, weitverzweigtes Wurzelsystem aufzuweisen, und, um den Stürmen und Fluten zu trotzen, einen festen, biegsamen, holzigen Stengel. Darum nennen die Halligleute den Wiederstoß auf friesisch Bunnesstave, d. i. bunter Stab.

Mehr oder weniger zeigen die Pflanzen der Hallig einen dicken, saftigen Stengel und aufgequollene, fleischige Blätter. Woher diese aufgedunsene Beschaffenheit rührt, ist leicht erklärlich. Jede Hausfrau, die ihre „treue Liese" oder Fuchsia im Zimmer reichlich mit Wasser versorgt, macht bald die Beobachtung, daß Stengel und Blätter ganz merklich anschwellen und schier verunstalten. Woher wohl die pummelige Gestalt der Säuglinge und die wandelnden Bierfässer? Doch nur von der zu großen, übermäßigen Flüssigkeitszufuhr. Sollte das bei den prallaussehenden Halligpflanzen viel anders sein? Die weit um sich greifenden Wurzelfasern schöpfen durch ihre Saugzellen aus dem förmlich mit Salzlösungen getränkten Boden eine Unmenge Feuchtigkeit auf, und die in der Pflanze vorhandenen Nährsalze ziehen tapfer und stetig salzhaltige Säfte nach. Denjenigen Exemplaren, die so aus dem Vollen zapfen, sieht man's gleich „an der Nase" an: Stengel und Blätter sind angeschwollen, sehr saftig und oftmals liegend. — Ob die Pflanzen vom reichlichen Naß sich etwa auch entfärben? Bekanntlich erhält die Gesichtsfarbe eines Trunkenboldes einen in ein Rötlichblau übergehenden Schimmer. Bei verschiedenen Halligpflanzen (Queller, Wegerich u. a.), die des Guten zuviel genossen, findet wahrscheinlich infolge chemischer Verbindungen der Salze (Natron, Jod und dergl.) eine Zerstörung der grünen Blattzellen statt, die sich dann rot und blau färben. Möglicherweise übt aber auch die Kälte einen Einfluß auf die Veränderung des Blattgrüns aus, ähnlich wie sich die Nasen bei naßkalter Luft entfärben.

Ein weiteres charakteristisches Merkmal der Halligpflanzen besteht darin, daß die Oberhaut der Blätter infolge der starken Zellenbildung fest und lederartig ist. (Wiederstoß.) Dies ist wieder eine Folge der reichlichen Nährstoffe. Beides, die dickfleischige und die feste Beschaffenheit der Blätter, hat nun ihr Gutes. Eine lange Dürre brauchen derartige Pflanzen nicht zu fürchten, die rauhen Stürme und eine Überflutung werden sie nicht vernichten. Die Halligwiesen sind darum nie ausgedörrt oder von der Sonne versengt wie die Weiden der Marsch und der Geest. Das abgemähte, saftige, kurze Halliggras muß längere Zeit dem Sonnenbrande und Winde ausgesetzt und öfters gekehrt werden, bevor es vollständig trocken ist. Sehr häufig entwickelt sich in dem Diemen zuerst eine enorme Hitze, so daß der Wasserdampf sichtbar wird. Die Bewohner bezeichnen dies als „Bräuen" oder „Brämen." Bei dem feuchten Zustande des Heues wird der Diemen oft eine wahre Brutstätte der Schimmelpilze, die zuweilen einen großen Teil desselben minderwertig gemacht haben.

Überblickt man die gezeichneten Merkmale, so erkennt man aufs schlagendste, daß die Halligflora sich durchaus ihrem Standorte angepaßt hat und von diesem wiederum abhängig ist.

Wie völlig anders ist doch die Pflanzenwelt der nahen Marsch. Selbst am Außendeiche trennen sich scharf die Marsch- und die Halligflora voneinander. Das am Abhang wachsende Gänseblümchen (Bellis perennis) sagt dem Beobachter: bis hierher und nicht weiter. Der vom Seewasser durchzogene Boden gebietet der Blume ein „Halt"; aufs Vorland rückt sie nicht, da sie das Seebad nicht verträgt. Dieses Gebiet beherrscht schon die Halligflora. Nun erübrigt uns noch, die charakteristischen unter den Kindern dieser Flora näher vorzuführen. Dabei halten wir die natürliche Reihenfolge inne; „wer zuerst kommt, mahlt zuerst."

Schon auf dem Wattengrunde, im Wasser stehend, treffen wir den Queller (Salicornia herbacea) an. Er ist ein eigenartiges Gewächs, blattlos, kaktusähnlich mit runden, gegliederten Stengeln und ganz unscheinbaren Blütchen, die in Scheiden schützend sich versteckt halten. Wo er an geschützten Plätzen, vornehmlich im Osten der Inseln und Halligen, mit seinesgleichen die grauen Watten begrünt, da geht etwas sehr Wichtiges vor sich, die Marschbildung. Wo es also gilt, Neuland zu gewinnen, da ist der Queller der erste auf dem Platze. Den mit der Flut herankommenden Stoffen tritt er beim Zurückweichen in den Weg und hält sie fest; die Schlammteilchen und der feine Sand setzen sich an alle feuchten Glieder, so daß diese bei ruhigem Wetter zur Zeit der Ebbe wie mit grauen Jäcklein dastehen. Dadurch führt er aber einesteils sich selber frische Nährstoffe zu, anderenteils trägt er ganz wesentlich zur Erhöhung des Wattengrundes bei. Den Anwohnern gibt er deutliche Fingerzeige, an welcher Stelle die Landgewinnungsarbeiten, vor allem das Grübbeln, d. i. das Auslegen langer, kleiner Gräben, schnellen und sicheren Erfolg versprechen. Nach und nach rücken nun die Queller rasch und siegreich vor, einen Platz nach dem andern erobernd, und binnen wenigen Jahren beherrschen sie derart ihr Gebiet, daß die gewöhnliche Flut sie ungeschoren läßt. — Nun beginnt für diese Pflanze der Kampf ums Dasein. Da treten Gräser auf die Bildfläche, die an Frechheit der Quecke nicht nachstehen, und diese versuchen, die Vorkämpfer zu verdrängen. Und es gelingt wirklich, weil sie bei ihrer amphibischen Natur unaufhaltsam und in erdrückender Überzahl vorgehen. Bald umschließen sie mit ihren langen Ausläufern den Queller und überwuchern ihn, so daß er erstickt, verhungert und verendet. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, jetzt kann er gehen." Diese neuen Beherrscher, das Süßgras (Glyceria maritima) und der Meer-

ſtrandsſchwingel (Festuca thalassica), als „Aandel“ bekannt, machen ſich nun mit anderen Strandräubern, wie Strandgänſefuß (Chenopodium botryoides), Dreizack (Triglochia maritima) und Strandmelde (Atriplex litorale) nebſt anderen Vettern in dem Maße breit, daß ſie bald das Feld vollſtändig behaupten und dichte Raſen bilden. Dabei wollen wir nicht vergeſſen, daß öfters Eisfluten ganze Kolonien dieſer Kinder der Flora entführen und dann jämmerlich erſäufen. Von Jahr zu Jahr wird nun das Ausſehen dieſer Fluren mannigfaltiger, bunter, lebhafter. Der Wind und die Flut tragen den Samen fort und ſorgen auf dieſe Weiſe für die Ausbreitung der Pflanzen. Eine Gruppe ſucht die andere zu überbieten, ſei es im Ringen oder Vernichtungskampfe, in der Nachkommenſchaft, in der Größe, ſei es im Kriechen, in der Korpulenz oder in der Blüten Pracht. Unter dieſen Gruppen wollen wir noch kurz Umſchau halten und der auffälligſten unter ihnen erwähnen. — Maſſenhaft ſteht dort der Meerſtrandswegerich (Plantago maritima). Seine jungen, zarten, ſchmalen Blätter pflücken Frauen und Kinder, um aus den „Suden“ für den Mittagstiſch ein kohlartiges, ſchmackhaftes Gemüſe zu bereiten. Dieſer, wie ſein nächſter Verwandter, der nach den rauhen, vogelfußähnlichen Blättern benannt iſt, der Krähenfußblättrige Wegerich (Plantago Coronopus), laſſen ihre an der Ähre hervorragenden Staubfäden mit den gelben Staubbeuteln luſtig im Winde ſchaukeln, den Pollen auf die Narbe der eigenen oder die anderer Pflanzen ſchüttend. Zwiſchen den Wegericharten ſteht, richtiger liegt, zerſtreut die Salzſchuppenmiere (Spergularia marginata), die ihre weiß und lila gefärbten Blumenkronenblätter nur an ſonnigen Tagen öffnet. Ebenſo macht es das ſtellenweiſe maſſenhaft auftretende Meerſtrands-Milchkraut (Glaux maritima), deſſen in den Blattwinkeln geſchützt liegenden, allerliebſten, glockenförmigen Blüten dem Raſen einen rötlichen Schimmer verleihen können. Doch verſteht dies Pflänzchen ſeinen Blütenſchmuck nicht ſo zur Geltung zu bringen wie die unzähligen Gras- oder Strandnelken (Armeria vulgaris) und der echte Wiederſtoß (Statice Limonium). Die hellvioletten Blüten der Strandnelken vereinen ſich zu einem Köpfchen, das ſich weithin bemerkbar macht und über die vorgenannten hinwegſchaut. Ihres langen, biegſamen Schaftes wegen ſind ſie als „Kranzblumen“ bei den Kindern beliebt. Die Länge des Stengels richtet ſich ſehr nach dem Standort und der Wärme und ſchwankt zwiſchen 3 und 30 cm. Von ähnlicher Färbung ſind die Blüten des Wiederſtoß. Jedes einzelne Gewächs bildet für ſich allein ein Sträußchen, das ſich lange Zeit als liebes Andenken aufbewahren läßt. Wenn dieſe Kinder der Halligflora im Hochſommer, Juli und Auguſt, ihren Schmuck anlegen und das Blütenmeer ſich im Sonnenglanze wiegt, dann wird jeder Blumenfreund über dieſes wunderbare Naturbild ſtaunen. Auch die Inſektenwelt läßt ſich herbeilocken: Bienen, Hummeln, Mücken und Marienkäferchen ſchwirren und klettern naſchend und mit Pollen beſtäubt von Blüte zu Blüte. Reichlichen Nektar finden die Bienen, ſo daß auf der Hallig Langeneß die Imkerei Eingang gefunden hat. Doch ſoll der Honig einen aparten Geſchmack beſitzen. Abſeits von dieſem bläulichen Blumenteppich machen ſich zwei andere Gruppen recht bemerkbar. In der Nähe der zerriſſenen Halligkante, auf ſandigem, mit Muſcheln beſäetem Grunde, entdecken wir eine von unten bis oben in graufilzigen Kleidern ſteckende Wermutgeſellſchaft (Meerſtrandsbeifuß, Artemisia maritima), die außerordentlich ſtark duftet. Den Flöhen ſoll dieſes Parfüm nicht ſehr angenehm ſein. Wer ſich ſelbſt vom Ausrücken dieſer meiſterhaft ſpringenden Blutſauger überzeugen will, ſtelle einen Verſuch mit dieſem ſogen. „Robbenkrut“ an. An den durch die Hallig ſich hinziehenden Tiefen (Prielen), auch wohl zerſtreut, fällt uns eine echt ariſtokratiſche Pflanze auf, die ſich gern an feuchten, humusreicheren, lockeren

Plätzen mit ihren Genossinnen versammelt. In gesonderter Stellung erheben sie stolz und über andere ihre großen, schönen Häupter. Es ist die Meerstrandsaster (Aster Tripolium), die mit ihren gelben Scheiben- und himmelblauen Strahlenblüten weithin leuchtet.

Damit hätte ich in kurzen Zügen, wenn auch nur skizzenhaft, ein Bild der Halligflora entworfen.

Der Leser wird hoffentlich aus demselben ersehen, daß die in mancher Beziehung recht öden Halligen für den Naturfreund doch auch ihre Reize haben, und erklärlich finden, wenn dieselben, namentlich im Sommer, von vielen Fremden aus der Nähe und Ferne aufgesucht werden.

Mitteilung.

Eckernförder Fayencebecken. Während der wenigen Jahre der Mitarbeiterschaft Johann Buchwalds und Abraham Leihammers in der von den Gebrüdern Otte um 1761 zu Krisebh begründeten, 1764 nach Eckernförde verlegten Fayencemanufaktur sind dort Fayencen von erstaunlicher Mannigfaltigkeit geschaffen worden. Ein Zeugnis der hervorragenden Leistungsfähigkeit der Eckernförder Manufaktur bildet das in der Abbildung veranschaulichte Becken, das wahrscheinlich als Ablaufbecken eines Wandbrunnens zu dienen bestimmt war. Unter mehreren ausgezeichneten Stücken, die, wie im Berichte des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe für 1905 hervorgehoben wird, im Berichtsjahre der Sammlung schleswig-holsteinischer Fayencen hinzugefügt werden konnten,

bildete dieses Becken ein Hauptstück. Es trägt die bekannte Marke: unter dem O für Otte und dem E für Eckernförde das B Buchwalds und seine Bezeichnung Direkteur" und das A. L. Abraham Leihamers mit der Jahreszahl 1768. Das Becken hat einen halbrunden Grundriß. Die Füße werden von drei in Muschelwerk verschnörkelten Delphinen gebildet. Die etwas erhöhte Rückwand ist glatt, dagegen die bauchige Vorderwand mit plastischem Rokoko-Ornament verziert, das in lebhaften Farben: Gelb, Rot, dreierlei Grün, Manganviolett, Blau und auffallend frischem Rosenrot, bemalt ist. Auch die Unterseite des Bodens ist bemalt mit Muschelwerk in Gelb, Braun und Grau. (Jahrb. d. Hamb. Wiss. Anstalten XXIII.) F. Lorentzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 48.

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten, Adreßmappen, Photographie-Album usw.

sauber, geschmackvoll und preiswert.

Runensteine.

Carl Sünksen, Bildhauer,

Schleswig, Plessenstr. 6,

empfiehlt Nachbildungen aller in u. bei Schleswig gefundenen Runensteine in verschiedenen Größen. (Material: Alabaster.)

Reliefkarten vom Dannewerk und der „Oldenburg" (Hedeby).

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Anfr. mit Rückmarke.

Kossau pr. Plön (Holstein).

L. Jürgen Schröder.

Lebende Terrarien-Tiere!

Liefere in gesunden, kräftigen Exemplaren: **Griechische Landschildkröten, Sumpfschildkröten** je nach Größe 50 Pfg. bis ℳ 3.—, **Chamäleone** ℳ 2.— bis 4.—, ferner viele Arten Schlangen, Eidechsen usw.

Liste gratis.

Paul Ringler, Vertrieb überseeischer Naturalien

Halle a. S., Viktoriaplatz 1.

Einrahmung

von Ölgemälden, Kupferstichen, Gravüren, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.

Wilh. Heuck Nachf. (Inh. H. Koch), Kiel, Holstenstraße 75.

Einbanddecken

für

„Die Heimat,"

für Einzel-Jahrgänge à 60 ₰, für Doppel-Jahrgänge à 80 ₰.

Bestellungen mit Angabe der gewünschten Jahreszahlen unter Einsendung des Betrages (ev. auch in Marken) an den **Expedienten** oder den **Kassenführer.**

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an

Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling, Vegesack.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35 a

erwarb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—

Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Dasselbe, gebunden, statt Mk 5,— für Mk. 2,75.

Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

Technikum Eutin.

Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.

Spezialkurse z. Verkürzg. d. Studiums.

Progr. gratis. Dir. **Klücher.**

A. F. Jensen,

Buchdruckerei

Holstenstr. 43. **Kiel.** Holstenstr. 43.

Neu! Andalusischer Neu!

Orangenblüten-

Honig!!

übertrifft durch sein wundervolles Aroma u. seinen köstlichen Geschmack jeden andern Honig der Welt. Garantiert absolut naturreines Bienenprodukt! *Keine Nachnahme! Erst prüfen, dann zahlen!* Begeisterte Lobschreiben von ersten Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.—; 5 Pfd.-Dose M. 6.25* franko u. zollfrei ins Haus.

Kusche & Martin, Malaga

Spanien (Deutsche Firma).

Für Bestellung genügt 10 Pfg.-Karte.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde.

Ostseebad See- und Borby Eckernförde Luftkurort

in reizender Lage am Eckernförder Meerbusen.

Billiger, angenehmer Sommeraufenthalt. Von Ärzten bestens empfohlen. Von Kiel in einer, von Hamburg in drei Stunden zu erreichen. — Nähere Auskunft und Prospekte gratis durch **den Vorstand des Verkehrs-Vereins.**

Aug. Junge,

Färberei

und chemische Reinigungsanstalt

Kellinghusen.

Gegründet 1724.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Weinhandlung,

empfehlen ihre gutgepflegten

Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.

Rum, Cognac, Whisky.

L. Handorff, Kiel

Graphische Kunstanstalt

mit neuesten Setz- und Druckmaschinen ausgerüstet, empfiehlt sich zur Herstellung von:

Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork. **Druckarbeiten.**

Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.

120 Angestellte.

2 Gazellengehörne und 5 schädelechte

Hirschgeweihe

sortiert, 4—8 Ender fertig mit Scheiben f. 20 Mk. Nachnahme. Gegen Sicherheit oder Nachnahme und Porto-Ersatz auch **zur Ansicht** offerieren

Weise & Bitterlich, Ebersbach-Sa.

Geweihe jed. Art, Schildkrötenpanzer, Haifischgebisse ꝛc.

M. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften. Brillen** und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.

(13) **Ad. Zwickert,**

Optische Anstalt

Kiel, Dänischestraße 25.

Mineralien in beliebiger Auswahl, komplette **Sammlungen für Schulen** aller Kategorien (mit spezieller Berücksichtigung unserer Heimatprovinz), **Sammlungen für reifere Schüler, Kabinettstücke** f. Börter u. Schreibtische usw., **einzelne** Mineralien zur Ergänzung vorhandener Bestände in Schule und Haus liefert die

Mineralien-Sammelstelle für Schleswig-Holstein

H. Barfod, Lehrer. Kiel, Geibelallee 27.

Herders

Freiburg im Breisgau

Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.

Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Wir empfehlen beigelegte blaue Bestellkarte der Weinkellereien **Georg Wirschinger, Mainz a. Rh.** der Beachtung unserer Leser und machen auf das Anerbieten der Firma, 3/2 **Probeflaschen** dem Besteller unberechnet und franko zuzustellen, noch besonders aufmerksam. **Die Expedition.**

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 9. September 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorenzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 3000.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. R., Franz Christopher Reimers. (Mit Bild.) — 2. Suck, Mein Vaterhaus. (Gedicht.) — 3. Rathje, Die Musikantenwirte in Weesby. (Mit Bildern.) — 4. Büchel, Hamburgs Wälle und Wallanlagen in ihrer Entwicklung vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. I. (Mit 2 Plänen.) — 5. Meyer, Wolf (Fuchs) und Schafe (Gänse). — 6. Mitteilungen. — 7. Bücherschau.

Vereinsgabe 1907, die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. Prellex: Am Ugleisee,

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**,
wurde bisher in **315** großen und **92** kleinen Exemplaren bezogen. Weitere Bestellung nimmt der Unterzeichnete entgegen. (Vgl. „Heimat" 1907, Heft 1 u. 2.)

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 25. August 1907. **F. Lorentzen,** Kassenführer.

Als heimatlichen Wandschmuck für Schule und Haus

konnten wir bereits im Bericht über die Generalversammlung in Hadersleben (vgl. „Heimat" 1905, S. 254) die beiden Lithographien

„Eiderlandschaft" und **„In der Räucherkate"**

empfehlen, stimmungsvolle Reproduktionen photographischer Aufnahmen von Herrn Lehrer Th. Möller in Kiel. Indem wir auf die früheren Ausführungen hinweisen, machen wir die Mitteilung, daß die Verlagsbuchhandlung von Rob. Cordes in Kiel, Brunswiker Str. 35a, für unsere **Mitglieder** den Ladenpreis von **4 M.** auf **2,50 M.** pro Exemplar ermäßigt hat. Bestellungen sind direkt an den genannten Verlag zu senden. Wir bitten, auch von diesem Angebot zahlreich Gebrauch machen zu wollen.

Kiel, 25. August 1907. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilung.

Die Rathmannsdorfer Schleuse des Eiderkanals. Es wird wenigen Freunden unseres Heimatlandes bekannt sein, daß in der Nähe des Gutes Knoop am Kaiser-Wilhelm-Kanal ein bedeutendes Stück des alten Eiderkanals mit einer seiner Schleusen noch wohlerhalten zu sehen ist. Diese sehenswerten Reste des alten Kanals sind von

dem Knooper Fährhaus in kurzer Zeit zu erreichen. Das alte Fährhaus war zur Zeit des alten Kanals und das neue ist auch unter dem Namen „Reichskneipe" jetzt ein beliebter Ausflugsort der Kieler Bevölkerung. Der Weg führt uns an dem Gute Knoop vorbei. Dieses wurde wie mehrere andere in der Nähe liegende Güter 1632 bei der Anlage der Festung Christianspries, des heutigen Friedrichsort, von dem Könige Christian IV. angekauft. 1750 kam es in den Besitz der v. Baudissin, die das jetzige Gutshaus erbauten. Dicht hinter diesem Gute befindet sich das obenerwähnte Stück des Eiderkanals mit der Rathmannsdorfer Schleuse. Der Kanal bietet hier ein wahrhaft idyllisches Bild. Die Ufer sind mit Bäumen und Gesträuch prächtig bewachsen, davor breitet sich ein Schilf- und Rohrdickicht aus, während in der Mitte auf dem Wasser gelbe und weiße Teichrosen schwimmen. Nichts verrät, daß sich hier einst eine Hauptverkehrsstraße befand. Alsbald ist auch die Schleuse erreicht, die ein verkleinertes Abbild der Holtenauer Schleuse darstellt. Sie besteht auch aus zwei Schleusenkammern, und alles ist bis auf die hölzernen Schleusentore wohlerhalten. Von diesen ist nur noch eins und zwar sehr gut vorhanden. Das Tor ist geschlossen und zum Hinübergehen eingerichtet. Die Mittelwand der Schleuse ist oben mit Asphalt begossen, doch dieses ist zersprungen, und in den Spalten wachsen Gräser und Sträucher. An dem einen Ende der Mittelwand sowie auf der einen Seitenwand steht je ein Gangspill, welches zum Durchschleusen der Schiffe diente.

Wankendorf. F. Dieſtelhorſt.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

353 Beck, Hans, Amtsvorsteher, Esmarkfeld pr. Satrup. 354. Beenk, M H., Pastor, Norderbrarup pr. Süderbrarup. 355. Behlendorf, Reniefeld pr Schwartau. 356. Bödewadt, Jacob, Kiel, Holtenauerstr. 176. 357. Erichsen, Johannes, Gastwirt, Kappeln. 358. Finckh, stud. med., Kiel, Geibel-Allee 16. 359. Jürgensen, Nikol., Kiel, Dammstr. 32. 360 Frau Justizrat Koyen, Bredstedt. 361 Lund, Amtssekretär, Kustos des Kreismuseums, Hadersleben. 362. Meinecke, Adolf, Postassistent, Kiel, Klaus Groth-Platz 5. 363. Frl. Anna Neelsen, Dockenhuden b Blankenese. 364. Schmidt, Heinrich, Postassistent, Kiel, Herzog Friedrich-Str. 75. 365 Schröder, Karl, Eisenbahnsekretär, Kattowitz (Schles.) 366 Schüder, Postverwalter, Leck. 367. Sörensen, Waldemar, Postassistent, Kiel, Herzog Friedrichstr. 87.

Kiel, 25. August 1907. Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Zuverlässige Berichterstatter aus allen Teilen der Provinz

(Lehrer werden bevorzugt)

sucht eine hochangesehene Tageszeitung einer größeren schleswig-holsteinischen Stadt.

Schriftlich einzureichende Offerten, denen 10 Pf. in Marken beizufügen sind, befördert der Schriftführer **H. Barfod, Kiel, Geibel-Allee 2.**

Deutsche Seemanns-Schule

Hamburg-Waltershof

Praktisch-theoret. Vorbereitung u. Unterbringung seelustiger Knaben Prosp. durch die Direktion.

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Anfr. mit Rückmarke.

Kossau pr. Plön (Holstein).

Jürgen Schröder.

Einrahmung

von Ölgemälden, Kupferstichen, Gravüren, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.

Wilh. Heuck Nachf. (Inh. **H. Kock**), **Kiel,** Holstenstraße 75.

Was Nährsalze nun sind, verlangst Du zu wissen? Unfehlbar
Wird nach sparsamem Gebrauch Leib und Seel' Dir gesunden.
Und wer die Gesundheit wirklich will ernstlich erjagen, der
Habe den Mut zu sagen: Gib eine Probe mir Kunden

z. 20./4. **Pero-Werk, Fichtenau,** Kr. N.-Barnim.

Freunde der „Heimat," werbt der „Heimat" neue Freunde.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 9. September 1907.

Franz Christopher Reimers.

Am 9. Dezember 1905 verstarb in Kiel der Geheime Justizrat Franz Christopher Reimers, Oberlandesgerichtsrat a. D. Mit ihm ist eine Persönlichkeit aus dem Leben geschieden, die die Schicksale der Provinz Schleswig-Holstein in schwerer, bewegter Zeit bis in das kleinste miterlebt und die dem herzoglichen Hause Schleswig-Holstein sehr nahe gestanden hat.

Da der Verstorbene sich auch außerhalb seiner amtlichen Tätigkeit sowohl in seiner Heimatsprovinz als auch über die Grenzen derselben hinaus vielfach in Sachen von weittragender Bedeutung — er vertrat z. B. das herzoglich augustenburgische und das herzoglich glücksburgische Fürstenhaus bei den Verhandlungen mit der preußischen Krone wegen Entschädigung der beiden Fürstenhäuser — hervorgetan hat, so dürfte eine Lebensskizze von ihm von allgemeinem größeren Interesse sein.

Franz Christopher Reimers wurde am 25. September 1818 in Flensburg geboren; er entstammte einer alten Kaufmannsfamilie daselbst und war das jüngste von 13 Geschwistern, die er auch alle überlebt hat. Nach Beendigung seiner Schulzeit 1839 wandte er sich dem Studium der Jurisprudenz zu und bezog die Universität Heidelberg. Im Jahre 1844 machte er das Staatsexamen in Kiel und erhielt den „zweiten Charakter mit Auszeichnung." Dann ging er nach Flensburg zurück und wurde auf dem dortigen königlichen Amtshaus bei dem Kammerherrn v. Warnstedt als Volontär beschäftigt, erhielt aber bald von dem

Klosterpropsten Grafen Reventlou in Preetz seine erste Anstellung als Sekretär. — Er verlobte sich mit Pauline Witthöfft, einer Tochter des Syndikus Witthöfft in Kiel, und ging, um selbständig zu werden, im Herbst 1845 als Advokat nach Plön, wo seine Hochzeit am 29. Oktober 1847 stattfand.

Zu der Zeit gärte es schon lange in den Herzogtümern, besonders als die sogenannte Eiderpartei unter Orla Lehmann unverhohlen mit ihrem Programm hervortrat und die Inkorporation Schleswigs verlangte. Der sogen. „Offene Brief" von Christian VIII. (vom 8. Juli 1846), welcher die Einverleibung Schleswigs in Dänemark zum Ziel hatte, ließ die Erregung in den Herzogtümern noch anwachsen, und als nach seinem Tode sein Sohn als Friedrich VII., durch einen Volksaufstand gezwungen, diese Inkorporation aussprach, brach der Sturm los.

In Schleswig-Holstein hatten sich derzeit überall Vereine gebildet, um den Ansprüchen der Eiderpartei entgegenzutreten und die Rechte der Herzogtümer zu wahren. In Plön wurde Reimers zum Präsidenten des dort gleichfalls gegründeten Vereins gewählt. Der derzeitige Bürgermeister von Plön wollte die provisorische Regierung, welche sich am 24. März 1848 in Kiel „zur Aufrechterhaltung der Rechte des Landes und des angestammten Herzogs" konstituiert hatte und in den Herzogtümern für den „unfreien" König Friedrich VII. die Regierung führen wollte, nicht anerkennen und legte sein Amt nieder.

Auf Vortrag der Bürger bei der provisorischen Regierung wurde Reimers am 30. März 1848 zum interimistischen Bürgermeister ernannt; bei der Bürgermeisterwahl im Jahre 1850 erhielt er das Amt definitiv übertragen. — Als aber nach kurzem Dänemark wieder die Oberhand erhielt und die Herzogtümer wie unterworfene Provinzen behandelte, wurde Reimers, wie so mancher andere Beamte, wegen seiner oft manifestierten schleswig-holsteinischen Gesinnung am 20. Mai 1853 kurzweg seines Amtes enthoben. Von der Bürgerschaft erhielt er zum Andenken als Zeichen ihrer Dankbarkeit einen sehr schönen Tafelaufsatz.

Seine Bemühungen, wieder als Advokat eine Bestallung zu erhalten, wurden unter den gegebenen Verhältnissen abschlägig beschieden; er erhielt aber bald — am 20. Juli 1853 — den Posten eines Sekretärs bei dem holsteinischen Obergericht in Glückstadt. Er hatte auch das Glück, kurz darauf zum Mitdirektor der Glückstadt-Elmshorner Bahn gewählt und später auch Direktor der Glückstadt-Itzehoer Bahn zu werden, um deren Bau er sich wesentliche Verdienste erworben hatte. Im Jahre 1855 wurde Reimers nach dem Abgange des Hofrats Reiche als Justitiar für die königlichen Güter Wandsbek und Wellingsbüttel konstituiert und erhielt auch bald die Privatgüter Wellingsbüttel und Mariental hinzu, so daß er ein großes Amt und eine gute Einnahme hatte; durch die Bemühungen seines Freundes Springer wurde ihm dieses Amt von dem holsteinischen Minister bald definitiv übertragen. Von hier aus wurde er nach Vertreibung der Dänen aus Schleswig von der damaligen preußischen und österreichischen Regierung für Schleswig zur Hilfeleistung bei der Ordnung der schleswigschen Zustände nach Flensburg berufen. Er entschloß sich schwer, das schöne Amt in Wandsbek gegen ein unsicheres aufzugeben, und fand sich erst dazu bereit, als seine Freunde Hall und Kraus es ihm als eine patriotische Pflicht bezeichneten, dem Rufe Folge zu leisten. Er nahm von der holsteinischen Regierung Urlaub auf unbestimmte Zeit, übertrug seine Geschäfte dem Regierungs-Büreauchef Germar und erhielt dann von der obersten Zivilbehörde in Flensburg am 19. Mai 1864 ein Kommissorium zur Verwaltung des Stadtsekretariats in Flensburg. Es war dies eine schwere, aber sehr interessante Zeit, da das ganze politische und geschäftliche Leben sich in Flensburg kon-

zentrierte. Um die Zivilbehörde dort hatte sich zur Bewältigung der Arbeiten eine große Anzahl junger tüchtiger Kräfte versammelt, unter der sich mancher seiner Freunde wieder anfand; es war in Flensburg auch ein Appellationsgericht für Schleswig eingerichtet, in dem seine Freunde und Bekannten Preußer, Mommsen, Hall, Christensen und Witt angestellt waren. In anderer Hinsicht war der Aufenthalt in Flensburg aber doch ungemütlich, denn die Bevölkerung, namentlich im Norden der Stadt, war so fanatisch dänisch gesinnt, daß die Beamten allaugenblicklich insultiert wurden. Im Januar 1865 wurde Reimers von der obersten Zivilbehörde das Bürgermeisteramt in Schleswig angeboten, das er am 25. Januar desselben Jahres antrat. Dort herrschte in allen bürgerlichen und politischen Kreisen größte Einigkeit, bis der 18. April, der Tag von Düppel, erschienen war. Das in Schleswig garnisonierende Militär unter dem Kommando des Obersten v. Kottwitz feierte diesen Tag als den großen Ruhmestag für Preußen in glänzender Weise, in bürgerlichen Kreisen war dies aus naheliegenden Gründen nicht so der Fall, und dafür wurde der „Bürgermeister" verantwortlich gemacht. So kam eins zum anderen, und als bekannt wurde, daß sich Österreich für den Herzog interessiere, und sich die Stadt daher dem österreichischen Kommissar v. Halbhuber ostentativ zuneigte, wurde die Mißstimmung der preußischen Partei gegen den „Augustenburger" Bürgermeister immer stärker, so daß, als infolge der Gasteiner Konvention die Regierungsgewalt in Holstein an Österreich und die in Schleswig an Preußen überging, sich der preußische Kommissar v. Zedlitz veranlaßt sah, Reimers am 28. Sept. 1865 seine Entlassung als Bürgermeister zu erteilen. Als die Entlassung bekannt wurde, brach in der Stadt eine förmliche Revolte aus; in dichten Scharen zogen die Bürger vor das Haus v. Zedlitz', und eine Deputation des Magistrats und des Stadtkollegiums verlangte die Zurücknahme der Entlassung. Zedlitz berief sich auf den zum Gouverneur für das Herzogtum Schleswig ernannten General v. Manteuffel und überredete die Deputation, sich an diesen zu wenden, wobei er versprach, wenn Manteuffel mit dem Verbleiben des Bürgermeisters einverstanden, keine Einwendungen zu machen. Manteuffel verlangte aber von Reimers, wenn er seine Stellung behalten wolle, daß er von seinem Herzog lassen und für die preußischen Interessen tätig werden sollte. Das wurde rundweg abgelehnt und damit die Entlassung besiegelt. Die Bürgerschaft brachte ihm zum Abschied viele Ovationen und schenkte ihm zur Erinnerung einen prachtvollen silbernen Tafelaufsatz; von den Stadtkollegien bekam er ein Album mit den Photographien der Mitglieder. Reimers beabsichtigte in sein reserviertes Amt in Wandsbek zurückzukehren.

Charakteristisch äußert sich General v. Manteuffel selbst über die damalige Lage in einem Briefe, den Reimers Ende der siebziger Jahre von ihm erhielt; es heißt dort: „— — ich werde die Köpfe, die bei meiner Ankunft in Schleswig ohne mein Dazutun ihre Stellungen verließen oder, wenn Sie wollen, verlassen mußten, nach Kiel gingen und die Stützen von General Gablenz wurden, nie vergessen. Erinnern Sie sich, daß ich im Esselbachschen Saal mal den Versuch machte, Sie in Schleswig zu halten? Hätte ich Ew. Hochwohlgeboren und jenes Brüderpaar, wo ich beim Einmarsch in Itzehoe den älteren Bruder bat, den jüngeren in Rendsburg zu besuchen, im Schleswigschen im Dienst gehabt, meine Aufgabe wäre mir hundertfach erleichtert worden. Sie hätten alle drei sich überzeugt, wie ich es meinte, und hätten sich der preußisch-deutschen Politik mit ihren reichen Gaben voll und ganz angeschlossen. Diese drei Köpfe hätte ich für mich gehabt und hätte die tausend Schwierigkeiten, die sie mir im anderen Lager gemacht, nicht zu überwinden brauchen — —"

Reimers' Plan, nach Wandsbek zurückzukehren, kam indessen nicht zur Ausführung, denn der Adlatus des Statthalters von Holstein, Feldmarschalls von Gablenz, Baron v. Hoffmann, ließ an ihn die Vorfrage richten, ob er geneigt wäre, als referierender Rat in allen holsteinischen Angelegenheiten bei dem Statthalter einzutreten. Da Österreich den Bestrebungen seines Herzogs günstig gesinnt war, nahm er dieses Anerbieten an und wurde am 30. Sept. 1865 definitiv ernannt. Über General v. Gablenz und die Stellung bei ihm schreibt Reimers selbst in seinen Aufzeichnungen folgendes: „In meiner neuen Stellung fühlte ich mich sehr gehoben, obgleich sie nicht ohne Dornen war. Gablenz war von ausgesuchter Liebenswürdigkeit gegen mich und hat mir volles Vertrauen geschenkt. Er war ein Mann von vielen guten Eigenschaften, war gerecht und auch gutmütig, aber seine maßlose Heftigkeit und überaus große Eitelkeit verleiteten ihn oft zu Mißgriffen. In solchen Situationen war nicht mit ihm auszukommen. So geschah es einmal, als Gablenz, um sich beliebt zu machen, irgend eine unsinnige Maßregel treffen wollte und ich ihm dies vorstellte, er in großer Heftigkeit ausrief: „Ich will es aber, und Sie sollen es ausführen." Als ich ihm erwiderte, daß ich mich nicht dazu hergeben würde, etwas zu tun, wodurch ich mich als Konzipient auch kompromittieren würde, und er dennoch auf seinem Willen bestand, sagte ich ihm in aller Ruhe: „Dann suchen Excellenz sich einen anderen Rat," verbeugte mich und ging. Am anderen Morgen schickte er nach mir, und als ich bei ihm eintrat, kam er mir lächelnd entgegen, reichte mir die Hand und sagte: „Na, wir wollen zusammenbleiben, aber Vorwürfe muß ich Ihnen wegen Ihrer Halsstarrigkeit doch machen." „Und ich habe von Ew. Excellenz Dank erwartet," erwiderte ich ruhig, worauf Excellenz zweimal „Oh! oh!" rief, und damit war Frieden geschlossen. Ich begleitete ihn auf seiner Reise durch Holstein; wir besuchten die Städte Altona, Glückstadt, Itzehoe, Wandsbek, Plön und durchreisten Dithmarschen; ich instruierte ihn im Vorwege über die Sachen, die zur Sprache kommen würden, wofür er mir sehr dankbar war. Die holsteinischen Finanzen hatten damals einen Überschuß von etwa 1 Million Mark, und die benutzte er zur Freigebigkeit. Unter anderem gab er in Plön auf Bitten der Stadtkollegien eine namhafte Summe zur Straßenpflasterung, was großen Jubel hervorrief. Bei dieser Zuwendung ließ er die Bemerkung fallen, daß ich sie ihm angeraten, und sagte dabei: „Ja, ja, aber der Reimers ist mir ein teurer Rat." Zur allgemeinen Freude erwiderte ich darauf: „Excellenz, guter Rat ist immer teuer!" Als sich bei dieser Gelegenheit der Bürgermeister von Plön, eine sehr dickleibige Persönlichkeit, Gablenz vorstellen ließ und auf eine Bemerkung von Gablenz äußerte: „Plön ist ein kleines, nahrungsloses Städtchen," klopfte Gablenz ihm auf den Bauch und sagte: „Na, na, es scheint doch gute Nahrung dort zu sein." — Bei den Audienzen war Gablenz sehr freundlich und gütig; ich war immer zugegen. Er war bestrebt, alles zu tun, was im Interesse der Provinz und für den einzelnen dienlich schien. Er haschte aber nach Popularität, und die hatte er auch mit seiner Leutseligkeit in hohem Grade erreicht."

Es bestand aber zur Zeit von Gablenz in Holstein auch eine preußische Partei, an deren Spitze Baron v. Scheel-Plessen stand; diese griff die Maßnahmen der holsteinischen Regierung immer feindlich an, es herrschte fortwährende Fehde. Die Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung durch Gablenz führte dann zum Bruch zwischen Österreich und Preußen. Als Manteuffel mit seinen Truppen die Eider überschritten und Gablenz sich nach Altona zurückgezogen hatte, hob Manteuffel die bisherige holsteinische Regierung auf und ernannte Scheel-Plessen zum Oberpräsidenten für Holstein; nun wurde Reimers „sofort" seines Amtes enthoben.

Reimers hatte Gablenz bis über die Elbe begleitet; die von ihm verfaßte Proklamation, die Gablenz in Altona erließ, hatte folgenden Wortlaut:

Abschieds-Proklamation

des k. k. Statthalters Freiherrn von Gablenz.

Einwohner des Herzogtums Holstein!

Der vertragswidrigen Besetzung des Herzogtums Holstein durch königlich preußische Truppen, die mich veranlaßte, den Sitz der Statthalterschaft und der Landesregierung nach Altona zu verlegen, sind Gewaltmaßregeln gefolgt.

Das Zusammentreten der infolge Allerhöchsten Auftrags von mir berufenen holsteinischen Ständeversammlung ist durch Waffengewalt verhindert, der Landtags-Kommissär verhaftet worden. — Durch eine Proklamation vom 10. d. M. hat der königlich preußische Gouverneur für das Herzogtum Schleswig ferner kundgegeben, daß er die oberste Regierungsgewalt auch in dem Herzogtum Holstein in die Hand nehmen werde; er hat in Ausführung dessen der von mir im Auftrage meines allergnädigsten Kaisers bestellten Landesregierung ihre Entlassung angekündigt und eine andere Zivilverwaltung bereits eingesetzt.

Preußische Truppen sind in Anmarsch auf Altona.

Die mir zu Gebote stehenden Streitkräfte waren nicht darauf berechnet, einem feindlichen Angriff der bisher verbündeten deutschen Macht Widerstand zu leisten; ich bin außer stande, mit meiner kleinen Schar der verübten Gewalt wirksam entgegenzutreten und das Recht zu schützen. — Um die Truppen nicht nutzlos zu opfern, weiche ich, einem allerhöchsten Befehle Seiner Majestät des Kaisers folgend, der Übermacht und verlasse mit ihnen das Land.

Brave Holsteiner!

Als ich auf Befehl meines allergnädigsten Herrn die Regierung Eures Landes übernahm, seid Ihr mir mit Vertrauen entgegengekommen, und Ihr habt dasselbe mir in wachsendem Maße bis heute bewahrt.

Nehmt meinen herzlichen Dank dafür.

Schwere Tage werden über Euch kommen. — Einstweilen wird die Gewalt herrschen; fügt Euch derselben mit Eurer bewährten Besonnenheit. — Bleibet aber auch in dieser neuen Prüfung treu Eurer guten Sache.

Euer Geschick steht in Gottes Hand; harret aus im Vertrauen auf eine glückliche Lösung.

Altona, am 12. Juni 1866.

Der kaiserlich königliche Statthalter für das Herzogtum Holstein.

Gablenz, Feldmarschall-Lieutenant.

Es darf hier noch erwähnt werden, daß Reimers während seiner Tätigkeit in Kiel sehr viel bei der Familie des Herzogs Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein verkehrte, und daß hier der Grundstein zu der Freundschaft und zu dem Vertrauen gelegt wurde, womit das Fürstenhaus den Verstorbenen bis an sein Lebensende beschenkte.

Er kehrte nach seiner Entlassung in sein Amt in Wandsbek zurück, das er bis zu seinem Eintritt in das Altonaer Kreisgericht im Herbst 1867 verwaltete. Bei seinem Abschied dort wurde ihm ein Fackelzug gebracht; die Bürgerschaft schenkte ihm zum Andenken einen prachtvollen silbernen Tafelaufsatz und die Stadtkollegien ernannten ihn zum Ehrenbürger der Stadt.

Während seiner Tätigkeit beim Kreisgericht in Altona — Reimers war auch hier zugleich Mitglied der Altona-Kieler Eisenbahn-Direktion — hat er zwei große, außerhalb seines Amtes liegende Sachen, zu deren Ausführung in anbetracht ihrer Bedeutung ihm vom Ministerium ein unbedingter Urlaub nach eigenem Ermessen bewilligt worden war, mit glücklichem Erfolge durchgeführt. Es waren dies die Rettung der sogenannten hessischen Silberkammer für den Landgrafen von Hessen aus den Händen der Nachkommen des weiland Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, sowie die Erwerbung der Prinzeß Charlotten-Stiftung für die Prinzessin Elisabeth von Hessen-Kassel, welche gleichfalls

von den genannten Erben an sich genommen war. Die Rettung der sogen. Silberkammer entbehrt nicht eines abenteuerlichen Zuges. Die Sachlage war kurz folgende:

Als der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. am 7. Januar 1875 starb, verständigte sich bekanntlich der nächste Thronerbe, der Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen, mit Preußen und verzichtete gegen eine namhafte Entschädigung auf seine Successionsrechte. Mit der Krone Kurhessens war auch die Benutzung der sogen. Silberkammer, welche Staatseigentum war, verbunden. Auf sie erhob nun der Landgraf von Hessen als nächster Successionsberechtigter Anspruch und zwar mit Einwilligung Preußens.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte die Silberkammer derzeit mit nach Prag genommen, wohin er sich, als über einen Teil seines Vermögens die Sequestration von Preußen verhängt worden war, begeben hatte; hier war sie im Wallensteinschen Palais untergebracht. Die Erben des Kurfürsten — die Fürstin von Hanau und ihre Kinder — verweigerten die Auslieferung der Kammer, und sollte sie daher zwangsweise erreicht werden. Dies gelang Reimers. Er hatte nach Überwindung unzähliger Schwierigkeiten vom Präsidenten des Prager Landgerichts eine Auflage an die Erben usw. erwirkt, die Silberkammer auszuliefern, und mit dieser Ausführung war ein Rat beim Prager Landgericht beauftragt. Gegen diese Auflage wurde von den Erben Beschwerde eingelegt, so daß das Verfahren sistiert werden mußte. Es erfolgte glücklicherweise ein ablehnender Bescheid. Gegen einen solchen konnte nach österreichischem Recht erst nach drei Tagen weitere Beschwerde geführt werden. Gelang es daher innerhalb dieser Zeit, die Silberkammer in Besitz zu bekommen und über die Grenze zu schaffen, so war die Sache gewonnen; dies zu verhindern, war die Aufgabe der Erben, die von ihnen nicht gelöst wurde, denn es glückte, noch vor dem Ende des dritten Tages die Silberkammer aus dem österreichischen Gebiet heraus zu befördern. Die Machenschaften der Gegner gingen so weit, daß der bis Dresden in dieser Veranlassung extra gemietete Eisenbahnwagen, in dem die Silberschätze waren, in Bodenbach — der Grenzstation zwischen Österreich und Sachsen, hier war die Kammer gerettet — heimlich abgehängt und zurückgestellt wurde. Dies wurde von Reimers zufällig und glücklicherweise bemerkt und trotz Widerspruchs des Bahnhofsverwalters geregelt. Es war die höchste Zeit, denn am anderen Morgen traf ein telegraphischer Befehl an den Bahnhofsverwalter in Bodenbach ein, den betreffenden Wagen zurückzuhalten. Der Kabinettsrat der Fürstin Hanau war persönlich in Wien gewesen und hatte ein Inhibitorium des österreichischen Staatsministeriums erwirkt; zu spät!

Weit wichtiger und von großem Erfolg begleitet war die Vertretung des Glücksburger und des Augustenburger Fürstenhauses durch Reimers in ihren Auseinandersetzungen mit der Krone Preußens. — Was zunächst die Ansprüche des herzoglich Glücksburger Fürstenhauses an die preußische Krone betrifft, so wurde durch sie die Leistung des sogenannten Plöner Äquivalents verlangt. Die Sache lag sehr schwierig. Seitens des Königs Friedrich V. von Dänemark war, um die selbständigen Plönschen Lande mit seiner Krone zu vereinigen, mit den erbberechtigten Nachfolgern in der Regierung in den Plönschen Landen — in denen damals der Herzog Ludwig Friedrich regierte, — nämlich mit den Prinzen Karl Ludwig und Peter August Friedrich ein Vergleich abgeschlossen, demzufolge den Prinzen gegen ihren Verzicht auf die Succession ein Äquivalent in Gütern und liegenden Gründen in der Art und Weise im dänischen Reiche angewiesen werden sollte, daß die Einnahmen aus ihnen denen völlig gleichwertig sein sollten, die aus den Plönschen Landen erzielt wurden. Diese

Anweisung erfolgte aber nicht, und es wurde durch eine allerhöchste Resolution des Königs Friedrich V. vom 27. Juni 1763 mit Zustimmung der Prinzen verfügt, daß ihnen bis zur erfolgten Anweisung der Güter aus liegenden Gründen vorläufig eine Geldentschädigung von 5000 Reichsbanktalern für jeden ausbezahlt werden sollte. Die Entschädigung entsprach aber nicht dem Wert der abgetretenen Plönschen Lande. Der Minister Graf Moltke hat in seinen Ausführungen über den Erwerb der Plönschen Lande dargelegt, daß die Krone Dänemarks eine jährliche Einnahme von 100000 Reichsbanktalern durch den qu. Erwerb erzielt habe. Die Anweisung der Güter und liegenden Gründe ist aber, wie erwähnt, niemals erfolgt, und auf die endliche Leistung derselben ging der Anspruch des Glücksburger Fürstenhauses.

Das von Reimers in dieser Angelegenheit abgefaßte Memorandum ist auf Veranlassung des Professors Kries wegen seines staatsrechtlichen Interesses der Kieler Universitätsbibliothek einverleibt worden. Ein näheres Eingehen auf die rechtlichen und historischen Verhältnisse, welche zur Begründung des erhobenen Anspruchs dienten, würde hier zu weit führen. Es mag nur darauf hingewiesen werden, daß es sich um den schwierigen Nachweis handelte, daß der oben genannte Anspruch dem herzoglich Glücksburgischen (früher Holstein-Beckschen) Fürstenhause noch gegenwärtig zustände und daß er als eine Staatsschuld gegen die preußische Krone als die rechtlich verpflichtete Nachfolgerin des Königs Friedrich V. in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein geltend zu machen wäre. Das oben erwähnte Memorandum, über das sich auch der Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Zachariae in Göttingen in sehr anerkennender Weise ausgesprochen, wurde dem König Wilhelm überreicht, und er befahl die Prüfung desselben durch kommissarische Verhandlungen. Jahre vergingen, ehe die Sache gedieh. Der Herzog Karl war inzwischen gestorben und Herzog Friedrich Chef des Glücksburger Fürstenhauses geworden. Da ließ Finanzminister Bitter — wohl auf höhere Veranlassung — die schon abgebrochenen Verhandlungen wieder eröffnen, und als Vertreter der preußischen Krone wurde der Geheime Oberfinanzrat Dr. Hans Rudorff ernannt; mit ihm schloß Reimers als Bevollmächtigter des Herzogs Friedrich unter dem 31. Januar 1882 einen Vertrag ab, nach welchem dem Glücksburger Fürstenhause statt der bisher gezahlten Rente von 36000 ℳ eine solche von 54000 ℳ jährlich geleistet werden sollte. Dieser Vertrag wurde vom Abgeordnetenhause genehmigt und erhielt die allerhöchste Bestätigung.

Wie oben schon gesagt, vertrat Reimers auch das herzoglich Augustenburgische Fürstenhaus gegen die preußische Krone wegen Entschädigung für Verluste im deutsch-dänischen Kriege. Die Staatsregierung war hierbei wieder vertreten durch den Geh. Oberfinanzrat v. Rudorff und den Geh. Oberjustizrat Eccius. Das Resultat war groß; es wurde dem herzoglich Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburgischen Hause das Schloß Augustenburg auf Alsen, die Rechte des Staates an dem Stadtschloß in Sonderburg, insbesondere an der in demselben belegenen Kapelle nebst der fürstlichen Familiengruft und eine jährliche Rente von 300000 ℳ zugesprochen. Reimers hatte auch hier die für Kaiser Wilhelm I. bestimmte Vorstellung entworfen; dieselbe wurde von dem damaligen Kronprinzen, dem Fürsten Bismarck, dem Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein und dem Justizminister Dr. v. Friedberg revidiert und genehmigt. Der Gesetzentwurf, welcher im Abgeordnetenhause glatt durchging, erregte im Herrenhause manche Bedenken, die aber — dem Willen des alten Kaisers Wilhelm entsprechend — fallen gelassen wurden; vergl. Gesetz vom 1. April 1885.

Auch im Hause der Abgeordneten ist Reimers tätig gewesen; er vertrat daselbst zuerst den 6. schleswigschen und später den 16. holsteinischen Wahlkreis; in Schleswig wurde er im November 1870 mit 139 Stimmen von 192 abgegebenen gewählt — ein Beweis, daß die Stadt ihren früheren Bürgermeister nicht vergessen hatte! — Er gehörte der nationalliberalen Fraktion an, die damals unter Bennigsen, Forckenbeck, Lasker, Miquel und anderen namhaften Personen die regierende Partei war. Er setzte u. a. bei der Beratung des Pensionsgesetzes vom 27. März 1872 den Absatz 2 des § 53 durch, nach welchem den Amtssekretären auf den Amtshäusern in Schleswig-Holstein ihre Dienstjahre bei der Berechnung ihrer Pension angerechnet werden sollten, was nicht anerkannt war. Ferner vertrat er im Abgeordnetenhause bei der Entschädigung der durch die Sturmflut geschädigten Distrikte den Eutiner Kreis und erreichte die von demselben beantragte Entschädigung von 20000 ℳ.

Als Reimers im Jahre 1888 der schwere Schlag traf, seine Frau zu verlieren, sagte er sehr bald dem öffentlichen Leben Valet und wandte sich ausschließlich seiner amtlichen Tätigkeit zu. Bei seinem am 20. Mai 1894 gefeierten 50jährigen Dienstjubiläum wurde ihm der Kronen-Orden 2. Klasse und bei seinem Abschied aus dem Justizdienst in seinem 81. Lebensjahre am 7. Juni 1899 der Rote Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub verliehen.

Reimers durfte also auf eine ungewöhnlich große und vielseitige amtliche wie außeramtliche Tätigkeit und auf ein an Ereignissen reiches und an Erfolgen gesegnetes Leben zurückblicken.

Er hat seinem Fürstenhause und Vaterlande treu gedient. Und nicht nur seinem Fürstenhause, auch seinen Mitmenschen war er während seines ganzen Lebens ein treuer, zuverlässiger Berater und Freund; er benutzte seine Stellungen und seinen Einfluß, soweit er ihn nach oben und unten hin geltend machen konnte, stets nur zum Wohle seiner Mitmenschen; Egoismus lag ihm fern.

R.

Mein Vaterhaus.

Du altes Haus mit stroherm Dach
Und kalkgetünchtem Lehmgemäuer,
Wie oft noch rufst du in mir wach
Erinnerungen lieb und teuer!
Zwar hat dich längst der Zahn der Zeit
Und Menschenhand zerstört, vernichtet,
Doch stehst in schlichter Herrlichkeit
Vor meinem Geist du aufgerichtet.
Wie drängte durch die Fensterlein
Die Sonne sich so froh und helle;
Wie gern saß ich in ihrem Schein
Vor dir, mein Haus, auf morscher Schwelle.
Wie häufig schau' ich noch im Traum
Von diesem Sitze voll Verlangen
Empor zu jenem Apfelbaum
Und seiner Frucht mit roten Wangen.
Und wenn durch seine Zweige strich
Der Wind und sie begann zu rütteln,
Rief ich ihm zu, — und freute mich —
Noch etwas derber sie zu schütteln.
Und wenn dann lustig hier und dort
Die Früchte fielen hin zur Erde,
Wie trug ich sie dann jubelnd fort
Ins Apfelnest am Feuerherde.

Oldesloe.

Und wenn der Baum entblättert stand,
Ringsum der Winter herrschte wieder,
Wenn Schnee sich auf der Schwelle fand,
Am Dach Eiszapfen hingen nieder,
Dann saßen drinnen wir vereint.
Am Ofen mit den blauen Bildern,
Und was mit jedem war gemeint,
Ich wußte treulich es zu schildern.
Das Mütterchen am Gartentor,
Zu welchem nicht der Schlüssel paßte,
Der Schneider, der den Hut verlor,
Der Bauer, der sein Gut verpraßte,
Auf hohem Berg das stolze Schloß,
Hier kühne Ritter, stolze Frauen,
Dort gar der Fürst mit seinem Troß, —
Wie war es herrlich doch zu schauen!
Und stahl sich wieder keck ins Haus
Der warme Strahl der Lenzessonne,
Dann eilte munter ich hinaus
Und fand im Freien Lust und Wonne. —
Du altes Haus mit stroherm Dach
Und kalkgetünchtem Lehmgemäuer,
Wie oft noch rufst du in mir wach
Erinnerungen lieb und teuer!

Johannes Suck.

Die Musikantenwirte in Weesby.

Von J. Rathje in Tondern.

Wir hatten schon lange die Absicht, einmal die in der weiteren Umgebung von Tondern überall bekannten „Musikantenwirte“ in Weesby aufzusuchen, von denen allerlei mystische Geschichten berichtet wurden. So sollten sie z. B. nie eine Türklinke, die vorher ein Fremder berührt hatte, mit der nackten Hand anfassen, sondern vielmehr ein Tuch oder eine Schürze zu Hülfe nehmen, auch ein Streichholz, das in ihrer Behausung gebraucht und weg-

geworfen worden war, als Teufelswerkzeug vorsichtig mit der Feuerzange aufheben und hinter den nächsten Wall werfen, und was dergleichen Eigentümlichkeiten mehr waren.

In einer für eine mehrstündige Wagenfahrt allerdings noch nicht recht geeigneten Zeit, im April, fuhren wir um 8 Uhr morgens aus Tonderns Südertor der Sonne entgegen, um diese Originale kennen zu lernen. Eine Fahrt zu solcher Zeit hat nicht gerade viel Angenehmes, zumal wenn ein kalter Nordwest einem in den Nacken pfeift und den Staub in dichten Wolken hinter dem Wagen herwirbelt. Die noch kahlen Bäume strecken langweilig ihre Zweige zum Himmel, und in der flachen Gegend schweift der Blick über die leeren Felder ungehindert bis an den Horizont. Noch lange liegt Tondern mit seinen Türmen hinter uns und wankt und weicht nicht. Auch nachdem wir das nächste Dorf, Seth, passiert haben, bleibt es sichtbar, bis es kurz vor Süderlügum dem Auge durch eine Bodenwelle verdeckt wird. Nach längerer Fahrt grüßt uns das weiße Kirchhofstor dieses Dorfes. Die Kirche mit dem dahinter liegenden Glockenturm bietet ein eigenartiges, altertümliches Bild. Weiter geht die Fahrt durch Sandwege, nachdem Süderlügum zur Rechten liegen geblieben ist. Das Landschafts-

bild verändert sich. Hier kultivierte, dort aufgeforstete und weiter nackte braune Heide, die aber durch das wellige Terrain nicht reizlos wirkt. Rechts grüßt uns aus grünem Laub das rote Dach einer Försterei, eine hübsche Abwechselung. Nachdem wir in Westrefeld im Kruge, der mitten in aufgeforsteter Heide liegt, Einkehr gehalten haben, geht es weiter durch Westre, das Kirchdorf Ladelund und Streichsand, bis wir nach 12 Uhr Weesby erreicht haben.

Und dann standen wir am Ziel unserer Reise, vor der niederen Strohdachhütte, wo Hans Dürby mit den Seinen seinen Gästen für gutes Geld frischen Trunk und für gute Mienen frohe Weisen kredenzt. Das Stilleben im Flur, wo die leeren Bierflaschen die letzte Träne dem Boden anvertrauen, übersehen wir nicht. Wir drücken die alte Klinke der Tür nieder und treten mit einiger Spannung in die niedrige Schenkstube ein. Es ist ein zweifenstriges, recht geräumiges Zimmer, an den Fenstern zwei, an der Rückwand beim Ofen ein braungestrichener Bauerntisch. An den Wänden entlang Holzbänke, als Wandschmuck Bilder aller Art, darunter ein Geiger namens Siemonsen, der wohl zu des Alten Glanzperiode eine bedeutende Rolle spielte.

Aber auch die neue Zeit hat in der Gestalt eines modernen Regulators ihren Einzug gehalten in diesen Raum. Auf den Tischen stehen statt des Feuerzeugs je ein Glas mit Wasser und Öl mit einem Schwimmer darauf, und die Nachtlampe ist fertig; daneben ein Gefäß mit Fidibussen. In dieser Umgebung, die noch durch einen hochbeinigen Ofen, einen sogenannten „Beileger," weil man ihn von der Küche aus heizt, vervollständigt wird, die drei alten Menschen, und wir haben ein Bild, gerade nicht besonders anmutig, aber doch von einer gewissen Harmonie. Nachdem wir uns eine Flasche Bier haben geben lassen, zu der kein Glas weiter verabreicht wird, — gewiß auch besser, — und uns etwas mit den alten Leuten unterhalten haben, gehen sie bereitwilligst auf unsern Wunsch ein, uns etwas vorzuspielen. Der alte 87jährige Hans Dürby spielt die erste Geige und singt auch noch humoristische Lieder mit einem Rest von fadenscheiniger Eleganz. Andres, der 85jährige Bruder, begleitet auf der Bratsche und Marie, die Haushälterin, spielt das Cello als Baß dazu. Es ist keine Musik, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann, das ist ja Geschmackssache; genug, wir sind nicht rasend geworden. Musik, Gesang und Saitenspiel haben hier immer eine Rolle gespielt, und der Alte hat gewiß einst auf seinem Instrument ganz Tüchtiges geleistet. Die Mutter der beiden Dürby starb vor etwa 15 Jahren, 102 Jahre alt; auch sie trieb Musik, rauchte die Pfeife wie ein Mann, spielte Karten mit ihren Gästen oder suchte sie durch dies und jenes zu unterhalten. Ihre Meinung war: wer in die Wirtschaft kommt, will unterhalten sein, und danach handelte sie und jetzt auch ihre Söhne. Hans Dürby, der älteste, aber doch der intelligenteste der beiden, hat in seinen jungen Jahren den Kaufmannsberuf erlernt und sich in allen Branchen versucht, bis er dann aus Liebe zu seinen Eltern oder zur Heimat, oder weil er beim unvorsichtigen Umgehen mit einer Schießwaffe das rechte Auge verlor, nach Weesby zurückzog, die Wirtschaft übernahm und einen ziemlich umfangreichen Handel betrieb, der mit dem zunehmenden Alter jedoch aufgegeben werden mußte.

Andres Dürby, einfach „Dres" genannt, ist wohl aus seinem Dorfe nicht herausgekommen; er scheint mehr ein Phlegmatiker zu sein, mit einigem Mutterwitz ausgestattet. Er sitzt gern in Mutters Ofenecke und raucht, doch folgt er sehr aufmerksam den Reden der Gäste, und mitunter blitzt es von verhaltenem Humor in seinen braunen Augen auf; er soll keinem eine Antwort schuldig bleiben. Sein Geigenspiel ist weich und angenehm. Die Haushälterin, die

jüngste des Trios, muß oft den Dolmetsch machen und zeigt uns dabei eine gute Auffassungsgabe, sie spielt den Baß nach dem Gehör und will gewiß nicht als Künstlerin gelten. Die Arme ist fast erblindet oder wird es sicher noch einmal, und doch ist sie guter Dinge und scheint ihrer dunklen Zukunft nicht zu gedenken. Das sind die drei Menschen, die da vor uns sitzen und uns aufspielen. Tiefe Runen hat die Zeit in ihre alten Gesichter geschrieben, die auch einst strahlten vor Lebenslust. Wie viele Hoffnungen haben sie begraben müssen, ehe sie, durch die Verhältnisse gezwungen, so äußerlich zufrieden und glücklich sich in diese Lebensart fügten? Das sind keine Menschen, die bewußt sich „Reklame" machen wollen mit ihrer Musik, mit ihrem Heim, mit ihrer Kleidung und ihrer ganzen Eigenart. Nein, nein, davon sind sie weit entfernt; wollte doch Herr Hans Dürby nicht einmal gestatten, daß das Schild „Schankwirtschaft von Hans Dürby" auf dem Bilde zu sehen sei, das wir von seinem Hause aufnehmen wollten. Es sind trotz aller Einfachheit und Dürftigkeit, die da zu uns spricht, viel zu vornehme Charaktere. Sie kämpfen auf ihre Weise ums tägliche Brot und wollen lieber stolz auf eigener ärmlicher Scholle sitzen als demütig am fremden Tisch. Die Reklame hat sich ihrer bemächtigen wollen, sie hätten dabei Geld verdienen können, aber sie haben abgewehrt. Sie wollen sich nicht zum Possenspiel für andere hergeben, sondern wollen nur mit ihrer Musik ihre Gäste unterhalten und erfreuen. So wie sie leben, sind sie zu

leben gewohnt, und Besseres wünschen sie sich nicht mehr. Es hat uns doch gefreut, den alten Leuten einen Besuch gemacht zu haben. Das Bild ihres Hauses nahmen wir als Erinnerung mit.

Danach ging es in scharfem Trabe den Weg zurück, um bis 7 Uhr auf Station Süderlügum sein zu können, wohin das Fuhrwerk gehörte. Uns führte dann die Bahn nach Tondern zurück.

Hamburgs Wälle und Wallanlagen in ihrer Entwicklung vom 17. bis zum 20. Jahrhundert.

Von Professor C. Büchel in Hamburg.

I.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts lag das Gebiet des späteren Michaeliskirchspiels noch außerhalb der Festungswerke.[1]) Im Westen und Nordwesten erstrecken sich die Wälle von der Elbe bis zur Alster da, wo sich jetzt die Straßen Baumwall, Steinhöft, Admiralitätsstraße und Neuerwall befinden. Lage und Form dieser Wälle mit ihren langen Streichwehren und Rondelen sind auf älteren Plänen und Ansichten deutlich zu erkennen.[2])

In den ersten Jahren des dreißigjährigen Kriegs sahen sich Rat und Bürgerschaft veranlaßt, der Stadt einen stärkeren Schutz zu geben. Es wurden neue Werke angelegt, das Michaeliskirchspiel wurde in die Befestigung mithineingezogen, die Wälle wurden dort angelegt, wo sie bis zu der gänzlichen Entfestigung der Stadt nach der Franzosenzeit geblieben sind, mit starken, eckig vorspringenden Bastionen versehen und außerdem durch jenseits des Grabens liegende Außenwerke, Ravelins, die Schanze Ferdinandus in der Alster und das Hornwerk an der Elbe geschützt.

Man benannte die Bastionen nach den Vornamen der damaligen Ratsherren: von der Elbe bis zum Millerntor: Johannes, Albertus, Casparus; vom Millerntor bis zum Dammtor: Henricus, Eberhardus, Joachimus, Ulricus, Rudolphus; vom Dammtor bis zur Alster: Petrus, Didericus; David lag in der Alster, dann folgten bis zum Steintor: Vincent, Hieronymus; bis zum Deichtor: Sebastianus, Bartholdus; bis zum Brooktor: Ericus, Nicolaus; zwischen Brooktor und Sandtor: Gerhardus; endlich bis zum Niederhafen: Ditmarus, Hermannus, Georgius.

Der Plan von 1644 zeigt bereits an einigen Stellen des Walles Bäume, im 18. Jahrhundert waren die Wälle ringsum mit Alleen von Ulmen (Ipern) bepflanzt. „Im Jahre 1772 machte der Spaziergang auf dem Walle[3]) einen ebenen Weg von mehr als 1½ Stunde aus, der fast durchgängig nach der Schnur mit doppelten alten großen, schattigen Ipernbäumen besetzt ist und auf mancher Stelle einem dicken Walde gleichet, der zu keiner Zeit von den Strahlen der Sonne durchdrungen werden kann. Man darf hier fast zu allen Zeiten ungehindert fahren, reiten und gehen, und man wird ihn selten besuchen, ohne Fußgänger, Caroßen, Carriolen und Reiter anzutreffen. Für die Fahrenden ist ein breiter, ebener Weg gemacht, die Fußgänger aber finden nahe an der Brustwehr einen mit Kieselsand bedeckten harten, ebenen Boden."

In einer anderen Schilderung[4]) heißt es: „In 1½ Stunden mäßigen Schrittes umgeht man die Stadt auf ihren Wällen von der Schifferbörse, dem Bollwerk an der Elbe, das hölzerne Wams genannt, bis zur Bastion Albertus am Stintfang, auf festgestampften Fußwegen unter dem Schatten stämmiger Ulmen und Linden, die hier und da auf den breiten Seitenplätzen des Fahrweges mit

---

[1]) Gaedechens: Die Befestigung Hamburgs im Mittelalter. Koppmann: Aus Hamburgs Vergangenheit. I.

[2]) Lappenbergs Programm der dritten Sekularfeier der Bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs enthält einen Prospekt von 1587 und einen Grundriß aus der Zeit um 1570. Plan von 1644 von Arnoldus Peterfen.

[3]) Hamburgs Annehmlichkeiten von einem Ausländer beschrieben. J. P. W. (d. i. Willebrand). 1772.

[4]) Dr. F. J. L. Meyer (der letzte Domherr): Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. Bd. II, 4. Heft. 1802.

Wäldchen von eben diesen Bäumen abwechseln. Sie sind, nach den Abteilungen eines Fortifikationswerkes, geradlinig, in abgemessenen Zwischenräumen und nicht nach den Regeln der neueren Gartenkunst gepflanzt, sind das ehrwürdige Erbteil unserer Vorfahren." Unterhalb der Bastion Albertus, zwischen dieser, dem „stockenden, trüben" Stadtgraben und dem jenseitigen Hornwerk lagen die Pflanzungen des sogenannten Fortifikationshauses, das (1767 angelegt) im Sommer von Gesellschaften zu großen Mittags- und Abendschmäusen benutzt wurde.[1]) „Die bis an die Brücke des Millerntors fortgeführten und, soviel das schmale, abschüssige Terrain der Wallhöhe es gestatten wollte, abwechselnden Schattengänge sind einsam, vertraulich, geschützt gegen die herrschenden rauhen Winde. Kaum dem Stadtgewühl entgangen, findet man sich hier wie in der stillen Parktiefe eines entfernten Landsitzes, umgeben von Vogelchören und vom fernen Wassergemurmel des Abflusses im Stadtgraben."

Auch jenseits des Stadtgrabens waren einige Fuß- und Fahrwege mit Bäumen bepflanzt. So führte vom Millerntor nach dem Dammtore hin ein Fußsteig, welcher der Philosophenweg genannt wurde.

Dank seiner starken Befestigung war Hamburg von den Greueln des dreißigjährigen Kriegs verschont geblieben; nun aber, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, hatte man sich von der Notwendigkeit der Entfestigung überzeugt.[2]) „Das Fortifikations-Departement beauftragte den Ingenieur-Offizier Lührsen, Gutachten und Vorschläge zu entwerfen. Derselbe starb jedoch, ohne dies getan zu haben. Die Übertragung seiner Stelle an den geschickten und tätigen Richard, sowie die Unruhe der Zeit brachte in den Jahren 1800—1804 die Sache aufs neue in Anregung. Am 18. Oktober 1804 beantragte E. H. Rat bei der Erbgesessenen Bürgerschaft, daß alles, was Hamburg einer Belagerung aussetzen könnte, weggeschafft werden sollte...."

Die Bürgerschaft trat allen Vorschlägen bei, und bereits im November 1804 machte man den Anfang damit. Es wurden einige Außenwerke demoliert, ganz besonders notwendig war aber, nach Richards Begründung, die Wegschaffung der gewölbten Tore. Trotzdem waren im Jahre 1810 mehrere Haupttore mit ihren Zugbrücken erhalten, außerdem blieben[2]) „die Bastionen und die fausse-braie, diese sich gegenseitig deckenden, mit einander korrespondierenden und in solcher Beziehung das Hauptwesen einer Festung ausmachenden Teile, ein Umstand, welcher der Absicht zu entfestigen sich unmittelbar widersetzen mußte." Der Topograph v. Heß hatte schon 1810 Bedenken geäußert, ob denn wirklich die Stadt genügend entfestigt sei.

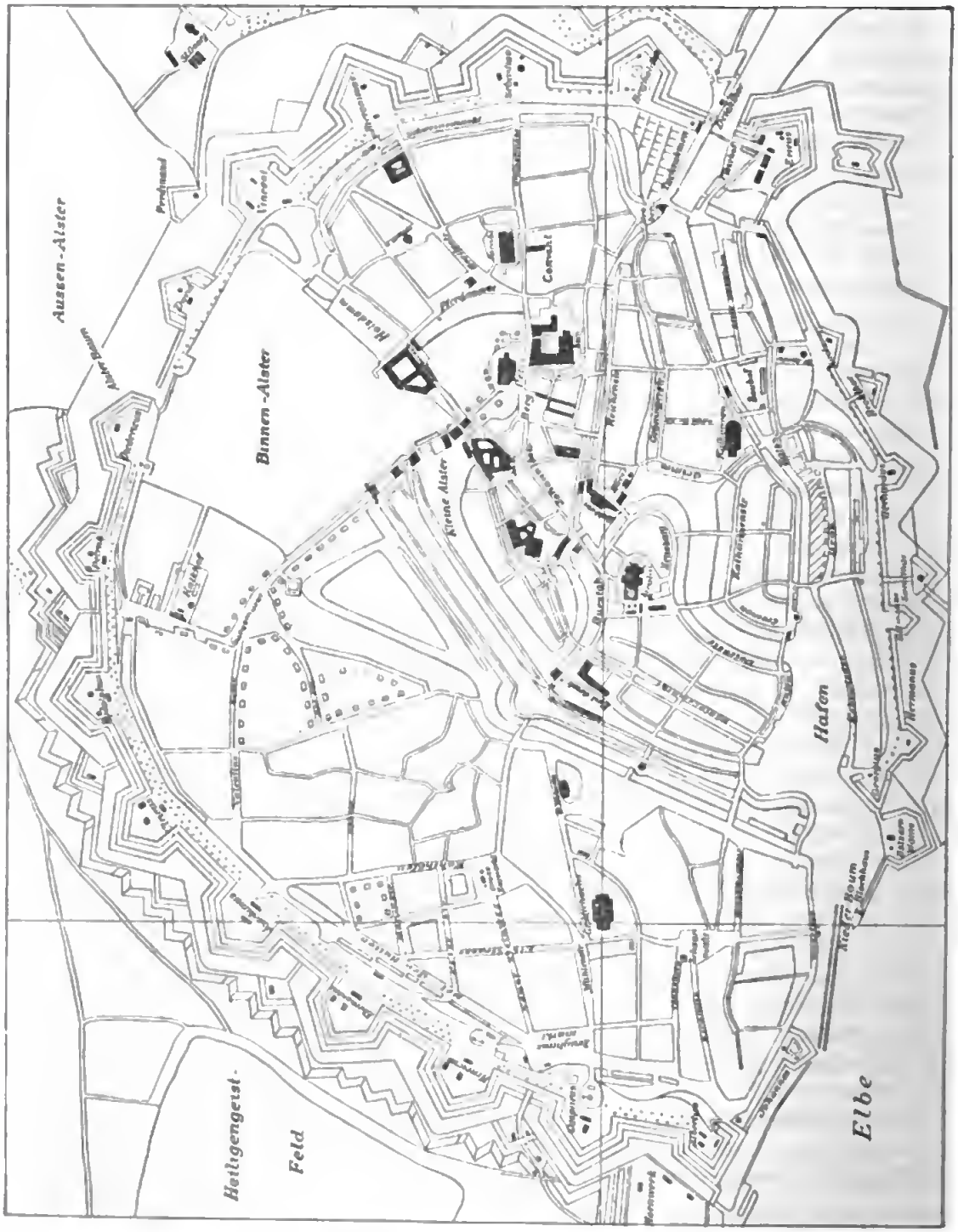
Unter Leitung des Kunstgärtners Altmann, der zu diesem Zweck alljährlich im Frühjahr und Herbst von Bremen nach Hamburg kam, begannen die Anpflanzungen im Jahre 1805 auf den Bastionen David, Didericus und Vincent und wurden im folgenden Jahre auf Albertus und Casparus sowie von Vincent bis zum Steintor fortgesetzt. Im Jahre 1810 schildert v. Heß die Beschaffenheit des Walles:[3]) „Die Bastionen des inneren Walles sind mit ihren abgetragenen Brustwehren in Promenaden, Bäumen-Reviere und Fragmente von Englischen Partien verwandelt. Der Fahrweg wird von diesen und der einstmaligen Courtine durch ein bloßes Banquet getrennt, das so, wie jener Weg, mit jungen Bäumen bepflanzt ist. Die alten Alleen sind, einige spär-

[1]) Dr. F. J. L. Meyer (der letzte Domherr): Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. Bd. II, 4. Heft. 1802.

[2]) Akten des Stadtarchivs. Bericht der Senats-Commissarii Jencquel und Dr. Hasse vom 27. Oktober 1817.

[3]) Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben. 1810.

lichen Strecken abgerechnet, umgehauen. Die neuen Anlagen machen auf Mannichfaltigkeit, Abwechselung und auch bereits mit Recht auf Verschönerung Anspruch. Ausgebildet von der Zeit werden sie den kommenden Generationen einen un-



gleich höheren Grad von Genuß gewähren als der jetzigen, die sich noch mit dankbarer Rührung der dunklen, hohen Schattengänge erinnert, welche die alten Hamburger zum Ausruhen für ihre Enkel einst gepflanzt hatten.“ Ferner er-

wähnt v. Heß einen Garten, der auf Ferdinandus angelegt war und mit dem daranliegenden Hause von dem jedesmaligen Chef der Fortifikation benutzt wurde, außerdem eine Anlage auf Vincent, wo sich damals das Büsch-Denkmal befand. „Den Denkstein umgibt eine Anpflanzung von Pappeln, Akazien und Tränen-Weiden. In einer nahen Entfernung vom Monument ist ein ovaler Fleck mit Cerastium tomentosum L. dicht überwachsen. Die silbergrauen, nur wenig über dem Boden hervorragenden Blätter geben dem Grabeshügel das Ansehen eines sich aus dem Busen der Erde selbst erhebenden, leise aufliegenden Leichensteines."

Nachdem am 13. Dezember 1810 Hamburg dem Kaiserreich Frankreich einverleibt war, blieben die Festungswerke halb demoliert liegen bis zur Ankunft des Obersten Tettenborn am 18. März 1813, der am 7. April mit der Wiederbefestigung beginnen ließ, aber schon am 30. Mai wieder abzog, und nun, nachdem die Franzosen eingerückt waren, wurden die Festungswerke vollständig wiederhergestellt. Im großen Umkreise wurden die Gebäude erst abgebrochen, dann niedergebrannt und alle Anpflanzungen verwüstet. Später als im übrigen Deutschland schlug für Hamburg die Stunde der Befreiung; erst am 29. April 1814 flatterte die von Frauen und Jungfrauen gestickte weiße Fahne auf dem Michaeliskirchturm. [1])

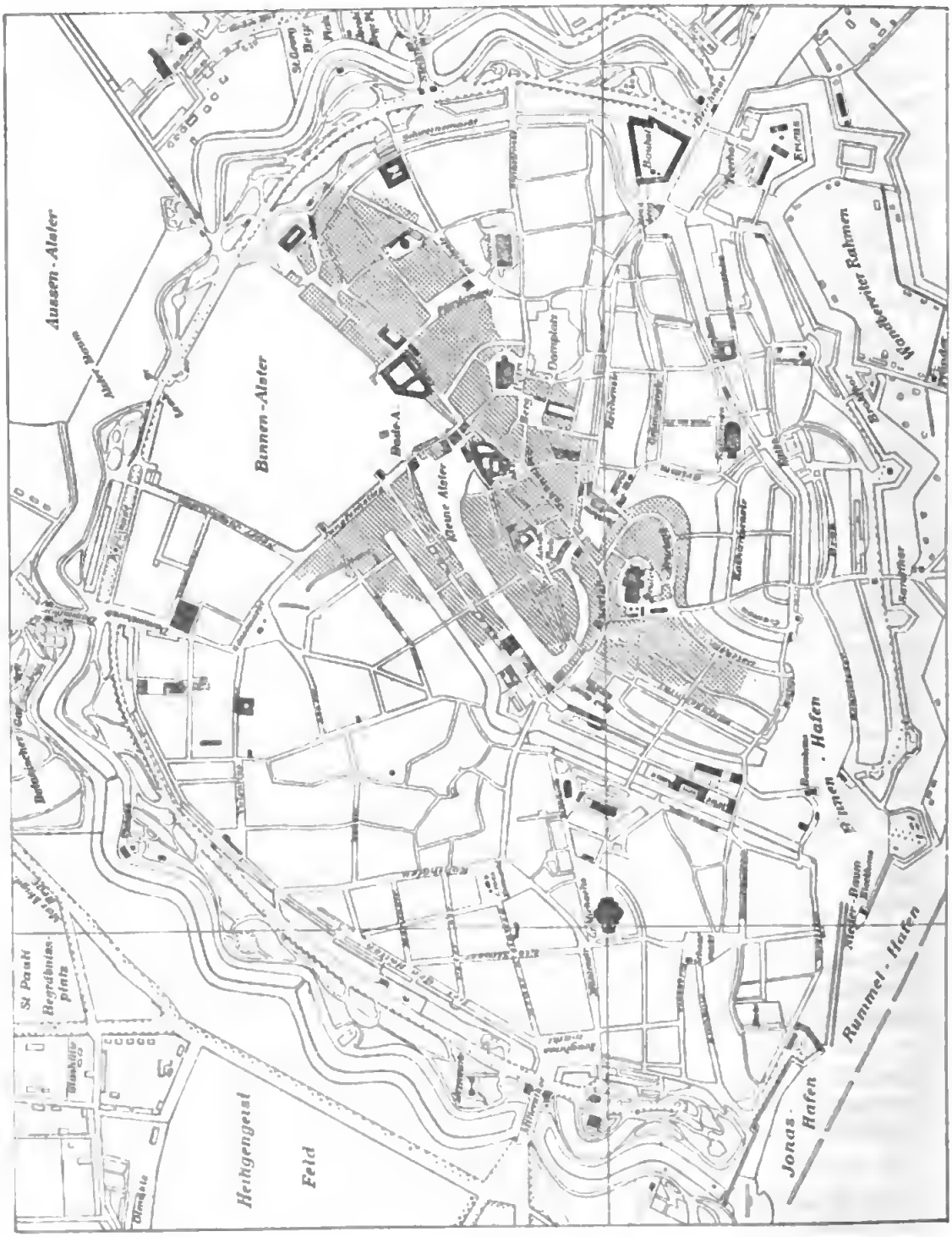
Im Jahre 1816 wurde von E. H. Senate eine Kommission von Sachverständigen — Wasserbaudirektor Woltmann, Grenzinspektor Reinke, Stadtingenieur Heinrich, Oberspritzenmeister Repsold — niedergesetzt und den Senatoren Dr. Hasse und Jenequel untergeordnet. Ihre Aufgabe war, [2]) „zweckmäßige Vorschläge zu machen, wie die Festungswerke der Stadt dermaßen zu demolieren sein möchten, daß 1. die Stadt komplet entfestiget werde und zwar so, daß sie 2. auch für die Zukunft entfestet bleibe oder daß die Wiederherstellung der Festung, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwierig gemacht werde, 3. daß der Stadt dabei die nötige Sicherheit sowohl im allgemeinen als in polizeilicher Hinsicht verbleibe, 4. daß übrigens auf Ersparung und auf vorteilhafte Benutzung der entstehenden Plätze gesehen, endlich 5. auch das zweckmäßig Angenehme und Schöne der künftigen Anlagen in Betracht gezogen werde." Es wurden drei Entwürfe eingereicht. Die Senats-Commissarii beantragten die ungesäumte Entfestigung so, daß Hamburg „eine gegen grobes Geschütz unhaltbare Stadt, urbs ad tormenta imbellis, jedoch kein offener Ort, sondern eine ville close sein solle, ad manuarias pugnas munita," und erklärten sich für den dritten Plan auch aus dem Grunde, weil sich hierbei mehr das Schöne und Angenehme der künftigen Anlagen mit dem Notwendigen vereinigen ließe. Nach diesem Plan sollten „Wall und Graben beibehalten, alle Bollwerke bis auf den natürlichen Boden abgetragen und die Erdmasse zur Anstärkung der äußeren Wallböschung, Ausfüllung und Wegschaffung der Fausse-braien angewendet werden. Um dem Graben die Festungsform zu nehmen, sollten die vorspringenden Spitzen durch Abgraben, die zurücktretenden Winkel aber durch Verschüttung abgerundet werden, und dadurch sollte der Graben eine geschlängelte Form erhalten."

Am 16. Dezember 1819 erklärte sich die Erbgesessene Bürgerschaft mit der Demolition der Festungswerke von Stadt und Vorstadt sowie der dafür vorgeschlagenen Kostendeckung angetragenermaßen einverstanden. Die Kosten wurden aufgebracht durch eine besondere Entfestigungssteuer, welche in ähnlicher Weise

---

[1]) Marianne Prell, Erinnerungen aus der Franzosenzeit.
[2]) Anlagen-Protokoll der Entfestigungskommission. Stadtarchiv.

erhoben wurde wie die nach der Franzosenzeit im Jahre 1815 beschlossene allgemeine Kriegs- und Vermögenssteuer. Die Arbeiten begannen am 24. März 1820 unter der Direktion des Stadtingenieurs Heinrich; da aber derselbe mit anderweitigen Arbeiten überhäuft war, so wurde schon im nächsten Jahre Hauptmann Schwarz aus Lübeck berufen, um die fernere Leitung der Entfestigungsarbeiten zu übernehmen. Die Leitung der Anpflanzungen wurde auch jetzt dem Bremer Kunstgärtner Altmann übertragen.



Bei der Ausführung wich man jedoch mehrfach von dem ursprünglichen Plan ab. Erhalten blieben die Bastionen Albertus als Elbhöhe, Vincent als Alsterhöhe und Sebastianus als Altmannshöhe. Man scheint hierbei berücksichtigt zu haben, was Dr. Meyer im Jahre 1802 geäußert hatte. Nachdem er rühmend anerkannt hat, was das Fortifikations-Departement zur Verschönerung der Wallpromenade täte, daß junge Bäume an die Stelle abgängiger Stämme gesetzt und auf Standorten zu vorzüglichen Aussichten Ruhesitze angelegt würden, fährt er fort: [1]) „Mehr könnte hierin geschehen, einige gut gelegene Bastionen könnten zu weiten Übersichten, zu englischen Anlagen, zu malerischen Ansichten und anmutigen Ruheplätzen benutzt werden, wenn die unantastbare Ehre der Befestigungswerke etwas mehr von ihrer großen Strenge nachließe. Was z. B. wäre nicht aus den beiden Bastionen Albertus und Vincent mit ihren Umgebungen zu machen! Dort die Aussicht über einen Teil der Stadt und des Hafens, auf die Elbe, das benachbarte Altona und seine Gegend, hinaus bis an die Höhen von Blankenese; hier eine von jener wieder ganz verschiedene Ansicht, die beiden kleinen Alsterseen und ihre Ufer in und außer der Stadt, mit dem Jungfernstiege und der Vorstadt St. Georg." Jetzt, 20 Jahre später, wurde sein Wunsch erfüllt (Albertus 1821 vollendet, Vincent 1829), und als dritten Aussichtspunkt fügte man hinzu die Altmannshöhe (1832). Nach der Stadtseite war der Blick allerdings in der Nähe weniger erfreulich. Unter sich hatte man den Schweinemarkt, der bis zum Brande auch als solcher benutzt wurde, und zwar Sonntags, so daß man damals ein seltsames Konzert genießen konnte: das Geläute der Kirchenglocken, begleitet vom Grunzen und Quieken der Schweine. [2]) Vor sich hatte man die Steinstraße, die in der Gegend des später erbauten „Großherzog von Mecklenburg" durch den Gasthof „Zum blauen Engel" eingeengt war. [3]) Aber erhob man den Blick, so hatte man das ganze Stadtbild mit seinen stattlichen Türmen vor sich. Wendete man sich um, so sah man hinab auf den Stadtgraben, über die nur teilweise bebaute Vorstadt St. Georg und die Niederung des Hammer Brook auf die Ober-Elbe und deren jenseitiges Ufer. Rechts und links schweifte der Blick über die herrlichen Wallanlagen. — Außerdem wurde des Elbpavillons wegen ein Teil der Bastion Casparus in der alten Höhe beibehalten und ein kleiner Teil der Bastion Henricus „so, wie es nach Herrn Repsolds Angabe die Erbauung des Observatorii auf diesem Platze erforderte."

Nun aber regte sich die Besorgnis, infolge der Beibehaltung dieser Bastionen könne die Stadt nicht genügend entfestigt sein, und daher empfahl Schwarz als ratsam, zwei Bastionen mit der Courtine gänzlich aus der Infensionslinie verschwinden zu lassen, Petrus und Didericus, und gleichzeitig als direkte Kommunikation des alten Jungfernstiegs mit den Wallanlagen an der Alster einen neuen Jungfernstieg anzulegen. Höheren Orts erklärte man sich mit diesen Vorschlägen einverstanden, der betreffende Teil des Walles wurde rasiert, und es entstand die Esplanade, deren Häuser nach einem von der Baudeputation vorgeschlagenen Plan erbaut werden mußten. [4]) Mit dem Bau dieser Häuser wurde im Jahre 1828 der Anfang gemacht.

Im Jahre 1833 waren die Hauptarbeiten auf dem Walle vom Johannisbollwerk und Stintfang an bis zum Deichtor vollendet, an der Elbseite hatten die Entfestigungsarbeiten nicht in gleicher Weise gefördert werden können, weil

[1]) Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg, Bd. II, 4. Heft.
[2]) Buek, Hamburg und seine Umgebungen im 19. Jahrhundert. 1844, S. 21.
[3]) Buek, Hamburg und seine Umgebungen.
[4]) Akten der Entfestigungskommission.

sie in engem Zusammenhang mit der projektierten Eindämmung des Grasbrooks standen; nur Georgius war zum Garten eingerichtet, und inmitten der Anlagen ein Dampfbad, das Wilhelminenbad, angelegt. Auch später ist hier nur wenig für die Verschönerung des Walles getan. Auf einem Plan von 1845 ist von St. Annen bis zur Kehrwiederspitze eine Baumreihe angegeben.

Versucht man nun, sich ein Bild von den damaligen Wallanlagen zu machen, so muß man vor allem berücksichtigen, daß Hamburg noch eine geschlossene Stadt geblieben war, rings umgeben von hohen Wällen, mit einziger Ausnahme der Strecke vom Dammtor bis zur Alster. Die Häuser lagen also unterhalb des Walles, wie es bis zum letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bei den Hütten noch der Fall war. Von der Höhe des Walles sah man überall auf den Spiegel des Stadtgrabens hinab, der sich in Schlangenlinien von der Elbe bis zur Alster und von da wieder zur Elbe hinzog, und nur durch das Millerntor, Dammtor, Steintor und Deichtor unterbrochen war.

Ferner muß man sich einige Gebäude: Seewarte, Kunsthalle, sowie alles, was mit dem Bau der Eisenbahn zusammenhängt, hinwegdenken, dafür aber sich ins Gedächtnis zurückrufen, daß oben auf dem Wall eine Anzahl von Baulichkeiten lagen, die jetzt verschwunden sind. Auf Johannisbollwerk befand sich die englische Kirche und ein Wachtgebäude. Ein Wachthaus für das Bürgermilitär lag auch auf Vincent. Wachen und Pulvermagazine waren ferner auf Ulricus für die Bürgerartillerie und auf Eberhardus für die Garnisonsartillerie, die sich hier unter dem Protektorat ihres Kapitäns Wertheim einen Garten angelegt hatte. Unter Hieronymus war 1830 eine Firniskocherei angelegt; mitten in der Alster auf Bastion David erhob sich das Büschdenkmal, wohin es 1828 verlegt war und bis zu den sechziger Jahren blieb, während das alte Lombardsgebäude bereits 1827 entfernt war. Einen eigenartigen Anblick bot, als charakteristischer Bestandteil des Alsterbildes, die Windmühle auf dem Platz zwischen der jetzigen Lombardsbrücke und der damaligen, die mit Ausnahme ihrer steinernen Flügel ganz von Holz erbaut war und eine geringere Spannweite besaß als die jetzige. Dazu kamen die Windmühlen auf Bartholdus beim Deichtor, auf Henricus bei der Sternwarte und die durch ihre 5 Flügel berühmte beim Elbpavillon.

Wolf (Fuchs) und Schafe (Gänse).

Ein Spiel der Jugend.

Von **G. J. Meyer** in Kiel.

„Wolf und Schafe" kann nur auf Straßen und Plätzen gespielt werden, die zum Verstecken Gelegenheit bieten. Eine bestimmte Strecke des Spielplatzes wird durch zwei Ziele abgegrenzt. Von den zehn bis zwanzig Spielern scheidet nach freier Wahl einer als „Hirte" aus und nimmt an einem Ende des Platzes Aufstellung. Ein anderer Spieler wird „Wolf (Fuchs)," der sich zwischen beiden Zielen ein Versteck sucht. Die übrigen Spieler sind „Schafe (Gänse)," die sich am andern Ende des Spielplatzes versammeln. Nun beginnen Wechselrufe (s. unten) zwischen den „Hirten" und den „Schafen," während sich der „Wolf" hinter einem Baume, einem Erdhügel, einem Zaune oder einem Hause verborgen hält. Nach dem letzten Rufe durcheilen die „Schafe" den Platz, der „Wolf" kommt unversehens aus seinem Versteck hervor und sucht ein „Schaf" zu ergreifen. Gelingt es ihm nicht, so bleibt er „Wolf"; gelingt es ihm, so

nimmt der ergriffene Spieler seine Stelle ein. Er sucht ein Versteck, die „Schafe" kehren auf die „Weide" zurück (in einigen Gegenden auf einen besonderen Ruf des „Hirten"), und mit den Wechselrufen wird ein neues Spiel eingeleitet. Der erste „Wolf" befindet sich jetzt unter den „Schafen"; der „Hirte" behält seinen Posten, bis er dessen überdrüssig wird und ein anderer Spieler bereit ist, an seine Stelle zu treten. —

Prof. Handelmann schreibt über dieses Spiel (S. 111):

„W. Mannhardt: „Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde" deutet das Spiel als „Überbleibsel eines alten mythischen Leiches," welcher einen Naturvorgang dramatisch darstellt. Der Roggenwolf ist der Sturm mit Gewitter und Regen; unter den Schafen, denen er nachstellt, sind die Federhaufwolken (Cirrocumuli) zu verstehen, welche die Volkssprache in ganz Deutschland als „Lämmer" bezeichnet. Erfahrungsmäßig herrscht Windstille und heitere Luft, wenn diese Wolkengebilde am Himmel erscheinen; (dann liegt der Roggenwolf gefangen, „zwischen Sonne und Mond," wie ein niederländischer Reim sagt.) Nach uralter Volksbeobachtung jedoch bricht unbedingt in kurzer Zeit nachher der Sturm oder Regen hervor; (dann reißt der Wolf sich los und verzehrt die Lämmerwölkchen.)" —

Wechselgespräche:

1. All myn Schaep to Hus! —
Jk dörf nich! —
Wo faer nich? —
Faer de grote Roggenwulf! —
Wo sitt he denn? —
Achter'n Tuen! —
Wat maekt he daer? —
He slippt sin Täen! —
Wat will he denn? —
All de Schaep de Käel afbiten! —
(De böfen Wülfe sünt gefangen
Twischen tween yfern Stangen.)
All myn Schap kaemt to Hus! —
(Müllenhoff S. 487.)

2. Schap, Schap, kamt to Hus! —
Wi dröft nich! —
Worum nich? —
Dar stait en groten Wulf vor de Dör. —
Wat deit he? —
Slippt Messen! —
Wat will he damit doen? —
He will uns all de Kehl affniden.
(Schütze, Idiotikon.)

3. Schap, gaht to Wei'! .. —
Schap, Schap, kamt to Hus! —
Wi könnt nich! —
Worüm nich? —
Vör'n Wolf nich! —
Wo is de? —
Achter'n Bom! —
Wat makt he dar? —
Makt Messer un Gabel scharp! —
Wat will he darmit? —
All de Schap den Kopp affnied'n! —
Schap, kamt flink to Hus! —
Südl. Lauenburg. (Lehrer Vagt, Kükelühn.)

4. Schap, Schap, kamt to Hus! —
Wi dörft ni! —
Woför ni? —
Vör de Wolf ni! —
Wo is de Wolf? —
Eb'n achter Großvadder sin Schün! —
(„Achter'u Föder Heu un lurt up mi!")
Wat mak'e dar? —
Putzt all de Messer un Gabeln blank! —
Wat will'e damit? —
All de Schap de Ohr'n affnied'n! —
Schap, Schap, kamt to Hus!" —
Eckernförde (Lehrer O. Arp).

5 a. Schap, Schap, kamt to Hus! —
Jk dörf ni! — [1])
Woför ni? —
Vör de Wolf! — [2])
Wo is he? —
Achter'n swarten Barg! — [3])
Wat deit he dor? —
He sliept Gabeln un Messer! —
Wat will he damit? —
Uns all den Kopp affnied'n! — [4])
Schap, Schap, kamt to Hus! —
Lohe bei Rendsburg. (Lehrer E. Dittmer in Neumünster.)

b. oder:
[1]) Wi könnt ni! —
[2]) De Wolf is dar! —
[3]) Achter de Barg! —
[4]) All de Schap de Ohr'n affnied'n! —
Gr.-Wittensee.

6. Schap, Schap, kamt gau to Hus! —
Kann nich! —
Woför nich? —
Vör de Wolf! —
Wat deit he di? —
He bitt mi! —
Wat bitt he di? —
Een Lock! —
Wo grot? —
As 'n Stück Brot! —
Wo lütt? —

As 'n Stück Grütt! —
Schap, Schap, kamt gau to Hus! —
Fockbek bei Rendsburg. (Lehrer E. Dittmer in Neumünster.)

7. Alle meine Schäflein, kommt zu Haus! —
Wir wollen nicht! —
Warum denn nicht? —
Der Wolf ist da! —
Wo ist er? —
Hinter'm Tor! —
Was frißt er? —
Fleisch! —
Was trinkt er? —
Blut! —
Alle meine Schäflein, kommt zu Haus! —
Schnelsen (Lehrer E. Lorenzen).

8. Alle meine Lämmlein geh'n auf die Weide. — —
Alle meine Lämmlein kommen von der Weide! —
Wir können nicht! —
Warum nicht? —
Der Wolf ist da! —
Was frißt er? — Fleisch! —
Was trinkt er? — Blut!
Mölln i. Lbg. (Lehrer Jochimsen, Hamburg).

9. Gös, Gös, kamt to Hus! —
Wi dörft nich! —
Woför nich? —
Vör de Wolf nich! —
Wo is de Wolf? —
Achter'n Tun un kurt up mi! —
Wat makt he dar? —
Sliept Messer un Scher'n! —
Wat will he damit? —
All de Gös de Kopp affnied'n! —
Gös, Gös, kamt to Hus! —
Schuby (Schwansen).

10a. All min Gös, kamt to Hus! —
Wi könnt ni! —
Worum ni? —
De Wulf is dar! —
Wat makt he dar? —
Leggt Eier! —
Wie seht se ut? — [1])
Gries, grau, grimmelig! — [2])
All min Gös, kamt to Hus! —
Kiel.

b. oder: [1]) Wovel? —
[2]) Dre ro' un dre gel!
Eiderstedt.

11. Piedergänsken, kamt to Hus! —
Wi darfen nich! —
Woför? —
För den Wolf! —
Wo is de Wolf? —
Achter dem Barg! —
Wat deit he da? —
Plückt sick Blömkens! —
Wat deit he mit de Blömkens? —
He makt sick en Kränzken! —
Wat deit he mit dem Kränzken? —
He streept't sick up sin Swänzken! —
Wo lang? —
As een Bank! —
Wo grot? —
As een Brot! —
Wo spitz? —
As een Sabel! —
Wat krüpt dar? —
Müskens! —
Wat flügt dar? —
Vögelkens! —
All mine Puiegöschen, kamt to Hus! —
(Handelmann S. 77.)

12. All min Pielegös, kamt to Hus! —
Wi könnt nich! —
Worüm nich? —
De Voß sitt achter'n Barg! —
Wat deit he dar? —
He wett sin Metz! —
Wat will he damit? —
He will uns all den Kopp affnied'n! —
Pielegös, kamt to Hus! —
Stormarn (Lehrer Schoer in Kiel).

13. Gös, Gös, kamt to Hus! —
Wi koen nich! —
Woför nich? —
Vör de Voß nich! —
Wo is de Voß?
He sitt achter de Busch un schlippt Messer! —
Wat will he mit de Messer? —
Uns de Kopp affschnie'n! —
Gös, Gös, kamt to Hus! —
Süderbrarup (Lehrer Toick in Hassee).

14. Gelgöschen, Gelgöschen, kumm flink to Hus! —
Ik kann nich, vör'n Voß nich! —
Wo sitt de Voß? —
Achter'n Tun! —
Wat deit he dor? —
Slipt Messer! —
Wat will he dormit? —
All de Gelgöschen den Kopp affnid'n! —
Gelgöschen, Gelgöschen, kumm to Hus! —
(L. Frahm.)

15. Husch! Husch! kamt to Hus!
Ik kann nich! —
Woför nich? —
De Voß sitt achter'n Tun un plückt Gös! —
Husch! Husch! kamt to Hus!
Nortorf. (Lehrer W. Ehlers in Bramstedt.)

16. All min Göschen, kamt to Hus! —
Wi könnt ni! —
Woför ni? —
Vör de Voß ni! —
Wo sitt de Voß? —
Achter'n Barg!
Fehmarn (Lehrer Voß in Burg a. F.)

17. Kük'n, Kük'n, kamt to Hus! —
Könnt nich! —
Warum nich? —
De Voß is dar! —

Wat deit he dar? —
Leggt Eier! —
Wovęl? —
Fiesunföftig! —
(Wie seht se ut? —
Gries, grau, grimmelig! —)
Kük'n, Kük'n, kamt to Hus!
Bramstedt (Lehrer W. Ehlers).

18. Gös, Gös, flegt to Fell'! — —
Gös, Gös, kamt to Hus! —
Wi könnt ni! —
Wosör ni? —
Vör'n Voß! —
Wat deit he denn? —
He sitt achter'n Tun un leggt Eier! —
Wovęl? —
Tweeunföftig! — (od. and. Zahl.)
— — — — — — — — —
Denn kamt un supt all de Eier ut! —
Kr. Rendsburg. (Lehrer Vollstedt in Kiel.)

19. All min Gös, fleigt to Fell'! — —
All min Gös, kamt to Hus! —
Wi könnt nich! —
Wosör nich? —
Vör'n Voß nich! —
Wo is de Voß? —
Achter'n Tun! —
Wat deit he dor? —
Leggt Eier! —
Wovęl? —
Dre gęl! —
Wo lang? —
As 'n Band! —
Wo grot? —
As 'n Brot! —
Wo lütt? —
As 'n Bütt! —
All min Gös, kamt to Hus!
Kükelühn bei Hanslühn. (Lehrer Vagt.)

20. All min lev Göschen, kamt to Hus! —
Wi könnt nich! —
Wosör nich? —
Vör'n Voß nich! —
Wo sitt he? —
Achter'n Barg! —
Wat deit he dor? —
Leggt Eier! —
Wovęl? —
Hunnertfiefunföftig! —
Wo grot? —
As 'n Brot! —
Wo lütt? —
As 'n Töller voll Grütt! —
Wer schall de besten hem? —
Du! —
De schlechsten? —
De Voß! —
All min lev Göschen, kamt to Hus! —
Pönitz (Fürstentum Lübeck).

21 a. All min Gjäsling, kommt to Hus! —
Wi kaen nich! —
Wosör nich? —
Vör de Fuchs! —
Wat makt he? —
Eier! —
Wi grot? —
As 'n Hus! —
All min Gjäsling, kommt to Hus! —

b. All min Schape, kamt to Hus! —
Wi daern nich! —
Wosör nich? —
Vör de Wolf! —
Wo sitt de? —
Achter'n Hus! —
Wat makt he dor? —
Sliept Scheren! —
Wo lang? —
As en Bank! —
Wo hoch? —
As en Hus! —
All min Schape, kamt to Hus!
Niebüll. (Carstensen in Achtrup.)

Mitteilungen.

1. Was man um 1670 an Vieh-, Hausgerät usw. in einem Sylter Predigerhause fand. Von Christian Jensen in Schleswig. (Nachdruck verboten.) Als ich vor Jahren für mein Buch: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt. Hamburg 1891" Material sammelte, mußte ich manche interessante alte Akte, die bisher noch nicht veröffentlicht wurde, für spätere Verwendung zurücklegen, weil der Stoff schon so erheblich über den Voranschlag anwuchs. Ich gebe hier nach dem Original das Güterverzeichnis des Pastors Joachim Rhan in Keitum, der dort von 1641 bis 1669 Prediger war und 1675 als Emeritus starb. Er erhielt 1669 in dem Kandidaten Jacobus Cruppius aus Stolp in Pommern einen Adjunkten und späteren Nachfolger, der nach seiner Probepredigt einen Revers ausstellte, dessen letzter Passus lautete: „Wen auch die gemeine aus Liebe gegen Ihren alten Pastoren Hr. Joachimum Rhaneum Es gerne sehen, daß eine von Vorgedachten Pastoris Tochtern bey dem pfarrdienst verbleibe, alß laß Ich mihr gefallen, im fall mihr Eine Jungfer davon werden kann, selbige künftig nach gottes willen zu Ehligen. Uhrkundlig vnd Zu mehrer Versicherung habe dies Eigenhändig Uffgesetzet vnd bedächtig Unterschrieben, welches geschehen in Kaytum d. 1. Novemb. Ao. 1669 am Tage Aller Heiligen." Die Vermögensauseinandersetzung wird dadurch veranlaßt sein, daß Cruppius die 21jährige Jungfer Catha-

rina Rhanen 1670 heiratete. Er schreibt in seiner sorgfältig geführten Chronik: „D. 7. Juny habe Ich allhie zu Kaytum Hochzeitt gehalten mitt Jungfer Catharinen Rhanen, Vnd bin vom H. Präposito Doct. Stephano Kenkelio vertrawett worden im Beysein lirer Excellenc des H. Ambtmanß Bertram Pogwischen, dessen adelichen Eheliebsten ꝛc. Die Hochzeitt ist mitt aller Fröligkeit geendigett."

Deß Wohl gebornen Excell. vnd Manhafft. Hr. Bartram Pogwischen, Ihr Hochfürstl. Durchl. Wolbestalten Landrath vnd Ambtmanß zu Tundern Auf Weißen Hause Jüngstentwichen den 8. dieses Monats Juny Anno 1670 durch Herrn Joachimi Rhanae Pastor zu Keytum Schwiegern und Kinder außgebracht. Befehl zu gehorsamer folge sint Wir Nachgeschriebene Peter Taken, land-Voigt, Nickelß Frudden Buer Voigt zu Arxum, Houlecke Frudden zu Tinnum, Erck Bleken der Jünger vnd Peter Schwennen zu Morsum Rathmenner, Nickelß Peters zu Westerlandt Vnd Jens Mannis zu Keytum Heuth Dato in besagten H. Joachimi Behausung zusammen gewesen, Vnd dessen güeter Nach der Schwiegern und Kinder Angaben Inuentiret, Vnd auch mehrenteils Nach Unser gutt Befindungh Taxiret Vnd angesetzet Wie folgett. Twee brune Peerden von 7 od. 8 Jahren oldt, taxiret vp 26 ℳ. 2 Veerjährige Oßen, 1 Rodt Bundt Vnd Ein gehl Bundt 15 ℳ 24 ß. 2 Viesjhärige Ossen, 1 Schwart Jalmet vnd Ein grow Jalmet 12 ℳ 24 ß. 2 Veer Jährige Steeren, 1 rodt-bundt vnd 1 rodt-Jalmet 11 ℳ. 2 Dre Jährige steren, 1 grouw vnd 1 rodt-Jalmet 9 ℳ. 2 Rodehüvet Koyen, so Themlich olt, beide geschattet vp 10 ℳ. 2 Junge Koyen, 1 gehl Hüvet vnd 1 rodt Hüvet, so mit Vp de Schöff. Beide angesettet vp 10 ℳ. 2 Junge stehren, 1 Schwart und 1 Rodt 5 ℳ. 1 Klein Rodt Hüvet quie 2 ℳ. 2 Keluer 1 ℳ 32 ß. 1 Dre Jährige qui Noch — —. 16 olde Schap, Jeder 1 ℳ = 16 ℳ. 7 lemmer, jeder 12 ß = 1 ℳ 36 ß. 3 Schwien, 1 Dre Jhärige Vnd 2 Ein Jährige thosamen 3 ℳ. 3 Farcken, dat stück 16 ß = 1 ℳ. 3 Farcken, Noch jeder 16 ß = 1 ℳ. 4 olde Genße, Jeder 1 ℔ lüb. = 1 ℳ 16 ß. 30 Junge Gößelcken, Jeder 5 ß = 3 ℳ 6 ß. 7 Enten, wosern desülven tho stede kamen, dat stück 21 ß. 3 Junge Enten etwa 4 ß. 5 Hähne Vnd 1 klein Kücken thosamen 16 ß.

Tinnen Gerete. 7 grote Schöttelen, darvan 2 thobraken, wegen ? ℳ (? = Ziffer unleserlich). Vief so noch heel hebben gewagen ? ℳ. 1 grote Schael wicht ? ℳ. 8 tinnen Tellören, so thobraken Vp 1 na ? ℳ.

Meßingh-gerete. 1 Strick Isen 32 ß. 2 Meßingh Lüchters.

Koppern gerete. 1 Bruw Ketell, so blot, themlich vorschleten 10 ℳ. 1 olde Halfftonn Ketell 1 ℳ 32 ß. 1 klein Meßing-Ketell 24 ß. 2 Grapen, so ingemühret. Vnd Noch 1 klein Grapen, thosamen 2 ℳ.

Höltern gerete. 1 Themlich Wagen mit Wagentüch vnd thobehöer Nesenst Ein olde wag, vnd vorhandene Wagenstöhle vnd Raden 6 ℳ. 1 Ploech, samt de Vor Ploech Vnd tho behoer 1 ℳ 32 ß. 1 Harff mit dat Harff Tüch 1 ℳ 32 ß. 1 olde Bruw Küven 1 ℳ 16 ß. 1 Emmer, so mehren Dhelß Vorschleten 12 ß. 2 Melckstappen thosamen 10 ß. 7 Melckbuthen dat stück 5 ß = 35 ß. 2 Karnen Ein 18 ß vnd Ein tho 10 ß = 28 ß. 1 Hackelß Kist mit dat hackelß Iser 24 ß.

Holten Tellers und lepelß. 1 Nost Vnd Ein göeth thosamen 1 ℳ 24 ß. 3 Dischen, thosamen 2 ℳ 24 ß. 1 grote olde Kist 4 ℳ. 3 laden thosamen 3 ℳ. 5 Behr Tonnen, Jeder ½ ℳ = 2 ℳ 24 ß. ½ Behr Tonn 12 ß. 3 olde Stappen, thosamen 2 ℳ 16 ß. 1 Deegtrog 1 ℳ. 1 klein Dörschlach, Vnd olde Tonnen. Ein klen Melck Kan, angesettet vp 4 ℳ. Ein Isern Kusodt ed. Führbohm, nesenst 2 Ketel Ringen 40 ß.

Erden gerete. 5 Krucken, 3 Kannen, 7 Hollandsche Schütteln, 6 Husumer Schütteln. Item 2 Bed Köruen, 1 Seth-Korff, 2 Korue, Ehten in tho hebben. 1 Hew-Forck, 2 Dri-Forcken, 1 ... od. Seyer, 2 olde Heide leen, so nicht vehl dögen.

Wullen gerete. 1 Küßen Blad, 6 do. Küßens, 2 Ehr Sehl Modern Wammes vnd Rock.

Süluern gerete. 3 olde süluern Lepelß. 1 oldt Vorschleten süluer Becker.

Linnen gerete. 3 Tafel Lakens, 3 Handt Döcker. 3 Bedden mit Fedder Dekens Pöelen Vnd Lakens, 3 Höuet Küssens (Kopf-).

Roggen, so Noch in sin waß-Domb Im Felde steith.

Gekoste lenderien so gepandiget sin, 2 Ammersaeth by Keytum Wintz Hoch,
5 Ammersaeth by Peter Söuerius Kampnerdiek,
3 Lästall in Tinnum Koehmarsch.

2. Slyngsteen. (Eine Sage aus Nordschleswig.) Mitgeteilt von G. Fr. Studt in Wollerup. — Im Osten des Kreises Apenrade, ungefähr in der Mitte zwischen den Dörfern Feldstedt und Sveirup, liegen verschiedene Gehöfte, die den gemeinsamen Namen „Slyngsteen" (Schleuderstein) tragen. Der Name rührt angeblich von einem großen Felsen her, der in der dortigen Gegend einst auf einer Feldmark lag. Wie groß dieser Felsen gewesen, erhellt aus folgender Erzählung, die noch jetzt im Volke lebendig ist:

Man hatte den Stein der Ölmühle in Flensburg überlassen, und ein Fuhrmann aus Eckernförde war mit dem Transport beauftragt. Mit vieler Mühe gelang es, den Stein auf den Wagen zu schaffen, der aber sogleich in die Tiefe sank. Den Stein ganz nach Flensburg zu transportieren, war also unmöglich. So bekam der Fuhrmann denn den Auftrag, den Stein zu zerschlagen und stückweise fortzuschaffen, was auch gelang. Die Stücke selbst aber waren noch so schwer, daß der Mann zuvor den Weg nach Flensburg mit Heidekraut belegen mußte, damit der Wagen nicht versänke. — Über die Herkunft des Felsen aber berichtet die Sage folgendes: In alten Zeiten, ehe das Christentum in diese Gegend kam, lebte auf Alsen eine schlimme Hexe. Einst bemerkte sie, daß auf der Halbinsel Broacker ein Gebäude errichtet wurde, das sie aber nicht deutlich zu erkennen vermochte. Als sie jedoch später Glockenklang vernahm und nun wußte, daß dort eine Kirche entstanden, geriet sie in große Wut, nahm ein Strumpfband, legte in dieses einen großen Stein und wollte ihn gegen die Kirche schleudern, sie zu vernichten. Aber der Stein nahm eine falsche Richtung. Bei Düppel zerbrach er in zwei Stücke. Der eine Teil blieb dort liegen und soll noch heute zu sehen sein. Er war so groß, daß man mit Pferd und Wagen auf ihm umwenden konnte. Das kleinere Stück aber fauste weiter gen Westen und fiel dort, wo heute Slyngsteen liegt, nieder.

3. Eine eigenartige Sitte auf Nordstrand. Die Sitten und Bräuche waren ehemals und sind noch jetzt auf den einzelnen Inseln an unserer Westküste recht verschieden. Die ungleiche Zeit der Besiedelung, die Beschäftigung und die Charaktereigentümlichkeit der Bewohner gaben zu dieser Mannigfaltigkeit Anlaß. Ganz eigenartig ist u. a. ein Brauch auf Nordstrand, der auf den übrigen Inseln und wohl gar im deutschen Vaterlande nirgends anzutreffen ist. Diese Sitte hat sich hier bis auf den heutigen Tag erhalten und betrifft das Anzeigen einer Geburt, eines Todesfalles und Begräbnisses. Immer ist es eine männliche Person, entweder ein junger Mann oder ein Knabe, die mit dem Meldedienst betraut wird. Ist irgendwo, etwa auf einem Hofe, ein neuer Erdenbürger eingekehrt, so sendet der Vater seinen tüchtigsten Knecht oder Dienstjungen zu allen Verwandten und Bekannten, diesen die frohe Kunde mitzuteilen. Dabei tritt der Anmelder, der auch häufig hoch zu Roß erscheint, nicht in das Haus, sondern schlägt mehrere Male mit einem biegsamen Handstock gegen die Tür, bis ihm diese aufgetan wird. Dann lüftet er Hut oder Mütze und hebt auf plattdeutsch an: „N. N. un Fru laten weten, unse Herrgott har se sägnd (gesegnet) mit 'n junge Sön (Dochder). Grüßend zieht darauf der Bote weiter. Dem Lehrer oder Unbekannten gegenüber passiert jugendlichen Rednern leicht eine Entgleisung. Scherzeshalber füge ich derartige Meldungen hinzu: „Unse Herrgott lätt weten, he har N. N. un Fru sägnd mit 'n junge Sön," oder gar: „N. N. un Fru laten weten, se har'n unsern Herrgott fägnd mit 'n junge Sön." — Will man eine Todesnachricht überbringen oder zur Begräbnisfeier einladen, so ist das mehrmalige Anschlagen gegen die Haustür ebenfalls üblich. Von Interesse ist hier wieder der stets gebräuchliche Text im Sterbefalle. Er lautet: „N. N. (Namen der Hinterbliebenen) laten weten, unse Herrgott hätt oplöst för N. N." (Name des Verstorbenen). Daß die Art und Weise des „Ansagens" schon im alten Nordstrand üblich war, ist kaum anzunehmen, zumal dieser Brauch auf der Nachbarinsel Pellworm unbekannt ist und die Chronisten und Prediger Petreus und Heimreich darüber nichts erwähnen; vielmehr scheint diese Sitte um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch Holländer und Brabanter, denen bekanntlich (1652) die Trümmer der Edomsharde zur Eindeichung überlassen wurden, hierher verpflanzt worden zu sein.

H. Christiansen auf Nordstrand.

4. Feste und Spiele des deutschen Landvolks.

Im Auftrage des unterzeichneten **Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege** sind der Gymnasialoberlehrer Herr Dr. Eduard Kück (Friedenau) und der Geschäftsführer des Vereins, Herr Schriftsteller Heinrich Sohurey, mit der Herausgabe eines Buches „Feste und Spiele des deutschen Landvolks" beschäftigt, das hoffentlich noch am Ende dieses Jahres erscheinen wird. Das Buch ist bestimmt, die reiche Fülle unserer eigenen Überlieferungen auf diesem Gebiete aufzudecken, außerdem aber Fingerzeige für eine an die Vergangenheit anknüpfende Veredlung unserer Volksfeste zu geben und womöglich unsere heutige Spielbewegung auf die grünen Auen des heimischen Volkstums zu führen. Als Abschluß der seit Jahren durch unsere Vereinsorgane und sonst betriebenen Sammlungen richtet der Verein an die mit dem Landleben vertrauten und besonders mit der älteren Generation des Landvolks in Fühlung stehenden Leser des Blattes noch einige Anfragen, deren baldige Beantwortung im Interesse der Sache dankbar begrüßt werden würde. Die Antworten bitten wir entweder an die Geschäftsstelle des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Berlin SW. 11,

Dessauerstraße 14, oder an Herrn Dr. Kück, Friedenau, Brünnhildestraße 7, zu senden. Auch bereits gedrucktes Material, insbesondere Zeitungsartikel, die aus der lebendigen Überlieferung des Volkes schöpfen, ist willkommen und wird wie die bisherigen Zusendungen mit Angaben über Autor und Quelle Verwendung finden.

Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrt und Heimatpflege.

Berlin SW. 11, Juni 1907.

1. Bekanntlich ist der öffentliche Spiel- und Tanzplatz, der Anger oder wie er sonst heißt, in den meisten Dörfern den Verkoppelungen zum Opfer gefallen. Wo hat sich dieser Platz bis heute erhalten? Welches ist oder war die ortsübliche Bezeichnung des Angers und zwar im gesamten Gebiet der deutschen Zunge, also auch in der deutschen Schweiz, Österreich usw.? Wo hat der Anger gleichzeitig zur Abhaltung von Gemeindeversammlungen gedient?

2. Erwünscht sind noch nähere Mitteilungen über die mit den Johannisfeuern verbundenen Gebräuche. Wo kennt man noch Michaelisfeuer, und wie verlaufen diese Feiern? Wo noch ein Feuer am Lichtmeßtage (2. Februar), das nur noch ganz vereinzelt vorzukommen scheint? Wo, wie und an welchem Tage feiert man noch das Erntebittfest der „Hageifeier," wo ist die Feier mit einem Feuer verbunden?

3. Wo gibt oder gab es bis in die neuere Zeit festliche Bräuche des Hirtenlebens (festlicher Austrieb und Heimtrieb der Herde, Wettläufe usw.)?

4. Erwünscht sind eingehende Schilderungen der festlichen Bräuche, die mit der Weinlese zusammenhängen, nicht nur in den Rhein- und Moselgegenden, sondern auch im Österreichischen, außerdem Mitteilungen über die mitteldeutschen, süddeutschen und österreichischen Erntefestlichkeiten.

5. Dringend bitten wir um die genaue Schilderung ländlicher Spiele, die der Großvater und die Großmutter in jungen Tagen gespielt haben, und die heute ganz oder beinahe vergessen sind. Auf die Beifügung der mundartlichen Bezeichnungen für jedes Spiel, für das Spielgerät, für den Verlauf des Spiels wird Gewicht gelegt.

Berichtigung. In der ersten Mitteilung auf dem Umschlag zu Nr. 8 soll es nicht Hannibals, sondern Jannibals hamburgische Chronik heißen.

Bücherschau.

1. Mit einem kleinen, schmalen Heftchen, betitelt: **„Führer durch das Wittstedter Gräberfeld,"** möchte ich die „Heimat"-Leser bekannt machen. Es hat einen Christiansfelder, Herrn **J. Raben**, zum Verfasser und will bezwecken, den Blick weiterer Kreise auf diese eigenartige Gegend hinzulenken. Dem Text sind 9 recht nette Bildchen von der Kirche in Wittstedt und den Grabhügeln beigefügt. In einem Schlußworte wendet sich der Verfasser an die Leser des Büchleins mit der Bitte, teilzunehmen an der schönen Arbeit, die schützende Hand über die Hünengräber zu halten, da diejenigen, die noch im Privatbesitz sind, größtenteils dem Untergange geweiht zu sein scheinen. „Es muß," fährt der Verfasser fort, „einem jeden Menschen eine hehre Pflicht und eine hohe Aufgabe sein, diese heiligen Stätten unserer Ahnen zu schonen." Möge denn dieser Mahnruf nicht wirkungslos verhallen, möchten die Gräber, die noch ohne behördlichen Schutz sind, diesen bald finden und so vor dem Untergang bewahrt bleiben! — Dem kleinen Büchlein aber, das schlicht und anregend geschrieben und das zum Preise von 0,20 ℳ beim Verfasser und in den Buchhandlungen zu haben ist, wünsche ich weite Verbreitung. G. Fr. Studt-Wollerup.

2. Der auch den Lesern der „Heimat" bekannte, aus Itzehoe gebürtige Berliner Schriftsteller und Konzertsänger **A. N. Harzen-Müller**, dessen Spezialität der plattdeutsche Kunstgesang in Schrift und Ton ist, hat einen **„Plattdeutschen Liederkatalog"** verfaßt, der demnächst erscheinen wird, herausgegeben vom Allgemeinen Plattdeutschen Verband. Dieses Verzeichnis aller plattdeutschen Kunstlieder und ihrer Komponisten, Dichter, Verleger nebst einem Anhang von Instrumentalkompositionen, die sich auf das Plattdeutsche beziehen, umfaßt nicht weniger als 285 plattdeutsche Gedichte, 150 Komponisten und über 600 plattdeutsche Lieder für eine und mehrere Stimmen und dürfte unentbehrlich sein für die norddeutschen Musikalienhändler und -Verleger, Buchhändler, die plattdeutschen Vereine, kurz für alle Niederdeutsche, die das Lied der Heimat lieben und üben.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten,
Adreßmappen, Photographie-Album usw.
sauber, geschmackvoll und preiswert.

Das beste Lehrbuch über Pilze für Schulen, Haushaltungen und die Marktpolizei ist

Michaels Führer für Pilzfreunde.

Einziges Pilzwerk mit wirklich naturwahren Abbildungen.

Ausgabe A für Unterrichtszwecke in Tafelform: 3 Teile mit zusammen 307 Pilzgruppen auf 26 Tafeln und beschreibendem Text à Teil . . . . . **M. 8.—**
Ausgabe B in Taschenformat, 3 Bände, à . . . . . „ **6.—**
Ausgabe C (Volksausgabe) mit 34 Gruppen . . . . . „ **1.50**

Jeder Teil bezw. Band ist einzeln käuflich.

Vielfache hohe Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Prospekte kostenfrei.

Fürsten & Borries, Zwickau Sa.

Verlagsbuchhandlung und Kunstdruckerei.

Weltausstellung St. Louis:
Silberne Medaille.

Zahlreiche Auszeichnungen. Goldene u. silberne Medaillen.

Gebr. Pippow

vorm. W. Haferlandt & Pippow
Berlin N. Hermsdorf
Bahnhofstr. Villa Nr. 11

liefern sämtliche Präparate auf naturhistor. Gebiete.
Unsere Spiritus-Präparate, Metamorphosen, Injektions-, zootomischen Präparate usw. sind weltberühmt, die Skelette, ausgestopften Tiere usw. sind von unvergleichlicher Schönheit. — Man verlange vor jeder Neuanschaffung unsern Katalog, welcher kostenlos zur Verfügung steht.

Unsere Specialität ist:
Einrichtung von Naturalien-Kabinetten.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an
Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling, Vegesack.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35 a

erwarb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk 5,— für Mk. 2,75.

Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

A. F. Jensen,

Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

Neu! Andalusischer Neu!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft durch sein wundervolles Aroma u. seinen köstlichen Geschmack jeden andern Honig der Welt. Garantiert absolut naturreines Bienenprodukt! *Keine Nachnahme! Erst prüfen, dann zahlen!* Begeisterte Lobschreiben von ersten Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— ; 5 Pfd.-Dose M. 6.25* franko u. zollfrei ins Haus.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma).
Für Bestellung genügt 10 Pfg.-Karte.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Weinhandlung,

empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Ostseebad See- und Borby Eckernförde Luftkurort

in reizender Lage am Eckernförder Meerbusen.

Billiger, angenehmer Sommeraufenthalt. Von Ärzten bestens empfohlen. Von Kiel in einer, von Hamburg in drei Stunden zu erreichen. — Nähere Auskunft und Prospekte gratis durch **den Vorstand des Verkehrs-Vereins.**

Hohen Wert für alle Lehranstalten

haben **Kagerahs,** sowie **unsere**

technologischen Sammlungen,

geeignet für den **Unterricht** in **Technologie. Chemie, Botanik, Geographie, Warenkunde** usw.

Kataloge
auf Wunsch gratis.

Gebr. Höpfel,
Lehrmittel-Anstalt.
Berlin NW. 5, Birkenstr. 75.

Spezial-Preislisten

über andere Lehrmittel: **Anatomische Modelle, botanische Sammlungen und Präparate, Mineralien, Analysen-Material** usw. stehen auf Verlangen gern zu Diensten.

L. Handorff, Kiel
Graphische Kunstanstalt
mit neuesten Satz- und Druckmaschinen ausgerüstet, empfiehlt sich zur Herstellung von:
Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork. **Druckarbeiten.**
Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
120 Angestellte.

Schildkrötenpanzer
60—80 cm lg. 5—10 ℳ, Haifischrachen, Sägehaifäsgen, echte Bären u. **Löwenkrallen,** ferner **Gewehe** jeder Art offerieren billigst
Weise & Bitterlich, Ebersbach-Sa.
Ankauf v. Damhirschgeweihen u. Abwürfen.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Technikum Eutin.
Maschinenbau. Hoch- u. Tiefbau.
Spezialkurse z. Verkürzg. d. Studiums.
Progr. gratis. Dir. **Klücher.**

Herders
Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.

Konversations-Lexikon
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

In dieser regnerischen Zeit sei der unserm Septemberheft beigegebene Prospekt des Versandhauses **C. Penzat, München,** Windenmacherstraße 4 **(Spezialität: Lodenmäntel)** der Beachtung unserer Leser bestens empfohlen! **Die Expedition.**

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 2 II.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 10. Oktober 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Inserate. Der Preis der gespaltenen Petitzeile beträgt 20 Pf. Bei 6- oder 12maliger Wiederholung wird ein Rabatt von 12½ bezw. 25 % gewährt.

Beilagen. Preis und erforderliche Anzahl derselben sind unter Einsendung eines Musters bei dem Expedienten, Lehrer Barfod, Kiel, Geibelallee 2, zu erfragen. Die monatliche Gesamtauflage der „Heimat" beträgt 3000.

Schriftleiter: Rektor Joachim Eckmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Harro Magnussen: Christian Karl Magnussen. (Mit Bildern.) — 2. Büchel: Hamburgs Wälle und Wallanlagen in ihrer Entwicklung vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. — 3. Carstens: Gah tom Düwel! (Märchen.) — 4. Tränckner: Zwei dänische Volksballaden. — 5. Mitteilungen. (Mit Bild.) — 6. Bücherschau. — 7. Eingegangene Bücher.

Vereinsgabe 1907, die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Ugleiser,

I. Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm; Preis **3,85 M.**, in Kiel **3,20 M.**
II. Kartongröße 65 × 55 cm, Bildfläche 42,5 × 32 cm; Preis **2,10 M.**, bezw. **1,60 M.**, wurde bisher in **325** großen und **99** kleinen Exemplaren bezogen. Weitere Bestellung nimmt der Unterzeichnete entgegen. (Vgl. „Heimat" 1907, Heft 1 u. 2.)

Kiel, Adolfstr. 56 p., den 27. Sept. 1907. **F. Lorentzen,** Kassenführer.

Mitteilung.

Aus der Vogelwelt. 1. **Rosenstar** (Pastor roseus L.) In den „Nachrichten und Bemerkungen über einige seltene Vögel Schleswig-Holsteins," die in der „Heimat" 1905, Heft 6, veröffentlicht sind, führte der verdienstvolle Ornithologe Oberlehrer J. Rohweder u. a. den Rosenstar auf, der auch Rosendrossel, Rosenamsel, Staramsel, Hirtenstar genannt wird. Den zwei bisher bekannt gewordenen, von Rohweder registrierten Fällen von dem Auftreten dieses hübschen Vogels in unserer Provinz ist nun ein dritter Fall hinzuzufügen. Wie Herr Steinmetzmeister P. Schlauch in Rendsburg mir freundlichst mitteilte, suchte im Juli d. J. ein Rosenstar in einem Schwarm anderer Stare den Kirschbaum eines Gartens in Hamdorf bei Rendsburg heim — er wurde dort als eifriger Kirschenräuber durch einen Schuß herniedergeholt. Der seltene Gast ist alsdann von Herrn Hauschildt in Hohenwestedt ausgestopft und von Herrn Schlauch der Sammlung der höheren Töchterschule in Rendsburg überwiesen worden. — 2. **Ein weißer Sperling** wurde kürzlich im Schaufenster des „Muschelhauses" in Hohenwestedt ausgestellt. Dieser Albino wurde Herrn Hauschildt aus Nindorf im Kreise Rendsburg zum Präparieren übersandt. Es war ein ganz einfarbiges, schmutzig weißes Exemplar. — 3. **Eine Haubenlerche mit teilweise weißem Gefieder** wurde nach einer mit der vorstehenden gleichzeitigen Mitteilung des Herrn Hauschildt im Juli d. J. in Hohenwestedt beobachtet. Es war ein noch junger Vogel mit weißen Flügeln und weißem Schwanz,

Kiel. F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

368. **Bahr**, Seifenwarengeschäft, Kiel, Dänische Str. 25. 369. **Behlendorf**, Lehrer, Rensefeld bei Schwartau 370. **Cornehls**, Herm., Getreidehändler, Pansdorf, Fürstent. Lübeck. 371. **Freytag**, Pastor, Nortorf. 372. **Fries**, L., Lehrer, Niebüll (Schleswig). 373. **Gätjens**, Wilh., Bankvorsteher, Pinneberg. 374. **Jensen**, Ober-Postassistent, Altona-Othmarschen 375. **Kehr**, Gust., Friseur, Kiel-Gaarden 376. **Mahrt**, Claus, Abnahmemann, Damendorf b. Aschefiel. 377. **Nissen**, Adolf, Ingenieur, Frankfurt a. M., Hohenstaufenstr. 15. 378. **Pahl**, Jürg., Altona, Gr. Brunnenstr. 7.

Kiel, 27. September 1907.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Zuverlässige Berichterstatter aus allen Teilen der Provinz
(ev. auch Nichtlehrer)
sucht eine hochangesehene Tageszeitung einer größeren schleswig-holsteinischen Stadt.
Schriftlich einzureichende Offerten, denen 10 Pf. in Marken beizufügen sind, befördert der Schriftführer **H. Barfod, Kiel, Geibel-Allee 2.**

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Anfr. mit Rückmarke.
Koffau pr. Plön (Holstein).
Jürgen Schröder.

Falter, Käfer, 30/40 Holz-Glaskästen nur M 2,25. **A. Grubert, Berlin 21.**

Intern. Verbindungen zum Ansichtskarten-, Briefmarken-, Naturalien-, Pflanzen-, Mineralientausch, Erwerb und Verwertung von sonstigen Sammelobjekten, anregenden Briefwechsel, Auskunftseinholung, Erweiterung fremdl. Sprachkenntnisse erhalten Sie durch **„Weltbund."** Jährl. Beitrag nur 1,60 Mk. Anmeld. an Redakteur **Karl Juschus,** Hamburg W. 807.

Einrahmung
von Ölgemälden, Kupferstichen, Gravüren, Photographien usw. in größter Auswahl und zu billigen Preisen.
Wilh. Heuck Nachf. (Inh. H. Kock),
Kiel, Holstenstraße 75.

Was Nährsalze nun sind, verlangst Du zu wissen? Unfehlbar
Wird nach sparsamem Gebrauch Leib und Seel' Dir gesunden.
Und wer die Gesundheit wirklich will ernstlich erjagen, der
Habe den Mut zu sagen: Gib eine Probe mir Kunden
z. 20./5. **Pero-Werk, Fichtenau,** Kr. N.-Barnim.

Jul. Arntz, Elberfeld,
fertigt anerkannt gut und billig:
Insekten- und **Pflanzenpräparate** als **Zeichen-Vorlagen, Insekten-Lebensbilder** für den **naturwissenschaftlichen Unterricht, Insektenkasten, Schränke** und **Utensilien** für Naturalienfammler.
Lieferant vieler Schulen und Museen.
Ill. Preislisten gratis und franko!

L. Handorff, Kiel
Graphische Kunstanstalt
mit neuesten Setz- und Druckmaschinen ausgerüstet,
empfiehlt sich zur Herstellung von:
Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork. **Druckarbeiten.**
Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
120 Angestellte.

Verlag von J. F. Schreiber in Esslingen und München.

Neues Prachtwerk ersten Ranges!

Die Großschmetterlinge und Raupen
Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse. Ein Bestimmungswerk und Handbuch für Sammler, Schulen, Museen und alle Naturfreunde. Herausgegeben von Prof. Dr. **Kurt Lampert,** Oberstudienrat, Vorstand des K. Naturalienkabinetts, Stuttgart. ca. 30 Lieferungen à 75 Pfg. Komplett gebunden Mk. 27.—. Das Werk behandelt sämtliche Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas und enthält 95 Tafeln in feinstem Farbendruck mit Darstellung von über 2000 Formen; unter diesen befinden sich einige besonders interessante über Kälte- und Wärmeformen, Mimikry, Blattminen usw. und etwa 350 Seiten Text mit 65 Abbild. Lexikonformat. Ausführlicher Spezialprospekt zu Diensten. Man abonniert bei allen Buchhandlungen; diese können die erste Lieferung zur Ansicht vorlegen. Bis jetzt sind 28 Lieferungen erschienen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 10. Oktober 1907.

Christian Karl Magnussen.[1])

Von **Harro Magnussen** in Berlin.

In der Nordwestecke Schleswig-Holsteins, an der Küste der Nordsee und auf den vorgelagerten Inseln, sitzen von alters her die Nordfriesen. Sie unterscheiden sich durch besondere geistige Eigenschaften von den anderen Völkerstämmen Nordalbingiens. In sich gekehrte Menschen, die das Fremde schroff ablehnen, lange, hohe Gestalten mit ernsten, schmalen, intelligenten Gesichtern, gelten sie meist als Starrköpfe. Durch den vielhundertjährigen Kampf mit dem Meer hat sich wohl diese Eigenschaft ungewöhnlich stark ausgebildet. Der Seemannsberuf, dem sie lange und mit Begeisterung ergeben waren, ist wahrscheinlich die Ursache gewesen, daß bei ihnen mehr und mehr der Sinn und die Begabung für die mathematische Wissenschaft hervortrat. Der Rückgang der Segelschiffahrt freilich hat neuerdings in dieser Hinsicht vieles geändert, es fehlt dem Nordfriesen jetzt die Übung und erzwungene Pflege seiner Begabung, denn zum Kapitän eines modernen Dampfers bringt er es selten. Aber ohne Übertreibung kann man sagen, daß noch vor dreißig Jahren kleine Kerle mit Sextan- und Oktanten umzugehen wußten wie ein Alter, und daß in den einfachsten Dorfschulen von den Schülern mathematische Aufgaben bewältigt wurden, die heute manchem Abiturienten Kopfzerbrechen verursachen würden. Und diesem Sinne für Mathematik verbunden war die Freude an geometrischen Figuren, und ihr verdanken die vielen, mit zierlichen Kerbschnittmustern verzierten Hausgeräte, die so häufig von den Nordfriesen hergestellt wurden, ihren Ursprung. Durch den regen Schiffsverkehr mit den Niederlanden

[1]) Aus der Zeitschrift für bildende Kunst. Verlag von Seemann in Leipzig. Vergl. „Heimat" Jahrgang 1900 Nr. 2.

wurde der in der ganzen Küstenbevölkerung Norddeutschlands schlummernde Kunstsinn Jahrhunderte hindurch befruchtet, und so kommt es, daß der Friesenstamm früher eine große Zahl ausübender Künstler, Maler und Bildhauer hervorbrachte und heute noch hervorbringt.

Ein Sohn dieses Volkes war auch mein Vater, der Maler Christian Karl Magnussen, der am 31. August 1821 in Bredstedt als Sohn des dortigen Postmeisters geboren wurde. Die Familie gehörte zu den angesehenen, denn viel bedeutete zu der Zeit der Postmeister in einem Orte wie Bredstedt, das an der Hauptfahrstraße von Dänemark nach Süden lag. Alles konzentrierte sich in seine Nähe; alle Fäden gingen durch seine Hand; jedes wichtige Ereignis in der Welt erfuhr er zuerst; jeder Brief, jeder Reisende wurde von ihm persönlich expediert.

Der Knabe half seinem Vater viel in dessen Amtsstube, er sah das ganze Treiben auf dem Posthofe, und früh wird er mit klugen Augen die Menschen seiner Umgebung angeschaut und Eindrücke regen Lebens gewonnen haben, die seiner großen künstlerischen Begabung förderlich gewesen sind.

Nach seiner Konfirmation, von der ihm nichts so sehr in der Erinnerung geblieben war als die Tatsache, daß er jetzt öffentlich sein Pfeifchen rauchen durfte, wurde der Sechzehnjährige, der unermüdlich zeichnend und malend seine Kraft versuchte, auf seine dringenden Bitten von seinem einsichtigen und verständigen Vater nach Kopenhagen geschickt, um auf der dortigen Akademie diese Kraft auszubilden.

Doch vorläufig kam es anders. Die rauhe Art des Lehrers, der den schüchternen Jungen gleich bei dessen Anmeldung anfuhr: „Lernen Sie erst ein Handwerk!", die fremde Sprache, die ungewohnte Umgebung, das Gefühl des gänzlichen Verlassenseins: alles zusammen erzeugte ein so furchtbares Heimweh, daß der gereifte Mann noch in späten Jahren mit Entsetzen von der damals erlittenen Qual sprach. Unfähig, gegen dies schmerzliche Gefühl anzukämpfen, kam er bald seelisch geknickt in die Heimat zurück und trat mit einem Freunde zusammen in dem nahen Husum bei einem Tischler in die Lehre. In den zwei Jahren, die er hier aushielt, arbeitete er seinem Vater einen schönen und bequemen Lehnstuhl, um ihm seinen Fleiß zu beweisen, aber er war unausgesetzt daneben künstlerisch tätig. Noch erhaltene kleine naive Ölfarbenporträts aus jener Zeit geben davon beredtes Zeugnis.

Wieder erwachte in Magnussen der Wunsch, ein Maler zu werden, und als er sich stark genug fühlte, wieder hinauszuziehen in die Fremde, gab der Vater zum zweitenmale seine Einwilligung. Das darf man nicht gering anschlagen, denn zu damaliger Zeit galt besonders auf dem Lande und in kleinen Städten der Beruf des Künstlers als ein höchst zweifelhafter und brotloser, dem sich eigentlich nur geistig nicht ganz normale Leute widmen könnten.

Eingedenk jener energischen Mahnung des Kopenhagener Professors, trat Magnussen, in Kopenhagen angelangt, bei dem Norweger Bergh in dessen Malergeschäft ein, um das Handwerk zu erlernen. In seinem Meister fand er einen Menschen, der Verständnis für das Talent seines Lehrlings hatte. So gestattete er diesem, des Abends an dem Zeichen- und Malunterricht im Atelier des Thorwaldsen-Schülers Bissen teilzunehmen. Aus dieser Zeit ist eine Ölstudie erhalten, die das Atelier Bissens darstellt. Fünf Jahre hindurch strich hier Magnussen Wände, Türen, Fußböden und Möbel an und erwarb darauf den Gesellenbrief. Zugleich wurde aber auch einer seiner in Öl gemalten Studienköpfe öffentlich belobt und ihm von seinen Lehrern der Rat erteilt, nunmehr in Rom seine Studien zu vollenden.

Christian Karl Magnussen.
Bildnis des Postmeisters Magnussen. 1853.

Stolz auf das Erreichte kehrte er in die Heimat zurück, und wieder war es sein Vater, der es ihm, durch vorzeitiges Auszahlen seines kleinen Erbteils, ermöglichte, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen.

So ging es denn hinaus in die Welt: nicht als Malergeselle, der auf die Walze geht, zog Magnussen in die Fremde, sondern als angehender Künstler, mit tausend Hoffnungen im Herzen, vor sich das große, heißersehnte Ziel: Rom.

Es muß eine Lust gewesen sein, den jungen, frischen, stattlichen Menschen, diesen noch von Idealen erfüllten blonden Friesenjüngling dahin wandern zu sehen, und helle Freude muß dieser Anblick auch dem vornehmen Herrn bereitet haben, der, wie Magnussen oft erzählte, in vierspänniger Eilkutsche den Wanderer an einer Station überholte. Denn er fragte, woher und wohin und forderte ihn auf, in seinem Wagen Platz zu nehmen, er reise auch nach Rom. Unterwegs ward der schüchterne bisherige Malerlehrling bedient wie der Herr selbst, und wie im Traum ging's dahin, in tagelanger Fahrt, bis dicht vor Rom. Hier mußte Magnussen aussteigen, nachdem er die Adresse seines Gönners und die Aufforderung erhalten, ihn bald zu besuchen. In Rom suchte der angehende Künstler sich zunächst ein Unterkommen, dann aber war seine nächste Sorge, seinen Wohltäter aufzusuchen und ihm nochmals zu danken. Er erkundigt sich nach dessen Hause, er findet es und steht lange ängstlich vor einem palastähnlichen Gebäude. Aber er, der fremde Jüngling, für den bis vor kurzem noch jeder Malergeselle eine gefürchtete Respektsperson gewesen war, er wagt es nicht, das stolze Haus des Vornehmen zu betreten. Tag für Tag geht er denselben Weg, aber nie findet er den Mut, eine Frage an den ehrfurchtgebietenden Portier zu richten. So ist es wochenlang gewesen, und Magnussen hat seinen Dank nie aussprechen können, denn nach sechs Wochen wehte die Flagge auf dem Hause halbmast: der Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft am Vatikan, Herr von O., war plötzlich gestorben.

In Rom begann jetzt ein emsiges Studieren. Drei glückliche Jahre waren es, voller Fleiß und Erfolg in stetem regen Verkehr mit dänischen und deutschen Kunstgenossen. Hunderte von Blättern und Ölstudien zeigen uns heute noch die schönen Gestalten aus der Campagna, die prachtstrotzenden Typen der hohen Geistlichkeit. Beide beherrschten das Straßenbild Roms damals noch weit mehr als heute, und noch der ältere Mann klagte nach einem späteren Aufenthalt in der ewigen Stadt, wie das moderne Rom so sehr an malerischem Zauber verloren habe durch die sauber aufgeräumten Trümmerfelder der antiken Epoche, durch das Zurücktreten des Pompes der Geistlichkeit und durch das Verschwinden der reizvollen, buntfarbigen Trachten der Bevölkerung.

Das Jahr 1848 brachte, wie für so viele, auch für unseren Künstler einschneidende Ereignisse. Mit dem großen Idealismus, der durch Magnussens ganzes Leben wie ein roter Faden hindurchgeht, fühlte er das Unglück seines Vaterlands. Er riß sich los von Rom, denn er fühlte und wußte, daß jetzt in der Heimat sein Platz sei, da sie kräftiger Männer bedurfte. Die Begeisterung ganz Europas für Schleswig-Holstein machte es ihm möglich, in Wien eine Schar gleichgesinnter Männer zusammenzubringen, die ihn zu ihrem Hauptmann erwählten. Die Damen Wiens überreichten feierlich eine seidene gestickte Fahne in den schleswig-holsteinischen Farben: blau, weiß und rot, die Eisenbahnverwaltung gewährte freie Fahrt bis zur preußischen Grenze, und mit breitkrempigem Federhut, Sammetjoppe, roter Weste, hohen Stiefeln, das Schwert am Bandelier, zog der Künstler an der Spitze seiner Freischar wie im Triumph heimwärts. An der preußischen Grenze wurde die Begeisterung etwas gedämpft, denn solche Freischaren liebte man damals in Preußen nicht; selbst aber in Schleswig-Holstein wurden unsere Helden als Strandwache auf der Insel Fehmarn kaltgestellt. Bald erfolgte die Auflösung aller Freischaren, und Magnussen trat als Unteroffizier zum Felddienst über. In der 4. Kompagnie des 2. Schleswig-Holsteinischen Bataillons machte er mehrere Gefechte, wie auch die Schlacht bei Idstedt mit. Seine Skizzenbücher aus damaliger Zeit zeigen, daß er auch im Felde unermüdlich künstlerisch tätig blieb.

Nach der vorläufigen Schlichtung der schleswig-holsteinischen Wirren und nach einem kurzen Besuche seiner Heimatstadt siedelte Magnussen nach Hamburg über, wo er sich als Porträtmaler niederließ und eine reiche künstlerische Tätigkeit entfaltete.

Mit welchem Mangel an Verständnis für ihre Arbeit damals die Künstler zu kämpfen hatten, mögen zwei drastische Beispiele beweisen, die Magnussen oft zur Erheiterung anderer erzählt hat, die ihm aber damals kaum sehr erheiternd erschienen sein mögen. Ehe er nach Rom gegangen war, hatte er in der Heimat das lebensgroße Brustbild eines seiner Brüder angefertigt. Der Dargestellte war geschmückt mit einem rotblonden Vollbarte und trug die Uniform der „Ringrieder"-Gilde: blauen Rock mit gelbem Kragen und blanken Knöpfen. Die Eltern stellten das Bild wohl mal ans Fenster und freuten sich, wenn Vorübergehende sich täuschen ließen und grüßten. Einmal aber kam ein in der ganzen Gegend berühmter Wunderdoktor, eine Art Schäfer Ast, nach Bredstedt: Ingwer Leedsetter (Gliedereinsetzer) mußte das Bild sehen. Ihm wurde ein bequemer Lehnstuhl vor die Staffelei gerückt, und der Künstler sowohl wie dessen Familie harrten gespannt der Weisheit, die seinem Munde entströmen sollte. Nach einer beängstigenden Pause ertönte das Wort: „Dat schall wull Muddern wesen!" In Hamburg verweigerte einer der Besteller die Annahme seines in scharfer Seitenbeleuchtung hergestellten lebensgroßen Porträts mit dem Hinweis darauf, daß er doch auf der einen Gesichtsseite nicht dunkler sei, sondern auf beiden Gesichtshälften gleich hellfarbig.

Unter den Hamburger Auftraggebern befand sich auch der Senator M., der seine schöne Tochter malen ließ. Eine gänzlich taube Anstandsdame wurde ihr zu den Sitzungen mitgegeben. So waren die beiden jungen Menschen ziemlich unbeaufsichtigt und ungestört, und es blieb nicht aus, daß sie einander liebgewannen. Ja, es geschah das damals Unerhörte, daß eine Hamburger Patriziertochter sich mit einem „Maler" verlobte! Auf Veranlassung seines zu-

Meta Magnussen. Die erste Frau des Künstlers. 1862

künftigen Schwiegervaters, dem die ganze Sache nicht recht paßte, vervollkommnete Magnussen seine Kunst dadurch, daß er auf ein Jahr nach Paris ging. Dort studierte er im Louvre seinen Malerfürsten Rembrandt und schuf schöne, tief verständnisvolle, technisch vollendete Kopien seiner Meisterwerke. Bald trat er auch in das Atelier Coutures. Hier entspann sich ein reger geist- und humorvoller Verkehr mit vielen jungen und älteren Künstlern, mit denen er auch

hinauszog nach der Malerkolonie Barbizon, wo der Sommer mit eifrigem Studieren nach der Natur verbracht wurde.

Nach seiner bald darauf erfolgten Verheiratung ging Magnussen mit seiner jungen Gattin nach Rom zurück und lebte dort von 1853—1859. Hier gelangten sein Schaffen und seine Kunst zur höchsten Blüte. Ohne pekuniäre Sorgen, eine schöne, liebreizende Frau zur Seite, bald umgeben von einer fröhlichen Kinderschar, geschätzt und befreundet mit einer großen Reihe frischer, aufstrebender Kräfte aus allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft, schuf er aus voller Kraft, mit frohem Gemüte. Man bewundert heute noch das starke Können und die Freude, mit der die Arbeiten Magnussens in jener Zeit des Glückes geschaffen wurden. Dazu kam noch, daß seine Gattin es wohl verstand, sein Haus zum Mittelpunkte der angeregtesten Geselligkeit in der deutschen Künstler- und Gelehrtenkolonie zu machen. So schritten er und seine Frau, getragen von Liebe und Achtung vieler Freunde, heiter durchs Leben. Besonders nahe traten ihnen Gustav und Louis Spangenberg, Ludwig Knaus, Heinrich Hofmann, sowie der Romschlenderer und Marschendichter Hermann Allmers.

Ende 1859 kehrte Magnussen mit seiner Familie nach Hamburg zurück, weil die Schulbildung der Kinder es verlangte. Eifrig arbeitete er weiter, besonders bereitete er eine große Arbeit, die Sitzung des hamburgischen Senates, in der die Pläne für die neue Kunsthalle beraten wurden, durch alle notwendigen malerischen Studien vor, eine Arbeit, die indessen erst viel später zur Ausführung kommen sollte.

Mehr und mehr gewinnt es aber in der nächsten Zeit den Anschein, als ob der graue Norden lähmend auf Magnussens Schaffenskraft gewirkt habe. Es entstehen viele Bilder, die nicht vollendet werden; der große Schwung der römischen Periode beginnt nachzulassen. Und jene oft bewährte Liebe zur Heimat ist es wieder, die ihn fortreißt von seinen Arbeiten. Wieder ist es sein Idealismus, der den jetzt zum Hamburger Bürger Gewordenen zwingt, im Jahre 1864 trotz Weib und Kind dem Vaterlande seine Kraft zu widmen. Er reist umher, sammelt Geld und Liebesgaben und verteilt sie an Soldaten im Felde; bis an die Vorposten im Sundewitt dringt er vor. Er nimmt mit Enthusiasmus Partei für den Prinzen von Augustenburg bei dessen Ernennung als Friedrich VIII. zum Herzog von Schleswig-Holstein; er verteilt und versendet Aufruf über Aufruf an das schleswig-holsteinische Volk, er malt das Porträt des Herzogs für das Land, und er hat die Freude, fürs Leben dem hohen Herrn beinahe freundschaftlich näher treten zu dürfen. Dadurch ward es ihm vergönnt, in späterer Zeit unserer jetzigen Kaiserin und ihrer erlauchten Schwester in ihren Mädchenjahren Zeichenunterricht erteilen zu dürfen. Bis an sein Lebensende hat Magnussen treu zum herzoglichen Hause gestanden, und nie hat er sich, eingedenk des dem Herzog geleisteten Treuschwurs, mit den politischen Verhältnissen, wie sie nach 1866 in Schleswig-Holstein Platz griffen, befreunden können.

Schweres Leid brachte das Jahr 1865 über das Haus Magnussen. Die jugendliche Gattin starb an einem Brustleiden und kurz darauf die jüngste Tochter an den Masern. Außerdem war viel Krankheit unter den Kindern, so daß die künstlerische Tätigkeit des Vaters gering war. So wurde dieses Jahr wohl das schwerste in seinem Leben.

Und zu dieser Zeit trat im Zusammenhang mit der gerigen Schaffenskraft ein neues Element in Magnussens Leben, das sein Lebenswerk in zwei ungleiche Hälften scheidet. Leider! kann man sagen; denn sein großes Talent wurde dadurch auf viele Jahre hinaus lahm gelegt. Er gewann plötzlich lebhaftes

Interesse für das künstlerische Schaffen vergangener Jahrhunderte, wie es auf Schritt und Tritt in seiner Heimat seinem Künstlerauge entgegentrat. Er begann die damals fast noch unbeachteten Schätze der Holzschnitzkunst, die ihm in jedem Bauernhause, in jeder Kirche auffielen, zu sammeln und brachte in kurzem eine bedeutende, wertvolle Sammlung zusammen, mit der er sein Hamburger Heim schmückte. Nicht aus Eigennutz sammelte er, sondern um zu retten, was zu retten war, denn Unverstand hatte schon viel von dem „alten Kram" vernichtet und war noch eifrig an der Arbeit. Auch Habgier der Händler raubte dem Lande vieles von seinem künstlerischen Eigentum, um es, besonders nach England, für schweres Geld zu verkaufen. So gingen die Jahre dahin, die ganze Kraft Magnussens wurde dieser Sammlung geopfert, und seine eigene Kunst geriet immer mehr ins Hintertreffen. Wohl wurden damals zwei figurenreiche Bilder geschaffen. Zunächst die Abendmahlsfeier in der Kirche von Nieblum auf der Insel Föhr, wohin Magnussen seit 1866 jedes Jahr im Sommer mit seiner Familie reiste. Es war ein Auftrag der Frau Kronprinzessin von Preußen, die mit ihrem erlauchten Gemahl und mit ihren Kindern im Jahre 1866 ebenfalls auf Föhr weilte. Durch Vermittelung der hohen Frau erhielt Magnussen auch den Auftrag von der Königin von England, das Bild der Vermählung des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein mit der Prinzessin Helene von Großbritannien zu malen. Beide Bilder waren, wie gesagt, sehr figurenreich, und bei dem kleinen Maßstab der einzelnen Gestalten brachte ihre Ausführung schwere Arbeit für den an die Darstellung lebensgroßer Figuren gewöhnten Künstler. Zudem war das leichte Zusammenkomponieren größerer Gruppen nicht Magnussens Sache. Er verdarb sich auch die Augen bei dem Vermählungsbild, weil er eine Unzahl von Porträts nach Photographien durch die Lupe malen mußte. So wurde die Arbeit eine recht unerfreuliche, und ein künstlerischer Erfolg war nicht zu verzeichnen. Das, was wertvoll ist, sind die für diese Bilder nach der Natur in größerem Maßstabe hergestellten Studien.

Obwohl Magnussen grollte wegen der Annektion der Herzogtümer, ließ seine deutsche Gesinnung ihn keinen Augenblick zaudern, als 1870 der Kriegsruf durch die deutschen Lande erscholl. Der fast Fünfzigjährige organisierte eine Krankenpfleger-Kompagnie in Hamburg und zog als ihr Hauptmann nach Frankreich, um die Verwundeten zu pflegen. Später war er dort noch als Inspektor eines großen Lazaretts in Meaux vor Paris tätig.

Im Jahre 1873 weilten die kronprinzlichen Herrschaften mit den Prinzen und Prinzessinnen in den Sommermonaten wieder auf Föhr und besuchten häufig das einfache Haus Magnussens. Dem Künstler ward das hohe und seltene Glück zuteil, der Frau Kronprinzessin und den Prinzen Wilhelm und Heinrich Zeichenunterricht erteilen zu dürfen. So ist denn Magnussen der Lehrer sowohl Kaiser Wilhelms II. als auch der Kaiserin Augusta Victoria gewesen, lange ehe beide sich näher kennen lernten.

Die künstlerische Tätigkeit beschränkte sich ganz auf die Sommermonate auf Föhr, wo neben dem eifrigen Sammeln von Schnitzwerken auch viele charakteristische Studienköpfe aus der dortigen Bevölkerung in Bleistiftzeichnungen entstanden, wie denn überhaupt gesagt werden muß, daß das Bleistiftzeichnen fast ununterbrochen durch die Jahre fortgesetzt wurde. Besonders liebte es Magnussen, abends am Familientische immer wieder aus der Schar seiner Kinder den einen oder anderen Kopf auf dem Papier festzuhalten, und es sind Hunderte von diesen zum Teil sehr wertvollen Blättern erhalten.

Die Zeit des Schwankens zwischen zwei verschiedenen Lebensaufgaben,

zwischen Malerei und dem Interesse für die Landeskunst, die Holzschnitzerei, ward schließlich beendet durch die Gründung der Holzschnitzschule zu Schleswig im Jahre 1875. Von da ab malte Magnussen jahrelang fast gar nichts Nennenswertes mehr. Er hatte sich Ende 1866 wieder verheiratet, und auch dieser Ehe war eine Reihe von Kindern entsprossen. So kam er mit einem großen Haushalt nach Schleswig. Er zog mitsamt seiner großen Sammlung in das besonders für die Aufstellung derselben und für die Schulzwecke neu erbaute Haus ein.

Der leitende Gedanke bei Gründung dieser Schule war, gestützt auf die Vorbilder der Sammlung, die früher geübte künstlerische und kunstgewerbliche Betätigung, die ganz eingeschlafen war, unter der Landbevölkerung Schleswig-Holsteins wieder wachzurufen. Dieser Gedanke zeugte wieder für Magnussens hochstrebenden Idealismus, und wenn das Unternehmen nach zehn Jahren aufgegeben werden mußte, so lag es an pekuniären und persönlichen Schwierigkeiten. Es war von vornherein unmöglich, wenn auch Freunde der Sache für den Hausbau gesorgt hatten, mit privatem, immerhin beschränktem Kapital eine solche Anstalt auf die Dauer zu unterhalten, da Magnussen niemals auch nur einen Pfennig Bezahlung für seinen Unterricht genommen hat. Es konnte kommen, wer da wollte, jeder Lernbegierige war willkommen. Tagesunterricht im Schnitzen, Abendunterricht im Zeichnen, Herren- und Damenkurse, Unterstützung der armen Schüler, und zu ihnen gehörten die meisten, durch Geld oder Mittagstisch: alles das kostete Geld und immer wieder Geld. Dazu war die Stadt Schleswig nicht der rechte Platz für ein solches Unternehmen, das nur gedeihen kann, wo das Leben voll pulsiert; und daß dies in der kleinen ehemaligen Residenz der Fall war, kann selbst der fanatischste Schwärmer nicht behaupten. Man darf als möglichst unparteiischer Beurteiler der ganzen Sachlage aber auch nicht verschweigen, daß Magnussen sich doch wohl die künstlerische Leitung solcher Schule leichter vorgestellt hatte, als sie war. Er selbst konnte nicht in Holz schnitzen und mußte diesen Lehrzweig von vornherein einer anderen Lehrkraft abtreten; sodann fehlte ihm gänzlich die Vorbildung in den verschiedenen Stilarten. Auch mit architektonischen Aufgaben, soweit sie im Kunstgewerbe nötig sind, hatte er sich nie beschäftigt. So kam es, daß, außer im Zeichnen nach der Antike und Naturabgüssen, sich die Leistungen der Schüler auf das Kopieren der alten Holzschnitzvorbilder beschränken mußten, und daß die Leistungsfähigkeit der Schule versagte, wenn Aufgaben an sie gestellt wurden, die eigenes Schaffen voraussetzten. Magnussen hatte als Porträt- und Historienmaler eine den Zielen der Schule ganz fernliegende Ausbildung und konnte deshalb den jungen Schülern nur das richtige Sehen, nicht aber das Schnitzen und die so notwendige Stillehre beibringen.

So kam es, daß ihm, zusammen mit seiner vorher angedeuteten politischen Gesinnung, aus der er nie ein Hehl machte, von den Behörden vorgeworfen wurde, er eigne sich nicht zum Leiter solcher Anstalt. Ja, ihm, dem Idealisten, der sein ganzes Vermögen opferte, um seinen Landsleuten Gutes zu erweisen, der die heimische Kunst wiedererwecken, den Bauern vom Wirtshauslaufen abbringen und zum „Husflit" erziehen wollte, wurde nicht nur keine Hilfe und Unterstützung zuteil, sondern es wurden ihm viele Hindernisse und Widerwärtigkeiten bereitet. Trotz mancher guten Arbeit, die gemacht wurde, trotz manches guten Talentes, das sich entwickelte, mußte die Sache nach zehnjährigem Kampfe aufgegeben werden, und mit ihr ging viel von Magnussens Lebenskraft und Lebensmut verloren.

Mit großen Hoffnungen freudig begonnen, endete dieser zehnjährige Lebensabschnitt mit bitterer Enttäuschung.

Jetzt nahm Magnussen wieder die Palette zur Hand, aber Alter und Mangel an Übung hatten seine künstlerische Kraft geschwächt. Dennoch bewältigte er als Siebzigjähriger noch die 1860—1861 vorbereitete große Arbeit, die Sitzung des Hamburger Senates. Dieses Bild, sein letztes Werk, fand nach Magnussens Tode durch Schenkung seinen Platz im neuen Rathause zu Hamburg.

In die letzten Lebensjahre Magnussens fiel dann der Verkauf der Holzschnitzsammlung nach Kopenhagen. Es ist über diesen Verkauf viel geredet und geschrieben worden, meistens zu Ungunsten Magnussens. Deshalb soll hier der einfache Tatbestand mitgeteilt werden, damit jeder Unbefangene sich sein Urteil darüber selbst bilden kann:

Gewiß wird jedem, der die Verhältnisse kennt, einleuchten, daß kulturhistorisch Dänemark und Schleswig-Holstein für die letzten Jahrhunderte nicht zu trennen sind, also eine Sammlung ausschließlich schleswig-holsteinischer Schnitzwerke in diesem wertvollsten Sinne nicht außer Landes geht, wenn sie nach Kopenhagen verkauft wird.

Sodann ist die Absicht eines Familienvaters, der Frau und dreizehn Kinder hinterläßt, ein so umfangreiches, aus tausend Einzelheiten bestehendes Objekt vor seinem Tode zu veräußern, um die Erbteilung zu erleichtern, wohl verständlich.

Drittens aber ist der Wunsch eines Sammlers, daß seine Sammlung nach seinem Tode als Ganzes vereint bleibe, selbst wenn ein geringerer Preis dafür erzielt wird, als vollberechtigt anzuerkennen.

In diesem letzteren Sinne hat nun Magnussen an alle größeren Museen Deutschlands Anfragen gerichtet; es ist ihm aber unbegreiflicher- und traurigerweise trotz aller angewandten Mühe nicht gelungen, die Sammlung in Deutschland als Ganzes zu verkaufen.

Wer will es ihm nach allem vorher Gesagten verübeln, wenn er schließlich das Angebot des Herzogs von Cumberland annahm, der die Sammlung für einen mäßigen Preis kaufte, um sie als „Magnussen-Sammlung" als unteilbares Ganzes im neuen Kunstgewerbe-Museum in Kopenhagen aufzustellen?

Mit diesem Verkaufe war dem Greise, der schon zu kränkeln anfing, eine große Sorge vom Herzen genommen, und das war ihm zu gönnen, denn ein langes, qualvolles Sterben erwartete ihn.

Am 18. Juli 1896 brach die letzte Kraft dieses energischen Mannes. Der Tod endete ein erfolggekröntes, aber auch enttäuschungsreiches Leben. Nahe der Stätte seiner Tätigkeit während der letzten Jahrzehnte, auf dem schönen, hochgelegenen Friedhof von Schleswig, ist er begraben worden und ruht in der von ihm so glühend geliebten Heimaterde.

Magnussen war ein geborener Volkserzieher; er versuchte durch eigenes Beispiel und durch Aufopferung seiner Zeit und Kraft sein Volk zu bilden. Wie er jedem Niederdeutschen ins Gewissen redete, seine Muttersprache, das Plattdeutsche, nicht zu vernachlässigen, wie er jedem Gesunden und jedem Kranken einfaches Essen, Wasser und frische Luft als Radikalmittel gegen alle Leiden pries, so lud er auch alle, die lernen wollten, ein, zu ihm zu kommen, hielt dann aber auch strenge darauf, daß jeder seine Zeit ausnutzte, und zwang ihn zur Anspannung aller Kräfte.

So erscheint in ihm ein Lehrer des Volkes verkörpert, wie ihn John Ruskin [1]) gefordert. „Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune und

[1]) John Ruskin, Menschen untereinander.

nötige sie, hereinzukommen! Zwangsweise! Ja, und auch unentgeltlich! Dei Gratia müssen sie gelehrt werden, wie du Dei Gratia dazu bestellt bist, sie zu lehren. Ich höre beständig merkwürdiges Gerede darüber, wie schwierig es sei, Leute dahin zu bringen, daß sie für ihre Erziehung bezahlen. Nun, das sollte ich meinen! Laßt Ihr Eure Kinder für ihre Erziehung bezahlen oder gebt Ihr sie ihnen zwangsweise und unentgeltlich? Von ihnen erwartet Ihr keine andere Bezahlung, als daß sie gute Kinder werden. Warum solltest Du von einem Bauern erwarten, daß er die seine bezahlt, außer dadurch, daß er ein guter Mann wird? Lohn genug für ihn selbst, wie für uns... Du solltest Zeit und Kräfte für nationale Erziehung opfern und durch sie nicht mehr Geld gewinnen, aber bessere Menschen!"

Hamburgs Wälle und Wallanlagen in ihrer Entwicklung vom 17. bis zum 20. Jahrhundert.

Von Professor C. Büchel in Hamburg.

II.

Die Anpflanzungen zwischen Elbe und Millerntor schildert in etwas überschwänglicher Weise eine kleine Schrift vom Jahre 1825:[1] „Man denke sich sanft hinziehende Hügel, bedeckt mit allen Arten von duftendem Gesträuch und den verschiedenartigsten Bäumen, die einem saftigen Rasen entsprießen; zwischendurch winden sich eine Menge breiter Fußsteige, ganze Plätze sind mit den köstlichsten Rosen in allen Schattierungen und Arten bedeckt, eingefaßt durch breite Rasenränder; hier beugt sich eine Masse spanischen Hollunders unter der Last der Blüten fast bis zur Erde, dort schimmert ein großes Feld mit dem prächtig glühenden Mohn, hier stehen tausende von farbigen Astern, dort verhauchen Levkoien ihren Balsam in die Lüfte usw. Der sorgfältigst und mit der äußersten Verschwendung eingerichtete Garten kann keinen lachenderen Anblick darbieten, als dieser Teil des Walles (Albertus) tut. In Hinsicht der Blumenanpflanzungen wurde auf alle Jahreszeiten Rücksicht genommen, und so darf man eine sehr schöne Auswahl von Stockrosen nicht übersehen, die diesem Platze, wie alles übrige, zur wahren Zierde gereichen."

Auch aus dem Jahre 1827 ist uns eine Schilderung erhalten.[2] „Der Anfang wurde mit dem Stintfang gemacht am westlichen Ende des Walles. Hier bietet der höchste Punkt eine weite, reiche Aussicht dar. Von hier bis zum Altonaer Tor (Millerntor) ziehen sich außer der Fahrstraße mehrere Wege für Fußgänger in gefälligen Windungen nebeneinander hin, zwischen ihnen bieten Blumenbeete und Gebüsche, eingefaßt von schönen Rasenplätzen, den lieblichsten Anblick; vorzüglich sind es drei große Beete, mit mehr als 150 Sorten Rosen besetzt, die in der Blütezeit die Aufmerksamkeit des Spaziergängers auf sich ziehen. An anderen Stellen tritt der Wanderer zwischen Bäume, die in schöner Gruppierung, scheinbar wie zufällig den Weg beschatten; kurz, diese Partie vereinigt die verschiedenartigsten Teile zu einem harmonischen Ganzen. Und wenn der Freund des Einfachen vielleicht auch des Guten zu viel hier beisammen findet, so wird er Billigkeit genug haben, um zu erwägen, daß dies die ersten

[1] Hamburgs Schönheiten.
[2] Hübbe und Plath, Ansichten der freien Hansestadt Hamburg, Bd. II.

Anlagen waren, die hier gemacht wurden, und daß dem Künstler gerade hier daran liegen mußte, jedem aus dem Publikum etwas zu geben, was seinem Geschmack zusagte, selbst auf die Gefahr hin, daß diese Gaben zu reichlich erscheinen könnten. Denn daß er auch das Einfachere kennt und liebt, beweist der übrige Teil des Walles, soweit die Anlagen vollendet sind, zwischen dem Altonaer und dem Dammtor. Hier ist alles großartiger und jede Partie hat mehr ihren bestimmten Charakter. Während neben dem Fahrwege auf der Höhe eine gerade Promenade hinläuft, führen mehrere Wege am Abhange und am Fuße des Hügels den Wanderer, der eben das Gewühl des Altonaer Tores verläßt, in die ruhige Stille eines Akazienwäldchens hinter der Sternwarte und aus diesem zu einer Tannenpartie, welche ein Pulvermagazin verbirgt. Bald öffnet sich vor ihm ein geräumiger Spielplatz, für die Jugend bestimmt, während ein buschreicher Weg den Freund der Einsamkeit um denselben herumführt; eine zweite Tannenpartie, mit Akazien umgeben, und Rosen mit immergrünen Bäumen verschiedener Art bieten das Bild des kräftigen männlichen Alters und der Blüte der Anmut, aber Trauerweiden unter mannigfachen blühenden Sträuchern und Stauden deuten auf den Ernst des Lebens hin, doch auch hier umgeben blühende und duftende Gesträuche den Wanderer, und ein Sitz ladet ihn zur Ruhe ein, denn bald wird der Weg beschwerlicher, ein Birkenhain, die Andeutung des höheren Alters, führt von hier auf eine Anhöhe, von welcher der Pilger den Pfad, den er zurückgelegt, noch einmal übersieht, während von der anderen Seite sein Blick auf die Stätten der letzten Ruhe, auf die Kirchhöfe fällt und auf das Tor, aus welchem einst auch er zu dieser Ruhestätte geführt werden wird. Der übrige Teil des Walles ist noch nicht vollendet, jedoch, wo ein Künstler sich so dessen bewußt ist, was er hervorbringen will, wie es hier nach den eben gegebenen Andeutungen der Fall ist, die, wie wir authentisch wissen, den Plan der Anlagen geleitet haben, da muß das Ganze sich, je weiter es fortschreitet, immer geschmackvoller gestalten."

Aus den beiden Schilderungen geht also hervor, daß Albertus zu einem Blumengarten gestaltet war, daß auf den übrigen Teilen des Walles mit geschickter Benutzung des Terrains englische Parkanlagen hergestellt und daß die ehemaligen, abgerundeten und teilweise abgetragenen Bastionen dazu benutzt waren, in wechselnder Folge immer neue Landschaftsbilder zu schaffen. Das Einheitliche dieses Charakters ist im Laufe der Zeit gestört, es war dies bedingt durch unabweisliche Forderungen der Zeit; aber doch läßt sich hier und da noch erkennen, daß es Altmann liebte, an verschiedenen Punkten bestimmte Baumarten zu Gruppen zu vereinigen. So finden sich noch Platanen in der Nähe der Seewarte, Akazien bei der Sternwarte, hohe Kastanien am Wasser des früheren Stadtgrabens unterhalb des Holstenplatzes, Ulmen auf Ulricus, in dem neueren Teile des botanischen Gartens auf Rudolphus Lärchen und Ahornbäume (darunter Acer dasycarpum, der Silberahorn), zwischen Esplanade und dem ehemaligen Dammtorbahnhof Akazien, rings um das Büsch-Denkmal stehen Silberpappeln und unten am Wasser Kastanien, Eichen bei der Kunsthalle.

Zu erwähnen ist ferner eine Obstplantage, die in der Courtine zwischen Vincent und Hieronymus um 1830 angelegt wurde, weil gerade dort, nach Altmanns Urteil, die Obstbäume, als mehr gegen Süden liegend, gut fortkommen würden. In der Tat haben die Bäume später auch Frucht getragen und wurden jedes Jahr verpachtet. So war das Obst im Jahre 1847 für 60 Kurant-Mark an einen Vierländer verkauft. Als aber im Jahre 1863 ein Damm durch den Stadtgraben nach der Ernst-Merck-Straße gelegt werden sollte, mußte ein großer Teil dieser Obstbäume entfernt werden, und es blieben nur

noch wenige fruchttragende Birnbäume, deren Ertrag den Ankauf nicht mehr lohnte, da das Hüten der Frucht bis zur Reife zu kostspielig war.[1]) Bis gegen Ende des Jahrhunderts standen noch einige dieser alten Birnbäume, jetzt sind sie sämtlich verschwunden. Auch Maulbeerbäume wurden hier und da gepflanzt. Im Jahre 1853 suchte ein Einwohner, der sich wahrscheinlich mit der Zucht von Seidenraupen beschäftigte, um die Erlaubnis nach, wieder, wie bereits seit Jahren, auf dem Walle zwischen Millern- und Dammtor Maulbeerblätter pflücken zu dürfen. Auch an anderen Stellen des Walles standen Maulbeerbäume; gegenwärtig existiert noch ein einziger unterhalb der Kunsthalle dem Schiller-Denkmal schräg gegenüber. Die in den Akten befindlichen Verzeichnisse führen von anderen Bäumen auf z. B.: Populus balsamifera und monilifera, Salix babylonica und Caprea, Acer rubrum und Negundo, Quercus rubra, Aesculus flore rubro und flavo, Robinia hispida, Ailanthus glandulosus, Bignonia Catalpa, Gleditschia triacanthus. Von älteren blühenden Gesträuchen, die teilweise zu Bäumen herangewachsen sind, fallen zur Blütezeit besonders auf: rot und weiß blühender Dorn, Goldregen, Syringen und Cornus mascula, der Hornstrauch, der seine gelben Blüten vor den Blättern entfaltet. Die Verzeichnisse erwähnen z. B.: Daphne, Lycium, Philadelphus, Colutea, Lonicera, Spiraea, Viburnum opulus und lantana, Crataegus coccinea und prunifolia, Pirus japonica u. a.

Das Material zu diesen Anpflanzungen lieferten teils die vorhandenen brauchbaren Bäume auf den Wällen und in den Hölzungen der Stadt, teils die im Jahre 1821 neben dem botanischen Garten angelegte Stadtbaumschule, teils mußten sie vom botanischen Garten und von anderen Baumschulen angekauft werden, z. B. aus den damals berühmten Böckmannschen, von denen die eine in St. Georg lag und die andere in der Nähe der „Alten Rabe."

Wenn nun auch der Stintfang und die anschließende Wallpartie ganz besonders den Charakter eines Blumengartens trug, so sind doch auch an anderen Stellen früher oder später Blumenbeete angelegt. Wo dieselben sich befunden haben, erfahren wir vorzugsweise aus den Berichten der Wallaufseher über verübten Unfug.[1]) 1847 waren von einem Beete mit Monatsrosen hinter der Esplanade und von einem anderen am Ende des Alsterdamms am Glockengießerwall der größte Teil der Rosen gestohlen. 1849 hatte der Schneider Sch. auf dem Walle bei der Navigationsschule Rosen geschnitten. 1850 waren von den am Aufgang zum Büsch-Denkmal gepflanzten hochstämmigen Rosen drei durchschnitten. 1854 hatten 12—14jährige Jungen aus einem Georginenbeet bei der Altmannshöhe die Pfähle ausgezogen, um damit Eicheln und Vogelbeeren abzuschlagen, und dann den Veteranen mit den Pfählen durchgeprügelt. Georginenbeete befanden sich ferner zwischen Esplanade und Lombardsbrücke (1848), hinter dem Elbpavillon (1849), und Mitte Mai 1849 wird berichtet, daß im Laufe der Woche sämtliche Blumenbeete auf dem Walle mit den dazu bestimmten Georginen besetzt seien, im ganzen 540 Stück. Buek erwähnt noch ein Resedabeet hinter der Esplanade.[2])

Vergegenwärtigt man sich also, was im ganzen geleistet war, obgleich damals nach den bedeutenden Verlusten, welche die französische Okkupation herbeigeführt hatte, nicht allzu reichliche Mittel zur Verfügung standen, so läßt sich wohl begreifen, daß die Hamburger stolz waren auf ihre Wallanlagen, wie es z. B. in einem Hamburger Fremdenführer vom Jahre 1846 heißt: „Festungs-

[1]) Akten der Baudeputation.
[2]) Buek, Hamburg und seine Umgebungen.

wälle sind wohl niemals geschickter zu reizenden Promenaden und schattigen Laubgängen umgeschaffen worden." In ihrer ursprünglichen Gestalt konnten sie jedoch nicht lange erhalten bleiben.

Die erste einschneidende Veränderung brachte der Bau der Eisenbahn von Hamburg nach Bergedorf (1839—1842). Vorher „lief der Fahrweg wagerecht vom Steintor bis zur Windmühle und senkte sich von dort nach dem Deichtor herunter, begleitet von einem herrlichen Blumenparterre, das sich an ein Gärtchen anschloß, welches die Mühle und das daneben liegende Wirtshaus umgab. Das St. Johanniskloster sah recht nett und zierlich aus dem großen Volksgarten hervor." [1]) Aber nun mußten die Bäume und Blumen dem Bahnhofe weichen, die Windmühle wurde abgebrochen, der Stadtgraben zugeschüttet und der Wall abgetragen, teilweise auch um die Erde für den Eisenbahndamm zu gewinnen, der durch die moorigen Niederungen gezogen werden mußte.

Der furchtbare Brand im Jahre 1842 hatte nur insofern einen Einfluß auf die Wallanlagen, als der Glockengießerwall (vom Maria-Magdalenenkloster bis zur Alster) abgetragen und auch von dieser Seite, als Verbindung der Wallanlagen mit dem alten Jungfernstieg, eine dritte Promenade, der Alsterdamm, angelegt wurde, nachdem bereits im März 1833 in den Vaterstädtischen Blättern der Vorschlag gemacht war, hier an dem ehemaligen Holzdamm einen dritten Jungfernstieg anzulegen und Frauenstieg zu nennen. Bald darauf wurden auch die Ende der zwanziger Jahre gepflanzten Pappelreihen auf beiden Seiten der Lombardsbrücke durch Linden ersetzt.

Bedeutende Änderungen wurden bedingt durch den Bau einer Eisenbahnstrecke zur Verbindung der Hamburg-Berliner mit der Altona-Kieler Bahnlinie (1844 eröffnet), sowohl zur Erleichterung des Personenverkehrs wie auch des Güter- und Viehtransportes, denn bis dahin mußten alljährlich etwa 200 000 Stück Vieh über den Wall getrieben werden. [2]) Dem mit dem Könige von Dänemark verhandelten und am 30. April 1860 zu Kopenhagen unterzeichneten Vertrage erteilte die Bürgerschaft am 27. Juni 1860 ihre Mitgenehmigung. Die Leitung des Baues wurde dem Baumeister Becker und nach dessen Erkrankung dem Baumeister Eckholdt übertragen. Die Arbeiten begannen im Sommer 1864, und Mitte Juni 1866 wurde die Bahn eröffnet, obgleich die baulichen Arbeiten erst im September 1867 vollständig beendet waren. Zu diesem Zwecke mußte die Altmannshöhe abgetragen und der Stadtgraben bis zur Bastion Hieronymus zugeschüttet werden. Die Firniskocherei am Fuße dieser Bastion wurde verlegt und die Bahn größtenteils über das Terrain der abgegrabenen Bastion gelegt. Von der Ernst-Merck-Straße bis zum Ferdinandstor wurde aber wieder zur Anlegung des Eisenbahndammes Erde eingeschüttet, doch blieben zwei Teiche erhalten. Die Bastion David wurde abgetragen und hier nordöstlich von der Windmühle unter Leitung des Bauinspektors Maack die neue Lombardsbrücke gebaut. Das Büsch-Denkmal wurde von Bastion David nach Dericus verlegt, die Windmühle abgebrochen, die ohnehin baufällige, 37 Jahre alte hölzerne Lombardsbrücke entfernt und die Durchfahrtsöffnung zugeschüttet. Die hierzu erforderliche Erde wurde durch Abtragung des Walles vom Holstentor bis zur Bürgerartillerie-Wache gewonnen. Von hier wurde die Bahn durch die Bastion Dericus und den ebenfalls zugeschütteten Stadtgraben zum Dammtor geführt.

Am 25. Januar 1865 hatte die Bürgerschaft die Erbauung der Lombardsbrücke unter der Bedingung genehmigt, daß die nötige landschaftliche Abände-

[1]) Hamburg und seine Umgebungen im 19. Jahrhundert.
[2]) Akten der Baudeputation.

rung nur unter der Zuziehung eines tüchtigen Gärtners und mit möglichster Schonung der vorhandenen großen Bäume in Angriff genommen würde. Die geeignete Persönlichkeit fand man in dem Kgl. Preußischen Obergärtner Neide in Charlottenburg, von welchem Becker berichtet: [1]) „Er erfreut sich in Preußen eines bedeutenden Namens für Entwürfe von Garten- und Parkanlagen, welche auch auf landschaftliche Schönheit Anspruch machen sollen. Neide hat die sämtlichen fiskalischen Gärten und Anlagen in Berlin unter sich, hat aber nebenbei viele andere Ausführungen geleitet, z. B. die Anlagen des Fürsten Pleß zu Fürstenstein in Schlesien und den Donnerschen Garten in Altona."

Als größte Veränderung der Wallanlagen zwischen Klostertor und Ferdinandstor bezeichnete Neide in seinem Projekt die Abflachung der Altmannshöhe. „Statt der bisher so steilen Wallböschungen sollen dem Auge angenehme, sanft geböschte Anlagen entstehen, an denen man im Spaziergange leicht hinunter und wieder hinaufgehen kann. Namentlich dürfte gerade damit viel gewonnen sein, daß vielfach unten im Grunde auch Wege angelegt sind. Man ist gewohnt, nur von oben in den Wallgraben hinabzusehen. Wird man nun so geführt, daß man auch von unten einmal die reich belaubten Abhänge zu sehen bekommt, so wirkt dies überaus anziehend." Von dem Platze des Adolf-Denkmals auf Hieronymus heißt es, daß er mit besonderer Vorliebe behandelt sei: Der Platz vor dem Denkmal wurde anschließend an den Charakter, den er bereits hatte, für Blumenbeete bestimmt. Die Hauptgruppen der vorhandenen Bäume sollten erhalten bleiben, wie überhaupt in dem Projekt der Grundsatz aufgestellt war, die älteren Bäume möglichst zu schonen, so daß die Fußwege unter vollständiger Umgehung von vorhandenen Baumgruppen eingezeichnet waren. Besonders erwähnt wird die herrliche Gruppe von Eichen und anderen Bäumen, welche bei einem näheren Herantreten der Bahnlinie an die zu errichtende Kunsthalle der Axt verfallen müßten, während sie so, wie die Linie abgesteckt sei, ein höchst willkommener dekorativer Hintergrund für die Halle würden. Der mit Pappeln umstandene Platz an der Außenalster zwischen Esplanade und Lombardsbrücke (der jetzige Ort des Büsch-Denkmals) solle erhalten bleiben, außerdem aber noch näher der neuen Lombardsbrücke ein Aussichtspunkt gewonnen werden, der noch etwa 8 Fuß höher liegen sollte. Im Frühjahr 1867 war die Bepflanzung vom Klostertor bis zum Ferdinandstor beendet. Der übrige Teil vom Ferdinandstor bis zur Lombardsbrücke und an der Esplanade scheint erst im Jahre 1868 neu bepflanzt zu sein.

Nach Vollendung dieser Arbeiten kam die Wallgegend bei den Bastionen Albertus und Casparus an die Reihe. In der Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft vom 9. November 1868 heißt es: [1]) „Das vor kurzem konstituierte Komitee der für das Jahr 1869 projektierten internationalen Gartenbau-Ausstellung hat sich an den Senat mit dem Gesuche gewandt, ihm für diesen Zweck auf ein Jahr den zwischen dem Millerntordamm und dem Stintfang belegenen Teil der öffentlichen Wallpromenade und einen Teil des nach der Vorstadt St. Pauli zu belegenen Glacis mit der Außenböschung als Ausstellungsterrain einzuräumen. Für den Fall der Gewährung dieses Gesuchs ist es die Absicht, das bezeichnete Terrain durch landschaftliche Umgestaltung der Wallanlagen in einen Park umzuwandeln, der nach Beendigung der Ausstellung in dieser veränderten und verschönerten Gestalt wieder überliefert werden soll." Am 2. September 1869 wurde die Ausstellung eröffnet und fand, wie Gaedechens [2]) sagt, allgemeine Anerkennung. Behufs Feststellung der Pläne

[1]) Akten der Baudeputation.
[2]) Historische Topographie S. 257.

für die Umgestaltung des Terrains wurde der Landschaftsgärtner Jürgens von der Baudeputation zugezogen. Der Elbpavillon, der während der Ausstellung als Restaurationsgebäude benutzt worden war, wurde sodann wegen Baufälligkeit abgebrochen; der Platz blieb einige Jahre wüst liegen bis zur Erbauung eines neuen Pavillons im Jahre 1874/75. Die Hängebrücke, welche ursprünglich nur für die Dauer der Ausstellung erbaut war, blieb auf mehrseitig geäußerten Wunsch noch erhalten bis zum Jahre 1875, wo sich wegen nicht genügender Festigkeit und Sicherheit ihre Entfernung als notwendig erwiesen hatte. Wesentlich verändert wurde die Begrenzung des Parks nach der Hafenseite, wo nach Beseitigung des auf einem Pfahlbau im Stadtgraben gelegenen Pulvermagazins, sowie des dos d'âne, der vorher hier den Abschluß bildete, ein Damm durch den Graben geschüttet und ein bequemer Zugang vom Landungsplatz zu den Anlagen hergestellt wurde. Oben auf der Elbhöhe wurde am 15. Juni 1880 der Grundstein für das Gebäude der Deutschen Seewarte gelegt.

Die Veranlassung zu der Abtragung des Walles auf der ganzen Strecke zwischen dem (1859 eröffneten) Holstentor und Dammtor gab die Wahl des Platzes vor dem Holstentor für die Justizgebäude (1879). Um die Zugänglichkeit des Platzes vom Dammtor aus zu verbessern und die innere Stadt durch Weiterführung der Straße „Neue Drehbahn" mit der Sternschanze zu verbinden, wurde mit der gewonnenen Erde ein Teil des Stadtgrabens zugeschüttet. Auf die möglichste Erhaltung der Wallanlagen und auf die weitere künstlerische Ausbildung derselben wurde das größte Gewicht gelegt. Es wurden alle schönen Bäume sorgfältig erhalten, die Terrain-Unterschiede für das landschaftliche Bild ausgenutzt, die bleibenden Teile des Stadtgrabens zu kleinen Seen mit gefällig gruppierten Uferpartien ausgebildet.[1])

Auf dem Terrain zwischen Millerntor und Holstentor fand im Jahre 1889 eine Gewerbe- und Industrie-Ausstellung statt. Bis dahin bildete das Glacis westwärts des Stadtgrabens eine mit einer Grasnarbe versehene, ziemlich öde Fläche, auf welcher einige unschöne Schuppen zur Unterbringung von Dekorationsgegenständen des Stadttheaters und eine Gefangenenbaracke standen. Jetzt wurde, unter Leitung des Oberingenieurs F. Andr. Meyer, des Abteilungsingenieurs Röper und des Garteningenieurs Jürgens, in Zeit von acht Monaten das ganze Gelände zu einer Parkanlage ausgebildet, und das Tal des früher von ziemlich steilen Böschungen eingefaßten Stadtgrabens soweit aufgeschlossen, daß ein Blick von allen Seiten auf die Wasserfläche treffen kann. Zur Verbindung der beiden Ufer wurden Brücken angelegt, und in den Stadtgraben ein Damm geschüttet.[2]) Dasselbe Terrain wurde im Sommer 1897 für die Gartenbau-Ausstellung benutzt und bei dieser Gelegenheit noch weiter umgestaltet und verschönert.

Zur Vollendung der Ringstraße vom Holstentor bis zum Hafentor gaben die traurigen Erfahrungen des Cholerajahres 1892 den letzten Anstoß, durch die man zu der Überzeugung gelangt war, daß die Baracken an einem Teil der Hütten, an der Straße „Hinter den Hütten" und am Pilatuspool fallen mußten. Der Holstenwall wurde abgetragen, und hier eine 30 m breite Straße angelegt, die Verbindung des Zeughausmarktes mit dem Hafentor an Stelle des gänzlich zugeschütteten Stadtgrabens durch eine gewundene Rampenstraße mit einem Gefälle von 1 : 38 hergestellt, und diese Straße, die Helgoländer Allee, durch eine große Hochstraßen-Verbindung, Böhmkenstraße—Bernhard-

[1]) Deutsche Bauzeitung 1879 Nr. 33 u. 47; 1884, S. 113 u. 137.
[2]) Deutsche Bauzeitung 1889, S. 245. 463. 471. 472.

straße, überbrückt.[1]) Die Windmühle auf Caſparus wurde entfernt, und jetzt (ſeit 2. Juni 1906) ragt auf der Höhe dieſes ehemaligen Bollwerks die Koloſſalfigur des Bismarck-Denkmals ſtolz und ehrfurchtgebietend in die Luft.

Die letzten größeren Veränderungen der Wälle und ihrer Anlagen ſind herbeigeführt durch den Bau des am 5. Dezember 1906 eröffneten Hauptbahnhofes und der ſich anſchließenden Schienenwege. Verſchwunden iſt an dieſer Stelle der Hügel der ehemaligen Baſtion Hieronymus mit ihrer Lindengruppe, mit dem (nach der Richardſtraße verlegten) Adolf-Denkmal und dem Teppichbeet; verſchwunden iſt der eine von den beiden Teichen, die bei dem Bau der Verbindungsbahn geblieben waren; verſchwunden ſind auch auf dem früheren Glacis die Begräbnisplätze der St. Georg- und der St. Jacobi-Gemeinde. Erfüllt hat ſich, was Dr. Steinthal, der Berichterſtatter des von der Bürgerſchaft im November 1862 wegen der Verbindungsbahn niedergeſetzten Ausſchuſſes damals vorausſagte: „Der Wall mit ſeinem Stadtgraben hat längſt faktiſch aufgehört, die Grenze unſerer Stadt zu bilden, und die Zeit wird nicht fern ſein, daß die Stadtteile zu beiden Seiten der Außen-Alſter von mindeſtens gleich großer Bedeutung ſein werden wie die jetzige eigentliche Stadt, und mit derſelben eine einzige große Stadt bilden.“[2])

Jetzt ſind ſämtliche Wälle niedergelegt; von der Schlangenlinie des Stadtgrabens ſind zwiſchen den gänzlich umgeſchaffenen Wallanlagen nur einige Reſte als Teiche erhalten: bei der Sternwarte, in der Nähe der Juſtizgebäude am Holſtenplatz, im botaniſchen Garten und bei der Kunſthalle; überall iſt die Verbindung der inneren Stadt mit den neueren Stadtteilen hergeſtellt; auf hohem Damm und auf Überführungen über die Straßen hinweg rollen vom Hauptbahnhof zum Dammtorbahnhof die Eiſenbahnzüge, ohne den Verkehr zu ſtören.

Bei Gelegenheit des Zollanſchluſſes iſt am Eingang zum Freihafengebiet bei der Brooktorsbrücke ein häufig zitiertes Schillerwort angebracht. Mit demſelben Recht könnte es auch über dem Portal des neuen Hauptbahnhofes ſtehen:

Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Gah tom Düwel!

Ein Märchen aus Stapelholm.

Dar weern mal twe Bröder, de een weer rik, de anner arm, ganz arm. Do keem de arme Broder — dat weer jüs to Wihnachnabnd — to ſin rike Broder un bä um en Gav. De rike Broder, de gar ni gut to ſpreken weer, dat ſon arm Stackel to em keem — den Armod ſchändt —, gung to Böhn, hal en Schinken raffer, gef de ſin Broder hin un ſä: „Gah dormit ton Düwel!“ De arme Mann kummt to Hus. Seggt ſin Fru: „Na, heß wat kregen?“ „Ja,“ ſeggt he, „ik hef en ganzen Schinken kregen; awers ik ſchall dormit ton Düwel gahn.“ Seggt de Fru: „Ja, den muß du je los.“

Den anuern Morrn ganz bitiden makt he ſik den mit ſin Schinken op de Weg na'n Düwel. He kummt in en Holt rinner un bald bedüſtert he dar. He klattert up en Bom un ſüht in'e Fiern en Licht. He klattert weller dahl

[1]) Deutſche Bauzeitung 1894, S. 17.
[2]) Akten der Baudeputation.

un geit up dat Licht los. Do kummt he an en lütt Hus. In'e Dörnsch sitt en Fru to spinn. He kloppt an un se lett em in. Seggt he: „Kann Se mi seggen, wo de Düwel wahnt?" Antwurd se: „Ja, dat kann ik Em wul seggen; awer hüt Abnd kann He je doch ni mehr hinkam. He kann hir bi mi nacht bliben," — un se sett em Äten un Drinken vör, un he blift dar öwer Nacht. Den annern Morrn seggt se em, wonehm he langs gahn schall, un dat he den bi den Barg kummt, wo de Düwel in wahnt. He geit nu los. Ünnerwegens begegent em en ole Mann, de gift em en Töwerstock; [1]) wenn he dormit de Barg anrührt, so deit de sik apen un — is en ganz prächdi Slott, un de Düwel kummt den to em rut. Den schall he man to'n Düwel seggen: „Hir hef ik en Geschenk vör di, un dorvör kanns du di den dre Deel wünschen un utsöken. Toers lopt dar en ganze Barg Höner. Darvan kanns du di een utsöken. Du muß awers de spotterichste [2]) nehm'n, de dr' mank is; den de leggt Goldstücken. Den kumms du in en Dörnsch rinner, wo ganz fein deckt is. Hir liggt assids up en anner Disch en schidige Dischlaken, dat muß du ok mitnehm'n. Wenn du dat utbreden deis, so kanns du di dat schönste Äten wünschen; un dat is darop. In'e Eck liggt en grise Sack. Darin bünd söben Knüppeln, un wenn du den seggs: Söben Knüppeln ut'n Sack, slat mi de un de wat, — so kamt se rut ut de Sack, un prügelt den, de di wat dahn het, düchdi dör. Un wenn du den weller seggs: „Söben Knüppeln in'e Sack!", so gaht se all weller rinner in'e Sack. Disse Sack muß du ok mitnehm'n."

He geit los un kummt an'e Barg. Mit sin Töwerstock berührt he de Barg. Do deit de Barg sik apen un — vör em steit en ganz unmaten fein Slott, un darin wahnt de Düwel. As he rin geit na dat Slott, kummt de Düwel em jüs in'e Möt, un he gift em den Schinken. Darvör kann he sik nu dre Deel mitnehm'n. Dar lopt en ganze Barg Höner un dar mank een son ganz spotteriche, de nimmt he. As em Äten vörsett ward, nimmt he dat schidige Dischlaken, wat ganz assids liggt. In'e Eck liggt en grise Sack, de nimmt he ok mit, un dar geit he mit af.

He kummt weller in dat lütt Hus bi de ol Fru an un vertellt ehr, wi em dat gahn un wat he kregen het. He bred ok gliks sin Dischlaken ut un wünscht sik dat schönste Äten, un de Olsch mut mit em äten. Ok de spotteriche Hehn mit Goldstücken leggn un de Olsch kriggt welk af. Dar dat nu awers al lat worn is, un he dochen ni mehr to Hus kam kann, blift he dar weller öwer Nacht, un den annern Morrn geit he to Hus. Sin Fru freut sik, dat he weller dar is, un he vertellt ehr ok allens, wat he belevt het. As he awers sin Dischlaken utbred't, un sik en schönes Äten wünscht, blift dat Laken lerri. Un as de Hehn Goldstücken leggen schall, deit se dat ni. De ol Fru har em Hehn un Dischlaken umtuscht. Do nimmt he sin Sack, geiht t'rügg na de ol Fru un seggt: „Söben Knüppeln ut de Sack, slat 't ol Wif wat!" Do kamt de söben Knüppeln rut ut de Sack, un prügelt de ol Fru so däger dör, bet se de Hähn un dat Dischlaken weller rafgift. Nu geit he weller to Hus. Un de arme Broder het nu op eenmal noch un is ok rik. Un wenn he ni dot is, so levt he noch.

Dahrenwurth b. Lunden. Heinr. Carstens.

---

[1]) Der Volksmund spricht jetzt Zauberstock. Ich halte es indes für richtig, Töwerstock zu schreiben.

[2]) Schetterich sehen die Hühner besonders aus, wenn sie in der Mauser sich befinden.

Zwei dänische Volksballaden.

Übertragen von **Chr. Tränckner** in Kappeln.

1. Thorbens Tochter.

1. „Wir waren so viele Geschwister klein
Vor Zeiten,
So früh ließ der Vater uns allein, —
Nun tagt der Tag, und die Nebel, sie steigen." — —
2. Am Sonntag gegen Abend, sie schliffen ihren Speer,
Am Montag gegen Morgen, sie ritten voll Zorn daher.
3. Ritten durchs Norderholz im Flug,
Da stand Herr Thorben und hielt seinen Pflug.
4. „Hier gehst du, Herr Thorben, stolz und fein,
Ich will nun Sühne um den Bruder mein!" —
5. „Ich will euch geben Wald und Weid',
Dazu meine Tochter, die liebliche Maid!" —
6. „Wir sind nicht gekommen um Gab' und Gut,
Wir sind gekommen und wollen dein Blut!" —
7. Drauf hieben sie Herrn Thorben so klein
Wie das welke Laub da draußen im Hain,
8. Und ritten in Thorbens Hof hinein,
Da stand seine Tochter im Sonnenschein.
9. Da stand sie im Tore, so schön und so schlank,
Trug hervor in goldnem Becher den Trank.
10. Mit hellem Lachen schenkte sie ein
Und trank und reichte dem Rächer den Wein.
11. „Hätt' ich gewußt, daß du mir so gut,
Hätt' nimmer gesehn deines Vaters Blut!" —
12. „Und schlugt ihr mir den Vater tot,
Da schuft ihr mir große Herzensnot!" —
13. „Und hab' ich geschaffen dir Jammer und Leid,
Nun will ich dich lieben zu aller Zeit!" —
14. Er hob sie wohl auf sein Roß so grau,
Und schlug um sie den Mantel blau.
Mit Schweigen.
15. Drauf so ritten sie über die Heide braun
Nimmer durfte sie ihren Vater schau'n. —
Und der Tag, der tagt, und die Nebel, sie steigen. — —

Zum Verständnis: Eine Begebenheit aus uralten Zeiten, über der graue, schwermütige, ja, tragische Nebel dahinschweben. Thorben, der nordische Edeling, hat den Sohn eines befreundeten Geschlechts erschlagen. Die Brüder des Getöteten führen in grausiger Weise die Blutrache aus und reiten in den Edelhof des Feindes ein, die blutige Pflicht ganz zu erfüllen. Da geht, wie nach schwarzer Nacht aus dunklem Rot die lichte Sonne, die liebliche Tochter Thorbens, in der Hand den Willkommtrunk, um den Mund liebliches Lachen, im Auge die holde Freude verschämter Liebe zu dem stolzen, starken Jüngling an der Spitze, hervor. Und nun die grauenvolle Erkenntnis, in ihm: sie liebt dich! — in ihr: er ist der Mörder deines Vaters! Und mit Bangen sehen wir ihn das Weib über diesen Abgrund hinüber zu sich aufs Roß reißen: — wenn einmal die Nebel der Liebe vor ihrem Auge zerreißen, dann wird sich das Weib gegen den Mann, den Vater ihrer Kinder, erheben, und eine Tragödie, entsetzlicher als diese, gräßlicher als die zwischen Alboin und Rosamunde, wird ein neues Glied an die blutriefende Kette der Blutrache, das Mittelglied zu immer neuen, immer furchtbareren Wirrnissen, fügen, bis das Geschlecht in wildem Wahnsinn sich selbst vernichtet.

2. Die drei Schelme.

1. Es standen drei Schelme und rieten hin und her,
Tingludi tangludi lustudilei!
Wie zu des Müllers Tochter wohl zu kommen wär'.
Stolze Annemarie,
Tingludi tangludi lustudilei!
Krusimussidus der Christomanie,
Und Schnurrwurrewip der Zeremonie!
2. Sie nahmen den dritten und steckten ihn in den Sack,
Dann trugen sie ihn fort, wohl über des Müllers Bach.
3. „Ach, hör' du Müller, stolz und fein,
Willstu den Sack mir mahlen klein?" —
4. „Ja, setz' ihn ans Bett meiner Tochter dort,
Das ist vor Mäusen und Ratten ein sichrer Ort!" —
5. Und als es nun dunkel und nichts zu sehn,
Begann der Sack zu kriechen und gehn.
6. „Ach Vater, mein Vater, das Licht zünd' schnell,
Hier sind wohl Diebe und Räuber zur Stell'!" —
7. Er streichelt' ihr die Wange so fein:
„Sag, willstu meine Allerliebste sein?"

8. „Ach Vater, mein Vater, das Licht lösch' aus,
Es war nur die Katze, die fing eine Maus!" —
9. Die Alte in der Ecke hat leise gelacht:
Tingludi tangludi lustudilei!
„Hätt' die Katz nur nicht Stiefel angehabt!"
Stolze Annemarie,
Tingludi tangludi lustudilei!
Krusimussidus der Christomanie,
Und Schnurrewurrewip der Zeremonie!

Zum Verständnis: Wie anders hier! Welches Schelmenlachen und -leuchten in dem Gedicht! Erst die Beratungsscene, die durch den ebenso klangvollen wie schelmischen Refrain (der vielleicht wider die Geistlichkeit gemünzt ist) ein schelmisches Gepräge erhält. Und nun — fast à la W. Busch — nehmen sie, nicht „einen," sondern gleich „den dritten," hops! in den Sack und trab, trab zur Mühle. Ehrbare Verneigung vor dem strengen Vater der Schönen mit einem Stich ins Ironische („stolz und fein," s. oben Thorbens Tochter 4), würdevoll, herablassend gegebene Antwort, — und der Streich ist geglückt. Und nun der kriechende Sack, ein Bild zum Lachen, — der angstvolle Ruf des bangen, — dann der aus ganz anderen Gründen angstvolle zweite Ruf des verschlagenen schönen Kindes — und endlich die verständnisvolle Anmerkung der alten Hexe in der Ofenecke: — als ich das Gedicht mit einigen originellen Handzeichnungen im Museum zu Ripen entdeckte und abschrieb, habe ich zum mißfälligen Erstaunen des Kustos mehrmals laut lachen müssen.

Mitteilungen.

1. Urkunde über die Aufhebung der Leibeigenschaft im Gute Schinkel im Jahre 1787. Mitgeteilt von Johann Jöhnk in Schinkel.

Wir Endesbenannte, der Justizrath Christian Bruhn zu Rendsburg, und der Etatsrath Georg Bruhn zu Schleswig, als gemeinschaftliche Besitzere des im dänischen Wold nahe am Canal belegenen adlichen Guths Schinckel, haben bey Ausführung des Vorsatzes, die Unterthanen des gedachten Guths von der Leibeigenschaft zu befreyen, und sie mit Land zu versorgen, Folgendes zur Vorbeugung künftiger Irrungen vestgesetzet, nachdem alles vorhero mit gedachten Guths-Untergehörigen, nach Ausweisung der darüber gehaltenen Protocolle, in Gegenwart des vormaligen Guths-Besitzers, Herrn Josias Jensen, des Herrn Land-Inspectoris Evert, des Guths-Inspectoris Opitz, der Landmesser Eckhusen und Greve, und des Bonitirungs-Mannes Thiesen verabredet, auch zuletzt noch diese Acte von dem Justitiarius, dem Herrn Advocaten Dumreicher, verlesen, und von allen nochmalen bestätiget worden.

§. 1. Es werden demnach hierdurch, nach der uns als Guths-Besitzern zukommenden Befugniß, sämmtliche Guths-Untergehörige nebst ihren Ehefrauen, Kindern und Nachkommen von der bisherigen Leibeigenschaft und den damit verknüpften Pflichten, Diensten und Lasten, von uns wohlbedächtlich und freywillig, wie solches nach den hiesigen Landes-Gesetzen am bündigsten geschehen kann, entbunden, und ihnen und ihren Nachkommen die Freyheit geschenket und verliehen, dergestalt, daß sie und ihre Nachkommen zu ewigen Tagen dieselbe Freyheit genieſſen und behalten sollen, die andere Königl. freie Unterthanen in dem Herzogthum Schleswig haben und genieſſen: daher denselben so wenig von uns als den künftigen Besitzern dieses Guthes nichts weiter abverlanget und aufgebürdet werden soll, als was in dieser Acte ausdrücklich enthalten ist, oder durch Landesherrschaftliche Verfügungen gefordert werden sollte.

§. 2. Die Vier und Dreyßig Familien dieser Freygegebenen, welche mit Land und Kathen versehen werden, erhalten zusammen, mit Inbegriff der gemeinen Weide und des Mohrs, 281 Tonnen 6 10/16 Schip Landes, wofür sie nach der Maaße jährlich a Tonne Zwey Reichsthaler zu zahlen hätten. Damit aber nach dem Verhältniß der Güte des Landes eine völlige Gleichheit erhalten werden möge, ist alles Land von zween unpartheiischen von der Königl. Schleswig-Holsteinischen Land-Commission beeidigten Landverständigen, den Herrn Hinrich Thiessen und Rudolph Greve dergestalt bonitiret worden, daß die angeführte Tonnenzahl gegen das beste Wiesen-Land verglichen, nur 131 Tonnen 2 9/16 Schip bonitirte Tonnen beträgt. Und da diese Bonitirung allen verständiget und von ihnen angenommen worden, so hat ein jeder Kathen-Besitzer nach diesem Maaßstab von seinem ihm durchs Loos zugefallenen Lande a Tonne Vier Reichsthaler Vierzehn Schilling grob Courant, und also dasjenige für seine ganze Tonnen-Zahl jährlich zu entrichten, was in dem dieser Acte beygefügten Kauf-Briefe bemerkt, und in dem Erb-

buch, wovon ihnen allen zusammen ein Exemplar zugestellet worden, näher beschrieben ist. In Ansehung der Holz-Gründe und der erst urbar zu machenden Länderehen erhalten die Besitzer derselben die bereits von den Bonitirungs-Männern bestimmte Freyheits-Jahre.

§. 3. Dieses Land nebst den dabey gelegten Kathen, von welchen sie nach der mäßigen Taxation nur einen dritten Theil des Wehrts bezahlen, wird ihnen hierdurch geschenket, und von uns zum wahren Eigenthum Kraft dieses übertragen, dergestalt, daß die itzige und künftige Besitzere dieser Kathen und der dazu gelegten, jedoch davon niemalen zu trennenden, Ländereyen, sobald sie die Stelle gehörig eingerichtet, und den 1/3tel Theil des Kaufschillings der Kathe bezahlt haben, damit nach eigenem Willen, als mit ihrem Eigenthume, schalten und walten, auch solche ohne der Guths-Herrschaft Einwilligung verkaufen, verpfänden, und auf jede beliebige Weise veräusern können. Wir begeben uns daher aller daran gehabten Rechte und Gerechtsame, und behalten uns nur vor, daß der Revers, wodurch der Besitzer zur Erfüllung aller in dieser Acte bemerkten Praestandorum verpflichtet wird, in dem Schuld- und Pfand-Protocoll zu allererst protocollirt, und die jedesmalige Veränderung des Besitzers, der Ordnung halber, der Guthsherrschaft angezeigt werde.

§. 4. Der von einem jeden Kathen-Besitzer zu entrichtende jährliche Canon, der von der am heutigen Tage geschehenen Uebertragung seinen Anfang nimmt, wird in zweyen Terminen, als auf Martini Zweydrittel, und Maytag Eindrittel in grob Courant klingender Münze bezahlt. Und wenn einige oder mehrere derselben den Eindritten Theil dieses Canons durch Erlegung eines Stück Geldes abhandeln wollen, stehet ihnen solches in den ersten Sechs Jahren frey. Jedoch müssen in solchem Fall für jeden Markl., der von dem Canon abgehet, Fünf und Zwanzig Markl. entrichtet, und wenigstens ein Capital von Funfzig Rthlr. auf einmal ausbezahlt werden.

§. 5. Die sämmtlichen alten Guths-Untergehörige und ihre Nachkommen sind auf immer verpflichtet, die Mannschaft, welche itzo und künftig von der höchsten Landesherrschaft ausgeschrieben werden sollte, so wie vorhin geschehen, aus ihren Mitteln zu stellen, und müssen daher ganz allein ohne irgend einigen Beytrag des Stammhofes und der Parcelen-Besitzer oder anderer auf dem Guthe itzo oder künftig wohnenden und mit Land versehenen Leute, die Mannschaft, welche zu Kriegsdiensten, es sey zur Land-Miliz, Ausschuß, Rekruten, oder sonst von diesem Guthe gefordert werden sollten, unter sich aufbringen. Zu dem Ende dann über alle ein Lage-Register gemacht, durchs Loos unter den Diensttüchtigen die Mannschaft gezogen, und so viel thunlich, alles nach den für die Königl. Unterthanen abgegebenen Verfügungen eingerichtet werden soll. Bey dieser Einrichtung und Ziehung behält die Guths-Herrschaft, da von derselben die Befolgung der Landesherrschaftlichen Befehle gefordert wird, die Direction, und reserviret sich die Befugniß, den ersten Bau-Knecht und die bey ihr in Brod und Gage stehende Bediente, wenn solche dazu sonst pflichtig sind, zu eximiren. In ausserordentlichen und solchen Fällen, welche man nicht hat vorher sehen können, verfähret man so, wie die Königl. Beamte es mit den Unterthanen der niedergelegten adlichen Güther halten, und müssen die Kathen-Besitzer übrigens hierunter alles leisten, was andere Guths-Besitzere von ihren Untergehörigen zu fordern berechtigt sind.

§. 6. Damit es dem Stammhofe nicht an nöthigen Arbeitern, besonders zur Erndte-Zeit, fehlen möge, so sind die Besitzere jeder Kathe pflichtig, höchstens 25 Tage im Jahr, wenn es nämlich verlanget werden sollte, selbst zu Hofe zu kommen, oder ihren Sohn, wenn er Knechts-Dienste zu verrichten im Stande ist, oder einen Knecht zu den gewöhnlichen Guths-Arbeiten zu senden; für welche Dienste derselbe, wenn er, wie andere Taglöhner, die sonst in den Aemtern gewöhnliche Stunden arbeitet, Zehn Lübschilling a Tag erhält, welche ihm in dem Canon zu gute geschrieben werden. Jedoch darf von jeder Kathe nicht mehr als einmal in der Woche ein Mann angesagt werden, ausser in der Heu- und Korn-Erndte, da sie denn zwey Tage in einer Woche, jedoch nur zu dreyen malen im Jahr zu kommen verpflichtet sind. Sollte aber die Guths-Herrschaft diese Dienste für die vestgesetzte Bezahlung nicht verlangen; so versteht es sich von selbsten, daß der Canon baar bezahlt werden muß, und daher zu keiner Beschwerde Gelegenheit genommen werden kann.

§. 7. Zur Jagd sendet der Besitzer jeder Kathe zweymal im Jahr, wenn es verlanget wird, einen Mann und ein Kind, und sollen sonst unter keinem Vorwande, weder von demselben noch von seinen Nachkommen, einige persönliche Dienste gefordert werden.

§. 8. So wie die Besitzer dieser 34 Kathen-Stellen zu der Kirche und den Kirchen-Gebäuden zu Gettorff nach vier Pflügen Hand-Dienste in vorkommenden Fällen leisten müssen, so wie solche von den Käthnern der übrigen daselbst eingepfarrten Güther nach Pflugzahl geleistet werden; so haben sie auch an Prediger und den Küster zu Gettorff fernerhin dasjenige zu bezahlen, was bisher von jedem Käthner dieses Guths entrichtet

und geleistet worden. Bey vorfallenden Prediger-Wahlen haben sie auf keine Stimme Ansprache zu machen.

§. 9. Um den bessern Unterricht der Jugend zu befördern, ist von uns mitten in dem Guths-District ein neues Schulhaus gebauet, und dazu sind drey Tonnen von dem besten Lande gelegt worden. Es erhält auch der Schulmeister vorläufig zwey Fuder Heu von uns, jedoch zu jederzeit Fünf Reichsthaler zu Korn, auch wird ihm in dem reservirten Mohr die nöthige Feuerung angewiesen. Es müssen aber die Kathen-Besitzer zu seinem Salario der 20 Rthlr. etwas wenlges, nach dem im folgenden §pho bemerkten Verhältniß, beytragen, für ihn den Torf stechen und trocknen, und für jedes Kind, wenn es im Lesen und Christenthum unterrichtet wird, a Woche einen Schilling, und wenn es dabey Schreiben lernt, einen halben Schilling mehr, sollte es aber auch Rechnen lernen, in allen Zwey Schlling a Woche bis zu weiterer Anordnung bezahlen.

§. 10. Von dem Beytrage zur ordentlichen Contribution des Guths sind die Besitzere dieser Kathen-Stellen frey, weil dieser in dem zu entrichtenden Canon mit berechnet, und von dem Stammhofe abgetragen wird. Zu allen übrigen öffentlichen Abgaben, Landesherrschaftl. Praestandis, und allen diesem Guthe von der allerhöchsten Landesherrschaft aufzulegenden ordinariis & extraordinariis, in Kriegs- und Friedenszeiten, wie auch zu denen ritterschaftlichen und Kirchenanlageu, Geld-Beyträgen zur Stellung der Pferde und Miliz, Crimlnal- und Policey-, wie auch andern Kosten, sie mögen Namen haben wie sie wollen, bereits erdacht seyn, oder künftlg erst erdacht und ausgeschrieben werden, müssen dle 34 Käthner sämtlich ihren Beytrag folgendermaassen leisten: daß, wenn die 17 Parcelen-Besitzer zu dieser Snmme $^7/_{10}$Theil bezahlen, sie von den übrlgen $^3/_{10}$ Thellen die eine Hälfte, oder $^3/_{20}$ zusammen, entrichten müssen, da denn der Stammhof die andere Hälfte, also auch $^3/_{20}$ oder eben so viel allein übernimt. Und damit alle Brüche vermieden werden, so wird auf den geringen Unterschied des Landbesitzes nicht gesehen, sondern diese Summe in 34 gleiche Theile getheilet.

§. 11. Die Kathen-Besitzer sind auch schuldig, zu den Wegen[1], § 9. der mit den Parcelen-Besltzern eingegangenen Bedlngungen, den alldort bestimmten Beytrag mit dem Stammhofe zu leisten, und da abseiten der Guths-Herrschaft der Weg von dem Hofe bis an die Stelle, wo der Weg nach dem Mohrbrock abgehet, als der kostbarste, einseitig unterhalten wird; so soll der übrige Theil von da ab bis an die Gränze bey Rockenrade von diesen 34 Käthnern in Stand gesetzt und unterhalten, und jedem in der Folge sein Antheil, wofür er haften muß, abgetheilt werden. Die übrigen Feld-Wege müssen diejenige, welche sie gebrauchen, gemeinschaftlich in Stand setzen und unterhalten.

§. 12. Einige den Parcelen-Besitzern nach den gedruckten Conditionen obliegende Verbindlichkeiten, dienen auch diesen 34 Kathen-Besitzern zur Vorschrift, diejenigen nämlich, welche daselbst § 5. wegen der Civil- und Criminal-Jurisdiction; § 6. wegen des Mühlen-Zwangs; § 13. wegen der Jagd; § 14. wegen der Befriedigungen; § 17. wegen der Wasserleitungen; § 20. wegen der Kirchen-Anlagen; und § 21. wegen Unterhaltung der künftigen Guths-Armen vorgeschrieben sind, und es soll daher von diesen Conditionen dem Erdbuch ein Exemplar beygelegt werden.

§. 13. Dann dürfen auch endlich die Kathen-Besitzer so wenlg, als andere, sich mit der Brauerey befassen, wenn ihnen gleich das zu ihrer eigenen Haushaltung nöthige Bier zu brauen erlaubt wird. Der Brennerey, Krügerey und Höckerey müssen sie sich vielmehr gänzlich enthalten, und dürfen auch ohne erhaltenen Consens von der Guths-Herrschaft weder ein Handwerk treiben, noch eine Werkstelle anlegen.

Urkundlich haben wir diese Acte, welche künftighin in allen Fällen zur unabweichlichen Vorschrift dienen soll, und wovon sowol jeden der Kathen-Besitzer bey dem ihm zu ertheilenden Kaufbriefe, als den übrigen Freygelassenen bey ihren Freyheits-Briefen, ein gedrucktes Exemplar beygefügt werden soll, eigenhändig unterschrieben[1], und mit unserm Pettschaft bedruckt; So geschehen Schlnkel, den 1sten May, 1787.

C. Bruyn. G. Bruyn.

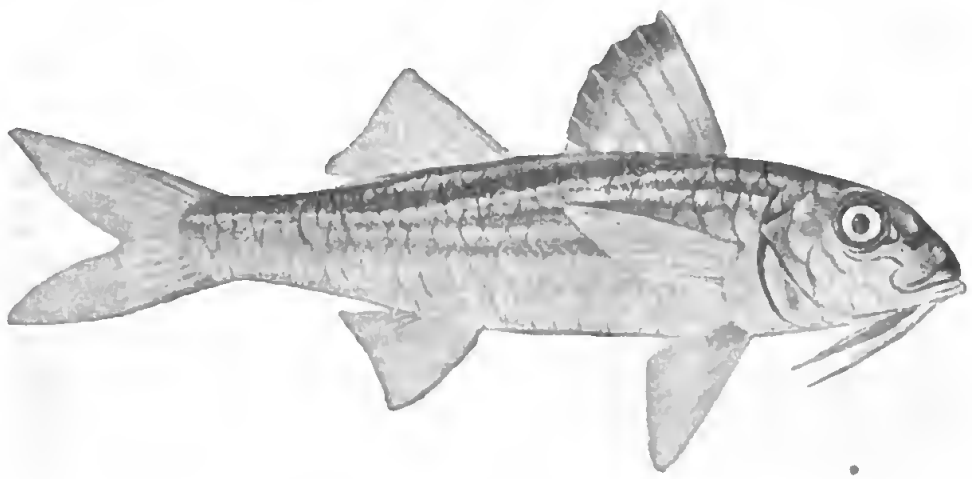
2. Was vor etwa 150 Jahren in der Herrschaft Breitenburg zum „Abschied" ausbedungen wurde, zeigt folgender Kaufvertrag vom 2. April 1761: Kund u. zu wissen sey hiemit männiglichen, insonderheit aber denen, so daran gelegen, daß heute zu Ende gemeldetem Dato mit Consens und Einwilligung der Breitenburger Obrigkeit, ein zu Recht beständiger und unwiderruflicher Kauf-Contract getroffen und vollenzogen worden zwischen N. N., Verkäufern an einem, so dann dessen Sohn P. N., Käufern am andern Theile, auf Maße und Weise wie folgt: Es verkauft cedirt und überläßt nemlich vorgedachter N. N. für sich u. seine Erben seine zu X. belegene halbe Huse mit dem darauf stehenden Gebäude dazu gehörigen Länderehen und übrigen Pertinentien, wie solches alles daselbst bezimmert und bezäumt, befriedigt und begraben, erd- und nagelfest zur Stelle vorhanden, samt Schleeten [1]) und Brettern auf Hilden [2]) und Boden, Mist und Mistweichung, [3]) Gilde und Gildes Gerechtigkeit, wie auch dem zur Feuer Schauung ge-

hörigem Geräthe [so dann 3 Pferde, 2 Wagen mit der dazu gehörigen Geräthschaft, die Pflüge und Eggen, 1 eiserne Pflug-Kette, 1 Bügel, 6 Kuh Beester, 2 Heuer, 2 Garb-Forcken, 2 Röffeln, 1 Mistforcke, 2 Stroh-Körbe, 1 Latje,[4]) 1 Misthacken, 1 Torfspaden, 1 Kesselhaken, 1 Backeltrog, 1 großen Kessel, 1 Schwein Trog, 1 Axt, 1 Beil, 1 Heide Lehn, 1 Boden- und 1 hilde Leiter, 1 Haar Siebe, 1 Rost, 1 Bett mit 2 Laken, 1 Schneid-Lade mit 2 Messer, 1 Feuerzange, 1 Karre, 1 Brodt Ricke,[5]) 1 Grapen, 2 Kessel, 1 Faß Ballje, 1 Milch-Karne mit der Scheibe, 1 Milch-Stander, 2 Leheu mit denen Bäumen, 1 Schrage,[6]) 12 Säcke, 1 Knpe, 1 Butter Schaale, 1 Sattel, 1 Trank Tonne, 1 Wurf Schaufel, 1 Wetz Stein, 1 Brust Bohrer, 1 Himpen, 1 Korn Siebe, 1 Scheen Siebe,[7]) 1 Bültschaufel mit dem Hauer[8]) und 1 Wältze] an obgemeldeten seinen Sohn P. N. und deßen Erben erb- und eigenthümlich um und für Ein Tausend vierhundert Mark Lübisch, guter, gangbarer Müntze behandelten und bestimmten Kaufgeldes, wovon derselbe als seine Mitgabe 600 ℳ und an verdienten Lohn 400 ℳ also zusammen 1000 ℳ zu kürtzen hat, die übrigen 400 ℳ aber verspricht derselbe jährlich mit 4 pro Centum zu verzinsen und nach vorgegangener beyden Theilen beym protocollo zu thun freystehender halbjähriger Loskündigung abzutragen. — Hierauf hat Verkäufer für sich und seine Frau auf ihrer beeder Lebens-Zeit zum Abschiede ausbedungen, das kleine Hauß zur freyen Wohnung, welches Käufer zur Hälfte unter baulichem Stande halten und davon Gilde-Gerechtigkeit thun und wieder zu genießen haben solle, sodann 3 kleine Stücke im Kohlhofe mit den darauf stehenden Bäumen, wie auch das Gras am Wall und tinst[9]) den Blicken, ferner jährlich 5 Tonnen Rogken, 4 Tonnen Buchweitzen und 1 Tonne Habern an guten reinen Korn, an Ländereyen und zwar im Wischhof so viel als mit Marck-Pfälen bezeichnet ist, nach der Seite von der gemeinde Weyde, die kleine Koppel hinter den kleinen Knöll zwischen N. N. und X. X., welches Land der Käufer zu pflügen, säen und zu eggen hat, auch die benötigte Asche darauf zu fahren schuldig ist; ferner hat Verkäufer ausbeschieden 2 hundert Klappen Rogken und 1 Fuder Buchweitzen Stroh, den freyen Mitgebrauch des großen Kessels, der Schneide-Lade, der Kupe und der Haar Siebe, und den im Kohlhofe benöthigten Mist. Übrigens soll Käufer denen Abschieds-Leuten ihre benöthigte Feurung, zu welcher sie auf des Käufers Mohr nächst an T. W. 1 Ruthe breit bekommen, wann selbige trocken ist, einfahren, ihr Korn mit nach der Mühle und das Mehl davon wieder nach Hause nehmen, ihr Brodt frey mit backen lassen, auch wenn sie Alters oder Schwachheits halber nicht gehen können, dieselben nach der Kirche fahren. — Nach des Verkäufers und seiner Frauen Absterben fällt vorstehender Abschied der halben Hufe wieder anheim. — — — So geschehen X. den ... 1761. — In einem späteren Kontrakt 1801 heißt es, statt des in [—] Gesetzten: „sodann mit dem dabey befindlichen Beschlag an Pferden, Kühen, Wagen, Pflügen, Eggen und sämtlichen übrigen Haus- und Ackerbaugeräthe," statt des Schlußsatzes: „Nach dem Tode des einen oder andern von diesen Abschiedsleuten hat Käufer jährlich 2 Tonnen Rocken weniger zu liefern, und nach dem Ableben der beyden Abschiedsleute fällt vorstehende Abschieds Praestanda der Kathe gäntzlich wieder anheim," und statt: „das Gras am Wall und tinst den Blicken": „3 kleine Blicke im Kohlhofe, wie auch das an denselben und am Wall wachsende Gras."

[1]) sleete = die losen und, damit Getreide, Stroh und Heu luftig darauf liege und gut austrocknen könne, nicht dicht aneinander gelegten Querhölzer auf den Balken in Häusern, Scheunen und Ställen. [2]) hilde (auch hilge) = der über den Affieden mit den Viehställen befindliche niedrigere Boden, der zur Aufbewahrung von Heu und Stroh und früher auch dem Gesinde als Schlafstelle diente. [3]) de wêke (die Weiche), mittellateinisch durch stercoratio, mollificatio übersetzt, ist die Behandlung des Ackers, vornehmlich die durch Düngung, das Weichwerden, die Faulung des Düngers im Acker = gare, so oft in holsteinischen Urkunden. Hier die geschehene Düngung des Ackers, im Gegensatz zu dem Mist, der noch auf dem Hofe in der Mistkuhle ist. [4]) latje = das Werkzeug, mit dem de modder oder slik (Eiderstedt: Kleischot) aus den Gräben geschafft wird. Es besteht aus einem Staken, woran eine hölzerne schräge Schaufel sitzt. [5]) brodtricke = Brotgestell. In der Chronik der Nordt-Elvischen Sassen heißt es: se nemen ere vlesch unde speck van den wymen, dat brot van deme ricke (Falck: Staatsb. Magazin 9, Seite 355. [6]) schrage = (schräges) Gestell aus zwei gekreuzten Beinen, Sägebock. [7]) scheensiebe. „Schienen" heißen nach den Wörterbüchern von Adelung, Campe und Grimm im besonderen auch „lange, dünne, schmale, biegsame Streifen Holz, woraus grobe Siebböden geflochten werden." [8]) bültschaufel mit dem hauer. Nach Schützes holsteinischem Idiotikon werden die zur Deckung der Hütten und Koven, wie auch in den mieten (viereckiger Misthaufe auf der Geest aus schichtweise übereinander gelegten flachen Erdschollen, Mist und Heide) zur Vermehrung des Mistes gebrauchten Plaggen mit einer abgenutzten kurzen Sense gehauen, während die größeren und dickeren Bülten mit dem Grabscheit gestochen werden. [9]) tinst, zusammengezogen aus te endest (auch tins = te endes, auch tens, tenst) = am (äußersten) Ende, auch „gegenüber," „neben."

Itzehoe. Dr. Seitz.

3. Die Streifenbarbe, Mullus surmuletus L. ist ein schönfarbiger Stachelflosser, der mit seinem Carminrot, der silberglänzenden Unterseite, den gelben Flossen und den drei goldgelben Längsstreifen, die besonders zur Laichzeit entwickelt sind, sich gar prächtig ausnimmt. Sie erreicht eine Länge von 25 cm. Ihre Heimat sind das Mittelmeer und die wärmeren Teile des ostatlantischen Oceans, wo sie bis Bergen hinauf beobachtet ist. Für das Gebiet der Ostsee, in der sie nur als seltener Gast der westlichen Förden zu finden ist, zählt sie zu den marinen Südfischen, deren Erscheinen, wie die Beobachtungen ergeben haben, sich im allgemeinen auf die zweite Hälfte des Jahres, auf die Monate Juli bis Dezember beschränkt. Das farbenprächtige Äußere läßt den Fisch, falls er sich einmal unter dem Fange findet, nicht leicht den Augen der Fischer entgehen. Dennoch konnte konstatiert werden, daß die Streifenbarbe in der Eckernförder Bucht, wo sie früher nicht gerade allzu selten gewesen sein soll, seit etwa 60 Jahren nicht beobachtet worden war. Von besonderem Interesse war daher eine kurze Angabe, die Herr Oberfischmeister Hinkelmann in Kiel im 1. Heft der „Mitteilungen des Deutschen Seefischereivereins" (1898) veröffentlichte, nach welcher ein Exemplar von 107 mm Länge am 9. Dezember 1897 in der Eckernförder Bucht gefangen worden ist. Das zoologische Museum in Kiel hat in seiner Sammlung mehrere 14—15 cm lange Exemplare ausgestellt, die in der Kieler Förde 1871 erbeutet worden sind. Am 20. November 1901 wurde mir eine Streifenbarbe von 11 cm Länge überfandt, die in der dortigen Bucht beim Fischen mit der Heringswade gefangen war. Dieses Exemplar findet sich in der Sammlung der städtischen höheren Mädchenschule I zu Kiel. — Beim Betrachten der



Streifenbarbe, Mullus surmuletus L.
(Aus: Plehn. Die Fische des Meeres und der Binnengewässer.)

Streifenbarbe fallen besonders 2 Bartfäden an der Spitze ihres Kiemens auf, die ihr beim Suchen nach Nahrung, die aus Krebsen und Weichtieren besteht, von größtem Nutzen zu sein scheinen. Über das Betragen gefangener Streifenbarben hat Schmidtlein, wie Professor Marshall in seinem Werk: „Die deutschen Meere und ihre Bewohner" anführt, an den Aquarien der zoologischen Station zu Neapel interessante Beobachtungen gemacht, über die er u. a. folgendes berichtet: „Die Meerbarben sind Grundschwärmer der Seichtgründe und mittleren Tiefen, welche gesellig leben und im Schlamme gründelnd sich ernähren. Auch im Aquarium schwimmen sie, wenn in größerer Zahl vorhanden, einträchtig umher oder treiben sich in Gesellschaft auf dem Boden herum, wo sie mit ihren zwei weißen, an der Spitze des Kiemens beweglich entspringenden Bärteln nach Nahrung suchen. Diese Bärteln sind die bemerkenswertesten Organe des Tieres und, solange das selbe auf dem Grunde verweilt, in fast ununterbrochener Tätigkeit. Bald werden sie in die Kinnfurche zurückgeschlagen, so daß man sie garnicht wahrnimmt, bald wieder aufgerichtet und als feinfühlende Sonden verwendet. Mit höchster Beweglichkeit und Biegsamkeit begabt, dringen ihre feinen, nervenreichen Spitzen in den Schlamm und jede Vertiefung des Bodens ein, und das rasche, sichere Spiel des Tieres

mit ihnen zeigt, wie gut sie ihm zur Orientierung über die Grundbeschaffenheit dienen. Manchmal werden sie mit der Schnelligkeit trillernder Finger bewegt, dann wieder bedächtig einer um den andern vorgestreckt, um einen Gegenstand behutsam zu befassen. Dabei bewegt sich das Tier ruckweise und, indem es seine Richtung jeden Augenblick wechselt, dicht über den Boden hin oder ruht gründelnd auf demselben aus. Beim Schwimmen legt es die Bärteln zurück und bewegt sich durch rasche Pendelschläge seiner Schwanzflosse sehr gewandt und ausdauernd in allen Schichten des Wassers." — Von alters her ist die Streifenbarbe wegen ihres Wohlgeschmacks als Speisefisch hoch geschätzt worden. Im alten Rom wurden, wie Professor Marshall erwähnt, unsinnige Preise für die Meerbarben gezahlt. Es werden 8000 Sestertien (gegen 1300 ℳ) als Kaufpreis genannt. Sueton berichtet, daß einmal 3 Stück mit 30000 Sestertien (4540 ℳ) bezahlt wurden. Martial sagt, eine Barbe von 3 Pfund könne einen armen Fischer reich, aber eine Barbe von 4½ Pfund einen reichen Mann arm machen. Die Römer ließen die zum Mahle bestimmten Meerbarben noch lebend in den Speisesaal bringen und in den Händen der Gäste sterben, daß diese sich vorerst weiden sollten an der vollen Pracht der roten Färbung, die in gesteigertem Maße bei diesem Fische während des Todeskampfes hervortritt. Das leuchtende Rot galt als Gewähr für den Wohlgeschmack, und noch heutigestags schuppen die Fischer die Meerbarben gleich nach dem Fange ab und erzielen dadurch die Erhaltung der von den Käufern geforderten Rotfärbung dieser noch jetzt geschätzten Meerbewohner.

Kiel. F. Lorentzen.

4. Berichtigungen. Heft 8, S. 200: „Eckernförder Fayencebecken," Zeile 2 v. o. lies Leihamers. — Die in Heft 8 aufgenommene Beschreibung Troiburgs aus dem 2. Bericht d. Ges. f. d. Erh. vaterl. Altert. enthält zwei Ungenauigkeiten. In der Inschrift der Kartusche heißt es (S. 184, Zeile 11 l. v. o.) „Treuburgk heis ich" und (Zeile 11 r. v. o.) „Wamdorf."

Bücherschau.

Führer für Pilzfreunde. Die am häufigsten vorkommenden eßbaren, verdächtigen und giftigen Pilze. Von **Edmund Michael,** Oberlehrer. Ausgabe A in Tafelform für den Anschauungsunterricht an Schulen und höheren Lehranstalten. 26 Tafeln mit 307 farbigen Pilzgruppen. 3 Teile à 8 ℳ. Ausgabe B, Leinenbände in Taschenformat: 3 Bände à 6 ℳ. (Jeder Band ist einzeln käuflich.) Ausgabe C, Volksausgabe mit 29 der wichtigsten Pilzgruppen in 1 Bande; Preis 1,50 ℳ. Verlag von Förster & Borries, Zwickau i. Sa. — Das vorliegende Pilzwerk will zunächst dem praktischen Bedürfnis entsprechen, ein sicherer Führer für alle Pilzliebhaber zu sein, und weiter Bahn brechen in der Kenntnis und Wertschätzung unserer heimischen Pilze. Mit den 307 Pilzgruppen sind nun freilich, wie der Verfasser selbst erwähnt, nicht alle Pilzarten unserer Wälder und Fluren dargestellt, aber die uns dort am häufigsten begegnen, sind in der Hauptsache zur Darstellung gelangt, darunter 159 eßbare Arten. Aber nicht allein derjenige, der nur um der „Speisepilze" willen Pilzkunde treiben will, sondern auch der Naturfreund, der sich weitere Kenntnis in der so mannigfaltigen, oft wunderbaren Pilzwelt verschaffen will, wird großes Gefallen, ja, seine Freude an den in seltener Naturwahrheit so künstlerisch schön ausgeführten Abbildungen finden, die in trefflicher Weise durch knappen, aber die charakteristischen Merkmale ausreichend hervorhebenden Text erläutert werden. Sämtliche Pilzgruppen sind nach des Verfassers Angabe und Zusammenstellung von einem tüchtigen Künstler, dem Naturmaler Albin Schmalfuß in Leipzig, gemalt worden, und der Verlag von Förster & Borries in Zwickau hat es sich angelegen sein lassen, in seiner Kunstdruckerei diese Originale mit peinlicher Genauigkeit im Dreifarbendruck zu reproduzieren. Michaels „Führer für Pilzfreunde" ist mir in der Sommerfrische ein lieber Begleiter und kundiger Berater gewesen. Ich kann das Werk nur aufs angelegentlichste empfehlen, sowohl die Buchausgabe für Exkursionen und Bibliotheken, als auch die Tafelausgabe für den Gebrauch im Unterricht.

F. Lorentzen.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

E. Michael, Führer für Pilzfreunde. Ausgabe B. Bd. I. Verlag von Förster und Borries in Zwickau. Preis 6 ℳ. — Dr. M. Plehn, Die Fische des Meeres und der Binnengewässer. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München. Preis 10 ℳ. — Ernst Kammerhoff, Paul Gerhardt, ein Vortrag. Verlag von Max Hansen in Glückstadt. Preis 0,50 ℳ.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Digitized by Google

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten,
Adreßmappen, Photographie-Album usw.
sauber, geschmackvoll und preiswert.

Das beste Lehrbuch über Pilze für Schulen, Haushaltungen und die Marktpolizei ist

Michaels Führer für Pilzfreunde.

Einziges Pilzwerk mit wirklich naturwahren Abbildungen.

Ausgabe A für Unterrichtszwecke in Tafelform: 3 Teile mit zusammen 307 Pilzgruppen auf 26 Tafeln und beschreibendem Text à Teil . . . . . **M. 8.—**
Ausgabe B in Taschenformat, 3 Bände, à . . . . . „ **6.—**
Ausgabe C (Volksausgabe) mit 34 Gruppen . . . . . „ **1.50**

Jeder Teil bezw. Band ist einzeln käuflich.

Vielfache hohe Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Prospekte kostenfrei.

Fürsten & Borries, Zwickau Sa.

Verlagsbuchhandlung und Kunstdruckerei.

Weltausstellung St. Louis:
Silberne Medaille.

Zahlreiche Auszeichnungen. Goldene u. silberne Medaillen.

Gebr. Pippow

vorm. W. Haferlandt & Pippow
Berlin N. Hermsdorf
Bahnhofstr. Villa Nr. 11

liefern sämtliche Präparate auf naturhistor. Gebiete. Unsere Spiritus-Präparate, Metamorphosen, Injektions-, zootomischen Präparate usw. sind weltberühmt, die Skelette, ausgestopften Tiere usw. sind von unvergleichlicher Schönheit. — Man verlange vor jeder Neuanschaffung unsern Katalog, welcher kostenlos zur Verfügung steht.

Unsere Spezialität ist:
Einrichtung von Naturalien-Kabinetten.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von 5 Pfg. an
Schrift nach Angabe. Muster frei.

Nicol. Kißling, Vegesack.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35 a

erwarb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—
Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.
Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.

Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko.

A. F. Jensen,

Buchdruckerei

Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

Neu! Andalusischer Neu!
Orangenblüten-

Honig!!

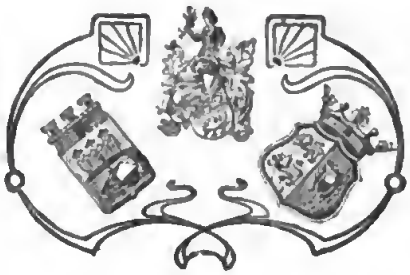
übertrifft durch sein wundervolles Aroma u. seinen köstlichen Geschmack jeden andern Honig der Welt. Garantiert absolut naturreines Bienenprodukt! *Keine Nachnahme! Erst prüfen, dann zahlen!* Begeisterte Lobschreiben von ersten Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.—; 5 Pfd.-Dose M. 6.25* franko u. zollfrei ins Haus.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma).
Für Bestellung genügt 10 Pfg.-Karte.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux
Weinhandlung,
empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Aug. Junge
Kellinghusen.
Gegründet 1724.



Färberei, Reinigungs-Anstalt.

Hohen Wert für alle Lehranstalten

haben **Kagerahs**, sowie **unsere**

technologischen Sammlungen,

geeignet für den **Unterricht** in **Technologie. Chemie, Botanik, Geographie, Warenkunde** usw.

Kataloge
auf Wunsch gratis.

Gebr. Höpfel,
Lehrmittel-Anstalt.
Berlin NW. 5, Birkenstr. 75.

Spezial-Preislisten

über andere Lehrmittel: **Anatomische Modelle, botanische Sammlungen und Präparate, Mineralien, Analysen-Material** usw.
stehen auf Verlangen gern zu Diensten.

Das Beste für die Zähne
ist eine rationelle
Bürste
von unvergleichlich angenehm wirkender Putzkraft.
Weich, mittel oder hart
0,5—1,5 Mk. franko.
Pero-Werk, Fichtenau
Kr. N.-Barnim.

---

2 Haselhengehörne und 5 schädelechte

Hirschgeweihe

sortiert, 4—8 Ender fertig mit Scheiben f. 20 Mk. Nachnahme. Gegen Sicherheit oder Nachnahme und Porto-Ersatz auch zur Ansicht offerieren
Weise & Bitterlich, Ebersbach-Sa.
Geweihe jed. Art, Schildkrötenpanzer, Haifischgebisse etc.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(13) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

H. Heustreu Kiel — Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Herders

Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.

Konversations-Lexikon

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Dieser Nummer hat der bekannte Verlag **B. G. Teubner** in **Leipzig** einen **Prospekt** beigegeben, den wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.
Die Expedition.

Schriftführer und Expedient: **Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 211.**

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 11. November 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barsod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barsod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Ecmann in Ellerbek bei Kiel.
Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Fuchs, Die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert. — 2. Weber von Rosenkrantz, Schleswig-holsteinischer Adel in Märchen und Sage. — 3. Möller, Theater in Keitum. — 4. Brügge, Julius Wichmann, ein plattdeutscher Dichter und Dramatiker. (Mit Bild.) — 5. Mitteilungen. (Mit Bild.)

Vereinsgaben.

Unsere Vereinsgabe 1907, die Photogravüre nach dem Gemälde von

J. Prellex: Am Ugleisee,

ist bereits in **340** großen und **100** kleinen Exemplaren bezogen worden. Sie steht unsern Mitgliedern noch bis Ende dieses Jahres in der **großen Ausgabe** (Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm) zum Preise von **3,85 M.**, bezw. in Kiel **3,20 M.** weiter zur Verfügung.

Durch Vermittlung der Kunsthandlung von W. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock) in Kiel sind wir zu unserer Freude wiederum in die Lage versetzt, als **Vereinsgabe 1908** ein größeres Landschaftsbild, die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein

Kartongröße 120 × 90 cm, Bildfläche 74 × 54 cm; Ladenpreis 20 *M*),

zum Verkauf zu stellen.

Wir folgen gern einem aus dem Kreise der Mitglieder geäußerten Wunsche und bieten die neue Vereinsgabe schon jetzt als geeignetes schönes Weihnachtsgeschenk an. Jedem Mitgliede steht der Bezug eines Exemplares zu. Der Preis beträgt bei Versendung nach **auswärts 6,45 M.**, bei Entgegennahme in Kiel **5,70 M.** Bei gemeinsamer Bestellung mehrerer Bilder gilt für die angelegten Exemplare der Kieler Preis. **Die Beträge können auch bei Einsendung des Jahresbeitrages für 1908 mitbeglichen werden.** — Bestellungen, die in der Reihenfolge ihres Einganges erledigt werden, sind an unsern Kassenführer, Herrn **F. Lorentzen** in **Kiel**, Adolfstr. 56 part., zu richten.

Kiel, den 28. Oktober 1907. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Bücherschau.

„Die Fische des Meeres und der Binnengewässer" von Dr. **Marianne Plehn** in München. 26 farbige und 10 schwarze Tafeln mit 195 Abbildungen und 200 Seiten Text mit 123 Abbildungen. Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen und München. Preis geb. 10 *M*. — Das vorliegende Buch, das als IV. Teil des „Bilderatlas des Tierreichs," der durch den genannten Verlag von Professor Dr. Lampert in Stuttgart herausgegeben wurde, erschienen ist, will die Kenntnis über die Fische, die in den letzten

Jahrzehnten wichtige Vertiefung und Bereicherung erfahren hat, in weiteste Kreise tragen, besonders auch die Ergebnisse der neuen Forschungen zum Gemeingut der Gebildeten machen. Das Schwergewicht liegt auf den Bildern. Die nach Originalen erster Künstler trefflich reproduzierten farbigen Abbildungen der Tafeln zeigen in seltener Naturtreue die wichtigsten, sowohl die fremdländischen, als ganz besonders die einheimischen See- und Süßwasserfische. Der aus sachkundiger Feder stammende, reich illustrierte Text beansprucht auch seine selbständige Bedeutung. Der Inhalt umfaßt 2 Hauptteile. Im ersten Teile finden Themata, wie Bewegung, Atmung, Fortpflanzung und Brutpflege, Funktionen der Sinnesorgane, Bedeutung der Schwimmblase, Elektrizitätserzeugung, Leuchtvermögen, Farbenwechsel, Mimikry, Nutzen und Schaden der Fische, Fischfang, Fischfeinde, künstliche Fischzucht, ihre Erörterung, während im zweiten, speziellen Teile die Beschreibung der abgebildeten Fische und die Systematik geboten werden. Dabei wird hauptsächlich Biologisch-Wichtiges erzählt. Die Darstellung ist einfach und klar, darum auch dem Ungeschulten verständlich. Das Plehnsche Werk verdient als populäres Spezialwerk über die Fische besondere Beachtung. Es bietet Berufs- und Gelegenheitsfischern, wie auch Aquarien- und Naturfreunden interessante Belehrung und hält manchem Lehrer der Naturwissenschaften willkommenes Material für den Unterricht bereit. Es ist dazu geeignet, die Lust zur Naturbeobachtung zu beleben und interessante Tatsachen und Probleme in den Kreis der Betrachtung zu stellen.

F. Lorentzen.

Neue Mitglieder.

(Fortsetzung.)

379. Cassuben, Danzig, Schichau-Werft 380. Christiansen, J., Lehrer, Flensburg, Toosbuystr. 5. 381. Gosch, G., Oberschornsteinfegermeister, Flensburg, Norderstr. 36. 282. Groth, R., Neufahrwasser, Bergstraße 13 383. Hoffmann, Wilh, Danzig, Lindenstr. 19. 384 Hummel, Chr, Maurermeister, Flensburg, Toosbuystr. 5. 385. Rievert, Theod, Pastor, Albersdorf i. H. 386. Petersen, Danzig, Milchkannengasse 21. 387. Petersen, Sören, Postsekretär, Friedrichstadt 388 Rüßmann, J, Postgehilfe, Sterup (Angeln). 389. Stehn, Chs. Edgar, stud. ing., Karlsruhe, Fasanenstr. 2. 390. Waeger, Fr., Neufahrwasser, Bahnhofstr. 4.

Kiel, 24. Oktober 1907. **Der Schriftführer:**
Geibelallee 2. H. Barfod.

Als unbestellbar zurückgekommen

ist das letzte Monatsheft der „Heimat" für: 416. Haß, Gymnasiallehrer, Ratzeburg. 157. E. Tietgen, stud. techn., Landsberg a. W., Dammstr. 4 a I. 172. Pieper, Architekt, Hamburg, Lindenstr. 63. 220. Möller, Lehrer, Nützen b. Leutsöhrden. 257. Kruse, Lehrer, Plön. 165. Dr. Ludw. Felix Weber, Oberlehrer, Elmshorn. 62. Köster, R., Lehrer, Altona, Königstr. 259 III. 222. Mörck, L., Hamburg, Hermannstr. 34. 273. Bors, Gerichtssekretär, Altona, Fischersallee 54 I. 122. Cramer, G., Hamburg 5, Brennerreihe 23 II r.

Unsere Vereinsmitglieder werden freundlichst gebeten, unter Angabe vorstehender Nummer die richtige Adresse dem Unterzeichneten mitzuteilen. Bis dahin wird die Zusendung unserer Monatsschrift eingestellt. Der Expedient: **H. Barfod**, Kiel, Geibelallee 2.

Zur **Einrahmung von Bildern**, besonders der

Vereinsgabe 1907: Preller, Am Ugleisee

und

Vereinsgabe 1908: J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein

empfiehlt sich den **hiesigen** und **auswärtigen Lesern** der **„Heimat"**

Wilh. Heucks Nachf. (Inh.: **H. Kock**), **Kiel, Holstenstr. 75.**

Vergolderei und Kunsthandlung. Fernspr. 2901.

Intern. Verbindungen zum Ansichtskarten-, Briefmarken-, Naturalien-, Pflanzen-, Mineralientausch, Erwerb und Verwertung von sonstigen Sammelobjekten, anregenden Briefwechsel, Auskunftseinholung, Erweiterung fremdl. Sprachkenntnisse erhalten Sie durch **„Weltbund."** Jährl. Beitrag nur 1,60 Mk. Anmeld. an Redakteur **Karl Juschus**, Hamburg W. 807.

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von **5 Pfg.** an
Schrift nach Angabe. Muster frei.
Nicol. Kißling, Vegesack.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 11. November 1907.

Die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert.

Vortrag auf der Generalversammlung zu Kappeln am 22. Mai 1907

von dem Ökonomierat Dr. Fuchs in Kappeln.

Der Landwirtschaftsbetrieb Schleswig-Holsteins ist noch jetzt als ein Kind der Vorzeit zu erkennen. Seine Anfänge sind in volles Dunkel gehüllt und führen zweifellos auf die ehemalige Nomadenwirtschaft zurück, an die sich mit dem allmählichen Seßhaftwerden der Bevölkerung die Ackerwirtschaft erst nach und nach, hier weniger, dort mehr, angeschlossen hat. Wenn auch im Laufe der Zeit manche Änderungen und Verbesserungen Platz gegriffen haben, der ursprüngliche Typus des Ganzen ist doch noch jetzt vorhanden: der Wechsel von Acker- und Weideland in den Geestdistrikten, die Weidewirtschaft in den Marschen.

Eine Folge des erwähnten Ursprungs aus der Nomadenwirtschaft mußte naturgemäß die Bevorzugung der Viehzucht auch in den späteren Zeiten sein, und damit kam der Ackerbau, der zunächst ja auch nur dem persönlichen Bedürfnis der Viehbesitzer zu dienen hatte, etwas sehr kurz weg, er wurde nur so nebenbei beachtet. In diesem Verhältnisse der beiden Betriebszweige änderte sich auch in der Zeit der Leibeigenschaft nichts oder nur sehr wenig. Die 10 oder 11 Schläge, in welche das Kulturland gewöhnlich eingeteilt war, wurden zur einen Hälfte unter den Pflug genommen und mit Getreide bebaut, die anderen wurden zur Weide liegen gelassen, wobei man es der Natur überließ, die nötige Berasung zu beschaffen. Die gewöhnliche Fruchtfolge war: Buchweizen, Roggen, Roggen, Hafer, Hafer und 5—6 Jahre Weide. Nur vereinzelt wurden auf schwerem Boden (Marsch, Propstei) Weizen, Gerste oder Erbsen gebaut. Die Düngung war nur knapp, die Ackergeräte waren recht primitiv und die leibeigenen Bauern nur widerwillig bei der Arbeit; infolgedessen mußte auch die Bodenbearbeitung ungenügend und damit der Ertrag der Ländereien an Körnerfrüchten entsprechend gering sein. Da das ausgenutzte Ackerland ohne weitere Bearbeitung, ohne Düngung und ohne Aussaat zur Weide liegen blieb, so vergingen natürlich Jahre, bis sich der Boden einigermaßen begrast hatte, die Unkräuter hatten daher auch freie Entwickelung und behielten schließlich auch die Oberhand, so daß dann der Pflug wieder eingreifen mußte.

Trotzdem nun das Vieh nach dem oben Gesagten die Hauptsache der ganzen Wirtschaft war, so konnte es nach Lage der erwähnten Futtererzeugung überall

da, wo nicht noch Wiesen zur Verfügung standen, doch nur von geringem Werte sein. Eine gewisse Besserung trat hier ein, als Holländer in das Land kamen, welche sowohl in der Behandlung des Viehes als auch in der Verarbeitung der Milch zu Butter und Käse bessere Kenntnisse besaßen und die Kuhnutzung von den Besitzern in Pacht bekamen.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft änderte sich Einiges. Es fand die Aufteilung und Einfriedigung der Ländereien statt, welche von den Bauern teils gekauft, teils in Pacht übernommen wurden; die Hofdienste der Bauern fielen entweder ganz weg oder es blieben nur wenige bestimmte für sie übrig. Durch Rodung von Wäldern, Trockenlegung von Teichen, Sümpfen und Mooren sowie durch Urbarmachung von Heideland wurde neues Kulturland gewonnen. Ferner wurden im Anfang des 19. Jahrhunderts die Lehren Thaers vom Fruchtwechsel und von der Bedeutung des Humus bekannt, man hörte von der Anwendung der Hackfrüchte, des Kleebaues und der Kultur anderer Futterpflanzen zum Zwecke der Einführung der Stallfütterung und dadurch bedingten reichlicheren Düngergewinnung, sowie endlich von den vorzüglichen Wirkungen des Mergels und der Brache.

Von diesen neuen Hilfsmitteln wurden zunächst die beiden letztgenannten und der Kleebau bei uns hier und da angewandt, und es zeigten sich dabei ganz erstaunliche Erfolge namentlich der Merglung und Brache, wie es mit Rücksicht auf die bisherige mangelhafte Bodenbearbeitung auch kaum anders sein konnte. Leider aber ließ man alles Übrige beim Alten, und da der beschleunigten Umsetzung der Bodennährstoffe durch jene beiden Maßnahmen auf der anderen Seite eine nur sehr ungenügende Düngung gegenüberstand, so folgte sehr bald der Rückschlag in das Gegenteil, die Felder verarmten erst recht, und die pekuniären Ergebnisse der betreffenden Wirtschaften vermochten vielfach den Ruin ihrer Besitzer nicht mehr zurückzuhalten.

In dieser Zeit wurden auch schon entfernter liegende Ländereien der größeren Besitze als Meierhöfe abgegrenzt.

Auf dem Gebiete der Viehzucht hat sich nichts Wesentliches geändert. Im holsteinischen Geestlande wurden die Kühe und ihre Nutzung nach wie vor verpachtet, Pferdezucht wurde wenig oder garnicht betrieben, Schafe durften teilweise garnicht gehalten werden, und die Schweine schaffte nicht der Besitzer, sondern der Viehpächter an. Im Schleswigschen und besonders in Angeln war dagegen die Viehzucht, namentlich zum Zwecke der Milchgewinnung, von vornherein höher gehalten worden und auch in der hier berührten Zeit in wesentlich besserem Stande, so daß von da aus vielfach Tiere nach Holstein und noch weiter südlich ausgeführt wurden. Mastvieh wurde nur in den Marschdistrikten, wo von jeher die natürlichen Dauerweiden zur Verfügung standen, gezüchtet.

Im großen und ganzen zeigt daher unsere Landwirschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine sehr erheblichen Änderungen und nur vorübergehende, durch zu einseitige Maßnahmen in ihrer Dauer beschränkte Verbesserungen. Zu erwähnen ist aber, daß in jenen Zeiträumen das landwirtschaftliche Vereinswesen, als dessen erste Lebenszeichen in unserem Lande die 1762 von dem Propsten Lüders unter dem Namen der Königlich dänischen Akademie gegründete Vereinigung zu Glücksburg, sowie die 1798 in Eismar entstandene ökonomische Lesegesellschaft und die 1811 ins Leben getretene patriotische Gesellschaft in Schleswig zu bezeichnen sind, eine weitere Ausbreitung erfuhr, indem 1828 der Wagrische landwirtschaftliche Verein und der Verein am schleswig-holsteinischen Kanal entstanden, die auch jetzt noch beide in voller Kraft und Lebensfrische bestehen und die Veteranen unseres zeitigen Vereinswesens sind.

Nach 1840 brach sich aber, wie in der gesamten deutschen Landwirtschaft, auch in der unserigen eine Periode lebhafteren Fortschrittes allmählich Bahn, eingeleitet durch das Bekanntwerden der Liebigschen Forschungen auf den Gebieten der Pflanzenernährung und der Tierphysiologie und gleichzeitig unterstützt durch die außerordentlichen Erfolge der durch Alexander von Humboldt vermittelten ersten Schiffsladungen Guano in England und Deutschland. War der letztere Umstand zunächst die Veranlassung dafür, daß die mittlerweile schon mehrseitig angezweifelte Humustheorie Thaers durch die sogenannte Stickstofftheorie zurückgedrängt wurde, so mußten beide Ansichten den überwältigenden Beweisen Liebigs für die Richtigkeit seiner Mineraltheorie, d. h. der Lehre weichen, daß alle mit grünen Organen versehenen Pflanzen sich durch Aufnahme ausschließlich mineralischer oder unorganischer Stoffe zu ernähren vermögen, indem ihnen die Fähigkeit der Umwandlung dieser in die organischen Baustoffe ihres Körpers selbst innewohnt. Mit dem nach hartnäckigem Kampfe mit den wissenschaftlichen Vertretern der älteren Ansichten erfolgten Durchdringen der Liebigschen Lehre war die Grundlage für ein gedeihliches und vor allen Dingen verständnisvolles Vorgehen bei der Düngung der Kulturpflanzen gewonnen. Gleichzeitig aber hat das Eingreifen der Chemie in das Gebiet der Landwirtschaft auch die Kenntnisse von der Zusammensetzung und den Umsetzungsvorgängen des Bodens wesentlich bereichert und damit auch auf die Förderung der Bodenbearbeitung einen großen Einfluß ausgeübt und ebenso auch die Grundlagen für die rationelle tierische Ernährung geschaffen, auf der auch unsere Zeit ihre weiteren Forschungen aufbaut.

Die Haupterfolge zeigten sich aber zunächst auf dem Gebiete der Pflanzenproduktion, zumal in dieselbe Zeit auch die allgemeine Einführung der Röhrendrainage an Stelle der früheren nur vereinzelt angewandten unvollkommenen Entwässerungsmethoden (Gräben, Rundäcker, Steindrains usw.) fiel, die wahre Wirkung und richtige Anwendung des Mergels bekannt wurde und die Preise der Ackerprodukte während einer Reihe von Jahren außerordentlich günstige für den Landmann waren. Die Bodenerträge verdoppelten und verdreifachten sich, besonders seit der allgemeineren Benutzung der künstlichen Dünger zu Anfang der 70er Jahre.

Dem gegenüber blieb die Viehzucht zunächst von den Neuerungen unbeeinflußt, ja, man betrachtete die Tiere, ausgenommen die über gute Wiesen und Dauerweiden verfügenden Gegenden, besonders in der Zeit der besseren Getreidepreise vielfach nur als Düngererzeuger und dementsprechend als ein notwendiges Übel. Im Interesse der Gewinnung von Pflugland stellten sich sogar mehrfach viehschwache Betriebe ein, doch konnten dieselben nicht von Bestand sein.

Mit dem bekannten Rückschlage der Getreidepreise in den 80er Jahren mußten sich auch diese Ansichten ändern und unsere Landleute darauf Bedacht nehmen, den Ausfall auf der einen durch einen Mehrertrag auf der anderen Seite wieder auszugleichen, und man fand einen dahinzielenden Ausweg namentlich in der Förderung der Milchviehzucht und der mit Hilfe der Zentrifuge erleichterten und bedeutend vervollkommneten Verarbeitung der Milch auf feine Butter in den sich zunächst in den Geestdistrikten zahlreich und allmählich auch in den Marschen ausbreitenden Genossenschafts-Meiereien mit beschränktem Betriebe, d. h. mit Zurückgabe der Mager- und Buttermilch an die Lieferanten der Vollmilch zum Zwecke der Schweinemast und Kälberfütterung. Nicht ohne fördernden Einfluß auf den Butterabsatz ist auch die Möglichkeit der Versendung der Butter in Postkollis gewesen und hat sich auf diese Weise der Vertrieb nach dem deutschen und überhaupt europäischen Binnenlande außerordentlich erweitert.

Ebenso hat sich auch seit Unterbindung des Viehversandes nach England in der gleichen Zeit das Absatzgebiet für Fettvieh in das deutsche Binnenland und besonders nach den reichbevölkerten Industriebezirken hin verschoben, wie überhaupt die enorme Entwicklung der Industrie und die starke Volksvermehrung in Deutschland eine bleibend wachsende Entnahme für die Produkte der Landwirtschaft geschaffen haben, deren Anforderungen die letztere trotz erhöhter Leistungen nicht immer mit derselben Geschwindigkeit zu genügen vermochte.

Leider steht diesem unserer Landwirtschaft durch die Industrie erwachsenen Vorteile neben dem aus der Herstellung vorzüglicher Arbeitsmaschinen und Geräte entspringenden auf der anderen Seite die Entführung der besten, weil jüngeren Arbeitskräfte vom Lande nach den Städten gegenüber und bedingt damit nicht nur einen außerordentlich empfindlichen Mangel für die Landwirtschaft, sondern auch infolge der notwendigen Lohnerhöhungen und der kostspieligen Heranziehung fremder, meist recht unzuverlässiger Ersatzkräfte eine Schmälerung ihrer Reinerträge.

Trotzdem haben die schleswig-holsteinischen Landwirte nicht die Flinte ins Korn geworfen, sondern im engen Anschlusse an ihre übrigen deutschen Kollegen aus den ungünstigen Verhältnissen, die außerdem noch durch die empfindliche Konkurrenz des mit jugendlichen Bodenverhältnissen, günstigerem Klima und außerordentlich billigen Arbeitskräften produzierenden Auslandes wesentlich verschärft wurden, die Lehre gezogen, daß Einigkeit stark macht und nur eine gemeinsame Vertretung der allgemeinen Standesinteressen dem Wohle des Ganzen wie des Einzelnen zu dienen vermag. Damit ist das Genossenschafts-Prinzip, welches in unserem Lande abseiten der Gutsbesitzer und Pächter schon über ein halbes Jahrhundert in Gestalt der verschiedenen Assekuranzen und Gilden zum Ausdruck gebracht und in den letzten Jahrzehnten unseres Berichts-Zeitraumes in den Kredit-, An- und Verkaufs- und Produktivgenossenschaften auch für den kleinen Landwirt nutzbar gemacht worden ist, zu seiner allgemeinsten und idealsten Verkörperung gelangt.

Dem gleichen Grundzuge einerseits sowie andererseits der zunehmenden Wertschätzung der wissenschaftlich-praktischen Lehren entsprang auch die besonders in den letzten 30 Jahren des Jahrhunderts stark zunehmende Zahl der landwirtschaftlichen Vereine unseres Landes, und so sehen wir trotz erschwerter Verhältnisse doch auf fast allen Gebieten der landwirtschaftlichen Tätigkeit einen stetigen Fortschritt unter Festhaltung des allgemeinen Rahmens unserer altbewährten Betriebsweise.

Es sei mir gestattet, nachfolgend einige Einzelheiten in Kürze zu erwähnen und die landwirtschaftliche Produktion unseres Landes am Ende des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptzweigen durch einige statistische Zahlen zu belegen.

Wie sich unter dem Einflusse der Chemie und Physik so manche wichtigen Fragen der Bodenbearbeitung und der Beherrschung der Feuchtigkeitsverhältnisse des Bodens geklärt haben, so sind durch die Ausbreitung der Bakterienkunde ganz besonders die Begriffe der Gare und Brache dem Verständnisse näher gerückt worden. Die unausgesetzten Vermehrungen und Verbesserungen der Arbeitsmaschinen, von denen der schleswig-holsteinische Landwirt ausgedehnten Gebrauch macht, gestatten nicht nur die bessere Ausführung aller einschlägigen Arbeiten, sondern auch deren Beschleunigung sowie die bessere Ausnutzung der Zeit und der an Zahl geringeren Arbeitskräfte. Die Anwendung der künstlichen Dünger ist allmählich aus dem Stadium des blinden Versuchens herausgetreten und zu einer auf Überlegung gegründeten, mehr verständnismäßigen geworden. Auf dem Gebiete des Pflanzenbaues hat man

durch Einschiebung des Mäheklees und der Hackfrüchte zwischen die Körnerfrüchte schon vielfach den Anforderungen eines rationellen Fruchtwechsels besser zu entsprechen begonnen und durch zweckentsprechende Ansaat der Weide die Dauer derselben bis auf 2 Jahre zu verringern vermocht. Auch die Düngung und Pflege der Wechselweiden beginnt ebenso wie die Anlage von Dauerweiden und eine bessere Behandlung der verhältnismäßig wenigen Wiesen in dem Maße sich auszudehnen bezw. zu vervollkommnen, wie sich die Viehzucht als der zur Zeit besonders lukrative Zweig des landwirtschaftlichen Betriebes weiter entwickelt. Zurückgegangen ist der Anbau der Ölfrüchte und anderer Handelspflanzen (Flachs), während die Körnerfrüchte durch Einführung ertragreicher Sorten, vorsichtigere Reinigung und Auswahl des Saatgutes und vielfach verbesserte Bestellung, insbesondere auch durch die immer mehr zur Geltung kommende Anwendung der Drillmaschine qualitativ verbessert, trotz mäßiger Preise eine wesentliche Zunahme zeigen, wie die nachstehende Tabelle der Anbauflächen im letzten Jahrzehnt erkennen läßt.

Es wurden bebaut mit	1889	1898	1899
Roggen	144 078 ha	143 202 ha	145 701 ha
Weizen	43 763 „	48 298 „	50 386 „
Gerste	53 101 „	52 455 „	53 480 „
Hafer	193 283 „	190 133 „	196 632 „
Klee	—	26 783 „	25 778 „
Wiesen	—	205 057 „	205 239 „
Raps und Rübsen .	—	8 598 „	4 144 „
Kartoffeln	—	31 238 „	32 071 „

Entschieden bedeutender erweisen sich die Fortschritte der schleswig-holsteinischen Landwirtschaft auf dem Gebiete der Viehzucht sowohl bezüglich der Zahl als auch namentlich der Qualität der Tiere. Die einzige Ausnahme macht die Schafzucht, die in den letzten 15 Jahren des Jahrhunderts um fast 22 % zurückgegangen ist, im wesentlichen eine Folge der durch die ausländische Konkurrenz stark gesunkenen Wollpreise. In allmählichem Steigen kann man dagegen die bislang viel zu wenig beachtete Geflügelzucht bezeichnen, insbesondere seit sich der genossenschaftliche Vertrieb der Eier eingeführt hat und mehr Gewicht auf die Eigenart der einzelnen Rassen gelegt werden muß. Bienen- und Fischzucht stehen bei uns noch etwas zurück, aber auch hier wird auf dem Wege der Vereinstätigkeit, namentlich durch den Zentralverein für Bienenzucht und den Zentral-Fischerei-Verein das allgemeine Interesse unermüdlich und auch mit Erfolg geweckt.

Mit Bezug auf die 4 Haupttiergruppen gibt folgende statistisch ermittelte Tabelle einen Einblick in die quantitativen Veränderungen innerhalb des Zeitraums von 1883 bis 1898.

Es waren vorhanden	1883	1892	1897	Zu- resp. Abnahme in 15 Jahren.
Pferde	156 534	172 107	180 106	+ 15,14 %
Rindvieh	727 505	823 539	870 488	+ 19,65 %
Schweine	268 061	344 968	482 437	+ 80,00 %
Schafe	320 768	289 521	250 678	— 21,85 %

Korrektere Auswahl der Zuchttiere, verbesserte Haltung und Pflege und eine Fütterung, welche sowohl durch die erwähnte Verbesserung der Weiden

als auch durch die ganz allgemein gewordene Verwendung der Beifutterstoffe des Handels und die immer mehr sich einbürgernde Zugabe der Hackfrüchte zu einer rationelleren geworden ist, haben Formen, Körpergewicht und Leistungen in sämtlichen Tiergruppen wesentlich gehoben, und nachdem sich in neuerer Zeit das Bestreben unserer Landwirte, in erster Linie nach den tatsächlichen Leistungen der Tiere zu züchten, mehr und mehr geltend macht, so bietet sich hier eine Grundlage, auf der das neue Jahrhundert fortbauend, außerordentlich günstige Aussichten zur weiteren Hebung der für unsere Volksernährung so wichtigen Tierzüchtung vorfindet.

Nachfolgende, sich speziell auf Milchvieh beziehende Zahlenangaben dürften einen Einblick in die hier seit ungefähr 1840 gemachten Fortschritte geben.

Nach „Renard, Der holsteinische Landbau." Hamburg 1838. waren um die genannte Zeit die Milcherträge bei mittelguter bis guter Weide und geringer Winterfütterung im Jahr durchschnittlich folgende:

Kleine Kühe von ca. 6 Ztr. Gew. gaben 700 Kannen od. 1400 kg = 467 kg pr. 100 kg Leb.-Gew.
Große „ „ „ 9 „ „ „ 1095 „ „ 2190 „ = 487 „ „ 100 „ „

Nach „Werner und Lydtin, Das deutsche Rind." Heft 41 der Arbeiten der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Berlin 1899. sind dagegen die Milcherträge unserer Viehschläge jetzt im Jahr und auf 100 kg Lebendgewicht durchschnittlich folgendermaßen zu bemessen:

	im Jahr	Fett %	Lebend-gewicht	Auf 100 kg Lebendgewicht kommen
Eiderstedter Original-Kurzhorn . .	3800 kg	3,30	657 kg	578 kg
„ Land- „ . .	2800 „	3,40	600 „	467 „
Rotbunter holsteinischer Marschschlag	3000 „	3,35	600 „	500 „
Breitenburger Schlag	3265 „	3,50	550 „	593 „
Angler Schlag	2650 „	3,20	380 „	700 „
Roter nordschleswigscher Schlag . .	2650 „	3,30	450 „	600 „

In der Verarbeitung der Milch, die in unserem Lande von jeher ihren Schwerpunkt in der Buttergewinnung gehabt hat und ihren Ursprung als Sattenmeierei auf die Einwanderung der Holländer im 17. Jahrhundert zurückführt, hat die sich seit ungefähr 1880 außerordentlich rasch einbürgernde Zentrifuge einen vollständigen Umschwung des gesamten Betriebes herbeigeführt. Es entwickelte sich in kurzer Zeit der genossenschaftliche Betrieb der Meierei, welche damit aus ihrem ehemaligen engen Verhältnisse zur einzelnen Wirtschaft heraustrat und sich unter fachmännisch ausgebildeten Betriebsleitern auf eigene Füße stellte. Damit war außer der einheitlicheren Bearbeitung der Milch und ihrer Produkte auch die aus der gegenseitigen Konkurrenz der Meiereien leicht erklärliche Heranziehung aller auftauchenden maschinellen und methodischen Neuerungen gegeben und infolgedessen ein in jeder Beziehung fruchtbarer und auch für unsere Milchvieh- und Schweinezucht stark ins Gewicht fallender Fortschritt angebahnt. Die besonders längs der ganzen Ostküste zahlreich verbreiteten und nach und nach auch auf der Westküste sich einstellenden Genossenschafts-Meiereien legen genügend Zeugnis für das seitens unserer Landwirtschaft diesem Betriebszweige entgegengebrachte Interesse ab und haben es bewirkt, daß Schleswig-Holstein nach wie vor das hervorragendste Butterland des deutschen Reiches ist. Die raschere und außerordentlich saubere Gewinnungsart der Neuzeit bedingt aber nicht nur eine durchweg vorzüglichere Qualität der Butter, sondern auch eine erhöhte Menge derselben, wie aus folgenden Vergleichszahlen über die zu 1 kg Butter nötigen Milchmengen zu entnehmen ist.

Um 1830 wurden gebraucht ca. 16 Maß Milch oder 32 kg Milch,
„ 1850 „ „ . . . . . 28 „ „
„ 1900 „ „ . . . . . 20—24 „ „

Die angeführten Zahlen mögen genügen, um darzutun, daß unsere schleswig-holsteinische Landwirtschaft nicht stille gestanden, sondern den Anforderungen der Zeit gemäß rüstig vorwärtsgeschritten ist. Gewiß wäre es zu wünschen, daß dieses Vorwärtsschreiten zuweilen schneller geschehen könnte als es geschieht, aber das ganze Wesen des landwirtschaftlichen Gewerbes gründet sich auf Voraussetzungen, die nicht von heute auf morgen zu ändern sind, sich zum nicht geringen Teile der Einwirkung des Menschen überhaupt entziehen. Von allen gewerblichen Tätigkeiten wie auch von dem Handel unterscheidet sich die Landwirtschaft dadurch zu ihrem Nachteile, daß die Erfolge fast aller ihrer Maßnahmen erst nach einer längeren Zeit, mindestens erst in Jahresfrist erkennbar sind und daß demgemäß auch im günstigsten Falle die aufgewandten Kapitalien sich nur langsam verzinsen können, mit anderen Worten, daß ein Umsatz des Betriebskapitals nur höchstens einmal im Jahre möglich ist. Nirgends ist daher auch die Ausnutzung günstiger Konjunkturen schwieriger, nicht selten ist sie ganz ausgeschlossen. Es ist sonach auch nicht zu verwundern, daß dem gesamten Landmannsstande und vorab unserem von Natur ruhiger beanlagten Volke das bedächtige Vorgehen, die Scheu vor übereilten Maßnahmen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Der Beruf hat auch hier die Menschen erzogen, und es ist gut, daß es so ist.

Im Verein mit dem unerschöpflichen Vorrat an lebendiger Kraft, welcher seinem schönen Gewerbe eigen ist, wird es dem Landmanne unserer Zeit trotz der sich weiter steigernden Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit um so leichter gelingen, denselben gerecht zu werden, als die Wissenschaft, welche vor einem halben Jahrhundert den bedeutungsvollen Umschwung der praktischen Landwirtschaft einleitete, mittlerweile auch nicht auf ihren Lorbeeren geruht hat, sondern durch ihr immer regeres Zusammenwirken mit der Praxis allmählich zu einem treuen Berater derselben geworden ist, der die früher bestandene Kluft zwischen Praxis und Theorie gänzlich zu beseitigen imstande war. Auf diesem zu nutzbringender Vereinigung führenden Wege bildeten die landwirtschaftlichen Vereine die erste Etappe. Aus ihnen wurden sowohl die Erfahrungen der Theoretiker als auch die Versuchsresultate der Versuchsstationen und die Lehren der allmählich vollwertig erstandenen Landwirtschaftswissenschaft in der landwirtschaftlichen Bevölkerung verbreitet und namentlich auch die ersten Schritte zur Belehrung der landwirtschaftlichen Jugend durch Gründung von Fachschulen getan, die sich zwar redlich ihren Bestand erkämpfen mußten, ihre Anerkennung aber doch schließlich gefunden haben. Der bereits im Jahre 1848 durch die Initiative des landwirtschaftlichen Vereins am schleswig-holsteinischen Kanal und des Wagrischen landwirtschaftlichen Vereins gegründete landwirtschaftliche Generalverein wuchs durch den Beitritt der sich vermehrenden Lokalvereine bedeutend heran. Es entstanden zu Anfang der siebziger Jahre aus seinen Mitteln das agrikulturchemische Laboratorium und etwas später die milchwirtschaftliche Versuchsstation und die ersten Anfänge des bakteriologischen Instituts in Kiel. Ferner veranlaßte er auch die Gründung eines Lehrstuhls für Landwirtschaft an der Universität daselbst. Mit Ende des Jahrhunderts beschloß er seine bedeutungsvolle Tätigkeit und verwandelte sich in die gleichen Zwecken dienende, aber über bessere Mittel verfügende Landwirtschaftskammer.

Die schon früher erwähnte erfreuliche Ausdehnung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens hat schließlich auch zu dem Zusammentritt der zahlreichen

Einzelgenossenschaften, zu dem „Verband der schleswig-holsteinischen landwirtschaftlichen Genossenschaften“ geführt.

Fassen wir alles vorstehend Gesagte zusammen, so glaube ich dasselbe ohne Voreingenommenheit als ein Bild guten, gesunden Fortschritts bezeichnen zu dürfen, aus welchem die Garantie dafür erwächst, daß unsere schleswig-holsteinische Landwirtschaft getrost an die ihr entgegentretenden Aufgaben der Zukunft herangehen kann. Noch ist weder ihre Kraft reduziert, noch auch fehlen die Möglichkeiten, durch zweckentsprechende Einrichtungen ihre bisherigen Leistungen noch in verschiedenster Richtung wesentlich zu steigern. Auf jedem Gebiete seiner Tätigkeit vermag der Landwirt noch zu bessern und der Neuzeit entsprechender zu gestalten, ohne daß er deshalb von der in der Natur unseres Landes begründeten Betriebsweise, der Wechselwirtschaft, im ganzen abzugehen braucht. Das Gute, Zweckentsprechende festhalten und ausbauen, aber auch dem als vorteilhaft erkannten Neuen sich nicht grundsätzlich verschließen, das ist und muß auch in der Zukunft der Standpunkt unserer Landwirte sein, denn Stillstand im regen Getriebe des zeitigen menschlichen Schaffens bedeutet starken Rückschritt, und in dem Maße, als die Maschine dem Menschen die körperliche Arbeit abnimmt, muß die geistige an deren Stelle treten, damit auch hier das Wort des Dichters wahr bleibe:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Schleswig-holsteinischer Adel in Märchen und Sage.

Von **Woldemar Freiherrn Weber von Rosenkrantz.**

Eine der wertvollsten Quellen für das Studium des Lebens und Treibens Schleswig-Holsteins in der Vergangenheit sind die Sagen, Märchen und Lieder von Karl Müllenhoff.[1]) Handelt es sich um eine Frage aus der Kulturgeschichte vergangener Zeiten, so ist das Buch kaum zu umgehen. Da nun der Adel in den Herzogtümern immer eine große Rolle gespielt hat, ist es von Interesse, zu betrachten, wie sich der Einfluß des hiesigen Adels auf das Volksleben in den Sagen Müllenhoffs und derjenigen, die ihn fortgesetzt haben, darstellt.

Im ganzen spielen der Edelmann und die Edelfrau hier keine günstige Rolle; denn von einem guten Herrn wird nicht lange geredet, die Erinnerung aber an die Gewalttaten eines Tyrannen bildet noch Generationen hindurch an Winterabenden den Gesprächsstoff in den Spinnstuben; wenigstens unsere Sagen sind größtenteils vom Standpunkte der Untertanen eines eigenmächtigen Herrenstandes geschrieben.

So erscheint Peter Rantzau nachts als Geist mit rasselnder Meßkette auf den Feldern seines Gutes Troyburg, weil er zu seinen Lebzeiten viel Bauernfeld in Hoffeld umwandelte und bei der Abmessung in unrechtlicher Weise seinen Vorteil gewahrt haben soll.

---

[1]) Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Karl Müllenhoff. Kiel 1845. Verdienstlich wäre ein neuer Abdruck des Buches, das nur in geringer Zahl vorhanden ist.

Johann Adolph von Buchwald zwingt einen Bauern, ihm einen gewaltig großen Baum auf den Hof zu fahren. Ein ungenannter Edelmann stürzt zu Tode, wie er einen zwölften Bauern umbringen will.

Besonders kommt es bei der Jagd zu Ausschreitungen des Adels: Joachim von Hagen zu Nübel fällt mit seinem Roß tödlich über einen Stein, als er am Karfreitag Hasen hetzt. Ein anderer Edelmann — es soll ein Rantzau gewesen sein — weist in seiner letzten Stunde seine Frau und Kinder von seinem Lager, läßt seine Jagdhunde ins Zimmer kommen und stirbt, indem er Abschiedsworte an diese seine Lieblinge richtet.[1]) Auch der Fischfang ist häufig Ursache von Streitigkeiten. So entzweien sich zwei Brüder Ahlefeldt auf dem zwei verschiedenen Besitzern gehörenden Schlosse Seegaard wegen der Fischerei im Seegaarder See, ebenso ein Pogwisch zu Röpstorf mit seinen Untertanen.

Welche Rolle der Aberglaube auch unter den Mitgliedern des Adels damals noch spielte, zeigt der Streit zwischen Jasper von Buchwald zu Schobüllgaard und Friedrich von Ahlefeldt zu Seegaard (1645). Zu Schobüllgaard befindet sich eine Hexe in Gefangenschaft, die der Teufel, als sie zum Tode geführt wird, selbst richtet, indem er sie in der Luft herumschwingt und dann mit gebrochenem Genick auf das Nachbargut Friedrich von Ahlefeldts schleudert. Auf die in wenig zarten Worten gehaltene Aufforderung des letzteren, den Körper von seinem Grunde wegzuschaffen, antwortet Jasper: „Heft Di de Düvel enen Braden gebrocht, den vertheer alleen."

Ein Wittorf, der ein lebenslustiger Herr gewesen sein soll und in der Nähe von Neumünster seinen Sitz hatte, fährt im Januar in einem Gespensterwagen von Neumünster nach Kiel, und ein anderer Edelmann, der wegen einer großen Übeltat verwünscht war, erscheint bei Elmshorm in der Gestalt eines schwarzen Hundes.

Wenn Hartwich Rewentlow den Grafen Adolf von Schauenburg in Segeberg in der Verkleidung eines Jägers überfällt und tötet, so ist diese Tat, von der Müllenhoff ausführlich berichtet, auf einen schweren Schimpf zurückzuführen, den der Graf der Tochter Reventlows angetan hatte.

Auch von einigen Edeldamen weiß die Sage schlimme Taten zu melden. Eine Frau von Schack-Rantzau läßt ihren Sohn in Schackenburg enthaupten und verbrennt ihr Dienstmädchen, das durch einen Sturz betäubt ist, lebendig. Ida von Rumohr zu Röst verbrennt den übriggebliebenen Flachs an den Fingern ihrer Mädchen und bindet ihre Dienerin — die hierbei den Tod findet — zur Strafe während ihres Kirchganges an den glühenden Ofen. Harmloser erscheint es, wenn Sara Limbeck zu Törning, die ihren Mann zu viel allein gelassen hat — er war alt und kränklich —, mitternachts als Geist in einer Gespensterkutsche auf dem Felde spazieren fahren muß.

Nicht sehr häufig wird Günstiges über den Adel überhaupt und besonders über ein gutes Verhältnis zwischen Herrn und Untertanen berichtet. So wird

---

[1]) Wie der Lieblingshund, der häufig neben dem Herrn oder der Herrin im Bilde Platz findet, steht auch oft das Pferd in einem traulichen Verhältnis zu seinem Herrn. Ich will hier auf zwei Stellen der handschriftlichen Chronik des Koronäus — „erschreckliche Todesfälle, die sich unter etlichen vom Adel Schleswig-Holsteins zugetragen" (Kieler Universitätsbibliothek MS. S. H. 146) — hinweisen, in denen der Reiter sein Pferd anspricht. Melchior Rantzau, der sich eben erst mit Lebensgefahr durch den Kieler Hafen gerettet, treibt sein Pferd in den Schulensee mit den Worten: „Menneken, du hest hüdendag solt water gesapen, du must nun ock frisch water pröffen." Er ertrinkt. Dietrich Holk sagt zu seinem Pferd, als er, von den Kielern in die Enge getrieben, in den Hafen sprengt: „Männeken, willt du ein Futter Haber verdienen, so hilf mir izt aus der Noth" (1585 und 1580).

nach der Einnahme von Schönweide ein Rantzau von seinem treuen Küchenjungen gerettet, einen andern Rantzau befreit bei Breitenburg ein Bauer aus lebensgefährlicher Lage, in die er durch den Sturz in ein Moorloch geraten ist. Den Rundhofer Gutsherrn Rumohr lösen seine Bauern durch Hingabe ihrer silbernen Knöpfe aus dem Einlager in Kiel.

Von Damen ist die Gattin eines Pogwisch zu nennen, die in der Schlacht an der Hamme acht Söhne verliert und sich erst dann entschließt, ihren Gatten aufzusuchen, als sie von dessen schwerer Verwundung hört, und Anna Rantzau-Breide, die nach der Erstürmung von Bülk trotz der von den Siegern angewandten Folter den Versteck ihrer Söhne verheimlicht. Angelus lobt sie in den Worten: „Anna Herrn Otten von Rantzow des Ritters Eheweib, welche sich ehe auff ein glüend Fewr hat lassen legen vnd alle leibliche schmertzen lieber hat außgestanden, denn daß sie ire Söhne, welche sie in abwesen ihres Mannes heimlich für den Feinden versteckt hatte, verrathen sollen . . . ."

Die Sagen stehen übrigens durchaus nicht alle fest, sondern die Überlieferung wandelt sich im Laufe der Zeiten. So wird z. B. die Königin Margarethe, die bestgehaßte Feindin der Deutschen und des Schauenburger Grafenhauses, in der Sage aus einer Hexe zur Wohltäterin und Beschützerin der Fischer. Umgekehrt wird Herzog Hans Adolph von Plön, einer der bedeutendsten Fürsten des Oldenburger Hauses, zum Zauberer und Ida von Rumohr zu Röst, „eine besonders tüchtige Hausfrau," wie erwähnt, zu einer Megäre, die ihre Dienerin mit teuflischer Bosheit zu Tode martert.

Von den alten Rittergeschlechtern werden am häufigsten die Rantzaus genannt, auf deren Familiensagen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der Bülows haben, hier nicht eingegangen werden kann. Ferner die Ahlefeldt, Buchwald, Schack, Rumohr, Pogwisch, Brockdorf, Lembeck und die frühvergangenen Geschlechter Schmool und Itzehoe.

Gern beschäftigt sich die Sage auch mit den Sitzen des Adels, den alten Schlössern, die, von Wall und Graben umgeben, die feste Zuflucht, aber auch die Schauplätze wilder Gelage sind, die oft zu tödlichen Streitigkeiten zwischen den Edelleuten führen. So zeigte man in Troyburg am Kamin der Herrenstube noch Blutflecke als Zeugnis eines Brudermordes. Oft kommt es zwischen benachbarten Grundherren, selbst den nächsten Blutsverwandten, die sich gegenseitig nach dem Besitze stehen, zu langjährigen Fehden, die manchmal in einen offenen Kriegszustand ausarten. Weniger gefährdet ist dagegen der vorübergehende Wanderer und Kaufmann, und es ist unrecht, hierfür als einzigen Grund anzugeben, daß keine großen Handelsstraßen wie in Mittel- und Süddeutschland durch die Herzogtümer führten und deshalb kein reiches Kaufmannsgut zu gewinnen war; die Wirtschaftsgebäude und Ackergeräte auf vielen Abbildungen alter Adelsschlösser zeigen uns, daß der Gutsherr den Kaufmann nicht um seine Waren und sein Geld zu beneiden brauchte, wie der Eigentümer einer malerisch auf einer Höhe gelegenen Burg und eines steinigen Territoriums, der auf seiner Burgfeste mit seinem Gefolge und seiner Familie oft ebenso hungern mußte wie seine Bauern. Anders ist es übrigens mit den am Meer gelegenen Schlössern Schleswig-Holsteins: von ihnen aus ist dem Handel schwerer Abbruch getan worden. Doch kann man diese Eingriffe in fremdes Eigentum nicht immer als Seeraub bezeichnen. Denn einesteils gehörten zu den schlimmsten Schädigern des Handels die von den Landesherren eingesetzten Vögte, anderenteils stellten sich die Führer der großen Seeräuberflotten häufig unter den Schutz der regierenden Fürsten.

Gerade in den am Wasser gelegenen Burgen der Herzogtümer fand sich

übrigens noch eine Romantik, die den in der Ebene befindlichen Herrenhäusern fehlte. Auf der Spitze eines das Meer weit beherrschenden Turmes — wie bei Putlos, Bülk und andern Burgen — steht der Wächter, der mit Hornruf das Herannahen der dem Untergang geweihten Fahrzeuge verkündet. Von dem Schlosse führen dann unterirdische Gänge bis zu der Stelle, wo an verdeckter Brücke die Raubschiffe harren. Die Beute ist gewöhnlich reicher, die Grausamkeit, mit der der Beraubte niedergestoßen oder ertränkt wird, größer als beim Landraub.

Ein Glück für unsere engere Heimat ist es jedenfalls gewesen, daß nicht alle am Meere gelegenen Schlösser, auf denen der Seeräuber Störtebeker der Sage nach gehaust haben soll, diesem wirklich angehört haben.[1])

Zum Schluß will ich noch darauf hinweisen, welch große Rolle ein hervorragendes Fürstengeschlecht, das im Kampf gegen dänische Übermacht erstarkte, auch als Beispiel und Aneiferung für den holsteinischen Adel gespielt haben muß. Ich meine die Schauenburger Grafen. So glänzende Persönlichkeiten wie Gerhard der Große, der leutselige Klaus, der eiserne Heinrich, die tüchtigen Enkel und Urenkel Gerhards, so Adolph VIII., dessen Herrschaftszeit als glückliche Periode für die Herzogtümer sprichwörtlich wurde, haben sich wesentlich auf die Macht des Adels gestützt. Sie bedurften der Edelleute im Frieden zur Verwaltung ihres Landes, im Kriege aber zur Ausrüstung und Führung ihrer Heere gegen die zallosen Krieger der nordischen Reiche und die an Zahl geringeren, aber gefährlicheren Streiter der Bauernrepublik Dithmarschen.

Theater in Keitum.

Von **B. P. Möller** in Hamburg.

„Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus!“ Das zeigte sich auch um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Keitum auf Sylt; nämlich zuerst kam das Puppentheater und nachher das wirkliche Theater mit lebendigen Menschen, Schauspielern von Beruf und wahrhaften Künstlern und Künstlerinnen, die dem verehrungswürdigen Publiko Herzen und Geldbeutel öffneten.

Der Zeitpunkt war gut gewählt. Die Nachwehen des schleswig-holsteinischen Krieges waren einigermaßen überwunden; Handel und Gewerbe blühten wieder auf; die Seefahrt brachte lohnenden Gewinn, und die Inselbewohner erfreuten sich eines bescheidenen Wohlstandes. Solche Zeitverhältnisse sind, wie die Erfahrung gelehrt hat, besonders geeignet, Kunstsinn und Kunstgeschmack zu wecken und zu befördern, das Gemüt auf das Ideale zu richten und ein ästhetisch empfindendes Volk heranzubilden. Für Keitum hatte jetzt die Stunde geschlagen; der erste Strahl der Morgenröte einer neuen Zeit blitzte auf und zwar um die Abendbrotzeit am 4. Mai 1854. Da wurden sauber geschriebene

[1]) Wartürme oder Schlösser erwähnt die Sage von ihm in Bombüll (Wiedingharde), in der Uhlenflucht (Amt Steinburg), bei Hohenaspe und Mehlbek, Putlos, Schmool, Bülk und Glambek auf Fehmarn. Störtebeker war übrigens kein holsteinischer, sondern ein ostfriesischer Edelmann. Auf seinem silbernen Humpen fand man bei seiner Gefangennahme 1402 die Inschrift: „Ik, Jonker Sissinga Van Groninga Dronk dees heusa (Gefäß) In een sleusa (Zug) Door myn kraga (Hals) In myn Maga.“

Theaterzettel in die Häuser gebracht, Meisterwerke der beiden besten Kalligraphen der Keitumer Dorfschule, Hans Klas Mannis und Albert Klein. Die Ankündigungen erregten berechtigtes Aufsehen und hatten folgenden Wortlaut:

Sonntag, den 7. Mai, um 7 Uhr abends:
Große Vorstellung im Saale des Herrn Jakob Hansen.
Marionetten- und Metamorphosen-Theater.
Der Dey von Algier.
Lustspiel in 2 Aufzügen mit vielen Hinrichtungen.
Der lustige Windmüller.
Schwank in einem Akt.
Zum Schluß: Chinesische Schattenspiele. Chromatropische Mäandern, kalospinthoskopische Diagramme, skioptische Phantasmagorien.
Die Direktion.

Das war etwas so Verblüffendes, daß den Schulbuben das Abendbrot im Halse stecken blieb. Sie verlangten Erklärung; denn sie verstanden die gelehrten Ausdrücke nicht. Ein Glück war es, daß die beiden Kalligraphen so pikfein geschrieben hatten, sonst wären die vielen Fremdwörter überhaupt nicht zu entziffern gewesen. Die braven Hausmütter, die in Abwesenheit ihrer seefahrenden Männer im Reden und Regieren eine beneidenswerte Gewandtheit erlangt hatten, schwiegen beharrlich stille. Also die Väter mußten heran. Es waren viele seebefahrene Leute darunter, auch manche, die als Kapitäne sich nunmehr zur Ruhe gesetzt hatten. Die meisten aber erklärten, daß sie auf ihren Reisen nach Nord- und Südamerika solche Ausdrücke nicht gehört hätten, ja, nicht einmal in China oder auf den Sandwichsinseln; sie verständen bloß das Wort „Algier," das den Jungen ja auch bekannt sein müsse. Das nützte aber nichts; eine Erklärung mußten sie doch geben. — Nur Hinrich Jappen, der es aber nicht weiter als bis zum Vollmatrosen gebracht hatte und jetzt Austernfischer war, sagte, das wären überhaupt keine Wörter; das Ganze wäre ein Ulk, wie man ihn jeden Tag vor dem Pulcinell-Kasten auf St. Pauli in Hamburg erleben könne, und ein solches Mumpitz-Theater hätte er nicht auf Rechnung. Theaterstücke, in denen nichts von Seefahrt vorkäme, wären dummes Zeug, und er ginge nicht hin. — Am andern Morgen vor dem Schulhause große Besprechung; es zeigte sich: soviele Häuser in Keitum, soviele Erklärungen. Die beiden Kalligraphen aber machten ein pfiffiges Gesicht und sagten, der Direktor hätte ihnen verboten, etwas zu verraten. — Also, abwarten bis Sonntag!

Merkwürdig! Hinrich Jappen, der sonst im Dorfe keine hervorstechende Rolle spielte, behielt diesmal Recht. Die Hausmütter erklärten gleich nach der ersten Vorstellung, das wäre etwas für Kinder; aber als Kunstinstitut für Erwachsene könne dieses Theater nimmermehr gelten; sie hätten, wenn ihre Männer sie einmal mit nach Hamburg genommen, im dortigen Stadttheater doch schon Besseres gesehen. — Damit war der Stab über das verheißungsvolle Unternehmen gebrochen; denn was die Hausmütter sagten, das schlug durch. Es wurden noch drei oder vier Vorstellungen für Kinder gegeben, und der Theaterdirektor verschwand von der Insel.

Ein Gutes aber hatte die Sache gehabt: der Sinn für Kunstdarbietungen war in der Dorfjugend offenbar geweckt; denn hie und da wurden schwache Versuche gemacht, sich selbsttätig schriftstellerisch in Dialogform oder dilettantisch in der Vorführung von Hampelmännern und Transparenten zu erweisen. Man merkte, es lag etwas in der Luft; aber es konnte noch nicht recht zum Durch-

bruch gelangen. Es ging wie mit einem neuen Ofen, der zuerst nicht recht ziehen will, aber, nachdem das Feuer eine zeitlang geschwelt hat, sich in einer gesunden Explosion Luft macht. Sogar der alte Lehrer, C. P. Hansen, ein kluger, feiner Kopf, selbst Schriftsteller und ein Schulmeister von Gottes Gnaden, mußte bald das Wehen des neuen Geistes ahnen; denn er sagte eines Tages bei Rückgabe der Aufsätze zu einem der aufstrebenden Talente: „Mir scheint, in Deine Arbeiten kommt in der letzten Zeit zuviel Schwung; gib nur acht, daß es mit Dir nicht in die Wolken geht!"

Es war 2½ Jahre später. Eines Sonntagmittags im Oktober, als die Familien zu Tische saßen, wurden wieder Theaterzettel in die Häuser gebracht, und zwar diesmal gedruckte, von ordentlichen Schauspielern herstammend.

Theater in Keitum.

Im Saale des Herrn Jakob Hansen.

Dienstag, den 6. Oktober, als am Geburtstage
Sr. Majestät König Frederik VII.:

Lumpacivagabundus
oder
Das liederliche Kleeblatt.

Zauberposse mit Gesang in drei Aufzügen von Joh. Nestroy.

Personen:

Stellaris, Feenkönig. — Fortuna, Beherrscherin des Glückes, eine mächtige Fee. — Brillantine, ihre Tochter. — Amorosa, eine mächtige Fee, Beschützerin der wahren Liebe. — Mystifax, ein alter Zauberer. — Hilaris, sein Sohn. — Fludribus, Sohn eines Magiers. — Lumpacivagabundus, ein böser Geist usw.

Ja, das war ein anderes Unternehmen als das Marionetten-Theater! Das sah man auf den ersten Blick. Alle Fremdwörter gleich richtig erklärt, so daß man wußte, wie man dran war, und nicht so etwas Alltägliches, sondern etwas Erhabenes, Luftiges, was gleich in die Obertöne der Poesie hinaufgriff! Alle Achtung!

Unterzeichnet war der Theaterzettel: Ww. Schulze. — Das Unternehmen rührte also her von der damals weit und breit in ganz Schleswig-Holstein berühmten Schulzeschen Schauspielertruppe, die überall durch ihre Glanzleistungen entzückte und für die Herzogtümer ein Born reinsten Kunstgenusses wurde. In irgend einem Winkel- oder Käseblatt war dies Theater allerdings einmal eine „Schmiere" genannt worden; aber die Leser der Zeitung hatten dies für einen Druckfehler gehalten, und die Künstler spuckten, wenn das Blatt genannt wurde, entweder giftig aus oder zuckten verächtlich die Achseln.

Der Theaterzettel erregte bei den Schulbuben maßloses Erstaunen und ungeheuchelte Freude. Aber die Eintrittspreise waren bedeutend höher als beim Marionetten-Theater, was die Hausväter, besonders aber die braven Hausmütter verdroß. Diese fingen daher zu mäkeln und kritteln an.

„Nun kann bei Jakob Hansen wieder nicht getanzt werden, was doch sehr schade für die jungen Seeleute ist!" sagte Jeiken Fedders, die vier unverheiratete Töchter hatte.

„Ach was!" sagte Mochel, ihr Sohn, „dann wird ja bei Thies Theidis getanzt."

„Und dann der dumme Ausdruck „Saal," fuhr Jeiken fort, „bei Jakob Hansen ist doch nur ein Tanzpesel."

„Für Tanzpesel gibt's eben kein hochdeutsches Wort," erwiderte Mochel, „darum schreiben sie „Saal."

„Unsinn! Ihr kommt nicht hin."

„Im Theater kriegen die Mädchen ebenso gut einen Freier wie im Tanzpesel," platzte Mochel heraus.

Es war sein Glück, daß er nicht zu dicht bei Mutter Jeiken saß; denn sie hatte die Finger schon zu einem jener Falkengriffe gekrümmt, die den Ohren des nunmehr Dreizehnjährigen oft so peinlich gewesen waren; deshalb, als es hieß: „Fort vom Tische!" benutzte er die Gelegenheit, ins Freie zu gelangen und Näheres über das Theater zu erfahren.

Als Hinrich Jappen, der Austernfischer, das Blatt in die derben Tatzen bekam und hineingesehen hatte, sagte er: „Das ist nichts; wir bleiben weg."

Trina, seine Frau, hatte mehr Interesse fürs Theater.

„Warum nicht gar!" rief sie schnippisch.

„Na," brüllte er, „siehst Du nicht: „Geburtstag des dänischen Königs"! Da soll der Teufel dreinschlagen! Auf Sylt sind wir doch alle gut deutsch. Gott sei Dank!" Und dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Aber Vater!" begütigte ihn Trina, „siehst Du denn nicht? Da steht ja auch: „Das liederliche Kleeblatt"; das ist ja gerade der König von Dänemark."

„Dummes Zeug! Wieso?"

„Du weißt ja doch, daß er als Dritte die Putzmamsell, die Lola Rasmussen aus Kopenhagen, geheiratet hat. Von den beiden ersten, die wirkliche Prinzessinnen waren, hat er sich scheiden lassen. Darum heißt es hier „Das liederliche Kleeblatt"; darin liegt ja gerade die Spitze. Merkst Du das nicht? Du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen," sagte Trina und zwinkerte unglaublich schlau mit den Augen.

„Ach so, jawohl! Na, dann läßt sich über die Sache reden. — Noch 'n Teller voll Erbsen!"

Als die Essenszeit vorüber war, strömte die Dorfjugend auf die Straßen. Der größte Schwarm eilte zu Jakob Hansen, wo sich bereits Zimmerleute eingefunden hatten, um die Vorbereitungen für den Aufbau der Bühne und der Sitzplätze zu treffen. Außerdem kamen vom Hafen her allerlei Kisten und Kasten, die Theater-Requisiten enthielten. Diese schienen noch das Interessanteste zu sein und veranlaßten einen Teil des Schwarms, nach dem Hafen zu laufen. — O, du wunderschöner, kleiner Hafen von Keitum, wo bist du heutzutage geblieben! Versandet, verkommen, verschwunden, von Unkraut und Ret überwuchert, unbekannter in der Weltgeschichte als die Ruinen von Troja oder Persepolis. Aber vor 50 Jahren warst du doch der schönste Miniaturhafen der Welt!

Da lag nun am Bollwerk ein Ewer mit dem ganzen Theaterplunder. In einem Kasten war eine vollständige Ritterrüstung aus Blech. Helm und Harnisch, Arm- und Beinschienen, alles Blech. Aber was für ein Blech! Unbezahlbar durch die Triumphe, die sich daran knüpften! — Aus einem andern Kasten hing ein Fetzen roten Tuches heraus.

„Das ist gewiß ein Zaubermantel," sagte Dirk Peters.

„Nicht doch," sagte Haulk Jessen, „das ist eine Kreuzesfahne aus der Raubritterzeit."

„Ob auch Theaterstücke von Räubern oder Menschenfressern aufgeführt werden?"

„Versteht sich! Was da herausguckt, glaub' ich, ist die Spitze von einer Friedenspfeife, wie sie die Indianer rauchen, wenn sie einander das Fell über die Ohren gezogen haben. Nachher fressen sie sich gegenseitig auf."

„Fressen sie auch kleine Mädchen?" fragte die sechsjährige Inken Peters. — Sie meinte die Schauspieler.

„Erst recht!" antwortete Haulk und spuckte in langem Strahl in den Hafen,

wie er es von Seeleuten gesehen hatte, die ein Priemchen Tabak kunstgerecht zu behandeln wissen.

„Ich mag hier nicht sein. Ich will nach Hause," sagte die kleine Inken und klammerte sich an den älteren Bruder fest.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß es unter einer Schar mutwilliger und raufluſtiger Schulbuben noch immer einige besser erzogene gibt, die still ihre eigenen Wege gehen. Zwei solcher sinnigen Knaben hatten einen weniger gut situierten Kameraden aus Mitleid mitgenommen; er sollte ihnen in der Zigarrenfabrik von Johannsen für den Sonntag-Nachmittag ein paar gute Zigarren kaufen, die sie unter dem Kliff friedlich anzünden wollten. Zur Belohnung fürs Holen sollte er ganz allein nachher die Stummel aufrauchen dürfen. Johannsen hatte auch eine Holzhandlung en gros, und als die drei Sinnigen auf dem Holzplatze ankamen, war dort ein gewaltiges Herumwirtschaften; es wurde das Holz für das zu errichtende Theater abgeholt. So war am Hafen, bei Jakob Hansen und Johannsen alles in Aufregung und Tätigkeit.

Und das am Sonntag! Ja, lieber Freund, damals waren die Leute auf Sylt noch recht unchristlich. Sie gingen zwar morgens allesamt in die Kirche, aber nachmittags arbeitete, wer Lust hatte, und wer keine Lust hatte, ließ es bleiben. Man kaufte und verkaufte, ja, es kam sogar vor, daß jemand ein Fuder Heu, um es vor Überschwemmung zu retten, nach Hause holte. Natürlich gereichte solches den Wirten sehr zum Schaden; denn die Kneipen waren damals leer. Badegäste kannte man nur dem Namen nach; aber seitdem Westerland Weltbad geworden ist, ist auch nach Keitum mehr Kultur gedrungen.

Nach und nach sammelte sich der Hauptschwarm der Dorfjungen auf dem Holzplatze; alle halfen mit, Bretter nach Jakob Hansen zu tragen. Mitten im Tanzsaal standen Herr Schulze und Herr Harms, zwei der berühmtesten Künstler, und kommandierten die Arbeiter, was das Zeug hielt. Da wurde das Podium der Bühne errichtet; davor wurde die Rampe für die Öllampen angelegt, und dann kam der Platz fürs Orchester, so groß wie ein kleiner, niedlicher Schafstall. Und dahinter, immer schräg in die Höhe, wurden die Ränge und die Galerie gebaut. Ganz hinten war es so hoch, daß man nur in gebückter Stellung sitzen konnte, wenn man den Schädel nicht einstoßen wollte. Es war ein ungeheures Leben; es wurde geklopft, gehämmert, gezimmert, kommandiert, gelacht, gejubelt. So etwas war noch garnicht dagewesen, und als endlich gar die Kulissen gestellt wurden und der Vorhang probiert ward, ob er gut auf- und niederrollte, brach ein Beifallssturm aus, der an Delirium grenzte.

Aber der hinkende Bote folgte nach. Die Kleider, die schönen Sonntagsröcke, die Jacken und Hosen, wie sahen sie aus!

Am Montag-Morgen um 7 Uhr, als der alte Hansen beim Kaffee saß, kamen ihm vier oder fünf Weiber auf den Hals, brave, stämmige, handfeste, zungengewandte Hausmütter, die ihn mit Vorwürfen überhäuften. „Ihre Kinder würden gewiß gut erzogen; aber in der Schule müßte keine rechte Zucht und Ordnung mehr sein, sonst wäre so etwas unmöglich, total unmöglich, absolut unmöglich!" Und als der alte Herr mit seinem feinen Lächeln fragte, was denn eigentlich los sei, brach der Sturm erst recht aus. — „Ob er denn garnicht wisse, was gestern vorgegangen? Er hätte wohl wieder gesessen zu studieren und Bücher zu schreiben, statt sich um die Jungen zu kümmern? Das ganze Dorf sei ja in Aufruhr gewesen durch diese hergelaufenen Schauspieler. Die Knaben wären aus Rand und Band gewesen und von Straßenschmutz und Schlick und Klei aus dem Hafen über und über besudelt

nach Hause gekommen; vom Brettertragen wären die Anzüge zerfetzt, zerrissen und mit großen Winkelhaken verunziert worden. Acht Tage könnte man daran bürsten, waschen, bügeln, nähen und flicken, bis die Jungen wieder halbwegs menschlich aussähen. Die Knaben müßten viel mehr zum Lernen aufhaben; sie kämen in der letzten Zeit in der Schule überhaupt nicht mehr recht vorwärts." — Diese Reden verdrossen den Alten nicht wenig; Punkt 8 Uhr stand er, wie üblich, vor seiner Oberklasse. Rechts saßen die Knaben, links die Mädchen; jede Hälfte hatte drei Abteilungen.

Als der alte Hansen in die Klasse trat, merkten die Buben sofort, daß ein Gewitter in der Luft schwebte; auf seiner rechten Backe glühte ein roter Fleck, der sich bei ihm nur in großer Aufregung zeigte. Als die Choralstrophe gesungen und das Morgengebet gesprochen war, donnerte er los. „Ich sehe," sagte er, „daß Ihr in der letzten Zeit zu wenig Arbeiten aufgehabt habt. In der Geometrie z. B. seid Ihr ganz schwach; namentlich in bezug auf die Winkelkonstruktionen seid Ihr durchaus auf dem Holzwege, wie der gestrige Spektakel augenscheinlich kundgetan hat. Also morgen alle Lehrsätze über die Winkel wiederholt und haarscharf bewiesen! Unterstufe: Begriff und Bezeichnung des Winkels, Winkelmessung; Mittelstufe: Winkel an Parallelen, Summe der Dreieckwinkel; Oberstufe: Peripheriewinkel, Zentriwinkel, Tangentenwinkel. Außerdem die 32 Kompaßstriche vorwärts und rückwärts aufgesagt! — Sind die Mädchen auch beteiligt gewesen?"

„Nein!"

Damit war die Sache zunächst abgetan. Die Knaben wußten, daß die Schule am Geburtstage des Dänenkönigs nicht ausgesetzt wurde, und so saßen sie abends vor ihren Geometrieheften und büffelten, daß die Köpfe rauchten. — Die Prüfung am folgenden Morgen fiel brillant aus.

Am Abend war die große Eröffnungs-Vorstellung; aus allen Dörfern war man herbeigeströmt, sogar von List, zu Wagen und zu Fuß. Der Pesel bei Jakob Hansen war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Vorn im Orchester saß die Sylter Musikkapelle. Die erste Geige spielte Joseph Süß, ein verkommenes Genie, ein sogenannter Prager Musikant, der nach mancherlei Irrfahrten auf Sylt gestrandet war und bei Kressen Broorken wohnte; die zweite Geige spielte Thies, der Bäcker, das Cello der etwas gelähmte Pidder Eskels aus Westerland, der auch das Waldhorn blasen konnte; die Flöte blies Pua, der Tausendkünstler, und die Trommel bearbeitete Meinert Bossen. Außerdem war noch Geert Bundis anwesend, um nötigenfalls mit der Klarinette in die Bucht zu springen. Ein Kapellmeister wurde für überflüssig gehalten, und das mit Recht; denn die Ouvertüre wurde so meisterhaft gespielt, daß die anwesenden Musikkenner vor Entzücken verhimmelten und die Augen abwechselnd verdrehten oder schlossen, je nach der Tonart, gerade wie die jungen Hähne, die das Krähen lernen und endlich den rechten Pfiff herausgebracht haben.

Das Theater war meistens von Erwachsenen besucht; doch waren gerade soviele Schulbuben anwesend, daß sie am andern Morgen vor versammelter Menge Rapport erstatten konnten. Daß es sich um etwas Ungewöhnliches handelte, merkte man sofort bei ihrem Auftreten. Was sie erzählten, grenzte denn auch ans Unglaubliche.

Als der Vorgang in die Höhe gegangen sei, habe man direkt in den Himmel gesehen; blaue Wolken schwebten hin und her, und mitten drin auf einem Wolkenthrone habe der Feenkönig gesessen, angetan mit einem Purpurgewande, die blitzende goldene Krone auf dem Haupte. Um ihn hätten eine Menge Geister und Zauberer gestanden, alle in Prachtgewändern; drei Zauberer

aber hätten den bösen Geist Lumpacivagabundus verklagt, der ihre Söhne verführt, so daß sie jetzt Schweinigel wären und nicht mehr gut tun wollten. Dann sei aber Fortuna auf einer grünen Wolke gekommen und hätte versprochen, sie wolle den Taugenichtsen viel Geld geben; dann würden sie wieder besser. Dazu hätte der böse Geist Lumpacivagabundus ganz scheußlich gelacht. Jedoch nun sei Amorosa auf einer roten Wolke herangeschwebt und hätte gesagt, sie wolle schon dafür sorgen, daß die Schlingel eine ordentliche Frau bekämen, dann würden sie von selbst besser.

Bei dieser Stelle hätten alle Frauen in die Hände geklatscht, und Geert Bundis wollte einen Tusch dazu blasen. Da er aber wie gewöhnlich „duhn" gewesen sei, so wäre ihm das Mundstück der Klarinette weggefallen, und er hätte sich bloß die Augen gewischt.

„Der dumme Kerl!" warf Wulf Heikſen empört dazwischen.

Plötzlich sei alles ganz anders geworden: die Bühne hätte eine Landstraße vorgestellt; dann wären nacheinander drei Handwerksburschen gekommen, ein Tischler, ein Schuster und ein Schneider, ungeheuer fidel, der Schuster mit einem Haarbeutel. Sie hätten getanzt und gesungen und wären schließlich ins Wirtshaus gegangen, wo gerade ein großes Fest gefeiert wäre mit Freibier und Tanzmusik. Dort hätten sie wieder tüchtig getrunken und getanzt und sich fix amüsiert. Zuletzt aber wären alle drei eingeschlafen, und nun seien wieder die Wolken gekommen und darin ein Füllhorn mit der Zahl 7359. Das wäre aber gerade die Nummer gewesen von dem großen Los, welches Fortuna die Drei hätte gewinnen lassen. — So wären die drei Handwerksburschen reiche Leute geworden und auseinander gegangen, hätten aber noch ausgemacht, daß sie nach Jahresfrist wieder zusammentreffen wollten und zwar bei dem Tischler in Wien. Dieser sei darauf denn auch nach Wien gereist, um die Tochter seines Meisters zu heiraten, die wohl schon heimlich seine Braut gewesen. Der Schneider dagegen hätte in Prag den Großen gespielt und all sein schönes Geld verjuxt, und der Schuster wäre an den Rhein gezogen, wo es die besten Weine gäbe, und hätte dort sein Geld vertrunken. Nach Jahresfrist wären die beiden ganz verlumpt bei dem Tischler zugereist und hätten ausgesehen wie die Bettler. Aber der Tischler hätte gesagt, er wolle für sie sorgen, wenn sie sich nur verheiraten wollten; denn eine ordentliche Frau brächte auch den nichtsnutzigsten Kerl wieder zurecht.

Bei diesen Worten hätten die Frauen wieder Beifall geklatscht, am meisten aber Jeiken Fedders. Sie wäre noch beigeblieben, als alle andern nicht mehr konnten, und deshalb hätten die Schauspieler alle vor ihr eine Verbeugung gemacht.

Jedoch der Schuster und der Schneider hätten sich nicht verheiraten wollen, und nun wären wieder die Wolken vorgeschoben, und zwei Teufel hätten die beiden gepackt und in den Abgrund gezogen. Lumpacivagabundus aber, der sie verführt hätte, wäre verbannt worden. In den Wolken seien nun, wie zu Anfang des Stückes, der Feenkönig und die Zauberer erschienen, desgleichen Fortuna und Amorosa. Amorosa hätte gesagt: „Siehst Du wohl, Fortuna, das Geld macht nicht glücklich; meine Macht ist größer als die Deine!" Darauf hätte Fortuna geantwortet: „Ich bin besiegt!" — Zum Schlusse hätte Amorosa auch noch den Schuster und den Schneider gebessert, und jeder der beiden hätte eine gute Frau gekriegt, und das alles wäre in den Wolken abgespiegelt gewesen, ganz von Licht umstrahlt, bald rot, bald blau, bald grün. Die Menschen hätten ausgesehen wie die Engel bei diesem überirdischen Lichte.

„Das sollte die ewige Seligkeit vorstellen," sagte Haulk Jessen verständnisvoll und spuckte aus in langem Strahl wie am Hafen. — „Fein, wirklich fein!"

Unter den Schulbuben, die den Bericht staunend angehört hatten, befand sich auch derjenige, dessen Aufsätze in der letzten Zeit zuviel Schwung aufgewiesen hatten. Als die Erzählung beendet war, stand sein Entschluß fest: „Das mußt Du sehen, und zwar jeden Abend und um jeden Preis!" — „Um jeden Preis?!" Ja, ja, wie das Eintrittsgeld erschwingen? Das war die Frage. Der Vater hatte ihm wohl Aussicht gemacht, daß er ein einziges Mal die Vorstellungen besuchen dürfe; aber weiter ging die Sache nicht. Er begab sich in die Klasse, setzte sich stiller als gewöhnlich auf seinen Platz und sann nach. Inzwischen begann der Unterricht. Der alte Hansen katechisierte gerade über die sehr schwierige Erklärung zum dritten Artikel; aber trotz aller angewandten pädagogischen Kunstgriffe des alten Meisters wollte der heilige Geist nicht über den Jungen kommen. Nicht besser ging's nachher in der Geographie, wo er die großen Antillen mit den großen Sundainseln verwechselte, und in der Botanik sprach er von Quadratwurzeln statt von Pfahlwurzeln. Damit war aber das Maß seiner Schandtaten voll. Der alte Hansen fragte ihn höhnisch, ob er sich in den letzten Wochen mutterseelenallein in den Hörnumer Dünen herumgetrieben habe; er wäre ja ganz „verweht und verwildert," und die ganze Klasse lachte.

Der Tag fing schlimm an; indes der Abend sollte ihn entschädigen. Punkt $6^1/_2$ Uhr bei der Kassenöffnung war er bei Jakob Hansen. Das Volk drängte sich um den Kunsttempel. Als nun ein recht starker Menschenstrom sich durch den engen Saaleingang drängte, wo die alte Witwe Schulze, die selbst nicht mehr mitspielen konnte, die Billette abnahm, hielt er den Augenblick für günstig. Er machte sich möglichst dünn und suchte aalglatt, halb schwebend, auf allen Vieren, sich durchzuschlängeln. Aber wie hatte er sich verrechnet! Durch solch ein ganz gewöhnliches Manöver ließ Madame Schulze sich nicht düpieren. Mit festem Griff hatte sie den Bengel am Kragen, und in weniger als keiner Zeit war er an die Luft befördert.

Da stand er nun auf der Straße, tief gedemütigt und gekränkt. Am Morgen von Hansen lächerlich gemacht, und abends von einem alten Weibe auf die Straße gesetzt! Das war zuviel. Tränen der Scham und der Wut traten ihm in die Augen. — Aber Geduld! Er besann sich auf seinen anschlägigen Kopf.

Es ist eine alte Wahrheit, daß einmal im Leben das Glück dem Menschen nahe tritt; dann muß er es beim Schopfe fassen und sich nicht durch die Finger gleiten lassen. Am andern Morgen kam für unsern Burschen dieser wichtige Moment. Da wurden nämlich etliche Kinder der Schauspieler in die Keitumer Schule gebracht, um dort am Unterricht teilzunehmen. Hier mußte der Hebel eingesetzt werden. Unser Freund hatte denn auch bald herausgebracht, daß eine Schauspielerin ein paar Knaben suchte, die abends einen Korb mit Theatergarderobe zu Jakob Hansen brächten, wofür sie ein Freibillet haben sollten. Er suchte in aller Stille einen geeigneten Kompagnon für dies Geschäft, und am Nachmittage desselben Tages war der Vertrag mit der Schauspielerin abgeschlossen.

Er war überglücklich; jeden Abend konnte er jetzt ins Theater gehen. Die Künstler setzten ihr Bestes daran, dem Publikum die Schöpfungen der großen Dichter lebendig vor Augen zu führen: Kotzebues und Ifflands, Claurens und Charlotte Birch-Pfeiffers Meisterwerke gingen über die Bretter; Vaudevilles von Angely, Singspiele wurden mit Erfolg gegeben, ja, man verstieg sich sogar zur Oper „Das Donauweibchen" von Hensler. Dazwischen kamen dann wohl lebende Bilder zur Vorführung. Besonders gefiel eine plastisch-mimische Darstellung mit Beleuchtung der bengalischen Flamme: „Das Urteil Salomos,"

wobei ein Kind beinahe halbiert worden wäre. Im Hintergrunde saß der König Salomo, die goldene Krone auf dem Haupte, triefend von Weisheit. Er sprach kein Wort; aber seine Augen rollten mit einem so hoheitsvollen Ausdruck der Gerechtigkeit und seine Handbewegungen waren so majestätisch und imponierend, daß starke Nerven dazu gehörten, um nicht ein Gruseln zu bekommen. Merkwürdig! unser Kunstnovize, der den Garderobenkorb hintrug, hatte gerade für das Nervenerschütternde eine gewisse Vorliebe; am besten gefielen ihm daher Theaterstücke, die gleich mit einem starken Gewitter eröffnet wurden, oder in denen etliche Eisenfresser ans Unglaubliche grenzende Bravourstücke verübten. Er wartete daher noch immer auf ein großartiges Ritter- oder Räuberschauspiel, wobei die geheimnisvollen Blechrüstungen zur Geltung kommen könnten, oder in denen blutdürstige Räuber durch einen furchtbaren Ausbruch des Vesuv von der Erde vertilgt wurden oder etwas dergleichen. Indes das kam nicht. Schließlich faßte er sich ein Herz und fragte einen Schauspieler, ob nicht mal Schillers „Räuber" aufgeführt würden; aber damit hatte er in ein Wespennest gestochen. Der Künstler nahm eine edle Pose an und erklärte ihm mit ironischer, herablassender Milde, das Schulzesche Theater sei ein *modernes* Kunstinstitut, das sich mit der Aufführung gänzlich veralteter Stücke nicht befasse; die Frage beweise, daß der Novize noch sehr grün sei.

Das war ein kalter Wasserstrahl, und — inzwischen wurde das Wetter auch kalt. Es war Mitte Dezember geworden, und es stellten sich Nachtfröste ein. Sei es nun, daß das „moderne Kunstinstitut" sein Repertoire erschöpft hatte, sei es, daß der Enthusiasmus der Sylter erlahmte, weil sie befürchteten, die Truppe könne durch eine Eissperre auf der Insel festgehalten und ihrem Geldbeutel gar zu gefährlich werden, genug: eines Tages packte die Schauspielerkarawane ihre Siebensachen zusammen und verließ die Insel, wie die Zugvögel es bereits zwei Monate früher gemacht hatten.

Julius Wichmann, ein plattdeutscher Dichter und Dramatiker.

Von **K. Brügge** in Flensburg.

Plattdeutsche Schriftsteller gibt es in unserer meerumschlungenen Heimat gar viele, wenngleich auch die literarischen Erzeugnisse einer großen Anzahl vor dem höchsten Gesetz der Kritik, nach dem sich Inhalt und Form zu einer rein vollkommenen Schönheit vermählen sollen, nicht werden bestehen können. Wohl haben unsere Größten Werke geschaffen, die wie einsame Bergriesen aus flachem Hügellande hervorragen, und auch kleineren Poeten ist eine harmonisch in sich geschlossene Dichtung gelungen, die im hellen Glanze des Makellosen strahlt. Es würde jedoch eine harte Ungerechtigkeit sein, jene tüchtigen, schaffensfrohen Naturen, denen eine geheimnisvolle Kraft die Seele zum Singen und Sagen auftut, ohne daß sie die strenge Form sich allzusehr angelegen sein lassen, aus dem Reiche der Poesie verbannen zu wollen. Auch im Hause der Kunst gibt es viele Wohnungen, und es ist eine hocherfreuliche Erscheinung, daß in den Reihen unserer plattdeutschen Literaten liebenswürdige Duldsamkeit herrscht, die jedem, der mit warmem Herzen für das Fortbestehen unserer alten Modersprak eintritt, gern einen Platz im niederdeutschen Dichterwalde einräumt.

Leider ist es eine unverkennbare Tatsache, daß unsere plattdeutsche Sprache bereits seit einer Reihe von Jahrzehnten im Niedergange begriffen ist; zahl-

reiche hochdeutsche Wendungen haben sich im Laufe der Zeit eingeschlichen und sie in ihrer Originalität stark beeinträchtigt. Dem großen Publikum fällt diese Wandlung allerdings wenig auf; es spricht ja denselben Jargon und findet daher alles in schönster Ordnung. Aus diesem Grunde darf man sich auch nicht wundern, wenn die meisten Erscheinungen unserer sogenannten plattdeutschen Literatur in Bezug auf Reinheit des Stils und der Sprache bedeutende Mängel zeigen; denn die Verfasser sind in der Regel Dilettanten, die sich des tatsächlichen Unterschiedes zwischen Hoch und Platt gar nicht bewußt sind. Auch Wichmanns Schriften haften diese Mängel an; denn auch er schreibt, wie er's von Jugend auf selber gehört und gesprochen hat. Aber sollen wir ihn deswegen niedriger einschätzen? Gewiß nicht! Wichmann denkt in seiner natürlichen Bescheidenheit auch gar nicht daran, jemals unter die Koryphäen der plattdeutschen Literatur gerechnet zu werden; er spricht eben in seiner Weise zu seiner kleinen Gemeinde, und — diese versteht ihn!

Von den Werken des fleißig schaffenden Dichters liegen neben einer Reihe hoch- und plattdeutscher Gedichte ernsten und heiteren Inhalts auch mehrere plattdeutsche Einakter vor. Während erstere zwar dichterisches Empfinden erkennen lassen, so ragen sie doch in der Mehrzahl nicht über das Alltägliche hinaus; beachtenswerter sind jedoch die Bühnendichtungen, von denen vier („Georg Meter" oder „De Isenbahn op Fehmarn" — „Fredn in Hus" — „De slaue Peter" und „Tähnweh") vor kurzem im Verlage von Emil Richter in Hamburg herausgegeben sind. Aus ihnen spricht soviel ursprünglicher, liebenswürdiger Humor, und bei aller Anspruchslosigkeit und Schlichtheit der Handlung ist alles so frisch und lebendig entworfen, daß sowohl der Leser wie der Zuschauer in dauernder Spannung bleibt. Zahlreiche Autoritäten, denen die erste gedruckte Arbeit — der Schwank „Georg Meter" — zur Beurteilung vorlag, haben diese Vorzüge rückhaltlos anerkannt, und manche geben sich der Hoffnung hin, daß Wichmann noch das leisten wird, was dem leider zu früh verstorbenen plattdeutschen Dramatiker Stavenhagen vorenthalten blieb. [1])

Über seinen Lebensgang berichtet der Dichter folgendes:

„Meine Heimat ist das kleine Landstädtchen Burg auf der nordöstlich vom Wagrierlande gelegenen Insel Fehmarn. Hier wurde ich am 16. November

[1]) Wichmanns plattdeutsche Einakter eignen sich vorzüglich zur Aufführung in Dilettantenkreisen; ausführliche Prospekte und Urteile zahlreicher Autoritäten versendet unentgeltlich Emil Richters Verlag, Hamburg, Gr. Theaterstraße 9.

1854 als siebentes Kind des Zimmermeisters Karl Wichmann geboren; meine im Juni d. Js. als Neunzigjährige verstorbene Mutter gehörte der auf Fehmarn weit verbreiteten Familie Lafrenz an. Bis zu meinem 15. Lebensjahre besuchte ich die dortige Volksschule; gern hätte ich studiert, doch sah ich ein, daß es nicht anginge: wir lebten in ärmlichen Verhältnissen. Da wollte ich Kaufmann werden, doch mein Vater meinte: „'n Koopmann ahn Geld is 'n Narr in de Welt! Warr Du man Timmermann." Und so geschah es — leider! Nie habe ich rechte Freude an meinem Beruf gefunden und es darin auch nicht weiter gebracht als bis zum abhängigen Arbeiter. Ich trat bei meinem Vater in die Lehre und ging nach Beendigung derselben als zwanzigjähriger Jüngling auf die Wanderschaft. Von jeher war ich ein leidenschaftlicher Sänger, und während meiner Wanderzeit bin ich häufig nur des Singens wegen in die Herberge gegangen. Da saßen wir denn sechs, acht oder zehn „Fremde" um den Tisch und sangen immer wieder die alten Lieder, die schon unsere Väter und Großväter gesungen hatten. Die Texte waren vielfach minderwertig, teilweise gar unanständig, aber die Melodien! An den einfachen, herzigen Weisen der Wanderlieder habe ich mich oft ergötzt.

Lange bin ich nicht gewandert und über Schlesien, Bayern, Baden und den Rhein nicht hinausgekommen, aber die Wanderfreuden und -leiden habe ich doch gründlich kennen gelernt. Im Sommer 1877 nahm ich meinen festen Wohnsitz in Hamburg.

„Gedichtet" habe ich bereits als Kind. Die ersten Lieder, die ich niederschrieb, stammen aus dem Jahre 1872; mein erstes plattdeutsches Gedicht entstand 1874. Auf das „Theaterschreiben" verfiel ich erst verhältnismäßig spät: 1893 verfaßte ich für den von mir ins Leben gerufenen „Verein der Fehmaraner" hierselbst mein erstes plattdeutsches Stück „Tante Garten," welches eine sehr beifällige Aufnahme fand. Ich schrieb weiter und darf sagen, daß alle Stücke bejubelt wurden; Kenner und Laien sagten mir, ich sei ein Dichter, und rieten, drucken zu lassen und an die große Öffentlichkeit zu treten. Alle gaben mir guten Rat; einen Verleger konnte ich jedoch nicht finden, und auf eigene Kosten drucken lassen — du lieber Gott! Sieben lange Jahre habe ich eine kranke Frau gehabt — fast immer bettlägerig — und dazu drei kleine Kinder; wo sollte da ein Arbeiter wohl noch Geld an solche Sachen wenden können. Das graue Elend ist lange bei mir zu Gaste gewesen; vieles habe ich entbehren müssen, Liebes ist mir genommen, aber einen Schatz hat mir der Herrgott doch gelassen: den Humor. Bei all meinen Sorgen schrieb ich lustige, meist plattdeutsche Sachen; auch komponiert habe ich einige meiner Lieder, indem ich die Melodien sang und ein musikverständiger Freund dieselben niederschrieb.

Ich hänge noch immer sehr an meiner Heimat und möchte gar gern einmal längere Zeit dort sein; diese Liebe läßt mich wohl auch am liebsten Stücke schreiben, die dort spielen." —

Im Nachstehenden bringen wir einige Proben aus Wichmanns Dichtungen:

Lüttgöhrnsnack.

Dat weern bi uns all ol Geschichten:
Harr man 'n Bestellung uttorichten
bi Frahm, denn kööm sin Fru örs her
un frög een, wat gefällig weer.
Brächt man denn sin Bestellung an,
denn güng se hen un hal ehr'n Mann;
doch öhr se em vun achtern hal,
sä se binah örs jedesmal —
dat weer bekannt bi arm un riek —:
„Een Ogenblick, min Mann kümmt gliek."

Ehr lütt Mariek, en Göhr viellich
vun Johrer dree, de lang' noch nich
mal örndlich snacken kunn, de weer
gewöhnlich ümmer achter ehr,
un oft hör all dat Wort Mariek:
„En Ogenblick, min Mann kümmt gliek." —
Nu harr min Vadder mal vun Frahm
een lütt Stück Arbeit öwernahm
un harr mit Nawer Frahm bespraken,
he wull dat Dingsdagnam'dag maken.

An Dingsdagmiddag seeten wi
bi Disch; do segg min Vadder mi:
„Gah naaßen mal na Nawer Frahm
un segg, hüt kunn ick noch nich kam'n,
ick seet so bannig in de Klemm,
doch morgen kööm ick hen na em."
Na, ick je hen — Ick stah un lur
op Frahm sin Deel. Herrjeh, dat dur
je lang', öhr sick en blicken leet.
Ick stah un lur, twee lang, twee breet,
ick hooft un kratz mal mit de Been —
dor leet keen Minschenkind sick sehn.
Ick denk: Jh, da' 's je wunnerlich,
man kennt 't doch fünft wohrhaftig nich,
dat hier in't Hus de Lüd so muddelt — —
Do kümmt Mariek herangepuddelt
un plant ganz dicht sick vör mi hen
un segg: „Du, Jung', wat wullt Du denn?"
Na, ick weer fülm je noch nich grot
un meen, ick mak mien Saken god,
wenn ick man blots mien Warw bestell
bi Frahm in't Hus; un ick vertell:
„Ick schull man segg'n to Nawer Frahm:
Mien Vadder kunn hüt noch nich kam'n."
Un lütt Mariek? — De hett de Sak
genau so as ehr Mudder mak:
Se stemm de beiden lütten Hänn
in beide Siden, un sä denn —
wobi s' truharti mi ankiek —:
„Een Obenbick, mien Mann tümp diek!"

Abschied vom Mütterlein.

Scheiden, scheiden muß ich jetzt,
Mütterlein, ade!
Wer hat's Scheiden doch erdacht?
Scheiden tut so weh.
Aber gräm' Dich nicht so sehr,
laß das Weinen sein,
denn ich komme wieder her,
Herzensmütterlein.
Laß mich wandern, laß mich ziehn,
laß mich ruhig gehn,
schauen, wie die Welt so groß
und so wunderschön.
Der die Sterne leitet, wird
mein Begleiter sein,
daß mein Fuß sich nicht verirrt,
Herzensmütterlein.
Ist die lange Wanderzeit
glücklich hinter mir,
Mütterlein, dann kehre ich
wieder heim zu Dir.
Ach, das wird ein Glück für mich,
wird ein Jubel sein;
auf den Händen trag' ich Dich,
Herzensmütterlein.

Bei der Heimkehr.

Müde bin ich heimgekommen
aus der Welt so kraus und wild;
freundlich hat mich aufgenommen
das geliebte Engelsbild.
Treue hatt' ich ihr versprochen
für die ganze Lebensbahn. —
Hab' die Treue ihr gebrochen,
hab' ihr bitter weh getan.
Und nun sucht sie zu ersticken
milde des Gebeugten Qual,
und die lieben Augen blicken
noch so treu wie dazumal.
Und sie streichelt meine Hände,
spricht wie einst: Ich liebe Dich!
Und ich glaube es am Ende,
und — ich weine bitterlich.

Wenn't ümmer so bleew!

De Sünn schient an Heben so fröndlich un warm,
de Spreen un de Lünken makt lustig ehr'n Larm.
De Blom blöht so prächtig, de Böm sünd so grön —
Och, Herrgott in Himmel, Din Welt is doch schön!
De Welt is so schön! blos de Minschen dorop
tobräk sick oft unnütz mit Sorgen den Kopp;
se jagt achter't Glück her ahn Tögel un Tom
un markt nix vun Sünnschien, von Vageln un Blom.
Ick schaff' mi keen Sorgen, ick mak mi keen Pien,
ick hew uck keen Ursak, üm trurig to sien;
de Sünn lach mi to, un in't Hart brennt de Leew, —
unf' Herrgott much gewen, dat 't ümmer so bleew!

Drunksaste Fehmaraner.

Sittsam sünd de Insulaner,
drunksast sünd de Fehmaraner,
alle Näslang ward een nahm
un bi jeden Höhnerkram
drinkt se noch en lütten.
Smeckt de Arbeit un dat Äten,
drinkt se ümmer noch en bäten;
sünd ehr all de Glieder stief
oder hebbt se dat in Liew —
drinkt se noch en lütten.
Grog vertilgt se manchen stieben,
üm de Sorgen to verdrieben;
awer wenn se lustig sünd,
sick vör Wähl nich helpen künnt —
drinkt se noch en lütten.
Wenn se Pech hebbt allerwegen,
hebbt se gode Naricht krägen,
hebbt se god verköfft dat Korn,
hebbt se en Prozeß verlor'n —
drinkt se noch en lütten.

Digitized by Google

Smült vör Hitt binah de Brägen,
störrt vun Himmel dal de Regen,
wenn dat hagelt, sneet un weiht,
wenn vull Is de Börntrogg steiht —
drinkt se noch en lütten.

Hebbt se lang' in Wirtshus säten,
drinkt se ümmer noch en bäten,
denn dat Tügs, dat smeckt so schön!
Un sogor to'n Affgewöhn'n
drinkt se noch en lütten.

Mitteilungen.

1. Der Schwertfisch (Xiphias gladius L.) verdankt seinen Namen dem starken, spitzigen, schwertförmigen Fortsatze, den der Oberkiefer trägt, und der für den gewandten und schnellen Schwimmer eine furchtbare Angriffswaffe bildet. Er ist einer von den blutgierigsten Feinden, die den Schwärmen wandernder Fische folgen und in den dichten Mengen derselben reiche Beute sich verschaffen. So stellt er im Mittelmeere den großen Zügen der Tunfische nach und treibt in andern Gebieten die gewaltigen Scharen der heringartigen Fische vor sich her. Er ist ein Kosmopolit, der im Indischen, im Stillen und im Atlantischen Ozean bekannt ist, dort aber besonders die wärmeren Gebiete bevorzugt. Vereinzelt verirrte sich ein Exemplar dieses Fisches an die schwedischen und dänischen Küsten. Er zählt in der Ostsee zu den allerseltensten Gästen, wenn er dort seine Streifereien auch schon bis an die preußischen und russischen Küsten ausgedehnt hat. Über das Vorkommen dieses großen, eine Länge bis zu 6 m erreichenden Raubfisches an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste enthält das Werk „Die Fische der Ostsee" von Möbius und Heincke mehrere Nachweise. Bei Heiligenhafen bargen Fischer am 19. Okt. 1873 einen 11 Fuß langen Schwertfisch. Ein anderes Exemplar wurde am 29. Okt. 1877 in der Howachter Bucht gefangen. Am 1. Okt. 1882 wurde im Wenningbund bei Alsen in einem Makrelgarne ein Schwertfisch von 2,43 m Länge gefangen. In seinem Magen fanden sich gegen 60 Heringe. Diesen Angaben ist auch aus neuerer Zeit die Meldung von einem gestrandeten Individuum hinzuzufügen, das Ende Oktober 1904 vom Leuchtfeuerwärter Lüthmann am Strande von Staberhuk auf der Insel Fehmarn gefunden wurde. Die Gesamtlänge betrug 2,30 m, wovon 77 cm auf das Schwert entfielen. Das Gewicht dieses Exemplares wurde auf 40—50 kg angegeben.

Schwertfisch, Xiphias gladius L.
(Aus: Plehn, Die Fische des Meeres und der Binnengewässer.)

Über den Schwertfisch ist mancherlei wundersame Mär erzählt worden. „Tatsache ist," so schreibt Dr. M. Plehn, „daß Schwertfische zuweilen Boote angreifen, dieselben von unten durchstoßen und so zum Sinken bringen. Das Schwert pflegt dabei abzubrechen. Man sieht hier und da in Museen solch ein Boot, in dessen Leck

noch die Spitze des Schwertes steckt. Auch ist es vorgekommen, daß sie schwimmende Menschen durchbohrt haben, ja, man weiß von einem Fall, wo ein im Boote sitzender Matrose durch einen aus dem Wasser emporschnellenden Schwertfisch getötet wurde. Im allgemeinen ist der Schwertfisch aber eher scheu; er geht wohl nur wenn er verwundet oder gereizt wurde, zum Angriff auf den Menschen über. Es ist beobachtet worden, daß verwundete Schwertfische in eiliger Flucht mehrere hundert Meter hinabschießen, mit solcher Gewalt, daß das Schwert sich tief in den Grund bohrt. Solch plötzlichen Wechsel des Drucks machen sonst nur Haifische durch, denen die Schwimmblase fehlt. Die Schwertfische dagegen besitzen eine wohl entwickelte Schwimmblase, und es ist bis jetzt noch unerklärt, wie sie trotzdem so schnell aus einem Niveau in ein anderes gelangen können. Es ist anzunehmen, daß sie eine besonders starke Schwimmblasenmuskulatur besitzen, die — wenn auch nur vorübergehend — das Organ zusammenzupressen und dadurch das spezifische Gewicht des Körpers zu erhöhen vermag."

Kiel. F. Lorentzen.

2. Zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts. „Auf angestalte consultation, ob einer, welcher für 8 Jahren in seiner Jugend eine Magd fleischl. erkandt, nach solchem zu unterschiedenen mahlen im beichtstuel zu Barleth[1]) besuchet, gebeichtet, absolviret, und das nachtmahl öffentlich genoßen, itzo wegen obgemelten stupri mit der öffentlich Kirchen buße zu belegen, sonsten aber hinserner zum nachtmahl nicht zu erstaten sey? Erkleren S. Graffl. Excellentz, D. Reimarus Dohrn und der Kirchen Probst zu Meldorff M. Naamannus Birnhardinus sich dahin, weil der stuprant buße gethan, absolviret, darnach mehrmahlig zum öffentl. gebrauch des h. nachtmahls verstatet, solche paenitentz, confession, absolution und darauff erfolget participation des leibes und blutes Christi ihrer würcklichkeit nicht zu berauben, noch per impositionem publicae paenitentiae zu annulliren, zernichten und krafftloß zu erkleren, auch die Gewissen mit auffbürdung der ergernißen nicht zu betrüben, und gleichwoll vorgemelte mehrmalige besuchung des beichtstuels, confession und absolution und genießung des Leibes und Blutes Christi, durch anlegung der öffentl. Kirchen buß in effectu will annulliret, zernichtet und krafftloß gemacht, und dadurch der Kirchen und Gewissen größere Ergernüsse auffgebürdet werden, daß demnach die hoc casu zu größerer Ergernüsse gereichende Cerimonien d. öffentl. buße abzustellen, und d. inquisitus zu dem h. Nachtmahl zuzulassen, Decretum Meldorff mense Augusto Ao 1640.

Obgesatzter resolution, ist der General Superintendens D. Clotzius beypflichtig Reimer Dohrn D. Mitgeteilt von Prof. Dr. Seitz in Itzehoe.

3. Der „Hirtenstein." Der sogen. „Hirtenstein" befindet sich in einem Waldgrunde der Gemarkung Röst, ca. 6 km westlich von Bad Albersdorf. Von diesem Stein, der 3,45 m Länge, 2,80 m Breite und ca. 11,30 m Umfang, also etwa die gleiche Größe des Albersdorfer „Brutkampfsteines" hat, erzählt die Sage, daß er das „ewige Denkmal" eines Hirten sein soll. Vor Zeiten war die ganze Gegend mit Wald bestanden, so daß ein Eichhörnchen von Meldorf auf lauter Bäumen bis Hanerau hüpfen konnte. In diesen Waldungen wurde das Vieh von Hirten beaufsichtigt. Eines Tages war nun einem Dorfhirten eine weiße Kuh abhanden gekommen. Um diese zu suchen, ging er tief in den Wald hinein. Bald erblickte er dort eine weiße Erscheinung. In der Meinung, in derselben die verlorene Kuh wiederzufinden, ging er näher, aber o Wunder, es war die Gestalt einer selten schönen Jungfrau, die mit einem schneeweißen Gewande bekleidet war. In dem Herzen des Hirten wurde beim Anschauen dieses herrlichen Mädchens die Flamme der Liebe entfacht. Die innige Zuneigung gab ihm den Mut, der Jungfrau seinen einzigen Wunsch zu gestehen, daß er sich ewig mit ihr vereint sehen möchte. Die Jungfrau aber sprach: „Die Erfüllung Deines Wunsches ist auf dieser Erde unmöglich, denn ich bin ein Geist; wenn Du aber Deinen Wunsch erfüllt sehen willst, so mußt Du Dir vorerst das Leben nehmen. Hier, dieses Schwert ist dazu bestimmt, und wenn Du es tust, so werde ich Dir ein Denkmal setzen, das niemals von Menschenhänden zerstört werden soll und kann." — Nachdem der Hirte von Verwandten und Bekannten Abschied genommen hatte, vollführte er den empfangenen Auftrag, um eine ewige Vereinigung mit der schönen Jungfrau zu erlangen. An der Stelle, wo der Jüngling aus dem Leben schied, ruht seit der Zeit der gewaltige Stein. Von der Unzerstörbarkeit desselben wird uns erzählt, daß Steinschläger schon tagelang versucht haben, mit Keilen eine Spaltung herbeizuführen. Tiefe Spuren und abgeschlagene Keilstücke aber zeugen davon, wie vergeblich ihr Bemühen geblieben ist.

Bad Albersdorf. P. Hansen.

[1]) Jetzt Barlt.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten,
Adreßmappen, Photographie-Album usw.
sauber, geschmackvoll und preiswert.

Weltausstellung St. Louis:
Silberne Medaille.

Zahlreiche Auszeichnungen. Goldene u. silberne Medaillen.

Gebr. Pippow

vorm. W. Haferlandt & Pippow
Berlin N. Hermsdorf
Bahnhofstr. Villa Nr. 11

liefern sämtliche Präparate auf naturhistor. Gebiete. Unsere Spiritus Präparate, Metamorphoeen, Injektions-, zootomischen Präparate usw. sind weltberühmt, die Skelette, ausgestopften Tiere usw. sind von unvergleichlicher Schönheit. — Man verlange vor jeder Neuanschaffung unsern Katalog, welcher kostenlos zur Verfügung steht.

Unsere Specialität ist:
Einrichtung von Naturalien-Kabinetten.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35 a

erwarb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—

Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Henrici (Kaiserl. Wirkt. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.

— Ant.-Katalog 251: Sleevicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko. —

L. Handorff, Kiel

Graphische Kunstanstalt

mit neuesten Satz- und Druckmaschinen ausgerüstet,
empfiehlt sich zur Herstellung von:

Werken, Abhandlungen,
Zeitschriften, sowie allen vork.
Druckarbeiten.

Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
120 Angestellte.

Einbanddecken

für

„Die Heimat,"

für **Einzel**-Jahrgänge à 60 ₰,
für **Doppel**-Jahrgänge à 80 ₰.

Bestellungen mit Angabe der gewünschten Jahreszahlen unter Einsendung des Betrages (ev. auch in Marken) an den **Expedienten** oder den **Kassenführer.**

Zu kaufen gesucht:
Schütze, Holsteinisches Idiotikon.
Angebote mit Preisangabe an
Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstr. 52 a.

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Anfr. mit Rückmarke.
Kossau pr. Plön (Holstein).
Jürgen Schröder.

Was Nährsalze nun sind, verlangst Du zu wissen? Unfehlbar
Wird nach sparsamem Gebrauch Leib und Seel' Dir gesunden.
Und wer die Gesundheit wirklich will ernstlich erjagen, der
Habe den Mut zu sagen: Gib eine Probe mir Kunden
z. 20./5. **Pero-Werk, Fichtenau,** Kr. N.-Barnim.

Neu! Andalusischer Neu!
Orangenblüten-Honig!!

übertrifft durch sein wundervolles Aroma u. seinen köstlichen Geschmack jeden andern Honig der Welt. Garantiert absolut naturreines Bienenprodukt! *Keine Nachnahme! Erst prüfen, dann zahlen!* Begeisterte Lobschreiben von ersten Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— ; 5 Pfd.-Dose M. 6.25* franko u. zollfrei ins Haus.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma).
Für Bestellung genügt 10 Pfg.-Karte.

Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Weinhandlung,

empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Aug. Junge
Kellinghusen.
Gegründet 1724.

Färberei, Reinigungs-Anstalt.

Hohen Wert für alle Lehranstalten

haben **Kagerahs**, sowie **unsere**

technologischen Sammlungen,

geeignet für den **Unterricht** in **Technologie. Chemie, Botanik, Geographie, Warenkunde** usw.

Kataloge
auf Wunsch gratis.

Gebr. Höpfel,
Lehrmittel-Anstalt.
Berlin NW. 5, Birkenstr. 75.

Spezial-Preislisten

über andere Lehrmittel: **Anatomische Modelle, botanische Sammlungen und Präparate, Mineralien, Analysen-Material** usw.
stehen auf Verlangen gern zu Diensten.

Das Beste für die Zähne
ist eine rationelle
Bürste
von unvergleichlich angenehm wirkender Putzkraft. Weich, mittel oder hart
0,5—1,5 Mk. franko.
Pero-Werk, Fichtenau
Kr. N.-Barnim.

H. Heustreu Kiel Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

A. F. Jensen,
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. **Kiel.** Holstenstr. 43.

Herders
Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.
Konversations-Lexikon
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Schildkrötenpanzer

60—80 cm lg. 5—10 ℳ, Haifischrachen, Sägehaisägen, echte Bären u. Löwenkrallen, ferner Geweihe jeder Art offerieren billigst
Weise & Bilterlich, Ebersbach-Sa.
Ankauf v. Damhirschgeweihen u. Abwürfen.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

Indem wir unsere Leser empfehlend auf mitfolgenden Kartenprospekt der Deutschen Firma **Kusche & Martin** in **Malaga** hinweisen, bitten wir beachten zu wollen, daß die Bezeichnung **„Blüten-Honig"** gesetzlich nur für ein **naturreines** Bienenprodukt (kein Erzeugnis künstlicher Fütterung) zulässig ist. Jeder Mißbrauch wird streng bestraft. Die Expedition.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Geibelallee 211.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 12. Dezember 1907.

Die „Heimat" erscheint in den ersten Tagen eines jeden Monats und wird den Vereinsmitgliedern, die als solche einen Jahresbeitrag von 2,50 Mark bezahlen, durch den Expedienten, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, kostenfrei zugesandt. — Wohnungsveränderungen der Mitglieder müssen dem Expedienten rechtzeitig mitgeteilt werden. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind an den Schriftführer des Vereins, Lehrer H. Barfod in Kiel, Geibelallee 2, zu richten. Die Beiträge müssen an den Kassierer, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Adolfstraße 56, eingesandt werden. — Im Buchhandel kostet die Zeitschrift jährlich 3,50 Mark, jedes Heft 50 Pf.

Schriftleiter: Rektor Joachim Ekmann in Ellerbek bei Kiel.

Nachdruck der Original-Artikel ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet.

Inhalt: 1. Kammerhoff, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. I. (Mit Bildern.) — 2. Suck, Weihnachtsfrieden. (Gedicht.) — 3. Radunz, Einiges über die Anfänge der Dampfschiffahrt in der Ostsee. — 4. Barfod, Bericht über die in Kappeln abgehaltene 17. Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein usw. — 5. Mitteilungen. — 6. Bücherschau. — 7. Eingegangene Bücher.

Kassennotiz: Zur gef. Benutzung für die Einsendung des Jahresbeitrages für 1907 wird den auswärtigen Mitgliedern mit dem Januarhefte der „Heimat" ein Postanweisungsformular überwiesen werden. — Um Angabe der den Adressen vorgedruckten Mitgliedsnummern wird dringend gebeten. — Allen Geldsendungen, besonders auch den Bestellungen von Vereinsgaben, wolle man das Postbestellgeld hinzufügen.

Vereinsgaben.

Unsere Vereinsgabe 1907, die Photogravüre nach dem Gemälde von

J. Preller: Am Ugleisee,

ist bereits in **360** großen und **100** kleinen Exemplaren bezogen worden. Sie steht unsern Mitgliedern noch bis Ende dieses Jahres in der **großen Ausgabe** (Kartongröße 90 × 75 cm, Bildfläche 65 × 47 cm) zum Preise von **3,85 M.**, bezw. in Kiel **3,20 M.** weiter zur Verfügung.

Durch Vermittlung der Kunsthandlung von W. Heucks Nachf. (Inh. H. Kock) in Kiel sind wir zu unserer Freude wiederum in die Lage versetzt, als **Vereinsgabe 1908** ein größeres Landschaftsbild, die prächtige Photogravüre nach dem Gemälde von

J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein

(Kartongröße 120 × 90 cm, Bildfläche 74 × 54 cm),

zum Verkauf zu stellen.

Wir folgen gern einem aus dem Kreise der Mitglieder geäußerten Wunsche und bieten die neue Vereinsgabe schon jetzt als geeignetes schönes Weihnachtsgeschenk an. Jedem Mitgliede steht der Bezug eines Exemplares zu. Der Preis beträgt bei Versendung nach **auswärts 6,45 M.**, bei Entgegennahme in Kiel **5,70 M.** Bei gemeinsamer Bestellung mehrerer Bilder gilt für die angelegten Exemplare der Kieler Preis. **Die Beträge können auch bei Einsendung des Jahresbeitrages für 1908 mitbeglichen werden.** — Bestellungen, die in der Reihenfolge ihres Einganges erledigt werden, sind an unsern Kassenführer **F. Lorentzen** in **Kiel**, Adolfstr. 56 p., zu richten.

Kiel, den 26. November 1907. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Mitteilung.

1. Ein historisches Denkmal. In dem adeligen Gute Rantzau, dem Besitze des Herrn Grafen v. Baudissin-Zinzendorf im Kreise Plön, steht auf der Feldmark des Dorfes Sasel ein Granitstein senkrecht im Erdboden. Der größte Umfang dieses Steines eben über dem Erdboden beträgt 12 m. Die Platte, welche schräge steht, mißt in der Länge 4,26 m, in der Breite 2,80 m und die größte Höhe über dem Boden 1,32 m. Die Tiefe ist unbekannt. Eine Nachgrabung von 3½ m verlief resultatlos. Die Platte trägt deutlich folgende Aufschrift:

HINRICVS · RANZOVIVS ·
PRODVX · CIMBRICVS · ANNO
DOMINI 1594 · ALRIIS 69
F · F ·

Sollte der Stein dem kimbrischen Anführer Heinrich Rantzau im Jahre 1594 als Denkmal gesetzt sein? Welche Bedeutung hat Alriis 69? Der Unterzeichnete wäre für eine nähere Erklärung dieser Aufschrift durch die „Heimat" sehr dankbar.

Rendsburg. J. Stütz.

Bücherschau.

1. Topographie des Herzogtums Schleswig von Henning Oldekop. Kiel: Lipsius & Tischer, 1906. Preis geb. 12 *M.* — Ein voluminöser Band, der dem Andenken des Obersten Johannes von Schröder, des rühmlichst bekannten Verfassers der Topographie beider Herzogtümer (1854 und 1855) gewidmet ist. Schröders Bildnis ziert den vorliegenden Band dieses Werkes, dessen zweiter Band, Holstein betreffend, in Vorbereitung steht. Wie oft bin ich gefragt worden nach Schröders Topographie, die im Buchhandel längst vergriffen ist! Hier findet sich ein würdiger Ersatz, ein im Geiste seines Vorläufers geschriebenes, aber auf die Bedürfnisse der Gegenwart zugespitztes Werk, dessen Zustandekommen dem Verfasser große Opfer an Zeit, Arbeit und Geld aufgebürdet hat. Oldekop gibt zunächst einen geschichtlichen Überblick des Herzogtums Schleswig, dann in alphabetischer Reihenfolge Erläuterungen zu geographisch und historisch denkwürdigen Orten, Landschaften, Gewässern, Hügeln usw. und behandelt in einem weiteren Kapitel die historische Topographie zwecks Erläuterung des Namen Schleswigs, des Wappens, der alten Einteilung des Herzogtums. Es folgen in besonderen Kapiteln: Ländliche Besitzverhältnisse, Bodenbeschaffenheit, die Landwirtschaft von heute, und dann im weitaus größeren Teile die Topographie der einzelnen Kreise in alphabetischer Reihenfolge, die sich auch auf die einzelnen Ortschaften bezieht und den Wert des Buches als eines bequemen Nachschlagewerks erhöht. In welchem Umfange jedem Kreise die Behandlung gewidmet ist, möge daraus hervorgehen, daß z. B. der von mir ganz willkürlich als Exempel herausgegriffene Kreis Eckernförde nicht weniger als 122 Seiten Großoktav umfaßt. Es kann nicht ausbleiben, daß dem Verfasser bei seinen umfangreichen Vorarbeiten Irrtümer untergelaufen sind, die auszumerzen jeder die Pflicht hat, dem an einer wissenschaftlichen Topographie gelegen ist. Keiner dürfte für eine solche Korrektur dankbarer sein als der Verfasser selbst, der seinem Werke eine Lebensarbeit gewidmet hat, und dem die Treue in der Berichterstattung selbst auf Kosten eines vielleicht besseren Stils die einzige Devise war. Nichtsdestoweniger liest sich das Werk namentlich in seinen historischen Abschnitten sehr gut, weshalb dasselbe auch über den Rahmen eines Nachschlagewerks hinaus seine Bestimmung, zu belehren und für die Heimat zu interessieren voll und ganz erfüllt. In städtischen und provinziellen Verwaltungen, im Büro eines Großkaufmanns, in den Lehrer-Handbibliotheken aller Schulen — nirgends darf dies Buch fehlen, zu dessen Herstellung unser Verein („Die Heimat") den Verfasser nur beglückwünschen kann. Barfod.

2. Hundert Jahre Dampfschiffahrt 1807—1907. Schilderungen und Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte des Dampfschiffes von **Karl Radunz**, Ingenieur in Kiel. Mit 125 Abbildungen und 2 Tafeln: Längs- und Querschnitt des Dampfschiffes „Amerika." Rostock i. M.: C. J. E. Volckmann Nachf., 1907. VIII u. 300 S.; 8°. — Das Jahr 1907 soll nicht von uns scheiden, ohne daß wir eines Buches gedenken, welches der Feder eines Vereinsmitgliedes entstammt und seine Entstehung der Tatsache verdankt, daß wir in diesem Jahre auf das hundertjährige Bestehen geregelter Dampfschiffahrt zurückschauen durften. Die Würdigung der Dampfkraft als treibenden Faktors für Maschinen und Fahrzeuge zu Wasser und Lande hat unter der Rivalität der elektrischen Energie bedeutend zu leiden gehabt, wiewohl die Tochter ihre rastlos tätige Mutter noch lange nicht aus dem Felde geschlagen hat; und so mag es gekommen sein, daß das Jubiläum des Dampfschiffes recht sang- und klanglos verlaufen ist — auch eine Tatsache, die aber keineswegs

der hohen Bedeutung des Dampfschiffes als eines unserer wichtigsten Kulturfaktoren gerecht wird. Selbst die sonst schnell zum Jubilieren bereitstehende Literatur ist auffallend stumm geblieben. Um so verdienstvoller ist das vorliegende Werk eines Mannes, der in der Sache steht und es verstanden hat, das oft recht weit verstreute Material zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen. Der Inhalt ist kurz skizziert folgender: I. Einleitung. II. Vor der Einführung der Dampfschiffahrt: 1. Einiges über die Schiffahrt im allgemeinen und die Segelschiffahrt im besonderen. 2. Blasco de Garay, Japin und ihre Stellung in der Erfindungsgeschichte des Dampfschiffes. 3. Vorläufer des Dampfschiffes in Großbritannien, Frankreich und Amerika. III. Die Ära des Dampfschiffes: 4. Robert Fulton und sein „Clermont" (1807) und der Beginn der Dampfschiffahrt. 5. Die Einführung der Dampfschiffahrt in den verschiedenen Ländern. 6. **Die ersten Dampfer in der Ostsee, ein Beitrag zur Einführungsgeschichte des Dampfschiffes.** 7. Schaufelrad und Schiffsschraube. 8. Die Entstehung von Dampfergesellschaften und die Anfänge der regelmäßigen Ozeandampfschiffahrt. 9. Eiserne und stählerne Dampfschiffe. 10. Der „Great Eastern" und seine Schicksale. 11. Die Einführung des Dampfschiffes in den Kriegsmarinen. 12. Ein Blick in die Maschinenanlagen früherer Dampfschiffe. 13. Dampfschiff und Segelschiff in der Konkurrenz. 14. Fortschritte im Bau und Betrieb der Schiffsmaschinen-Anlagen. 15. Schnelldampfer. Zwei- und Dreischraubenschiffe. 16. Moderne Riesendampfer. Der Ozeanrekord. Das schnellste Schiff der Welt. 17. Die Sicherheit im heutigen Dampfschiffsverkehr und die Sicherheitseinrichtungen auf Dampfschiffen. 18. Einiges über die Dampfschiffahrt in Amerika. 19. Die Einführung der Dampfturbine als Schiffsmaschine. Turbinenschiffe. 20. Die Entwicklung der Dampfschiffahrt in ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung. Rückblick und Ausblick. IV. Anhang: Die ersten Dampfer ihrer Art. (Chronologische Zusammenstellung.) — So vielseitig ist das Jubiläumsthema erfaßt! Die Beziehungen des Dampfschiffes zu unserer engeren Heimat sind in dem 6. Kapitel erläutert und auf der Kappeler Generalversammlung vom Verfasser in einem besonderen Vortrage, der in der vorliegenden Nummer zum Abdruck gelangt ist, eingehender erörtert worden. Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich. Es sei Interessenten für den Weihnachtstisch, vor allem aber Bibliotheken der Gewerbe- und Forbildungsschulen, Lehrlingsheimen, Schülerbibliotheken usw. zur Anschaffung bestens empfohlen. Barfod.

3. Farbige Tierbilder von Wilhelm Kuhnert. Text von Oswald Graßmann. Berlin: Martin Oldenbourg, 1907. 10 Hefte à 5 Bilder, zus. 20 *M*. — Das vorliegende 1. Heft bringt folgende Bilder Kuhnerts, eines der bedeutendsten Tiermaler der Gegenwart: 1. Das Reh. 2. Der Eisbär. 3. Der Löwe. 4. Der Uhu. 5. Der Gemeine Flamingo. Es sind dieselben Bilder, die auch das dreibändige Werk „Das Tierleben der Erde" von Haacke-Kuhnert zieren; schade, wenn dies schöne Werk seinen wünschenswerten Abnehmerkreis nicht gefunden haben sollte! Die Bilder haben das Format 14×22 cm und heben sich von dem dunklen Tonpapier (30×36 cm) sehr vorteilhaft ab; sie bilden im Rahmen oder Wechselrahmen für Schule und Haus einen vorzüglichen Wandschmuck. Der Text aus der Feder des Mittelschulrektors O. Graßmann in Charlottenburg weiß zwar auf engbegrenztem Felde das Charakteristische eines jeden Tieres hervorzuheben, hätte aber, meine ich, auf den Lehrbuchstil verzichten und nach dem Vorgange eines Matschies (Tierbilder) und Hecks (Lebende Bilder aus dem Reiche der Tiere) noch lebendiger das hervorheben sollen, was an körperlichen oder geistigen Eigenschaften in dem besonderen Falle in die Erscheinung tritt. Auch dem Humor hätte ein Plätzchen eingeräumt werden können. Aber die Bilder sind das Primäre und in ihrem künstlerischen Werte über allem Zweifel erhaben — eine treffliche Weihnachtsgabe für jeden Kunst- und Naturfreund! Barfod.

Neue Mitglieder.

(Schluß.)

391. Dr. Claussen, Bruno, Volontär an der Stadtbibliothek in Bremen, Altmannstr 31. 392 Frl Dössel, W., Lehrerin, Gettorf. 393. Fischer, H., Kaufmann, Glückstadt. 394 Heesch, Karl, Kaufmann, Kiel, Schauenburgee Straße 21. 395. Lenenhagen, Heinrich, Kiel, Schülperbaum 6. 396. Lorenzen, P., Lehrer, Tetenbüll-Warmhörn pr. Tönning 397. Peters Th, Stadtrat, Kiel, Knooperweg 35. 398. Peters, Ingenieur, Kiel, Lerchenstr. 15. 399. Prinz, E, Diplom-Ingenieur, Kiel, Lessingplatz 6.

Zur Nachricht:

Das Maiheft (Nr. 5) dieses Jahrgangs ist vergriffen. Damit wir noch einige Jahrgänge vervollständigen können, bitten wir, überflüssig gewordene Exemplare uns freundlichst überweisen zu wollen.

Kiel, 24. November 1907.
Geibelallee 2.

Der Schriftführer:
H. Barfod.

Zur **Einrahmung von Bildern,** besonders der

Vereinsgabe 1907: Preller, Am Ugleisee

und

Vereinsgabe 1908: J. J. van Poorten, Buchenwald in Holstein

empfiehlt sich den **hiesigen und auswärtigen Lesern** der **„Heimat"**

Wilh. Heucks Nachf. (Inh.: H. Kock), **Kiel, Holstenstr. 75.**

Vergolderei und Kunsthandlung. Fernspr. 2901.

Topographie
des
Herzogtums Schleswig
von
Henning Oldekop.

Erschienen 1906 in Kiel bei Lipsius & Tischer.

Preis 12 Mark.

Naturwissenschaftliches Institut

L. Buchhold, München, Gernerstr. 10.

Geschäftshaus: Tizianstr. 22

liefert zoologische Präparate. Spezialität: **Buchhold'sche Uhrglas-Präparate.**
Ferner alle modernen Zeichenvorlagen.

* * * * * **Man verlange Preislisten.** * * * * *

(1907: 1 goldene, 2 silberne Medaillen.)

Eines der **schönsten** und **seelenvollsten Haus-Instrumente** ist unzweifelhaft **das Harmonium.** Tausende von diesen schönen Instrumenten werden jährlich gekauft, und doch würde noch mancher zur Anschaffung eines solchen übergehen, wenn die **Gewissheit vorhanden** wäre, **dass er spielen lernt.** Diese ist heute für **jedermann** gegeben durch die wunderbare Erfindung der **„Harmonista."** Mit diesem genial konstruierten Harmonium-Spiel-Apparat, dessen Preis mit 250 Vortragsstücken zudem **nur 30 Mark** beträgt, kann **jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig Harmonium spielen.** Ausführliche illustrierte Prospekte versendet **gratis** das bekannte Harmonium-Haus **Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.**

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Ultramontane Weltanschauung und moderne Lebenskunde, Orthodoxie und Monismus.

Die Anschauungen des Jesuitenpaters **Erich Wasmann** und die gegen ihn in Berlin gehaltenen Reden.

Herausgegeben von
Prof. Dr. **L. Plate** (Berlin).

Mit 12 Textfiguren. — Preis: 1 Mark.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck.

17. Jahrgang. № 12. Dezember 1907.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Ein Bild seines Lebens und Schaffens.

Von **Ernst Kammerhoff** in Itzehoe.

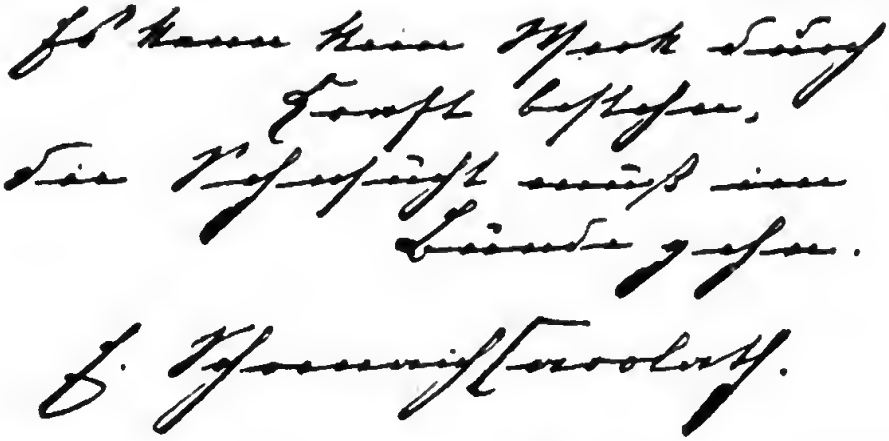
I.

Ein Schneeberg ragt ins heiße Land,
der seine Schroffen leuchtend zückt,
tief unten wogt im Sonnenbrand
die Fläche goldschwer, halmerdrückt.
Dort hasten Menschen, ohne Ruh'n,
der Scholle nah', der Fron gewöhnt,
nach Gut und Geld in hartem Tun;
die Sichel klingt, die Kelter dröhnt.
Doch mahnend rauscht vom Berg ein Duft,
der kühl das Haar des Schnitters wirrt,
und leise durch die Flimmerluft
ein Ahnen ew'ger Ernten irrt.
So sendet weltfern der Poet
zum Volke, das in heißem Streit
arm und gebückt am Pfluge geht,
die Botschaft großer Feierzeit.
(„Bergpsalm" aus „Dichtungen.")[1]

Daß es schwer sein muß, einem Dichter wie dem Prinzen von Schoenaich-Carolath gerecht zu werden, zeigt nicht nur seine Beurteilung seitens namhafter Kritiker und anerkannter Literaturgeschichten, sondern auch, und zwar nicht unverschuldet, die Gleichgültigkeit, ja, Vernachlässigung, die das deutsche Volk seinem Singen und Sagen gegenüber beobachtet. Und doch ist es das deutsche Vaterland, dem sein Herz entgegenjubelt, und das deutsche Volk, dem sein Herzblut gehört, das Volk, dem er ein Führer sein möchte zu stolzen, lichten Höhen voll Höhenluft und Sonnenschein, dem er inmitten der Fron, inmitten des Staubes der Arbeit und Alltäglichkeit die Augen öffnen möchte für die Schönheiten in Kunst und Wissenschaft, in Sage und Dichtung, im Menschenleben und in der Natur, für Schönheiten, die nur ein schwacher Abglanz, ein einziger Strahl der ewigen Schönheit sind. So sieht Schoenaich als abgeklärter Charakter alles nur im Lichte der Ewigkeit, nicht aufdringlich, vielfach unbewußt; es ist der letzte und tiefste Ausfluß seines tiefinnerlichen Poeten- und Prophetengemüts. Denn wer wollte leugnen, daß ein Dichter nicht im letzten Grunde ein Prophet, daß die Kunst nicht ein besonderes Geschenk des Himmels ist, die zurückblickt und voraussieht und dem Volksleben

[1]) Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 296 S. 7. Aufl. 1903.

Anregungen der edelsten Art zuführt! Nur in diesem Sinne hat die Kunst ihre Bedeutung; nur dann darf sie mit Recht solchen Ehrennamen tragen. Und wenn wir heute Ausschau halten, müssen wir leider vielfach sagen, daß uns Zerrbilder begegnen, daß die Priester, die den heiligen Opferbrand schüren sollen, sich ihrer Aufgabe nicht bewußt sind, ja, mit Unrecht ihres Amtes walten. Dann hört die Kunst auf, Kunst zu sein, wenn sie sich dem Geschmack der Tagesmode anpaßt, wenn sie mit den Instinkten der großen Masse buhlt. Heute sind mehr denn je die Erzeugnisse der Literatur Modesache, ein Beweis dafür, daß sie nicht aus lauterem Golde geprägt sind, daß sie den Eintagsfliegen gleich vergehen und im Volksleben nicht die geringsten Spuren hinterlassen. Seichte Unterhaltungsliteratur hat den Geschmack des Publikums verdorben; sie ist schuld daran, daß



unser Volk seiner Großen vergessen hat. Wir wollen aber nicht ungerecht sein und all der Bemühungen gedenken, der Kunst gesundere Lebensbedingungen zu schaffen, unser Volk aufnahmefähig und aufnahmefreudig zu machen. In diesem Ringen sind einzelne Schriftsteller nicht die letzten und schlechtesten gewesen. Ich glaube auch, daß diese Bestrebungen dazu beitragen, den Dichtungen Schoenaichs die Wege, die zum Herzen des deutschen Volkes führen, zu bereiten und zu ebnen, und daß die Ausstellungen, die man gegen seine Schöpfungen erhebt, schwinden werden angesichts des ernsten Strebens, Schätze zu heben, die bisher unter Schutt und Staub der Tagesliteratur verborgen lagen. Schönaichs Dichtungen sind so gedankentief, so formvollendet, so schön in ihrer Sprache und ihrem Stimmungsgehalt, daß es wirklich an der Zeit wäre, dem Dichter, „dem Poeten, welcher weltfern dem

Volke die Botschaft großer Feierzeit sendet," Gehör zu geben, seinen Offenbarungen zu lauschen. Eben weil sie sich so turmhoch über den Durchschnittsgehalt der deutschen Literatur erheben, weil sie an das Empfinden die höchsten Forderungen stellen, weil sie unmodern im eigentlichen Sinne des Wortes sind, hat der Dichter bisher so wenig Beachtung gefunden. Daher ist es so schwer, ihm gerecht zu werden, weil er stets eigene Wege beschritten hat und daher nicht dieser oder jener Schule zuzurechnen ist. „Die Konstellationen für meine stille Kunst sind überhaupt die denkbar ungünstigsten. In einer Zeit, die von Romantik und Klassizismus nichts wissen will, muß naturgemäß eine Dichtung außer Kurs geraten, welche von Liebe zum Hellenentum gesättigt ist. Leute, welche nur eine „nationale" Kunst kennen, haben dann leichtes Spiel, um solche Dichtung als dekadent, parfümiert und — undeutsch hinzustellen. Und doch gehört viel Kurzsichtigkeit dazu, um eine Dichtung undeutsch zu nennen, die unentwegt zum Glauben an ewige Lebensziele, zur Sehnsucht und zur Vaterlandsliebe mahnt, die außerdem, ohne Rücksicht auf unbequeme Folgen, ihre Lanze im „Bürgerlichen Tode" und im „Heiland der Tiere" bricht.

Er mutet an als ein Letzter aus der klassischen Periode, und bezüglich seiner philosophischen Gedichte erinnert er direkt an Schiller. Seine Verehrung des griechischen Schönheitsideals stellt ihn mitten in jene Zeit hinein. Seine Bedeutung reicht indessen viel weiter, und seine schönheitsdurstige Romantik kennzeichnet ihn als Führer einer neuen Zeit. Vielleicht wird er erst später vollauf gewürdigt werden; das schließt aber nicht aus, daß wir ihn auch heute schon voll auf uns wirken lassen, ihn auf den Schild erheben als einen Jünger des Kunstideals, das in den reinsten Farben erstrahlt, dessen Führung wir uns getrost, zur Besserung aller Verhältnisse, zur Gesundung des deutschen Volkes, anvertrauen können.

Wenn auch Prinz Schoenaich ein deutscher Dichter ist, so steht er uns

Schloß Haseldorf bei Ütersen.

Schleswig-Holsteinern doch sonderlich nahe, dürfen wir ihn doch als unsern Landsmann, wenn auch seine Wiege in Schlesien gestanden hat, ansehen. Von mütterlicher Seite her fließt schleswig-holsteinisches Blut in seinen Adern. Sie, die eine Dichtermutter ihrer glänzenden Begabung wegen sein konnte, hat auf sein Denken und Dichten sicherlich den größten Einfluß ausgeübt. Sie ist es auch gewesen, die ihn den schleswig-holsteinischen Stammescharakter verstehen lehrte, die ihm für die Schönheiten des Landschaftsbildes die Augen öffnete. Nicht umsonst hat er seine Marsch so lieb, nicht umsonst ist er stolz auf die Tüchtigkeit und Treue der Schleswig-Holsteiner. Er schreibt selbst, daß er sich mit seiner zweiten Heimat Holstein vollständig verwachsen fühle, daß er in Haseldorf, dem von mütterlicher Seite her ererbten Fideikommiß, völlig ruhsam geworden sei.

Dort weilt er als Großgrundbesitzer und ist durch die mannigfaltige, interessante Arbeit, die ihm die Verwaltung des umfangreichen Besitzes auferlegt, zur Seßhaftigkeit genötigt, ganz im Gegensatz zu früheren Jahren, wo er in aller Herren Ländern sich aufhielt und doch nirgends Ruhe finden konnte. Dort lebt er ganz seiner stillen Kunst und pflegt edle Geselligkeit, allerdings im engsten Rahmen, da seine zarte Gesundheit ihm die größte Schonung auferlegt. Sein Wesen ist aber geradezu auf intimen Verkehr gestimmt, und ich weiß, daß jedem Besucher die Stunden, die er dort im Kreise der Familie verleben konnte, unvergeßlich sein und bleiben werden. Wenn der Prinz nach seiner Verheiratung Haseldorf auf längere Zeit verlassen hat, ist der Grund jedesmal in seinem Befinden zu suchen gewesen. So mußte er in früheren Jahren mehrfach Badeorte in der Schweiz zum Aufenthalt wählen, so in späteren Jahren im Winter den Schwarzwald aufsuchen. Im vorigen Jahre hatte er sich in Altona einer lebensgefährlichen Operation zu unterziehen, die für ihn, so wollen wir von Herzen hoffen und wünschen, eine Wendung zum Guten werden, die ihm vollständige Gesundung bringen möge.

Was mich an den Prinzen gefesselt hat, ist nicht nur die Dichtung, sondern auch der Mensch. Es fällt unendlich schwer, Person und Sache zu trennen. Ich kann es verstehen, wenn jemand den Werken eines Dichters, dem er als Menschen seine Achtung versagen muß, kein sonderliches Interesse entgegenbringt. Bei Schoenaich trifft beides in vollstem Umfange zusammen, und seine Größe ist das warme Herz, die Liebe, die er dem Volke ohne Unterschied entgegenbringt. Das ist um so höher zu werten, weil er in ganz anderen Verhältnissen, in anderen Lebensanschauungen groß geworden ist. Seine edle Seele hat es trotzdem verstanden, die täglichen Nöte des schwer ringenden Volkes zu erkennen und mitfühlend zu verstehen, in der Volksseele das heiße Bemühen nach dem, was schön und gut und groß ist, zu lesen. Und er nimmt es ernst mit seiner hohen Aufgabe, dem Volke „die Botschaft großer Feierzeit" zu senden. Mit der ganzen Persönlichkeit tritt er für sie in die Schranken, wenn es heißt:

„Es muß, ein Brand im Regen,
auch der Poet verglühn,
der Dichtung Feuersegen
durchs dunkle Land zu sprühn."

„Das volle Herz sollst deiner Kunst du geben [1])
und sterben, um der Ewigkeit zu leben,
der Lorbeer sprießt aus Tränensaat allein."

Doch ist sein Leben, das er der Kunst ganz gewidmet hat, nicht leer an Glück gewesen und hat ihm neben der Freude über das dichterische Schaffen und Gestalten auch manchen Dank und manche Anerkennung gebracht.

[1]) Gedichte. Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 230 S. 3. verm. Aufl. 1906.

So singt er in „Novembersonne“:

„Auf Menschen, die vergessen nicht gekonnt
den Jugendtraum, den ersten, hoffnungs-
kühnen,
senkt oftmals sich solch süßes, spätes Grünen,
daß Kindern gleich sie werden, glückumsonnt.

Sie spüren, tief, in Offenbarungsglanz,
ein ew'ges Rauschen ihrer Jugendbronnen,
ein ew'ges Leuchten ihrer Liebessonnen;
doch Dichtern nur winkt solch Ver-
heißungskranz.“

Wie tief Schoenaich den Ausdruck eines gleichgestimmten Menschenherzens empfindet, das möge das mit „Dank“ betitelte anspruchslose, aber tiefergreifende Gedicht künden:

„Ein Lied in alle Welt hinaus
hab' ich dereinst gesandt,
da kam zurück ein Veilchenstrauß
als Gruß von fremder Hand;
ich hab' oft seines Gebers nicht
lang grübelnd nachgedacht,
doch hat das Sträußchen frisch und schlicht
mir reiches Glück gebracht.
Ich weiß ja nun, daß auferweckt
ein Echo mein Gesang,
daß ich ein Menschenherz entdeckt,
darin er wiederklang.
Und ob ich auch von Jugend her
manch Gut und Glück versäumt:
nun ist mein Dasein nicht mehr leer,
mein Leben nicht verträumt.
Und klingt mein letztes Lied einst aus
und bricht mein Wanderstab,
so legt den welken Veilchenstrauß
am Herzen mir ins Grab.“

Blick vom Park aus.

In der nachfolgenden Artikelreihe will ich das Singen und Sagen des Prinzen Schoenaich einer eingehenden Betrachtung unterziehen, zunächst aber den Menschen in seinem Werdegange zu zeichnen versuchen.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath-Schilden entstammt einem alten schlesischen Adelsgeschlechte und ist am 8. April 1852 zu Breslau geboren worden. In seiner Familie befinden sich viele geistig bedeutende Glieder, wenn man sie auch nicht zu einer Dichterfamilie stempeln kann. Denn daß ein Freiherr Christoph Otto von Schoenaich (1725—1805) sich als Dichter hervortat, von

Gottsched in Leipzig zum Dichter gekrönt ward und mit Klopstock um die Palme rang, sagt eben noch nicht viel. Wer aber den Prinzen als geistigen Erben unsers Dichters auffassen will, mag es tun, da die Natur ein wunderbares Spiel treibt und besondere Begabung der Vorfahren oft in späteren Geschlechtern wieder erstehen läßt.

Das Haus hat für seine Entwickelung als Menschen und Dichter grundlegende Bedeutung gehabt. Glänzende Verhältnisse umgaben ihn, und die Nöte des Lebens haben nie Einlaß bei ihm begehrt. Seinem Bildungsgange brauchten keine Schranken gesetzt zu werden, und der Ausbildung seiner besonderen Veranlagung ward der breiteste Spielraum gewährt. Wenn trotzdem ein Schatten in seine Jugendzeit fällt, ist der Grund, auf den ich später zurückkomme, wieder im Hause zu suchen. Man wird ihn im großen und ganzen ein Schoßkind des Glückes nennen können, und vielleicht kann man neben anderem darin die Ursache sehen, daß viele seine Poesie unbeachtet gelassen haben. Jedenfalls ist es klar, daß er Fragen, die andere naturgemäß infolge eigener Anschauung und eigener Erfahrung behandeln, nicht berührt oder doch nur gelegentlich streift. Ich denke dabei in erster Linie an Fragen sozialer Natur. Und doch ist er trotz seines ausgesprochenen Idealismus in den letzten Jahren im „Bürgerlichen Tod" und im „Adeligen Tod" sowie in den Gedichten: „Künstlerroman" und „Lied der Ghawâze" auch diesem Problem nahegekommen und hat seinen Schöpfungen realistische Züge aufzuprägen versucht. Der Brennpunkt seines Denkens und Dichtens ist die Romantik, und diese Richtung war vorgezeichnet durch seine Lebensstellung und Erziehung. Daher ist auch die Sphäre, in der er sich vorwiegend bewegt, die des feineren Lebensgenusses.

Sein Vater, Prinz Karl, pflegte mit besonderer Liebe und tiefem Verständnis die Musik. Von ihm hat der Sohn den Sinn für Melodie und Rhythmus ererbt. Auch ihm ist die Musik die hehre Kunst, und die Großen im Reich der Töne, unter denen er namentlich Weber wegen seiner echt deutschen Kunst besonders verehrt, finden auch in seinem Hause eine gastliche Stätte. Seine Mutter aus dem Hause Oppen-Schilden war eine reichgebildete Dame. Nicht nur, daß sie mehrere Sprachen und deren Literatur gründlich beherrschte, auch als Übersetzerin und zwar nicht nur schöngeistiger, sondern auch wissenschaftlicher Werke hat sie sich einen Namen gemacht. Und wenn auch für den Prinzen nicht ganz zutrifft, was Goethe bezüglich der Grundzüge seines Wesens für sich in Anspruch nimmt, so läßt sich auch bei ihm das Erbteil von Vater und Mutter bis zu einem gewissen Grade nachweisen. Die Verehrung des Knaben für alles Große und Edle zeigte sich in seinem Verhalten dem Dichter Karl von Holtei (1798—1880) gegenüber. Er begegnete dem alten Manne öfters auf Spaziergängen, und er erinnert sich noch des freudigen Gefühls, das ihn erfüllte, wenn er seinen ehrfurchtsvollen Gruß erwidert sah.

Ich deutete schon an, daß sein Lebensweg trotz der äußeren glücklichen Umstände auch Unebenheiten aufwies. Seine Mutter war schwächlich, und ihr Zustand erforderte gebieterisch, Winter und Frühling in Venedig zuzubringen. Der Prinz als einziger Sohn war ihr ständiger Begleiter. Welchen Einfluß die wunderbare, die einzige Stadt mit ihren Palästen, Kirchen und Kunstschätzen auf das empfängliche Knabengemüt ausgeübt haben muß, läßt sich unschwer vorstellen. Das verraten zahlreiche Gedichte, namentlich die in der Nachlese vom vorigen Jahre; das zeigt auch sein späterer längerer Aufenthalt in Italien. Aber seine wissenschaftliche Ausbildung durfte keine Unterbrechung erfahren, und man mußte wohl oder übel zum Privatunterricht greifen. Erst vom 15. Jahre an konnte er regelrechten Unterricht genießen, als er in die Real-

schule am Zwinger zu Breslau eintrat. Aber schon 1868 siedelten die Eltern nach Wiesbaden dauernd über, so daß der Sohn die Realschule mit dem Realgymnasium vertauschen mußte. Hier aber legte man besonderes Gewicht auf Mathematik und Naturwissenschaften, Fächer, für die der Prinz die nötige Vorbereitung nicht mitbrachte, und die nicht in den Rahmen seiner Veranlagung fielen, während die Beschäftigung mit alten und neuen Sprachen und der Literatur ihm von jeher lieb und wert gewesen war. Diese Jahre haben keine angenehme Erinnerung in ihm hinterlassen; aber mit Freude und Dank erinnert er sich seiner Lehrer Bellinger, Henrich, Casselmann und Direktor Ebenau und bedauert, daß nur einer von ihnen noch unter den Lebenden weilt.

Das Haus seiner Eltern war bald der Sammelplatz der besten Gesellschaft. Man wußte den edlen Ton und die echt deutsche Gastlichkeit zu schätzen. Von

Prinzessin von Schoenaich-Carolath mit Tochter.

bedeutenden Männern finden wir in jenem Kreis Gustav Freytag, Friedrich Bodenstedt und den edlen Prinzen Georg von Preußen, dessen „Phädra" einst auf der Berliner Hofbühne zur Aufführung gelangte. Daß ein solcher Verkehr dem Sohne nur dienen konnte, ist ohne weiteres zuzugeben. Aber seine geistige Richtung hat er in keiner Weise beeinflußt. Das verhinderte die frühe Selbständigkeit seines Wesens. Eine Jugendfreundschaft, der der Tod erst ein Ziel setzen konnte, stammt aus dieser Zeit. Unter seinen Schulkameraden fiel ihm einer besonders auf. Es war Huth, der spätere hochbegabte Offizier. Die beiden schienen füreinander bestimmt und waren unzertrennlich. Die Wege, die nach der Schulzeit auseinanderführten, bedeuteten nur eine vorübergehende Trennung. Huth ward seines Freundes Begleiter auf dessen weiten Reisen; aber ein früher Tod küßte fern im Süden seine Stirn und endete ein schönes, reiches Menschenleben, eine kaum erschlossene, unberührte Menschenblüte.

Von dem Schlage hat sich Schoenaich-Carolath erst langsam erholen können, und noch jetzt durchzittert linde Wehmut sein Herz, wenn er des edlen Jünglings gedenkt. Das Gedächtnis des Toten kann erst mit seinem Leben erlöschen. Dem Schmerz um den Verlust des Freundes gesellte sich aber noch ein anderer. Er erfuhr zum erstenmal die Macht der Liebe, aber auch deren Bitterkeit. Und wenn es auch nur eine Jugendliebe gewesen ist, ohne deren Erfahrung wohl keiner bleibt, und über die man in reiferen Jahren sehr ruhig denkt, so kann ein gewisser Eindruck nicht geleugnet werden, wenn er sich auch längst nicht so stark geäußert hat, wie es seine „Lieder an eine Verlorene" vermuten lassen. Und wenn ihn der Schmerz zum Dichter gemacht haben soll, das Weib ein oft wiederholtes Thema seiner Lieder ist und ihn in der ersten Periode seines Schaffens fast ausschließlich beschäftigt, so können wir darin höchstens einen äußeren Anlaß erblicken, der die Schwingen seiner Seele, auf deren Grund längst die Töne geschlummert hatten, lüftete. In seinen Gedichten klingt es oft wie Entsagung, Wehmut und Auflehnung; aber das ist ein Zug, der ihm eigen und seinem Wesen geblieben ist. Wenn er später zur Ruhe gekommen zu sein scheint, rührt es nicht allein daher, weil er mit der Vergangenheit abgeschlossen hat, sondern weil die Zeit des Drängens hinter ihm liegt und er Frieden mit Gott gemacht hat.

Dann brach der deutsch-französische Krieg aus; aber ihm war es nicht vergönnt, gegen den Erbfeind zu ziehen. Daß seine Poesie indes nicht unbefruchtet von der großen Zeit geblieben ist, zeigen „Neben Gewittern" und besonders das Bild „Die Kiesgrube," in dem er mit stark realistischer Tendenz zur Darstellung bringt, wie der bestialischen Roheit der Franzosen mit zwingender Notwendigkeit die Strafe auf dem Fuße folgen muß. Gerade zur Zeit des Krieges bezog der Prinz die Hochschule in Zürich zwecks weiterer Ausbildung. Er hörte Vorlesungen bei Johannes Scherr und Gottfried Kinkel, bei Männern, die im fortschrittlichen Lager standen und aus ihrer Überzeugung kein Hehl machten. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß seine Anschauungen über das Volk freier und unbefangener wurden, daß sich bei ihm ein Verständnis der Volksseele anbahnte. Indirekt sind sie Veranlassung gewesen, daß er versuchte, später solche Ideen in seinen Werken dichterisch zu verwerten. In Zürich hatte er auch Gelegenheit, in einem literarischen Kreise, dem außer Kinkel die Dichterin Mathilde Wesendonck und die Gräfin Bocël-Plater, die früher hochgefeierte Schauspielerin Karoline Bauer, angehörten, zu verkehren. Man sieht, wie er auch hier vom Glück begünstigt ward.

Allein der Aufenthalt in der Limmatstadt war von nicht allzulanger Dauer. Schon im nächsten Jahre, gleich nach Beendigung des Krieges, trat der Prinz ins Heer und ward bald Leutnant in dem Kurmärkischen Dragoner-Regiment Nr. 14, das in Kolmar im Elsaß stand. Daß er gerade diese Garnison wählte, liegt wohl zum Teil daran, daß er neue, besondere Verhältnisse kennen lernen wollte; bestimmend war aber auch die Nähe Zürichs. Den ihm lieb gewordenen Verkehr wollte er unter keinen Umständen aufgeben. Der kurz vor seinem Eintritt ins Heer erfolgte Tod seiner Mutter, die viele Jahre gekränkelt, aber nie ihre geistige Frische eingebüßt hatte, verwundete ihn am tiefsten. In „Don Juans Tod" sagt er uns an einer Stelle, was seine Mutter für ihn bedeutet hat.

Als einige Jahre später auch der Vater starb, war der Sohn ganz vereinsamt, und nun litt es ihn nicht mehr in der Heimat. Der Stimmung, die damals sein Herz erfüllte, der ganzen Leere, die er in sich fühlte, gibt er rührenden Ausdruck in seinen Liedern „Aus der Jugendzeit," wo es heißt:

„Dort wacht kein Wesen, das mich liebt,
kein Lichtlein winkt, kein Lämpchen scheint;
kein Hund, der mir die Pfote gibt,
der's gut und ehrlich mit mir meint.
Mich friert. Ich weiß, bald kommt die Zeit,
daß man mich tragen wird hinaus
ohn' Klang und ohne Grabgeleit
aus meinem allzu stillen Haus."

Zuerst machte er Reisen nach Ägypten und Kleinasien, die ihn ein Jahr fernhielten. Nach seiner Rückkehr gehörte er noch einige Jahre dem Heere an; dann schied er endgültig aus, da ihn das Einerlei des Dienstes auf die Dauer nicht befriedigen konnte. Seit 1875 befand er sich fast ununterbrochen auf Reisen. Lange hielt er sich in Rom auf und legte seine Eindrücke in „Angelina," einer epischen Dichtung, nieder. Hier machte er die Bekanntschaft Hans Makarts und des kunstsinnigen Grafen Lanckoronski, mit denen er 1876 einen zweiten Ausflug nach Ägypten unternahm. Daran schlossen sich Reisen nach Kleinasien, Griechenland und Spanien. Als großer Nimrod unternahm er Ausflüge nach Tunis und Montenegro, und die Trophäen, die er davontrug, zieren zum Teil noch heute sein Jagdzimmer. In Amerika ist Schoenaich, wie man auf Grund seines Liederzyklus „Westwärts" vermutet hat, nie gewesen. Der Ertrag seiner Reisen spiegelt sich in seinen Liedern wieder. Nicht umsonst sind sie so farbenglühend und farbensprühend; nicht umsonst kann er von der Schönheit Griechenlands und Italiens zeugen und von „sandverwehten Hügeln" und „dem großen Weh und Grausen der Wüste" sprechen! Eine umfassende Bildung, eine genaue Kenntnis von Land und Leuten entschädigte ihn für manche Gefahr, die ihm gedroht hatte; der Mensch wie der Dichter trug einen reichen Preis heim. 1878 hatte der Prinz Palsgaard, eine einsam am Belt gelegene Besitzung, erworben. Aber weder hier noch in Haseldorf bei Ütersen weilte er dauernd; er sah noch manches fremde Land. Erst seit seiner Vermählung mit Katharina v. Knorring im Jahre 1887, von der er, als Motto zu der Sammlung „Heimkehr," singt:

„Ich hab' dich geliebt, ich hab' dich errungen
und habe dich dennoch nie besungen,
weil nicht in Worten noch in Bildern
dein Herzensreichtum wär' zu schildern!"

hat er in Haseldorf Rast gemacht und damit einen Wendepunkt, der deutlich in seinen Werken zu spüren ist, gekennzeichnet.

Die Jugendzeit liegt abgeschlossen hinter ihm. Als abgeklärte Persönlichkeit tritt er uns von jetzt ab in seinen Dichtungen entgegen. Zu den Werken der ersten Periode seines Schaffens gehören: „Lieder an eine Verlorene," der Zyklus „Fatthûme," die Epen „Angelina" und „Die Sphinx," die „Geschichten aus Moll" [1]) und die Novelle „Tauwasser." [1])

In den achtziger Jahren schien eine neue Sturm- und Drangperiode in der Literatur heraufgeführt zu werden. Karl Bleibtreus „Revolution der Literatur" sollte über die Bestrebungen der neuen Richtung aufklären, die „Gesellschaft" das Blatt sein, in dem die dichterischen Offenbarungen ihrer Führer Ausdruck fanden. Die mit viel Lärm begonnene Bewegung verlief kläglich im Sande, und wer die „Gesellschaft" las, mußte zu der Erkenntnis kommen, daß die Darbietungen keineswegs einen Anspruch auf eine neue Kunst machen konnten. Das war der nackteste Realismus, der mit der Kunst wenig gemeinsame Züge aufwies. Daß aber ein berechtigter Realismus gegenüber dem Idealismus und der Romantik mehr und mehr zu seinem Rechte kam, kann zum Teil allerdings auf die neue Strömung zurückgeführt werden. Carolath hatte seit 1891 im „Bürgerlichen Tod" [2]) und im „Adeligen Tod" auch realistisch gezeichnet, aber nicht, um modern zu sein und im Fahrwasser der Zeit zu schwimmen, sondern

[1]) Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 188 S. 2. Aufl. 1899 u. 144 S. 2. Aufl. 1899.
[2]) „ „ „ 138 S. Neue Ausgabe.

weil er selbst durch seine Beobachtung und die Nachklänge aus seiner Jugendzeit darauf verwiesen ward. Inzwischen war auch der Epenkranz geschlossen, indem zu den schon genannten „Don Juans Tod" sich gesellte.

Der Realismus mußte seinem zart besaiteten Dichtergemüt doch nicht so ganz zusagen, denn fast gleichzeitig mit den beiden genannten Novellen entstanden „Der Freiherr," „Der Heiland der Tiere" und 1894 „Regulus."[1]) Hier ist er nun ganz wieder zu Hause und wandelt auf den Pfaden der Romantik, wenn auch nicht mehr in so abstrakter Weise wie früher.

Das Jahr 1894 brachte auch noch „Philemon und Baucis" in lose dramatisierter Form, und 1899 folgte die lyrische Novelle „Hans Habenichts," beide den „Gedichten" beigefügt. Das zuletzt erschienene Werk enthält: „Lichtlein sind wir," „Die Kiesgrube" und „Die Wildgänse."[1]) Als neueste Veröffentlichung vom vorigen Jahre liegt die 3. vermehrte Auflage seiner „Gedichte" vor. Gerade die neu aufgenommenen Lieder, die aus den letzten Jahren stammen, sind in höchstem Grade interessant und zeigen eine derartige Fortentwickelung auf allen Linien, daß man mit ihnen einen zweiten Wendepunkt in seinem Leben bezeichnen möchte. Auf diese Lieder gedenke ich daher bei der Betrachtung seiner Lyrik, mit der ich mich nunmehr nach Abschluß seines Lebensbildes zu beschäftigen haben werde, ganz besonders zurückzukommen.

Weihnachtsfrieden.

O Wort von wunderfel'gem Klange,
Weihnachten, du o Friedenswort!
Wie ziehst du mich mit holdem Zwange
Auf der Erinnerung Flügeln fort
Hin zu der Jugend gold'nen Tagen,
Wenn, leise mit der Sterne Pracht,
Von Engelsfittichen getragen,
Herniederfank die heil'ge Nacht.

Wie hob der Andacht Wonnebeben
Die Seele mir zu solcher Stund'!
Ich sah im Geist die Engel schweben
Wie einstens um des Himmels Rund.
Mir war's, als hörte ich erschallen
Ihr Jubellied zu Gottes Ehr',
Daß Frieden sei und Wohlgefallen
Bei allen Menschen ringsumher.

Oldesloe.

Und Frieden war's in meinem Herzen,
Und Frieden träumt' ich dort wie hier,
Denn fremder Menschen fremde Schmerzen,
Sie drangen noch nicht her zu mir.
Seitdem hab' manches ich erfahren
An eig'nem und an fremdem Weh,
Doch wenn, nach so viel langen Jahren,
Die heil'ge Nacht ich nahen seh', —

So senkt sich noch ein Gottesfrieden
Wie damals mir ins wunde Herz,
Und von dem Weh und Leid hienieden
Erhebt es froh sich himmelwärts.
Ob tödlich auch das Herz getroffen
Sich wähnte von des Schicksals Macht,
Es fängt aufs neue an zu hoffen
Im Friedenshauch der heil'gen Nacht.

Johannes Suck.

Einiges über die Anfänge der Dampfschiffahrt in der Ostsee.

Vortrag,
gehalten auf der Generalversammlung in Kappeln am 22. Mai 1907.

Von **Karl Radunz** in Kiel.

Zwei Motive sind es, die mich veranlaßt haben, zu der diesjährigen Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde einen Vortrag anzumelden. Einmal ist es die Lage des Versammlungsortes an einem Einschnitt der Ostsee, der See, die einst wie jetzt stolze Schiffe und Flotten auf ihren Wogen trug bezw. noch beherbergt, und die auch einst den

[1]) Göschensche Verlagshandlung, Leipzig. 181 S. 2. Aufl. 1903 u. 111 S. 2. Aufl. 1903.

Übergang von der alten Segelschiffahrt zur Dampfschiffahrt erleben mußte; zum andern ist es das einhundertjährige Jubiläum des Dampfschiffes, welches wir, da vor nunmehr 100 Jahren, im Jahre 1807, Robert Fulton mit seinem Dampfschiff „Clermont" auf dem Hudson die Dampfschiffahrt eröffnete, in diesem Jahre feiern können. Beide Momente zusammen ließen in mir den Gedanken reifen, ihnen hier bei dieser Gelegenheit einiges darüber mitzuteilen, wie sich die Anfänge der Dampfschiffahrt in der uns benachbarten Ostsee gestalteten. Wenn wir heute in der glücklichen Lage sind, uns von den nunmehr längst zurückliegenden Verhältnissen auf diesem Gebiet ein anschauliches Bild zu machen, so verdanken wir dieses der Forscherarbeit des Direktors der Lübecker Navigationsschule Dr. Schulze in Lübeck. Er war es, der die Quellen im Staatsarchiv zu Lübeck nach dieser Richtung hin zum ersten Male durchforschte und die Ergebnisse seiner Studien sodann veröffentlichte.[1]) Hören wir, was uns unser Gewährsmann zu berichten hat.

Nach einer Schilderung des Rückganges, den die einst so stolze und mächtige Hansestadt Lübeck nach den ihr durch die 1806 aufgedrungene französische Fremdherrschaft zugefügten, schweren Schäden erfahren hatte, schreibt er: „Man sollte annehmen, daß alle, die zu jener Zeit ihrem Erwerbe auf der Trave nachgehen mußten, freudig aufgeatmet hätten, als ihnen die erste Kunde kam von den neumodischen Dampfern, die nun mit ihrem Bug auch die Gewässer der Ostsee zu durchschneiden sich anschickten. Was man noch vor wenig Jahren für eine Fabel, für unmöglich gehalten, nun war's Tatsache geworden. Man fuhr, ohne den Wind zu benutzen, mit Hilfe heißgemachten Wassers, mit Dampf, quer über den Ozean. — — — Jetzt sollte auch die Trave bald ihre Dampfboote bekommen. Begreiflich würde man nun finden oder doch als ganz selbstverständlich annehmen, daß die wettererfahrenen Kapitäne des vorvergangenen Säkulums mit fliegenden Fahnen in das Lager des neuen Herrschers Dampf übergegangen wären. Sie konnten sich nun mit einem Male unabhängig machen vom alten Tyrannen Wind. Als Erlösung aus langer Knechtschaft hätten sie es empfinden, dem anrückenden Herrn des Ozeans hätten sie zujubeln müssen. Denn ein schwerer Alpdruck war von ihnen genommen, unbekümmert ums launenhafte Wetter war es in Zukunft möglich, die Krümmungen des gewundenen Stromlaufes der Trave zu meistern. Man brauchte den schweren Knüppel zum Treideln nicht mehr vor die Brust zu legen, um am Lande Schritt vor Schritt das plumpe Schiff mit dem weit ausladenden Bug flußauf gegen Wind und Strömung dem Hafen zuzuschaffen. Ebenso konnte die zeitraubende Arbeit mit dem Warpanker nun als überwunden angesehen, als gänzlich veraltet und abgetan betrachtet werden. Doch weit entfernt von diesem Bilde blieben die Verhältnisse damals. Erst langsam und ganz allmählich entwickelte sich der Übergang. Es bedurfte einer langen, sehr langen Zeit, bis der alte Äolus endgiltig auf die Oberherrschaft verzichtete und grollend das Steuer dem neuen Rudersmanne Dampf übergab."

Die Quellen des Lübeckischen Staatsarchivs verzeichnen die ersten Andeutungen und Hinweise auf das neue Verkehrsmittel in Briefen aus dem Monat Februar des Jahres 1817 und sodann wieder 1821. In dem letzteren weist der hanseatische Ministerresident Sieveking auf den Wert der Errichtung einer Dampfschiffahrt hin, die von der russischen Regierung, auch zum Zweck der Briefbeförderung, in Erwägung gezogen wurde und Travemünde als eine Endstation ansah. Er regte eine Verständigung über diese Frage an, um den Absichten der russischen Regierung entgegenzukommen.

[1]) Marine-Rundschau, 15. Jahrg., S. 697 ff.

Inzwischen hatte aber schon ein Kieler Kaufmann Salomon, unterstützt durch den dänischen Gesandten Blome, im Oktober 1817 der russischen Regierung eine Denkschrift überreicht, in welcher er die neu zu gründende Dampferverbindung nach Kiel zu lenken versuchte. Es wurde in dieser Schrift angeführt, daß der Weg von Hamburg nach Kiel nicht weiter sei als der nach Lübeck, und daß die Seeroute von Kiel aus einen geraderen Kurs besitze als die von Travemünde aus. Für Lübeck, wo die Anregung Sievekings auf fruchtbaren Boden gefallen war, wurde der Ausgang der Angelegenheit daher etwas zweifelhaft. Das Kieler Projekt geriet durch verschiedene Umstände jedoch ins Stocken, und das Lübecker Kommerzkollegium berichtete am 15. Februar 1821 über die von Kiel aus gemachten Vorschläge: „Bisher scheinen dieselben keinen Eingang gefunden zu haben, und wir wagen auch nicht, über deren Ausführbarkeit in nautischer Hinsicht zu entscheiden, wie wir denn überhaupt der Meinung sind, daß es für unsere Schiffsreedereien zuträglicher wäre, wenn eine solche Dampfbootfahrt überall nicht, elbst auf Lübeck zustande käme."

Trotz des kurzsichtigen Standpunktes, der aus diesem Bericht hervorgeht, trat das Kollegium dennoch, wenn schon eine Dampferverbindung geschaffen werden sollte, für Lübeck oder vielmehr Travemünde als den westlichen Endplatz der Linie ein. Salomons Projekt war mittlerweile daran gescheitert, daß ihm die nötigen Geldmittel fehlten; es wurde dagegen von Baird & Co., einem Petersburger Hause, aufgenommen und in erweiterter Form ausgearbeitet. Dabei schied aber Kiel aus, und Baird nahm Lübeck wieder als Endplatz in Aussicht, und zwar sollte das Dampfschiff nicht in Travemünde anlegen, sondern direkt bis an die Stadt heranfahren, was nach den vorgenommenen Lotungen ausführbar erschien.

Nun trat aber mit einem Male ein neuer Faktor der Idee der Dampfschiffahrt hemmend entgegen, das war — die Post! Diese befürchtete nämlich einen erheblichen Ausfall in ihren Einnahmen durch den Verlust ihrer Beförderung — hüben und drüben. Von Baird wurde deshalb eine ziemlich hohe Abgabe für das der Post vermutlich entgehende Porto verlangt, ein Ansinnen, das die Frage der Rentabilität einfach über den Haufen warf und auch nicht den kleinsten Überschuß für das Unternehmen verhieß.

Diese Gegnerschaft bestand sowohl bei der russischen und der lübeckischen, als auch bei der dänischen Post. In Rendsburg bemühte sich der hanseatische Ministerresident vergebens, die Bedenken der Post zu beseitigen, indem er darauf hinwies, daß das Finanzinteresse der Post hinter dem immerhin noch wichtigeren des Handels und der Regierung (im diplomatischen Verkehr) zurückstehen müßte. Aus Kopenhagen wurde wiederum Lübeck vor Ungelegenheiten mit Dänemark gewarnt, woselbst der Fiskus ebenfalls um seine Portoeinnahmen besorgt war. So wurden denn sowohl Salomons als auch Bairds Projekte begraben und die Dampferverbindung Lübeck—Petersburg in den Hintergrund gedrängt. —

Aber die neue Idee brach sich doch Bahn, und von anderer Seite trat man jetzt mit einer Dampferlinie hervor, — einer solchen zwischen Lübeck und Kopenhagen! Der Urheber derselben war der dänische Schiffskapitän Matthias Bürring Lov, der sich im Dezember 1822 an den lübeckischen Senat mit einer Eingabe wegen Erleichterungen für eine solche Linie wandte. Seine Absicht war, vom Mai des kommenden Jahres an mit einem in England nach dem besten Muster erbauten Dampfboot wöchentlich nur Passagiere und deren Effekten, aber keine Kaufmannsgüter zwischen den beiden Städten zu befördern. Das Kommerzkollegium, das noch im Vorjahre dem Dampfschiff gegenüber sich so

ablehnend verhalten hatte, stand jetzt der Sache schon ganz anders gegenüber. Unter dem Hinweis, daß der Handelswelt jedes Mittel recht sein müsse, um den Verkehr auf Lübeck zu fördern, selbst wenn dieser mit dem Handel nichts zu tun habe, betonte es, daß die neue Dampferlinie geeignet sei, die Verbindung Lübecks mit Kopenhagen immer inniger zu gestalten unter Zurücksetzung des Konkurrenten Kiel, und empfahl Lovs Plan dem Senat zur Beachtung und Förderung. Lov erhielt darauf ein Privilegium auf die Dauer von 10 Jahren vom 1. Mai 1823 ab.

Nach diesem Privilegium hatte nur Lov das Recht, Dampfer auf der von ihm geplanten Linie fahren zu lassen; gegen die Pauschsumme von 200 Mark Lübisch Kurant war er von allen Hafen-, Lotsen- und anderen derartigen Abgaben befreit, mußte sich aber verpflichten, nur Passagiere (mit ihrem Gepäck) zu befördern. Nun aber bot sich Lov wieder die dänische Post als Schwierigkeit. Dieselbe legte aus den schon einmal erwähnten Gründen ihr Veto gegen die Verleihung eines ähnlichen Privilegiums an Lov seitens Dänemarks ein, so daß Lov mit seinen Plänen nicht vorwärts kam. Schließlich verfiel er auf den Gedanken, seine Dampfer unter lübeckischer Flagge fahren zu lassen, da es in Kopenhagen jeder Nation freistand, Passagiere usw. auszuschiffen. Aber auch so hatte er kein Glück, da eine alte dänische Verordnung ausgegraben wurde, welche die Lübecker Flagge einer äußerst drückenden Abgabe unterworfen hätte. Damit hatte aber auch das Unternehmen soviel Schwierigkeiten gefunden, daß es wiederum ins Stocken geriet.

Erst als Lov im nächsten Jahre von den Kopenhagener Großkaufleuten Gebr. Hagen größere Geldmittel erhielt und auf diese das Lov verliehene lübeckische Privilegium, jetzt giltig vom 1. Juni 1824 ab, übertragen worden war, nahm das Unternehmen eine günstige Wendung, freilich nicht, ohne noch einmal in einer ganzen Reihe von Interessenten Widersacher gefunden zu haben.

So sahen z. B. die Travemünder sich bei der direkten Durchfahrt des Dampfers nach Lübeck in ihren durch den Fremdenverkehr bedingten Einkünften bedroht; namentlich waren es die Gast- und Hotelwirte, die Fuhrleute, die — Rademacher, die, wie sie schrieben, „den Reisenden die auf See lädirten Equipagen sonst wieder instand gesetzt" hätten, und die Fischer. Letztere führten an, „daß durch die wöchentlich wiederkehrenden Bewegungen des Wassers der Trave durch die Dampfer die junge Fischbrut im Sommer zerstört, das Ausbrüten derselben gehemmt und durch das gewaltige Schlagen der auf beiden Seiten eines Dampfschiffes sich mit großer Gewalt bewegenden Räder das Fortkommen der jungen Fische, die länger als ein Jahr bedürfen, ihre gehörige Größe zu erreichen," gestört würde.

Diese Einsprüche vermochten jedoch nicht, dem Gang der Dinge Einhalt zu tun, und so traf denn der Dampfer „The Kingston" unter Führung des Kapitäns Lov am 4. Juli 1824 zum ersten Male in Lübeck ein. Durch Ungunst von Wind und Wetter hatte der Dampfer in der Trave allerdings das Unglück, auf Grund zu geraten und außerdem noch mit einem Segler zu kollidieren. Solche Unfälle waren natürlich Wasser auf die Mühle der vielen Dampfschiffsgegner, so daß es ihnen sogar gelang, einen Erlaß zu erwirken, der dem „Kingston" in Zukunft nur gestattete, nur etwa den halben Weg nach Lübeck hinauf zu fahren. Dieser Erlaß scheint aber, nachdem der Chef des Lotsenwesens persönlich eine Fahrt mit dem Dampfer gemacht hatte, wieder aufgehoben zu sein, da Kapitän Lov jetzt in regelmäßiger Fahrt wöchentlich einmal nach Lübeck hinauf fuhr. Schließlich bot der Dampfer den Lübeckern auch eine bequeme Gelegenheit, des Sonntags zum Vergnügen nach Travemünde hinunter zu fahren.

Trotz allerlei Intrigen und Widersacher, die auch jetzt dem Unternehmen nicht erspart blieben, und die sich in erneuten Eingaben um Verbot derselben und um sonstige Erschwerungen des Verkehrs zeigten, ermutigte der Lovsche Erfolg schließlich doch zu ähnlichen Unternehmungen, so daß u. a. nach einigen Schwierigkeiten anfangs der dreißiger Jahre einige Dampfer für die Passagier- und Schleppschiffahrt zwischen Lübeck und Travemünde eingestellt wurden. Von diesen wird bereits 1838 gesagt, daß sie für den Lübecker Verkehr eine sehr bedeutende Rolle spielten und unentbehrlich seien.

Inzwischen waren wieder Verhandlungen über die Einrichtung einer Dampferverbindung Lübeck—Petersburg aufgenommen worden. In London hatte im Oktober 1825 eine Konferenz getagt zwecks Gründung einer Dampferverbindung zwischen England und Rußland. Da für den Passagierverkehr der lange Seeweg durch den Sund ausgeschlossen war, so kam man von selbst auf Lübeck, das auf der direkten Strecke lag.

Durch die tatkräftige Mitwirkung des Lübecker Kaufmannes Nikolaus H. Müller, der schon bei der Kopenhagener Linie beteiligt war und hier gewisse Erfahrungen gesammelt hatte, wurde nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten und Bedenken das Projekt endlich so weit gefördert, daß Müller im Februar 1828 dem Senat die baldigst bevorstehende Eröffnung der Lübeck—Petersburger Dampfschiffahrt anzeigen konnte. Unter Hinweis auf die durch die Kopenhagener Linie geschaffenen Vorteile erwähnt er u. a., „statt daß in den Vorjahren mit den Paketsegelschiffen 100—150 Personen nach Kopenhagen übergeführt wären, hätte man schon im Jahre 1827 nicht weniger als 2036 Passagiere nach dort geschafft." Das Dampfschiff hatte also auch schon hier eine beträchtliche Umwälzung im Reiseverkehr bewirkt!

Trotzdem nun die Travemünder wieder mit einer Eingabe kamen, wurde doch der Betrieb in demselben Jahre mit dem Dampfschiff „Georg IV." unter englischer Flagge aufgenommen. Freilich mußte der Dampfer in Travemünde bleiben, da die Travemünder ein altes Verbot des Löschens und Ladens von Gütern auf dem Traverevier — der Dampfer sollte ursprünglich die Trave halb hinauf fahren — hervorgeholt hatten. Auch einige Konflikte wegen der verschiedenen Abgaben vermochten nicht, den Lauf der Dinge aufzuhalten, so daß im Februar 1829 die englische Dampfergesellschaft um dieselben Vergünstigungen für einen zweiten Dampfer einkam, der mit Wiederbeginn der Schiffahrt in die Petersburger Linie eingestellt werden sollte, was ihr auch gewährt wurde. Dasselbe geschah, als die Gesellschaft 1830 um die Vergünstigungen für ein drittes Dampfboot, „Superb," einkam, welches an Stelle des „Georg IV." eingestellt wurde.

Nun tauchte auch ein Projekt des Nikolaus Müller, der von der englischen Gesellschaft zurückgetreten war, auf. Er benutzte eine augenblickliche Verlegenheit der Gesellschaft und agitierte für eine Dampferverbindung Hollands mit Rußland über den Seeweg Lübeck—Petersburg. Das Projekt, für welches alles geordnet und bereits ein Dampfschiff ausersehen war, scheint jedoch gescheitert zu sein.

Inzwischen hatte sich auch die Lübecker Kaufmannschaft von den Schlägen des Krieges soweit erholt, daß sie sich daran wagte, ihre eigene Flagge, mit eigenem Kapital auf einigen Dampfern zu setzen. Nachdem man 1829 in der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit" warm für diesen Gedanken eingetreten war, wurden in ganz kurzer Zeit 600000 ℳ in 200 Aktien aufgebracht. Drüben in Petersburg war man aber noch energischer vorgegangen, so daß sich schließlich eine Vereinigung des Lübecker und des Petersburger

Unternehmens als das zweckmäßigste erwies. Zwei Dampfer waren für die Route vorgesehen; die Direktion beim Bau derselben und ihre Ausrüstung wurde den Lübeckern zugestanden; es erschien sogar ein „Kaiserlicher Ukas," welcher dem Unternehmen ein ausschließliches Privilegium für 12 Jahre erteilte, „nur mit diesen Dampfschiffen aus den Häfen südlich des 55. Breitengrades nach den Plätzen des finnischen Meerbusens zu fahren." Dagegen verlangten aber die Petersburger entschieden, daß beide Schiffe die russische Flagge führten, ein Verlangen, welches für die Lübecker eine ziemliche Enttäuschung brachte. Sie fanden sich jedoch darein, und so konnten die Fahrten der Gesellschaft zu Anfang des dritten Dezenniums mit den zwei Dampfern „Nikolai I." und „Alexander" aufgenommen werden.

Um diese Zeit erstand der Lübeck—Kopenhagener Linie eine Konkurrenz, indem von anderer Seite das Dampfschiff „Friedrich VI." in diesen Verkehr eingestellt wurde, welches Schiff fast doppelt so groß war wie der in „Prinzessin Wilhelmine" umgetaufte „Kingston." Da die alte Gesellschaft sich hierdurch in ihren Privilegien beschränkt sah, kam es zu einem langwierigen Prozeß, dessen Ausgang aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich ist. Kapitän Lov (von der alten Linie) berief sich darauf, daß „als weder Engländer, Holländer noch Russen, geschweige denn die Bürger Lübeck's sich an das Wagnis gemacht hätten, Dampfboote hineinzusenden in die Ostsee, er allein den Mut besessen habe, auf seine eigenen Kosten und Gefahr dieses Risiko zu laufen! Durch die Huld eines hochedlen Rates sei ihm Schutz und jegliche Förderung versprochen! Nun aber gestatte man dem Schiffe „Friedrich VI." genau so wie seinem Dampfboote, Passagiere und Effekten in Travemünde zu landen." Da Lov aber nicht das dänische Privilegium, welches ihm angeblich verliehen sei, und auf welches sich das Lübecker stützte, beibringen konnte, so lag die Sache juristisch nicht ganz klar. Im übrigen scheint die neue Linie der alten recht fühlbare Konkurrenz gemacht zu haben, wie aus einem Geschäftsbericht der letzteren Linie hervorgeht.

In den Anfang der dreißiger Jahre fällt auch die Gründung der Linie Lübeck—Stockholm, in welche als erster Dampfer „Prins Frederick der Niederlanden" eingestellt wurde, welchem sich dann in den nächsten Jahren verschiedene andere Dampfer anschlossen. —

Die Dampfschiffe der damaligen Zeit darf man sich natürlich nicht in der Art der jetzigen modernen Fahrzeuge vorstellen. Sie glichen vielmehr, abgesehen von dem hochragenden, ziemlich engen Schlot und den auf beiden Schiffsseiten befindlichen, mächtigen Schaufelrädern, im äußeren Aussehen noch ganz den Segelschiffen. Wie diese führten sie noch meistens vollständige Takelung und konnten so auch zeitweise die Segel benutzen. Ebenso besaßen sie noch den vorspringenden Bug mit Bugspriet und Klüverbaum. Das Baumaterial war Holz, da Eisen im Schiffbau erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemeiner in Gebrauch kam, bis auch dieses gegen Ende des Jahrhunderts von dem weichen Schiffbaustahl verdrängt wurde. Die Niederdruckmaschinen, die ihren Dampf von den Kofferkesseln erhielten, bewegten, meistens durch ein Zahnradvorgelege, die für den Fortlauf des Schiffes dienenden Schaufelräder. Erst in den Jahren 1837/38 machten die ersten Schraubendampfer in England ihre Probefahrten, nachdem der 1829 von Joseph Ressel in Österreich konstruierte Schraubendampfer „Civetta" nicht den gewünschten Erfolg aufzuweisen hatte. Die alten Niederdruck-Maschinen und -Kessel sind durch solche mit hochgespanntem Dampf arbeitende ersetzt. Die zahlreichen, mannigfaltigen Verbesserungen im Schiff- und Schiffsmaschinenbau im Laufe eines Jahrhunderts

haben überhaupt die Fortschritte gezeitigt, welche die jetzigen Dampfschiffe gegenüber den ersten ihrer Art aufweisen.[1]) —

Auch in den anderen Handelsstädten an der Ostsee brachte man der Dampfschiffahrt jetzt großes Interesse entgegen, da man bald erkannt hatte, daß dieselbe wohl geeignet sei, Handel und Wandel, den Güter- wie auch den Passagierverkehr in ganz ungeahnter Weise zu heben und zu fördern. Und wo bis dahin der Hang am Alten sich der Einführung des neuen, Rauch und Dampf speienden Verkehrsmittels noch entgegengestemmt hatte, da wußte allmählich doch der Fortschritt sich Bahn zu brechen, zumal auch eine jüngere, mit der Zeit vorgeschrittenere Generation an die Stelle der älteren getreten war. Heute, am Ende des ersten Säkulums der Dampfschiffahrt, kreuzen die verschiedensten Dampffahrzeuge im Dienste des friedlichen Handels und Verkehrs wie auch als trutzige Kriegsmittel die Gewässer der Ostsee, und mit Vergnügen läßt sich der Reisende auf Dampfers Rücken von Hafen zu Hafen tragen, — selten, daß einmal einem der Gedanke an die enormen Fortschritte auftaucht, welche die Dampfschiffahrt auch hier in der Ostsee seit ihren ersten, bescheidenen Anfängen, die wir soeben kennen gelernt haben, genommen hat!

17. Generalversammlung

des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck

am Mittwoch der Pfingstwoche, 22. Mai 1907, zu Kappeln.

Nicht „programmäßig," aber höchst befriedigend in ihrem Verlaufe, reich belohnend durch die Ausblicke links und rechts auf das fruchtbar-schöne Schwansen war die Wagenfahrt verschiedener Kieler Mitglieder ab Eckernförde über Hemmelmark, Kleln-Waabs usw. nach Kappeln. Als wir dieses freundlichen Städtchens ansichtig wurden, durchbrach die Sonne zum ersten Male am Tage das grauschwarze Gewölk: sie hat uns nicht betrogen. Die Kappeler Tage werden alle Teilnehmer noch lange in ihrer Erinnerung als Tage genußreicher Arbeit und arbeitsreichen Genießens wach halten.

Im „Schauspielhause" war am Dienstagabend alles bis auf den letzten Platz besetzt. Ökonomierat Dr. Fuchs-Kappeln eröffnete den Kommers mit kernigen Worten, und Bürgermeister Schreck begrüßte insbesondere den Verein und die Gäste namens der Stadt und ihrer Vertretung. Unser Vorsitzender, Rektor Peters Kiel, dankte mit einem alles begeisternden Hoch auf Kappeln und seine Bürger und Bürgerinnen. Alle Herren sprachen kurz und bündig. Der Quartett-Verein sang treffliche Weisen, die auf die Bedeutung des Tages besonders abgestimmt waren, und unser Freund und treuer Begleiter, Lehrer Th. Möller aus Kiel, entwarf in Wort und selbst hergerichteten Bildern eine anschauliche Schilderung seiner „Sommertage auf Halligen" und fand reichen Beifall für seine Arbeit im Dienste unserer Landeskunde. Präparanden der Kappeler Anstalt, junge, kräftige und schöne Gestalten, turnten am Reck, als wären sie Akrobaten eines Turnvereins. Ihr Vorsteher, Herr Tränckner-Kappeln, verstand es, trotz vorgerückter und geräuschvoller Stunde, die Geister zu bannen und mit seinen Hörern den tieferen Sinn und Grund des Heimatsgefühls zu erfassen. Indem er von der dunkelsten Urzeit unsers Landes und Stammes in die helle Gegenwart und hinüber in die neblige Zukunft wanderte, vorüber an den großen Wendepunkten, den Helden, den geistigen Führern unserer Heimat, zeigte er, daß Liebe zur Heimat mehr sei als

[1]) Vergl. „100 Jahre Dampfschiffahrt (1807—1907)." Schilderungen und Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte des Dampfschiffes. Von Karl Radunz, Kiel. Mit 125 Abbildungen und 2 Tafeln. Verlag von C. J. E. Volckmann Nachfolger, Rostock i. M.

ein bißchen Gern-leiden-mögen, Gern-da-wohnen-mögen, daß sie eine starke, unzerreißbare Kette des Blutes und der Seele sei, die hinabreiche in die Urzeit zu längst vergangenen Menschen und Stämmen und uns durch sie an das Land binde, das unsern Leib geboren, hinüber in die historische Vergangenheit zu unsern Vätern und dem von ihnen geschaffenen Volkstum, hinein in die Gegenwart mit all den Lieben, die mit uns über den Boden wandeln, mit all dem Charakteristischen in Natur und Kultur, das uns das Gesicht unserer Jugend, unserer Liebe, unsers Volksgeistes weist, und endlich hinaus in die Zukunft mit der doppelten hohen Aufgabe, durch Kampf zu bewahren, durch Schaffen neu zu gestalten. Sein Hoch auf Schleswig-Holstein wurde begeistert aufgenommen.

Das plattdeutsche Wort als Interpret von Leid und Freud, vor allen Dingen des niederdeutschen köstlichen Humors brachte Reform-Realgymnasiallehrer H. Westphal-Kiel, als tüchtiger Rezitator den Kappeler Bürgern kein Neuling mehr, zum Vortrag. Herr Westphal erntete nie endenwollenden Beifall. Und die Musik tat auch das Ihre, die Stimmung zu heben, Frohsinn und Gemütlichkeit zu fördern. In mitternächtlicher Stunde verlief sich der Schwarm.

Am andern Morgen wurde die Kirche besichtigt, vom Turme aus der Rundblick ins Angeliter und Schwansener Land genossen, und dann begann um 10 Uhr die Arbeit.

Der Saal im Hotel „Stadt Hamburg" war sehr gut besetzt; höchst erfreulich war die große Zahl der Teil der Teilnehmer unter den Präparanden der Kappeler Anstalt. Ein Wort des Willkomms bot der Vorsitzende, Rektor Peters, allen Anwesenden und den Vertretern der Behörden, ganz besonders den jungen Kollegen, die berufen sind, dereinst die Liebe zur Heimat in die Herzen zu pflanzen. Mit einem Kaiserhoch eröffnete er die Generalversammlung. Landrat v. Alten in Schleswig, der dienstlich am Erscheinen verhindert war, versehlte nicht, durch seinen eigens zur Versammlung entsandten Vertreter, Reg.-Assessor Dr. Bahrfeldt, den Verein in Kappeln besonders zu begrüßen. Unser Kassenführer, Lehrer F. Lorentzen-Kiel, erstattete den Rechnungsbericht. Einnahmen und Ausgaben balancieren mit 6887 ℳ. Die Abrechnung lag offen auf. Dem Rechnungsführer wurde Entlastung erteilt. Der Unterzeichnete verlas folgenden Aufruf zum Beitritt in den Verein Jordsand: „Unaufhaltsam geht die Vogelwelt unserer deutschen Küsten ihrer Ausrottung entgegen. Die ungeheuren Scharen von Möven, Seeschwalben, Austernfischern, Rotschenkeln, Regenpfeifern usw., die einst Naumanns Bewunderung erregten, sind längst verschwunden; aber auch die geringen Reste, die Rohweder noch vor 20 Jahren konstatieren konnte, werden mit jedem Jahre mehr zurückgedrängt, durch unsinnige Schießerei dezimiert, durch fortgesetzten Eierraub in ihrer Vermehrung gehindert, so daß der Zeitpunkt nicht fern liegt, wo diese Vögel, die doch einen so herrlichen Schmuck unserer Küsten bilden, überhaupt nicht mehr als Brutvögel bei uns vorkommen werden. Dieser Vernichtung muß Einhalt getan werden. Dies soll in der Weise geschehen, daß an geeigneten Örtlichkeiten Brutreservate geschaffen werden. Die Preußische Regierung will sicherem Vernehmen nach dies mit dem Memmert, einer kleinen Insel bei Juist, tun; für die nordfriesischen Inseln ist eine Vogelfreistätte auf Jordsand, einer Hallig zwischen Sylt und dem Festlande, geplant. Die Insel ist dazu von dem Besitzer, Herrn A. Wasmuth in Hamburg, zur Verfügung gestellt. Es handelt sich nun darum, einen Wärter anzustellen, der während der Brutzeit dort die Aufsicht führt. Falls die Pläne, die Herr A. Wasmuth mit Jordsand im Sinn hat, sich nicht verwirklichen, ist ein Erwerb der Insel in Aussicht genommen. Anmeldungen zum Beitritt in den Verein „Jordsand," der sich als Tochterverein dem Deutschen Verein zum Schutze der Vogelwelt e. V. enger anschließen soll, nehmen die Unterzeichneten entgegen. Es ist ein Jahresbeitrag von 10 ℳ und ein einmaliges Eintrittsgeld von 10 ℳ in Aussicht genommen. Sollte jemand Bedenken tragen, dem Verein als Mitglied beizutreten, aber trotzdem seine Bestrebungen unterstützen wollen, so sind freiwillige Beiträge stets willkommen. Gera-R., Steglitz, Hamburg, im Februar 1907. Dr. med. Carl R. Hennicke. Dr. jur. v. Boxberger. Dr. phil. Fr. Dietrich." Der Antrag, dem Verein „Jordsand" zum Schutze der friesischen Vogelwelt beizutreten, wurde angenommen. — Als Beisitzer wurden Stadtrat a. D. Kähler und Kgl. Oberfischmeister Hinkelmann aus Kiel wiedergewählt, als neuer Rechnungsprüfer Reform-Realgymnallehrer Westphal ernannt.

Somit erledigte sich das Geschäftliche sehr schnell, und es folgten die Vorträge:

1. „Die Entwicklung der Landwirtschaft Schleswig-Holsteins im letzten Jahrhundert" von Ökonomierat Dr. Fuchs in Kappeln.
2. „Kultur- und Sittenzustände in Angeln zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges" von Pastor Martensen in Kahleby bei Schleswig.
3. „Einiges über die Anfänge der Dampfschiffahrt in der Ostsee" von Ingenieur R. Radunz in Kiel.

Sämtliche Vorträge werden in der „Heimat" erscheinen, sind z. T. schon erschienen. Der Unterzeichnete demonstrierte Heringslaich auf Potamogeton aus der Schlei.

An das Festessen schloß sich eine Motorbootfahrt nach Schleimünde; auf Maasholm wurde Station gemacht. Abends war Konzert und gemütliches Beisammensein im „Strand-Hotel."

Früh 6 Uhr vereinigten sich mehr als 50 Teilnehmer zur Schleifahrt nach Schleswig; es war eine herrliche Fahrt. In Haddeby stieß der Kgl. Bezirksgeologe Dr. Wolff zu uns, der vor mehr als 100 Personen im Etablissement des Herrn Tams einen einleitenden Vortrag hielt „über die Beziehungen zwischen den Landschaftsformen und dem geologischen Bau von Schleswig-Holstein," und Kustos Rothmann-Kiel orientierte über die Geschichte und Bedeutung der Oldenburg (des alten Haithaby), des Margaretenwalles und des Busdorfer Runensteines. Eine lange Kette von Wagen enthob die Teitnehmer aller körperlichen Strapazen einer Exkursion durch die historischen und geologisch denkwürdigen Stätten der Gegend südwestlich von Schleswig bis in die Hüttener Berge. Auf Wunsch des Unterzeichneten hat sich unser Führer Dr. Wolff dazu bereit erklärt, in einem besonderen Aufsatze die geologische Wanderung noch einmal zu behandeln, und ich glaube, damit wird allen Teilnehmern und Nichtteilnehmern mehr gedient sein als mit einem nackten Bericht.

Der Wurf, von Vereinswegen größere Exkursionen im Dienste unserer Heimatkunde mit unsern Generalversammlungen zu vereinigen, ist gelungen. Ütersen wird im nächsten Jahre im Mittelpunkt stehen. Der Schriftführer: Barfod.

Mitteilungen.

1. **Der Echsenhecht (Scombresox saurus Walb.), ein neuer seltener Gast in der westlichen Ostsee.** Am 30. Oktober d. J. wurde beim Heringsfange von dem Fischer H. Lorenz in Eckernförde auf Stellnetzen, die unter Langholz an der Nordseite der Eckernförder Bucht ausgestellt waren, ein Fisch erbeutet, der den Fischern dort bisher noch nicht ins Netz gegangen und allen unbekannt war. Die Seltenheit wurde mir durch Herrn Heinr. Lorentzen in Eckernförde freundlichst übersandt und ist darauf der Biologischen Sammlung der Fauna der Kieler Bucht im Zoologischen Museum in Kiel eingereiht worden. Der lang gestreckte, aalartige, silberglänzende Körper, der eine Länge von 37 cm hatte, und die in einen langen Schnabel ausgezogenen Zwischenkieferknochen ließen in dem Fisch unschwer einen nahen Verwandten des in unseren Ostseebuchten und auf unseren Fischmärkten wohlbekannten Hornhechtes oder Hornfisches (Belone vulgaris Flem.) erkennen, während die hinter der Rücken- und Afterflosse vorhandenen falschen Flossen, je 6 an der Zahl, wie man sie bei den Makrelen kennt, das Exemplar in die Familie der Makrelenhechte verwiesen und in dieser Gruppe als den Echsenhecht oder Makrelenhecht (Scombresox saurus Walb.) bestimmen ließen. In dem Werke „Die Fische der Ostsee" von Möbius und Heincke fand dieser Fisch noch keine Erwähnung, wie auch Prof. Marshall ihn in seinem Werke „Die deutschen Meere und ihre Bewohner" nicht aufführt, so daß er auch in der Nordsee wohl zu den seltensten Gästen gehört. Winther reiht in seiner Abhandlung „Prodromus Ichthyologiae Danicae marinae" (1879) den Echsenhecht einem Verzeichnis von 14 Fischen ein, die bis dahin als Gäste im Sunde beobachtet, aber für die Kieler Bucht noch nicht nachgewiesen waren, deren Zahl nunmehr aber auf höchstens 7 zu beschränken ist. An der norwegischen Küste ist der Echsenhecht, wie Prof. Collett in seinen „Mitteilungen über Norwegens Fische 1884—1901" berichtet, auf der ganzen Linie vom Christianiafjord bis zum Nordkap hinauf hin und wieder gefangen oder gefunden worden und zwar meistens in einzelnen Exemplaren, die wohl mit dem Golfstrom dem Norden zugeführt wurden; denn die Heimat des Fisches bilden die gemäßigten Gegenden des Atlantischen Ozeans. In den britischen Gewässern ist er zu gewissen Zeiten nicht selten. Der Echsenhecht lebt gesellig und vereinigt sich zuweilen zu sehr zahlreichen Schwärmen, deren Individuen zeitweise auf 20000 geschätzt werden konnten. „Das anziehendste Schauspiel," so wird in „Brehms Tierleben" berichtet, „gewährt er, wenn ihn die Meerschweine oder die ebenfalls in Scharen jagenden Tune und Makrelen verfolgen. Unter solchen Umständen entfaltet er seine volle Beweglichkeit. Massenhaft erscheint er dann an der Oberfläche, und in der Angst, vorwärts zu kommen, drängt einer den andern. Naht sich der Verfolger mehr, so springt einer nach dem andern aus dem Wasser heraus, setzt über die unter ihm schwimmenden weg, versenkt sich zwischen ihnen, erhebt sich von neuem und verfährt wie vorher. Da nun die ganze Gesellschaft von derselben Angst ergriffen wird und in derselben Weise zu entfliehen trachtet, gibt es ein wirres Durcheinander, zumal in der höchsten Gefahr, wenn alle mehr über die Oberfläche hüpfen als schwimmen.

Endlich erreicht der Verfolger das flüchtende Heer, indem er dessen Weg zu kreuzen sucht, und augenblicklich verschwindet dieses in der Tiefe. Aber unter einer so großen Menge fallen immer einzelne dem Feinde zum Opfer, um so sicherer, als dieser in Gesellschaft zu jagen pflegt. Wenn man einen Makrelenhecht ansieht und die Gestalt seiner zwar zahlreichen, aber kleinen Flossen betrachtet, hält man es kaum für möglich, daß er sich in solcher Weise bewegen kann; die Kraft seiner breiten Schwanzflosse, des hauptsächlichsten Bewegungswerkzeuges, ist jedoch sehr bedeutend." Der Echsenhecht ist wegen seines fetten, dem der Makrelen ähnlichen Fleisches ein geschätzter Speisefisch.

Kiel. F. Lorentzen.

2. Nochmals die Musikantenwirte in Weesby. Der Artikel in Nr. 9 der „Heimat" „Die Musikantenwirte in Weesby" hat in mir allerlei Jugenderinnerungen ausgelöst, so daß ich dem Drange nicht widerstehen kann, einige ergänzende Bemerkungen dazu zu machen. Vor nahezu 40 Jahren habe ich als Knabe die Familie sehr gut gekannt, bin oft in ihrem Hause gewesen und habe auf dem übrigens vorzüglichen Bilde die alten Gesichter sofort wieder erkannt. Ja, das ist der Hans Dürby mit den markanten Zügen, der in Miene und Haltung sich den Anstrich gibt, als gelte es im nächsten Augenblick „zu rühren des Königs steinern Herz," und das ist der „Dres," der in unkünstlerischem Gleichmut den mystischen Apparat da vorn betrachtet. Das Bild liefert in dem Brüderpaar eine vortreffliche Illustration von Choleriker und Phlegmatiker, Pose und Natur, Aktivität und Passivität und zugleich die Erklärung dafür, daß die beiden in glücklicher Ergänzung ihrer Charaktereigenschaften ein so langes Leben hindurch friedlich zusammenwirken konnten. Freilich, etwas glatter waren damals noch die Gesichter, als Mutter und Schwester mit ihnen Freude, Leid und Arbeit teilten. Hans, des Hauses Chef, verwaltete Gastwirtschaft, Hökerei und die Finanzen, Dres war der Marschall aller Vierfüßler und Landwirtschaftsminister, während das Departement des Innern, die Küche, der Schwester zugefallen war. Der Mutter, die hoch in den Siebzigern stand und trotz ihrer Rüstigkeit kaum je die Grenzen ihres Grundstücks überschritt, fiel die Aufgabe zu, die Gäste zu unterhalten, wozu sie allerdings infolge ihrer außerordentlichen Akkomodationsfähigkeit besonders geeignet schien. Sie ging auf jeden Dispnt der Gäste ein, trank mit ihnen den duftenden Kaffeepunsch, spielte mit ihnen den üblichen Fips und rauchte ständig die charakteristische halblange Bauernpfeife mit dem starken Tonkopf. Da man dort sonst keine rauchenden, trinkenden und spielenden Frauen kannte, gingen viele in die Wirtschaft, um dies Unikum zu sehen. Aber nicht weniger fiel des Hauses Führer durch sein Gebahren auf, so durch sein forciertes, selbstgefälliges, etwas affektiertes Wesen, seine schnelle Sprechweise und seine lebhaften Gesten; alles dieses wirkte bei seiner Einäugigkeit doppelt komisch. Übrigens hatte er sich in der Welt da draußen „frische Luft" um die Nase wehen lassen und fühlte sich daher den Haus- und Dorfgenossen überlegen. Er imponierte ihnen gern mit seinen Erfahrungen, rezitierte mit Vorliebe Dialoge in deutscher Sprache, die er mit „seinen Herren" gehalten haben wollte, und bei dem damaligen Stande der Wissenschaft im abgelegenen Dorfe gab es allerdings keinen zweiten, der so geläufig mit „deutschen Zungen" reden konnte. Jedenfalls war er der impulsivste und intelligenteste Familientrieb, dem die anderen Mitglieder sich ohne weiteres unterordneten. Namentlich gilt letzteres auch von Dres, der sich übrigens so leicht nicht aus der Ruhe bringen ließ und für jede Anzapfung sofort eine urwüchsige Antwort parat hatte, die dann im Dorfe kolportiert wurde. Die schwerhörige Schwester hielt sich wohl meistens in der Küche auf und wirkte am wenigsten nach außen hin. Dem Dorfe wie ein fremdes Reis aufgepfropft, wie schon der Name andeutet, war die Familie hier stets fremd geblieben. Obwohl mit guter Konversationsgabe ausgerüstet, traten die Mitglieder keinem näher, hatten mit niemandem gesellschaftlichen Verkehr, wie denn auch alle drei Geschwister unvermählt geblieben sind und meines Wissens nie irgend welche Annäherungsversuche nach der Richtung hin gemacht haben. Durch diese Sonderstellung und manche andere Eigentümlichkeiten erregte die Familie die allgemeine Aufmerksamkeit, und so fand man denn schließlich heraus, daß die Alte eine Hexe war, die auch noch ihren Ältesten verleitet hatte, ein Bündnis mit dem Bösen einzugehen. Ja, ganz scharfsinnige Leute hatten beobachtet, daß zu bestimmten Zeiten der Satan in leibhaftiger Gestalt durch den Schornstein fuhr, um seinen Paktgenossen die Ratenzahlungen zu leisten. Oft aber wurde Hans von Reue erfaßt; dann raunte er wie rasend durch die Wohnung, nannte sich den unglücklichsten der Menschen, und machte der Mutter die heftigsten Vorwürfe, weil sie ihm einst die „drei Zeichen" in einem Geheimbuche gedeutet und ihn damit in die Fänge Satanas geführt hatte. Mit diesem Bündnis hing es auch zusammen, daß die Zündhölzer gänzlich aus dem Hause verbannt waren, und daß Hans niemals eine Tür mit der Hand öffnete, sondern stets durch Aufschlagen des Ellenbogens auf die Klinke. (Türgriffe kannte die Dorfkultur noch nicht.) Merkwürdigerweise hatten aber

gerade Personen, die am meisten Gelegenheit haben mußten, diese geheimnisvollen Vorgänge zu beobachten, wie z. B. das Hirtenmädchen, welches mit im Hause wohnte, und welches ich einst allen Ernstes in dieser Angelegenheit interpellierte, von alledem — von den letzten beiden Tatsachen abgesehen — nichts wahrgenommen, wie denn auch kein bestimmter Fall, wo jemand von den beiden „behext" worden war oder sonst Übles erfahren hatte, angegeben werden konnte, aber das ändert doch nichts an der Tatsache, daß Mutter und Sohn, hätten sie ein paar Hundert Jahre früher gelebt, ohne Gnade und Barmherzigkeit verbrannt worden wären. Aber die jetzige gottlose Welt fürchtet nicht mehr den Gottseibeiuns und läßt auch seine Diener, die Hexen, ruhig gewähren; so blühte die Wirtschaft weiter, und durch die mystischen Erzählungen, die von Mund zu Mund gingen, wurden nur noch mehr Gäste aus der Umgegend angezogen. Die eigentlichen Bauern zwar betraten kaum je eine Wirtschaft; selbst die Ortsversammlungen, welche noch durch das „Thing" oder die „Thingbotschaft" — Stahlstab mit Ring und Einladungszettel, von jedem weitergeschickt — einberufen wurden, tagten bei gutem Wetter auf dem freien Dorfplatze, sonst in der Stube des Ortsgewaltigen. So bestanden die Gäste zur Hauptsache aus Arbeitern, und es ging sonntags oft lärmend genug in der Schenke her. — Über die Eintönigkeit und Unbill des Lebens half den Dürbys die Musik hinweg, mit welcher sie auch gelegentlich ihre Gäste unterhielten. Auch spielten die Brüder bei Dorffestlichkeiten zum Tanze auf, welcher in Ermangelung eines eigenen Tanzsalons in der Durchfahrt der zweiten Wirtschaft auf provisorischer Bretterdiele veranstaltet wurde. Gewöhnlich brachten sie noch einen Gehülfen mit, der mit „des Basses Grundgewalt" das Trio schloß. Blieb „der dritte Mann" aus, so sprang irgend ein Bauernknecht oder ein Junge, z. B. ich, in die Bucht und begleitete „nach dem Gehör" auf der Baßgeige und trug so auch an seinem Teile zum künstlerischen Erfolge des Orchesters bei. — Als später die beiden Frauen als der „schwächere Teil" des Familienquartetts das Zeitliche segneten, fühlten sich die Brüder vereinsamt und wußten ohne das „ewig Weibliche" Hausstand und Geschäft nicht weiter fortzuführen. Sie nahmen dann die Marie, meine ehemalige Mitschülerin, als Haushälterin in ihre Haus- und Kunstgemeinschaft auf, wo sie in mehr als einer Hinsicht den Grundton angeben soll, zumal sie zur Universalerbin eingesetzt ist für den Fall, daß sie die um etwa 36 Jahre älteren Brüder überlebt — jedenfalls eine weise Maßregel, sich für ihr Greisenalter einer zuverlässigen Stütze zu sichern. Aber irgendwie reformierend oder modernisierend zu wirken, hat auch dieser neue Hausgeist nicht vermocht, vielleicht mit kluger Berechnung auch nicht gewollt. Die Wirtsstube hat noch dasselbe Gesicht wie vor 40 und mehr Jahren, nur daß an die Stelle des damals alleinherrschenden Kaffeepunsches das Flaschenbier — aber ohne Glas — getreten ist, und daß ein moderner Regulator in das altehrwürdige Heiligtum mit der ewigen Lampe hineingetreten ist und hier die Harmonie des Ganzen stört. Im übrigen ragen Wirte und Wirtschaft aus einer längst entschwundenen Zeit in die moderne hinein, um wie ein lebendes Museum angestaunt zu werden von Besuchern von fern und nah, von der Elbe bis zur Königsau. — Große Künstler waren sicherlich die Dürbys nie, wie sie in ihren Gesamtleistungen kaum je das Niveau des Gewöhnlichen überschritten. Nicht durch staunenswerte Taten und große Eigenschaften wirken sie magnetisch in die Ferne, sondern durch Abweichung ihres Wesens vom Gewöhnlichen und Alltäglichen, durch Festhalten am Alten, durch die seltene Fügung, daß Brüder zusammen in verhältnismäßiger Rüstigkeit ein so hohes Alter erreichen, und endlich nicht zum mindesten durch die urwüchsige Art, in welcher das originelle „Trio" seine Weisen erklingen läßt.

Hamburg. N. Mittgaard.

3. Der „Burenklaas" in Westerau. Im Südosten Stormarns, etwa 1½ Meilen von Oldesloe entfernt, liegt das Dorf Westerau. Alljährlich wird dort ein Fest, der „Burenklaas" gefeiert. Die Entstehung desselben liegt weit zurück. Das Dorf Westerau ist ein sogenanntes Stiftsdorf. Im Jahre 1461 verkaufte Lüder v. Rumohr das Dorf an die Lübecker Bürgermeister Andreas Geverdes und Geert v. Leuten für 1450 ℳ. Sie begründeten die Westerauer Stiftung, deren Verwendungen zur Verbesserung von Präbenden und Stipendien an Bedürftige benutzt wurden. — Der „Burenklaas" aber ist nach Müllenhoff in alten Zeiten von der damaligen gräflichen Herrschaft aus nachstehender Veranlassung bestimmt: Auf dem Schlosse war ein wertvoller Ring entwendet. Der Verdacht lenkte sich auf ein bei der Herrschaft dienendes Mädchen. Trotz aller Unschuldsbeteuerungen wurde es hingerichtet. Nach einiger Zeit wurde der Ring bei einer Reparatur in einer Dachrinne gefunden. Krähen lieben bekanntlich glänzende Gegenstände, und so hatte „Klaas," die Krähe auf dem Schlosse, den Ring genommen und in dies Versteck gebracht. Das Mädchen war also unschuldig. Um die Tat aber zu sühnen, wurde von der Herrschaft ein Kapital ausgesetzt, von dessen jährlichen Zinsen die Gemeinde Westerau 96 ℳ in jedem Jahre erhielt, um den „Buernklaas" zu feiern.

Das Fest dauert drei Tage. Der erste derselbe ist für die Herrschaften (Besitzer), der zweite für die Dienstleute und der dritte wieder für die Herrschaften bestimmt. Am Donnerstag nach Nikolai (6. Dezember) nimmt das Fest in der Mittagsstunde seinen Anfang. Das Festessen besteht in Bouillon mit kleinen Brötchen, Fleisch und Kompott. Als Nachtisch wird in Milch gekochter dicker Reis mit Zucker gereicht. Zu dem Festessen darf ein jeder kommen, muß jedoch selbst Messer, Gabel und Löffel mitbringen. Am Sonntag ist der Schluß des Festes gekommen. Jedermann, der an diesem Tage nach 6 Uhr abends in das Festlokal tritt, empfängt Kaffee und Kuchen. An allen Festtagen aber wird getanzt bis zum frühen Morgen. — Ursprünglich wechselte das Fest seinen Platz Jahr um Jahr. Es wurde bei allen Bauern des Dorfes nacheinander gefeiert. Im Laufe der Zeit ist dies anders geworden. Nun wird es immer in der Gastwirtschaft des Dorfes veranstaltet. Obwohl die Summe, die für das Fest ausgesetzt war, von der Stiftung zurückbehalten wird, feiert Westerau und Umgegend noch alljährlich seinen „Buernklaas." G. Fr. Studt, Barderup.

Dem Wunsche der Schriftleitung entsprechend, teile ich mit, was ich über den „Burnklaas" weiß. Ich habe das Fest 1893 und 1895 mitgefeiert. Am Vorabend des Festes bringen die Dienstmädchen sämtlicher Besitzer in blankgeputzten Messingkesseln Milch ins Festlokal. Sie erhalten dafür Kaffee und Kuchen und hernach Punsch, so daß sie freudig jauchzend die Dorfstraßen durchziehen und selten allein nach Hause kommen. Am andern Tage, dem Donnerstag nach dem 6. Dezember, beginnt um die Mittagsstunde das Festessen. Man sieht festlich geschmückte Damen und Herren (verheiratete) mit Löffel, Gabel und Messer bewaffnet ins Festhaus eilen. Beim Eintritt wird jedem ein Schnaps Rum angeboten. Bei der Mahlzeit gibt es zuerst Fleischsuppe, klar, ohne Klöße, ohne Reis. Jeder Gast erhält aber ein Franzbrot (Weizenbrot) zu 20 Pf., von dem er zur Suppe essen kann. Als zweiter Gang folgt das Suppenfleisch mit Meerrettigsauce und gekochten Pflaumen. Kartoffeln gibt's nicht. Als Nachtisch wird dicker, in Milch gekochter Reis gegeben, mit Zucker und Kaneel bestreut. Diesen essen je vier Personen aus einer gemeinsamen Schüssel. Ist die obere süße Schicht abgegessen, streuen junge Mädchen, die Töchter der Besitzer, aus Zuckerschalen neu auf. Früher war es noch „poetischer": die jungen, weißgekleideten, Süßigkeit spendenden Engel trugen nämlich den Zucker in schneeweißer Schürze und streuten ihn mit zarter Hand auf die Reisschüsseln, von denen die süße Oberschicht abgegessen war. — Während noch viele beim Reis sitzen, stimmt im anstoßenden Saale die Musik den Choral „Nun danket alle Gott" an. Der Ortslehrer mit den großen Knaben singt mit, und die so jäh vom Reis aufgeschreckten und herbeieilenden Gäste stimmen mit ein. Viele tragen unter dem Arm ein halbes oder ganzes Franzbrot, das sie mit Fleiß von der Mahlzeit erspart haben. Wer vergessen hat, es mitzunehmen, findet es auf seinem Tische nicht wieder, da Arme das Recht haben, während des Gesanges den Tisch zu räumen. — Nach der Mahlzeit zeigen sich die Besitzer aus Westerau sehr freigebig gegen Gäste von auswärts und suchen diese, wenn möglich, unter den Tisch zu trinken. — Über den Ursprung des Festes wird auch folgendes erzählt: Die Besitzer aus Westerau mußten einen Jahreszins, Erbpacht, an den Lübecker Staat zahlen und zwar am Nikolaitage in Lübeck. Sie wurden dann mit Essen und Trinken festlich bewirtet. Die Lübecker Polizisten hatten die Weisung erhalten, den von der Mahlzeit angeheiterten Bauern gegenüber ein Auge zuzudrücken. Da aber Lärm und allerlei Allotria von seiten der bezechten Bauern von Jahr zu Jahr schlimmer wurde, änderte man die Sache, indem man die Erbpachtgelder in Westerau hob und den Leuten 80 Mark Kurant zahlte, wofür sie sich ein Festessen bereiten konnten. — Der Betrag von 96 Reichsmark wird, wenn ich nicht irre, noch bezahlt und zwar an die Bauern der Reihe nach. Da aber die meisten Besitzer auf ein solches Fest nicht eingerichtet sind und auch die Mühe scheuen, treten sie es an den Gastwirt ab, der das Fest natürlich gerne nimmt; denn von weither strömen zahlreiche Gäste heran, um den „Burenklaas" mitzufeiern. R. Blunck, Oldesloe.

4. Anfrage. Hier in Holm besteht seit etwa 1½ Jahren eine kleine Wetterwarte. An Instrumenten sind vorhanden aus der meteorologischen Fabrik von Lambrecht in Göttingen: ein Polymeter, ein Holosteric-Barometer, ein Maximum- und Minimum-Thermometer. Prognosen werden täglich aufgestellt und veröffentlicht. Die Ergebnisse sind befriedigend. Nach Professor Conwentz soll in unserer Provinz eine recht große Anzahl von Lehrern an den meteorologischen Beobachtungen beteiligt sein. Ich darf demnach erwarten, daß es auch unter den Lesern der „Heimat" doch schon eine Anzahl gibt, die Voraussbestimmungen des Wetters nach Lambrechts Polymeter machen. Es würde mich interessieren, mit diesen in Korrespondenz treten zu können zwecks gelegentlichen Austausches der Beobachtungen und Ergebnisse, namentlich inbetreff etwaiger Abweichungen in unserm meerumschlungenen Schleswig-Holstein von Dr. Troskas Wetterregeln.

Holm i. Holst. H. Eschenburg.

5. **Ein Silberschälchen mit Inschrift** findet in dem Berichte über die Ankäufe und Schenkungen des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe im Jahre 1905 besondere Erwähnung. Da die niederdeutschen Beschauzeichen auf alten Silbersachen, wie in dem Jahresberichte erläutert wird, sich samt und sonders ableiten lassen aus den Wappen der Landstädte, in denen die Goldschmiede ihre Werkstätten gehabt haben, so ist dieses Schälchen durch das Beschauzeichen, die Fortuna mit dem geblähten Segel aus dem Wappen der holsteinischen Stadt Glückstadt, als die Arbeit eines Glückstädter Goldschmiedes nachzuweisen. Die Buchstaben A. D. des Meisterstempels harren noch der Deutung. Das Schälchen, das nur 9,3 cm weit und 4,3 cm hoch ist, ruht auf drei Kugelfüßen und ist am Rande mit wagerecht abstehenden flachen Henkeln versehen. Statt aller Verzierung läuft rings um den Rand eine gravierte Inschrift, die den bekannten alten Kindervers wiedergibt:

„Bukoken von Halwerstadt. Wat sal ick den bringen
Bring unsen klein kin wat Ein pahr schau mit golde ringe[n]."

Nach Form, Größe und Inschrift ist dieses Schälchen, dessen Anfertigung in den Anfang des 18. Jahrhunderts zu setzen ist, als eine Patengabe für ein Kind anzusprechen. Darauf weist auch eine Überlieferung in der Familie der Vorbesitzer hin, die da besagt, daß aus diesem Schälchen der dänische Minister Struensee als Kind seinen Grützbrei gegessen habe. F. Lorentzen.

Bücherschau.

1. **Kickinnewelt.** Plattdeutsches Familienbuch. Eine Sammlung von Wiegenliedern und Kinderreimen, Rätseln, Spielen und Sprichwörtern, Märchen und Gedichten in allen niederdeutschen Mundarten. Herausgegeben von **Georg Payssen Petersen**. Mit 100 Bildern von W. Schaekel. Verlag von Gerhard Küstmann. Dresden 1905. — Aus dem reichen Schatze niederdeutscher Volkspoesie, wie er in einer Reihe von Sammelwerken wissenschaftlich bearbeitet vorliegt, und aus mündlicher Überlieferung hat der Herausgeber eine Auswahl getroffen, die ihrem Zwecke, in jung und alt Liebe zum niederdeutschen Volkstum zu erwecken, wohl dienen mag. Da auch die Bilder besonders den Kleinen viel Freude machen werden, mag das Buch zum bevorstehenden Feste bestens empfohlen sein. Der Preis von 6 *M.* entspricht der durchaus vornehmen Ausstattung. F.

2. **Paul Gerhardt.** Ein Erinnerungsblatt. Vortrag von **Ernst Kammerhoff**. Glückstadt, Max Hansens Verlag. 1907. (Preis 50 Pf., 100 Exemplare 30 *M.*) — Der vorliegende Vortrag des Rektors Kammerhoff in Itzehoe ist bei einer Paul-Gerhardt-Feier des Evangelischen Bundes gehalten und, auf Wunsch der Zuhörer veröffentlicht, „den Herren vom Vorstand des Zweigvereins Itzehoe mit deutsch-evangelischem Bundesgruß zugeeignet." Die Schrift ist in der Tat weiterer Beachtung wert, denn was hier auf 48 Seiten geboten wird, beruht auf gründlichen Studien und berücksichtigt neben den älteren auch die neuen und neuesten Forschungen, so daß man selbst nach dem Lesen eines größeren Werkes hier noch manche Ergänzung findet. Die Arbeit zeugt von einer genauen Kenntnis der Gerhardtschen Dichtungen wie von einem feinen Verständnis für den tiefen religiösen und den poetischen Gehalt derselben und für die einzigartige Bedeutung des Dichters für unsere evangelische Kirche. Auch die Form und Sprache der Lieder wird in interessanten Ausführungen in Kürze gewürdigt. Daß nicht alles erschöpfend behandelt werden konnte, erklärt sich schon aus dem oben erwähnten besonderen Zweck des Vortrages. Zweifelhaft könnte sein, ob nicht hier und da eine etwas andere Anordnung vorzuziehen gewesen wäre; so hätte ich zu gunsten eines geschlossenen Lebensbildes die gleich anfangs erörterten kirchlichen Streitigkeiten, in deren Beurteilung ich dem Verfasser durchaus zustimme, lieber an der betreffenden Stelle seines Lebensganges eingefügt gesehen — doch sind solche Fragen von nebensächlicher Bedeutung. — Möge die kleine Schrift mit dazu beitragen, den Wunsch, dem der Verfasser am Schlusse Ausdruck gibt, zu verwirklichen, daß Paul Gerhardt ein Denkmal gesetzt werde nicht von Erz und Stein, nein, in unseren Herzen und in denen unserer Kinder, daß wir seine Lieder fleißig singen und treu bewahren!

Kiel. G. Stoltenberg.

3. **Maren.** En Dörp-Roman ut de Tid von 1848—1851 von **Johann Hinrich Fehrs**. — In Kreisen, die Fehrs nahe standen, wußte man schon, daß derselbe seit einigen Jahren an einem Roman aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung arbeite. In Anbetracht der dichterischen Bedeutung und der Stellung, die Fehrs sich durch seine Erzählungen und Gedichte in der plattdeutschen Literatur errungen hat, wurde dieses Werk mit Spannung und Hoffnung erwartet, zugleich aber regte sich auch ein leiser Zweifel, ob es Fehrs noch gelingen werde, im zunehmenden Alter sich der größeren Form des Romans zu bemächtigen. Dieser Zweifel wuchs, als man aus Proben, die

im letzten Jahre mitgeteilt wurden, sah, daß die alten, aus den Erzählungen Fehrs' bekannten Personen, wie Niklas, Neels, Maria Kiwitt und Dirk Scheper, wieder auftauchten. Jetzt liegt der Roman vollendet vor, und die Verlagsanzeige behauptet, daß dieser Roman ohne Zweifel Fehrs' bedeutendstes Werk sei. Angesichts des vollendeten Werkes darf auch ein freieres Urteil dieser Ansicht ruhig beitreten: es ist in der Tat das Alterswerk unseres Fehrs — die Krone seines Schaffens, und mit diesem Roman ist der plattdeutschen Literatur überhaupt, insbesondere der Schleswig-Holsteins eine wertvolle Bereicherung geschenkt. Freilich einen anderen Kreis hat Fehrs hier auch nicht betreten, es ist auch hier in der Hauptsache derselbe Kreis wie in den Erzählungen, der Kreis der engsten Heimat, des Dorfes Ilenbek, wie er es nennt; hat der Dichter aber bislang nur Segmente dieses Kreises gegeben, so gibt er jetzt den ganzen Kreis, alle die einzelnen Gestalten der früheren Erzählungen: die Familie Kiwitt, der Bauervogt Detlef Rolff, die alte Abel, Henn Kark, Dirk Scheper und andere werden hier zur Einheit eines vollen Dorflebens verbunden, sie werden zugleich aber auch, vor allem Dirk Scheper und die alte Abel, fester psychologisch begründet und vertieft. Nach dieser Richtung hin ist wirklich Bedeutendes geleistet worden; hier ist in dem kleinen Rahmen das Bild einer ganzen Gesellschaft gegeben, das durch Reichtum und Originalität, Echtheit und Lebendigkeit seines Inhalts und seiner Form ausgezeichnet ist. Neben und über diesem Milieu des Dorflebens aber, das, so wertvoll es an und für sich ist, für das Ganze des Kunstwerks doch fast zu reich ausgeführt scheint, erhebt sich der eigentliche Roman, der Roman eines Weibes Maren Boysen. Freilich diese Frau ist keine gewöhnliche Romanheldin, und wer in ihrer Geschichte einen Dorfroman nach der alten sentimentalen Schablone erwartet, würde sehr enttäuscht werden; vielmehr gleichen auch die Hauptgestalten dieses Dorfromans in dem harten Realismus ihrer Zeichnung, dem allerdings dabei die Liebe des Künstlers und Menschen nicht fehlt, den Menschen des Schweizers, Jeremias Gotthelf. Maren vor allem ist zunächst wenig geeignet, Sympathie zu erwecken, in ihrer dörflichen Welt hat sie tatsächlich Züge der germanischen Brunhild, mit der sie einmal scherzhaft verglichen wird: ein älteres, überaus tüchtiges und klar sehendes Mädchen, aber durch Naturanlage und Lebensschicksal hart, stolz und berechnend, beredet sie den Bruder, den sie von allen Menschen am meisten liebt, mit einem Gefühl, in dem sich Familienstolz und schwesterliche Zuneigung merkwürdig mischen, sein geliebtes Kind Maria dem reichen, aber verstandes- und energielosen Bauern Paul Struck zu verloben, einmal um hierdurch Marias, die sie aufrichtig liebt, „Glück" zu befördern, zugleich aber auch in dem bestimmten und bestimmenden Hintergedanken, so auf irgend eine Weise das Geld des reichen Schwiegersohnes der bedrängten Wirtschaft des Bruders nutzbar zu machen. Als aber Maren sehen muß, daß ihr Werk kurz vor dem Abschluß an dem Charakter Marias, die durch die in ihr Leben tretende Liebe zu dem jungen Offizier Sterlau erst ihrer selbst recht bewußt wird, scheitert, faßt sie mit der ihr eigenen Härte und Schnelle der Entschließung den Plan, damit der Reichtum von Paul Struck der Familie Boysen nicht verloren gehe, und auch, um selbst noch zu Haus und Hof zu kommen, sich selbst an die Stelle der Nichte zu setzen, und bei dem sehr beeinflußbaren Wesen Pauls erreicht sie auch ihren Zweck, ja, sie bringt Paul dazu, seinerseits die Verlobung mit Maria aufzusagen und dafür nach bäuerlicher Sitte sogar ein Reugeld dem Vater zu zahlen. So hat Maren durch ihr zielbewußtes, skrupelloses Handeln ihren Zweck erreicht, aber es zeigt sich immer mehr, daß der Einsatz doch zu hoch gewesen ist. Freilich Paul gegenüber gewinnt sie das Spiel; ohne Liebe, aber pflichtbewußt faßt sie ihre Aufgabe an und führt sie durch, sie bringt den vernachlässigten Hof in Ordnung, sie bringt auch nach manchen Mühen und Stürmen ihren Mann in Ordnung und macht aus dem halben Trottel, dessen Seele außerdem ganz von schmutzigem Geiz eingenommen war, ein halbwegs brauchbares, wenn auch ganz von seiner Frau abhängiges Glied der dörflichen Gesellschaft. So hat Maren äußerlich gewonnen, aber doch hat sie innerlich verspielt: einmal hat sie durch ihren merkwürdigen Menschenhandel das, woran ihr am meisten lag, verloren, das volle Vertrauen, die Liebe ihres Bruders, und unter diesem Verluste schon leidet sie schwer. Es tritt aber noch ein Anderes, Schwereres hinzu, die Natur selbst spricht ihr verurteilendes Votum über die gegen die Natur vollzogene Verbindung, als ein Ereignis eintritt, das Maren nicht mehr erwartet hatte. Als sie sich Mutter fühlt und dem Manne, den sie kaum achtet, geschweige denn liebt, ein Kind bringen soll, da ergreift die stolze und im Grunde edle Natur der Schauder vor der Nemesis, die in ihrem eigenen Schoße heranreift; sie bricht innerlich zusammen, bevor die äußere Katastrophe sie ereilt. Diese äußere Katastrophe wird herbeigeführt durch die schreckensvolle Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Idstedt, welche die an dem Schicksal des Landes mit männlichem Herzen teilnehmende Frau auf das Lager wirft. So verbinden sich schließlich hier Hintergrund und Vordergrund des Bildes, das Schicksal des Einzelnen und der Zeit. Freilich ist hier im ganzen mehr ein Parallelis-

uns als ein Kausalnexus hergestellt, das höchste Ziel des eigentlich historischen Romans, daß Personen und Zeiten in der Darstellung sich durchdringen, die Personen in ihrer Eigenart ein Abdruck, ein Kompendium der Zeit sind und in ihrem Schicksal das Schicksal der Zeit wiederspiegeln, eine Aufgabe, wie sie Adolf Bartels in seinem Dietrich Seebrandt zu lösen versucht hat, ist in diesem Dorfroman nicht erreicht, wohl auch kaum beabsichtigt. So hört man also mehr von der Zeit reden, als daß man sie wirklich in ihren stärksten und tiefsten Strebungen sähe, aber auch so gewährt es einen eigenen Reiz, die letzten Ausläufer der großen Flut zu sehen und zu hören, wie die Wogen der brandenden Zeit sich an dem Gestade der stillen Bucht brechen.

Diese kleine Skizze des Inhalts mag schon einen Begriff geben von dem Stoff und der Art des Romans. Der Roman gehört nicht zu denjenigen, wie Jörn Uhl und andere, die im Sturme sich die Herzen erobern. Dazu ist die Milieuschilderung etwas zu breit, die eigentliche Handlung nicht konzentriert und spannend genug, auch sind die Menschen, vor allem die Hauptperson, neben der die anderen, auch die überhaupt etwas blaß gebliebenen hochdeutschen, doch durchaus zurücktreten, zunächst nicht geeignet, volle Sympathie zu erwecken, sondern zunächst interessieren sie nur ästhetisch, bis sie zuletzt, wo sich erst der wahre und edle Kern ihres Wesens immer mehr enthüllt, auch unser Herz erobern. Aber diese Eroberung wird bei manchen Lesern immerhin etwas langsam vor sich gehen; dazu kommt noch, daß Fehrs ein Darstellungsmittel, das bei vielen noch heute als die Quintessenz der plattdeutschen Poesie gilt, den Humor, nicht mit derselben Leichtigkeit und Absichtlichkeit anwendet wie Fritz Reuter, von anderen Spaßmachern ganz zu schweigen. Freilich fehlt Fehrs der Humor durchaus nicht, es ist auch der echte Humor, aber dieser entwickelt sich auch hier, wie in den Erzählungen, nur aus der Wahrheit der Menschen und des Lebens, er ist, kurz gesagt, ein Natur-, kein Kunstprodukt, als solches nicht so glänzend, aber desto echter. Echtheit ist überhaupt das erste Wort, was man von Fehrs' Poesie im allgemeinen, von diesem Werk im besondern aussagen kann und muß, echt sind die Gestalten, d. h. ursprüngliche Typen der Eigenart des niedersächsischen Stammes, echt sind die Formen des Lebens, die dörflichen Verhältnisse, die Fehrs aus eigener Lebenserfahrung auf das gründlichste kennt, echt ist die Ausdrucksform dieses menschlichen Lebens, mit ihrem Inhalt verwachsen, die plattdeutsche Sprache, die hier auch dem Kenner noch ungeahnte Tiefen ihres Reichtums, ihrer Kraft, ihrer Anschaulichkeit eröffnet, echt ist das ganze Kunstwerk schließlich, da es, ohne literarischer Eitelkeit zu dienen und den Neigungen des großen Publikums zu frönen, als die notwendige Lebensfrucht eines Dichtergeistes erscheint, den das Leben selbst zum Schaffen angeregt hat. Diese Echtheit ist dem ganzen Schaffen von Fehrs eigen, in diesem letzten größeren Werke hat sich aber die Kunst des Dichters noch höher entwickelt: einmal leuchtet er hier, besonders bei der Hauptgestalt Maren, in Tiefen des Seelenlebens hinein, wie wir sie kaum in der plattdeutschen Poesie kennen, und andererseits erreicht er an Stellen, z. B. bei dem Tode der alten Abel, bei den Visionen des alten Dirk Scheper eine Kraft der Darstellung, die an das Erhabene streift, wie es doch auch in der plattdeutschen Poesie nur spärlich vertreten ist. Der Roman sei deshalb allen Freunden gesunder und echter Poesie, insbesondere den verwandt empfindenden Plattdeutschen und Schleswig-Holsteinern als Lebensfreund und -begleiter bestens empfohlen.

Flensburg. J. Krumm.

Eingegangene Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Peters, Jahresbericht des Kieler Jugendspielvereins. — Nieritz, G., Die Kinder von Naumburg. Verlag von G. König in Berlin. — Fehrs, J. H., Maren, en Dörproman ut de Tid von 1848—51. Verlag von Lühr & Dirks in Garding. Preis 4 *M*. — Festschrift zum 5. deutschen Abstinententag in Flensburg, herausgegeben von Georg Asmussen in Hamburg. — v. Fischer-Benzon, Katalog der schleswig-holsteinischen Landesbibliothek, 1. Nachtrag für 1898—1906. Verlag von Julius Bergas in Schleswig. — K. Flöricke, Die Vögel des deutschen Waldes. Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, in Stuttgart. Preis 1 *M*. — M. Braeß, Tiere unserer Heimat, herausgegeben vom Dürerbunde. Verlag von Callwey in München. Preis 4 *M*. — Harzen-Müller, Verzeichnis der plattdeutschen Kunstlieder und ihrer Komponisten, herausgegeben vom allgemeinen plattdeutschen Verband in Berlin. Preis 0,75 *M*.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Holstenstraße 43.

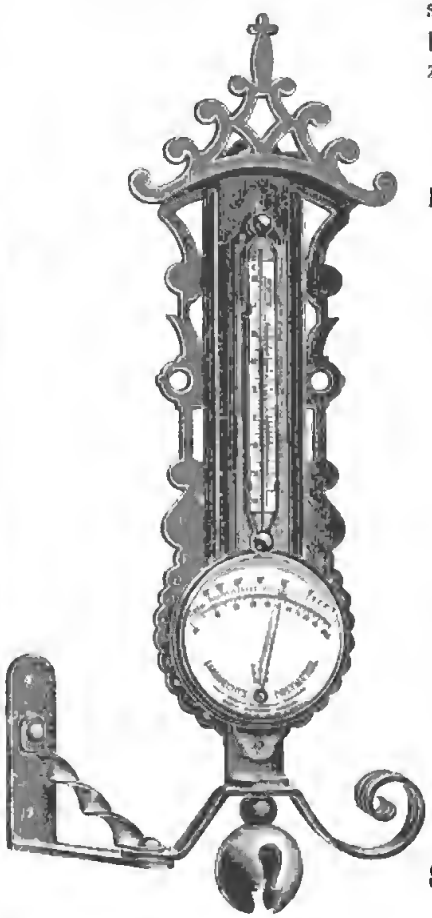
Praktisches Festgeschenk!

Original Lambrecht's Polymeter

beantwortet die Fragen:

Gewitter? — Hagel? — Nachtfrost? — Heiteres oder trübes Wetter? — Frost oder Tauwetter? — Schnee oder Regen? Es führt uns ein in die Natur und vertieft uns in die Wissenschaft der **Wetterkunde.** Das Polymeter ist zugleich der Feuchtigkeitsmesser, welcher für Zimmerluftprüfungen in Frage kommt. Siehe Broschüre »Gesunde Luft« von Dr. Fleischer.

Warnnng! Jedes Instrument muß mit der Bezeichnung »Lambrecht« versehen sein. Andere wertlose und in der äußeren Form nachgeahmte Instrumente weise man zurück, da sie auf Täuschung berechnet sind.



In einfachster Ausstattung M. 20,–.
Mit Fensterwinkel und Schutzgehäuse aus Kunstschmiedeeisen wie Abbildung M. 30,–.

Es gibt keinen Ersatz für Original Lambrecht's gesetzlich geschützte Instrumente.

Bis jetzt über 50,000 Stück im Gebrauch.

Man verlange
Gratis-Drucksache Nr. 679.

Wilh. Lambrecht,
Göttingen.

Gegründet 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der großen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Ehren-Diplom,
Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

General-Vertrieb
für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:
C. A. Ulbrich & Co. in Zürich,
für Belgien durch:
Société anonyme Belge M. Schaerer, Brüssel,
36, Rue d'Argent,
für die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch:
Gall & Lembke, New-York,
1 West 42 N. D. St.

Verlag v. Louis Marcus, Berlin SW. 61

Das Sexualleben
unserer Zeit
in seinen Beziehungen zur modernen Kultur
von
Dr. med. Iwan Bloch,
Spezialarzt für Haut- und Sexualleiden
in Berlin-Charlottenburg.
Verfasser von »Ursprung der Syphilis« usw. usw.
4.—6. um einen Anhang vermehrte und mit einem Sach- und Namenregister versehene Auflage.
19.—40. Tausend.
872 Seiten. Lexikon-Format.
Preis: brosch. Mk. 8.–, gebd. Mk. 9.50.
Ein Fundamentalwerk, dem keine Literatur etwas Ähnliches an die Seite stellen kann!
Prof. Dr. Petersmann-Dresden.

Passend für **Weihnachtsbescherungen** durch den **Weihnachtsmann** – der durch kräftiges Anklopfen sein Erscheinen angekündigt hat und nun von den erwartungsfrohen Kindern mit Sang und Klang freudig begrüßt wird – in **Schulen, Vereinen** und **Familien:**

Weihnachtslied für Kinder

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.
Preis 1 *M*. In Partien billiger!
Zu beziehen direkt vom Komponisten, Gesanglehrer und Organist **Gustav Stolz,**
Kiel-Gaarden,
Johannes-Str. 34.

Zu kaufen gesucht:
Schütze, Holsteinisches Idiotikon.
Angebote mit Preisangabe an
Dr. Mensing, Kiel, Lornsenstr. 52 a.

Herdersche Verlagshandlung
zu Freiburg i. Br.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Wasmann, E., S. J., Der Kampf um das Entwicklungsproblem in Berlin. Ausführlicher Bericht über die im Februar 1907 gehaltenen Vorträge und über den Diskussionsabend. gr. 8°. (XII u. 162) Preis Mk. 2.—

Porzellan-Etiketten

für Obstbäume, Rosen, Schulgärten, Sammlungsschränke von Privaten und in Schulen usw. empfiehlt von 5 Pfg. an
Schrift nach Angabe. Muster frei.
Nicol. Kißling, Vegesack.

Intern. Verbindungen zum Ansichtskarten-, Briefmarken-, Naturalien-, Pflanzen-, Mineralientausch, Erwerb und Verwertung von sonstigen Sammelobjekten, anregenden Briefwechsel, Auskunftseinholung, Erweiterung fremdl. Sprachkenntnisse erhalten Sie durch **„Weltbund."** Jährl. Beitrag nur 1,60 Mk. Anmeld. an Redakteur **Karl Juschus,** Hamburg W. 807.

Ein neuer Roman
von
Max Geißler.
Die Musikantenstadt.
ca. 320 Seiten.
Broschiert Mk. 3.50,
in elegantem Originalband Mk. 5.—

Das Problem, auf dem der Roman steht, ist zusammengefaßt in die sinnigen, starken Worte:

»Ein Dach und ein Weib, und wenn's sein kann, auch Kinder, muß der Mann so notwendig haben wie eine Pflicht. Wenn er landfahrend ist, so ist er ein Blatt, das der Herbstwind vom Aste gerissen hat; es treibt dahin, bleibt irgendwo am Wege liegen und verkommt. Aber das Feuer des eigenen Herdes ist segnend wie die Sonne, in seinem Scheine wachsen alle Tugenden, und in seiner Wärme gedeihen das Glück und die Stärke eines Volkes.«

Der starke soziale Einschlag, den der Roman ohne alle Lehrhaftigkeit trägt, und die einheitliche, künstlerisch volkstümliche Form voll poetischer Kraft der Darstellung macht **„Die Musikantenstadt" zu einem deutschen Hausbuche im besten Sinne, das auch in keiner Volksbibliothek fehlen darf.**

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

A. F. Jensen,
Buchdruckerei
Holstenstr. 43. Kiel. Holstenstr. 43.

B. Becker in **Seesen** i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak.** 10 Pfd.-Beutel fco. 8 Mk. **Cigarren billigst.**

Max Riemer, Hoflieferant,

Fernsprecher 377, Kiel, Holstenstrasse 43.

Buchbinderei, Vergoldeanstalt, Geschäftsbücherfabrik.

Leistungsfähigste Anstalt der Provinz.

Alle Arten Bucheinbände, vom Einfachsten bis zum Elegantesten,
Adreßmappen, Photographie-Album usw.
sauber, geschmackvoll und preiswert.

Weltausstellung St. Louis:
Silberne Medaille.

Zahlreiche Auszeichnungen. Goldene u. silberne Medaillen.

Gebr. Pippow

vorm. **W. Haferlandt & Pippow**
Berlin N. Hermsdorf
Bahnhofstr. Villa Nr. 11

liefern sämtliche Präparate auf naturhistor. Gebiete. Unsere Spiritus-Präparate, Metamorphosen, Injektions-, zootomischen Präparate usw. sind weltberühmt. die Skelette, ausgestopften Tiere usw sind von unvergleichlicher Schönheit. — **Man verlange vor jeder Neuanschaffung unsern Katalog, welcher kostenlos zur Verfügung steht.**

Unsere Specialität ist:
Einrichtung von Naturalien-Kabinetten.

Schleswig-holsteinisches Antiquariat Kiel,

Brunswiekerstraße 35 a

erwurb die Restvorräte und empfiehlt:

Waitz, Geschichte von Schleswig-Holstein, grosse Ausgabe, statt Mk. 18,— für Mk. 12,—

Dasselbe, kleine Ausgabe, statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Henrici (Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat u. Reichsgerichtssenatspräsident), Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners, brosch. statt Mk. 3,— für Mk. 1,50.

Dasselbe, gebunden, statt Mk. 5,— für Mk. 2,75.

— Ant.-Katalog 251: Slesvicensien u. Holsatica auf Verlangen gratis und franko. —

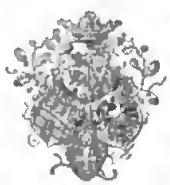
L. Handorff, Kiel

Graphische Kunstanstalt

mit neuesten Satz- und Druckmaschinen ausgerüstet, empfiehlt sich zur Herstellung von:

Werken, Abhandlungen, Zeitschriften, sowie allen vork. **Druckarbeiten.**

Älteste **Cliché-Fabrik** der Provinz.
120 Angestellte.



Einbanddecken

für

„Die Heimat,"

für **Einzel**-Jahrgänge à 60 ₰,
für **Doppel**-Jahrgänge à 80 ₰.

Bestellungen mit Angabe der gewünschten Jahreszahlen unter Einsendung des Betrages (ev. auch in Marken) an den **Expedienten** oder den **Kassenführer.**

Von der ältesten Zeitschrift für Volkskunde „Am Urdsbrunnen" sind noch einige Restexemplare von Jahrgang I, II, III, IV, V und VII à 1 M. zu beziehen.

Dahrenwurth b. Lunden. **H. Carstens.**

Insekten, einzeln und in ganzen Sammlungen, in jeder Form und Größe. **Biologisches Material.** Nicht vorhandene Naturalien werden zu Originalpreisen besorgt. Ansr. mit Rückmarke.

Kossau pr. Plön (Holstein).
Jürgen Schröder.

Was Nährsalze nun sind, verlangst Du zu wissen? Unfehlbar
Wird nach sparsamem Gebrauch Leib und Seel' Dir gesunden.
Und wer die Gesundheit wirklich will ernstlich ersagen, der
Habe den Mut zu sagen: Gib eine Probe mir Kunden
z. 20./4. **Pero-Werk, Fichtenau,** Kr. N.-Barnim.

Neu! **Andalusischer** **Neu!**
Orangenblüten-

Honig!!

Übertrifft durch sein wundervolles Aroma u. seinen köstlichen Geschmack jeden andern Honig der Welt.
Garantiert absolut naturreines Bienenprodukt! *Keine Nachnahme! Erst prüfen, dann zahlen!* Begeisterte Lobschreiben von ersten Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— 5 Pfd.-Dose M. 6.25* franko u. zollfrei ins Haus.
Kusche & Martin, Malaga Spanien (Deutsche Firma).
Für Bestellung genügt 10 Pfg.-Karte.

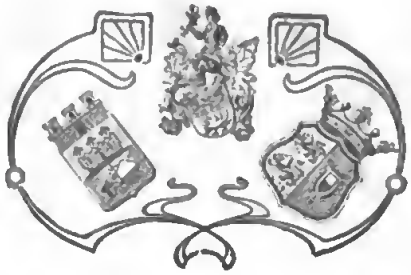
Aye & Haacke

Altona, Bordeaux

Weinhandlung,

empfehlen
ihre gutgepflegten
Bordeaux-, Rhein- und Mosel-Weine.
Rum, Cognac, Whisky.

Aug. Junge
Kellinghusen.
Gegründet 1724.



Färberei, Reinigungs-Anstalt.

Hohen Wert für alle Lehranstalten

haben **Kagerahs**, sowie unsere

technologischen Sammlungen,

geeignet für den **Unterricht** in **Technologie. Chemie, Botanik, Geographie, Warenkunde** usw.

Kataloge
auf Wunsch gratis.

Gebr. Höpfel,
Lehrmittel-Anstalt.
Berlin NW. 5, Birkenstr. 75.

Spezial-Preislisten
über andere Lehrmittel: **Anatomische Modelle, botanische Sammlungen und Präparate, Mineralien, Analysen-Material** usw.
stehen auf Verlangen gern zu Diensten.

Passend als Weihnachtsgeschenke
für jung und alt:

Europäische und **exotische Käfer** und **Schmetterlinge** in großer Auswahl. Präparierte Raupen, Insekten-Metamorphosen, Termiten-, Wespen- und Ameisennester, darunter das hochinteressante Nest der **Azteca Mülleri.** Zusammenstellung von Schulsammlungen.

Heinrich E. M. Schulz,
Hamburg 22, Wohldorferstraße 10.

2 Gazellengehörne und 5 schädelechte
Hirschgeweihe
sortiert, 4—8 Ender fertig mit Scheiben ſ 20 Mk. Nachnahme. Gegen Sicherheit oder Nachnahme und Porto-Ersatz auch zur Ansicht offerieren
Weise & Bitterlich, Ebersbach-Sa.
Geweihe jed. Art, Schildkröteupanzer, Haifischgebisse 2c.

Spezial-Werkstatt für **Plankton-Gerätschaften.**
Brillen und **Kneifer** nach ärztl. Vorschrift.
(12) **Ad. Zwickert,**
Optische Anstalt
Kiel, Dänischestraße 25.

H. Heustreu, Kiel, Schumacher Str. 9 — Reparaturen prompt u. billig. — Brillen u. Pincenez aller Art.

Herders
Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.

Konversations-Lexikon
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Dieser Nummer liegen Prospekte bei: 1. von Herm. Gesenius in Halle a. S., 2. J. F. Lehmann in München, 3. Pero-Werk in Fichtenau, 4. Joh. Eggers & Co. in Hemelingen bei Bremen. — Wir empfehlen dieselben der besonderen Beachtung unserer Mitglieder.
Die Expedition.

Schriftführer und Expedient: Heinrich Barfod, Kiel, Gaibelallee 21.

AUGUST PFÖRTNER
KIEL
BUCHBINDEREI &
VERGOLDE-ANSTALT
KEHDEN-STR.17. Fernspr. 1729

Digitized by Google